This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

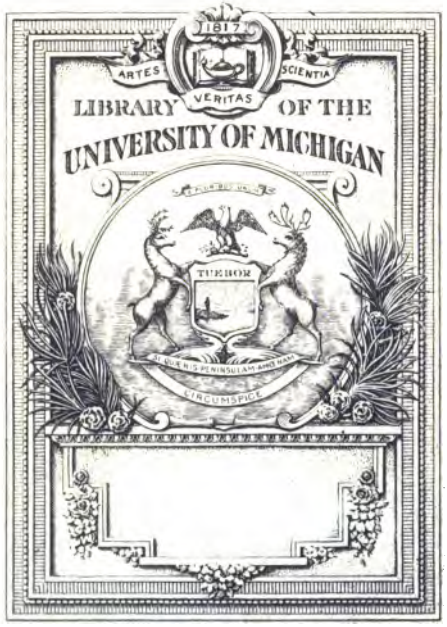
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

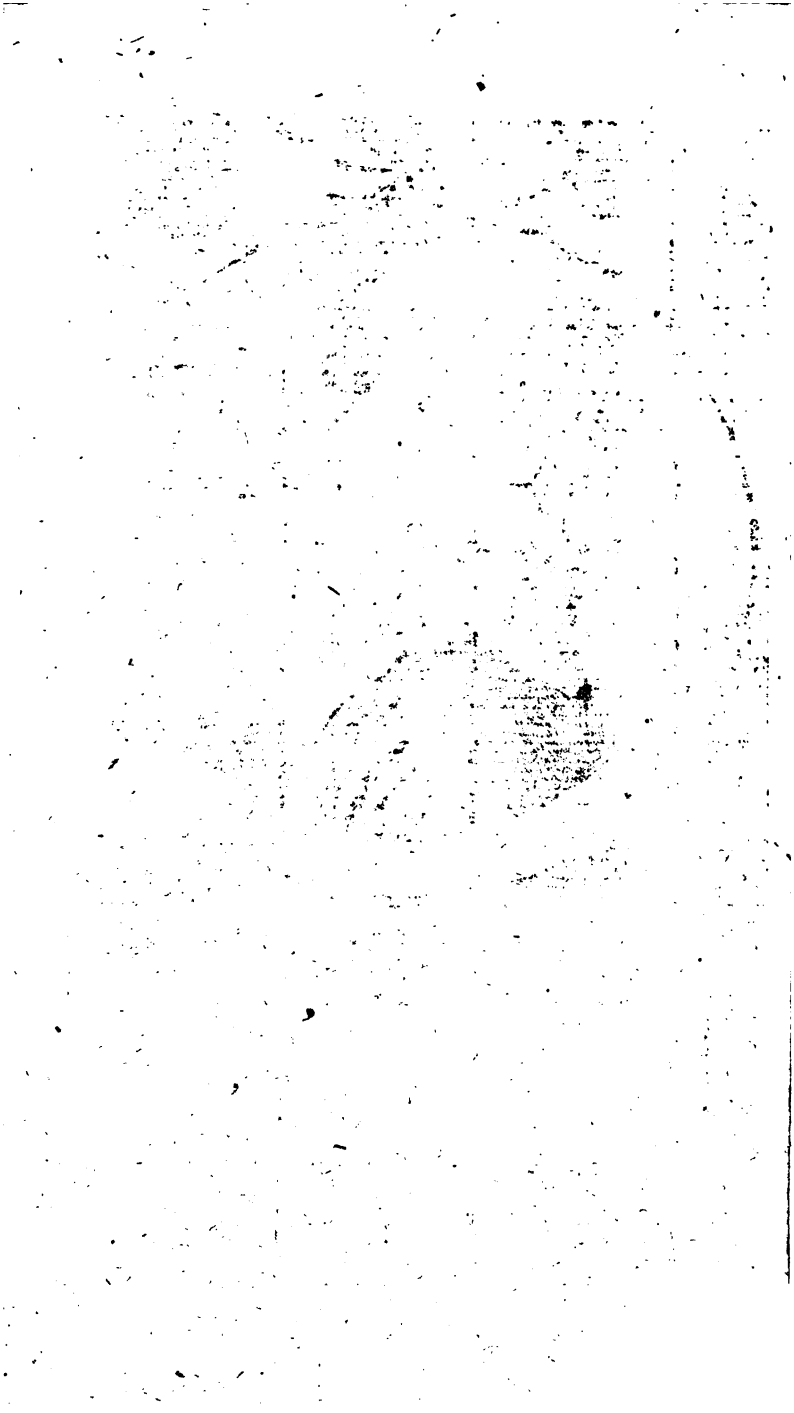
Über Google Buchsuche

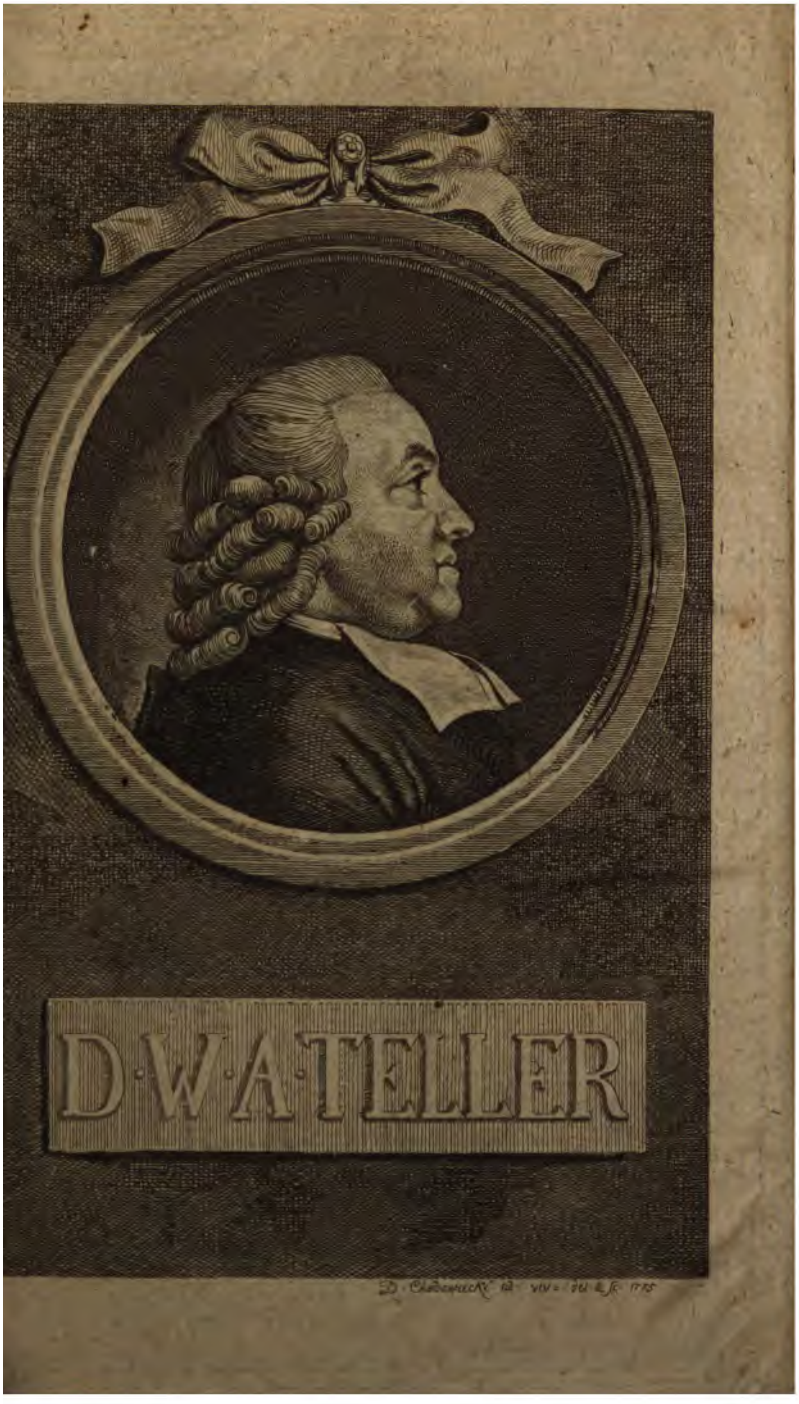
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Litt. I.
2


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TURBOM
CIRCUMSPICE

100
.A3




D·W·A·TELLER

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des acht und zwanzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1776.

Faculty Research Prog
De gruyter
2-57.31
2 3643

Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des acht und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freygeister wider die Offenbahrung, 1ter Theil. 1

II. Joh. Matth. Schröckh — Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte. 25

III. Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg, ausgefertiget von Sam. Bucholz, und nach dessen Tode zum Druck befördert von J. Friedr. Heynatz, 5ter Band. — Eben dieser Band unter dem Titel: Sam. Bucholz neueste preußischbrandenburgische Geschichte, 1ter Theil. 30 u. 32

— Ebenderselben 6ter Band — oder Sam. Bucholz neueste preußischbrandenburgische Geschichte 2ter Theil. 32

— Ueber die Ehe. 36

— Dessen 2te Auflage. 37

IV. Zur Geschichte und Litteratur, von G. E. Leßing, 3ter Beytrag. 43

V. Edward Ives Reisen nach Indien und Persien; übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von Christ. Wilh. Dohm, 2ter Theil. 49

VI. D. Franz Dominikus Häberlins kleine Schriften vermischten Innhalts, 1ter Band. 58

VIII. Vermischte Gedanken. Manuscript für Freunde, von J. C. Lavater. 68

IX. Isaak Iselins, Schreiben über die Philanthropinen in Dessau und Graubündten. Nebst der Antwort des Hrn. von Salis und einem Entwurfe der Ephemeriden der Menschheit. 82
— Philanthropische Aussichten redlicher Jünglinge von Isaak Iselin. 82
X. Erstes Stück des philanthropischen Archivs. 98
XI. Die deutsche Gelehrtenrepublik, herausgegeben von Klopstock, 1ter Theil. 102
XII. D. Georg Christ. Maternus von Cilano, ausführliche Abhandlung der römischen Alterthümer 1ter Theil, herausgegeben von Georg Christ. Adler. 129

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Betrachtungen über die neue Religionsverbesserung. 132
Freymüthige Gedanken bey den heutigen Streitigkeiten über die symbolischen Bücher. 140
Predigten von Anton Achard, 1ter Band. 147
Fortgesetzte Sammlung einiger Predigten, von Julius Gustav Alberti. 147
Vier Predigten, von C. F. Cramer. 147
Sammlung einiger Predigten über auserlesene Texte heil. Schrift. 147
Zwölf Predigten über wichtige Stellen heil. Schrift, von Lorenz Zindel. 148
Unterricht und Trost beym Absterben naher Anverwandten. 149
— Desselben 2ter Theil, herausgegeben von J. J. Lachmann. 150
Sammlung von Amtsreden zur Vorbereitung auf den Genuß des h. Abendmahls, von J. J. Lachmann. 150
Allgemeines churpfälzisches evangelischlutherisches Gesangbuch. 152
Brittische theologische Bibliothek, 1. u. 2ter Band. 153
Appellation an den gemeinen Menschenverstand zum Vortheil der Religion, von Jak. Oswald. Aus dem Engl. 1. u. 2ter Theil. 157

Demü-

Demüthige Bitte um Belehrung an die großen Männer, welche keinen Teufel glauben, 3te Auflage. 159

2) Rechtsgelahrheit.

Vade medum notariale, von A. G. Chr. Brunnemann. 169
Dan. Nettelbladt, initia historiæ litterariæ universalis, editio II. 170
Einleitung zur theoretischen Eherechtsgelahrheit, von Friedr. Georg Aug. Lobethan. 171
Auserlesene Rechtsfälle ꝛc. ausgearbeitet von Joh. Steph. Pütter, 2ten Bandes 4ter Theil. 173
Ernst Chr. Westphals, systematische Anleitung zur Kenntniß der besten Bücher in der Rechtsgelahrheit. 174

3) Arzneygelahrheit.

Verschiedene kurze physikalisch-philosophisch- und medicinische Betrachtungen, herausgegeben von J. C. Schreiber. 176
Die Erzeugung der Menschen und Heimlichkeiten der Frauenzimmer, von Tissot, 2te Aufl. 177
Des Hrn. von Melon gründliche Abhandlung vom Mißbrauch des vielen Aderlassens. 178
Die Mutter nach der Anweisung der Natur, aus dem Franz. des Hrn. Deleurye, 178
Die Kunst das menschliche Geschlecht fruchtbar zu machen. 179
Abhandlung von den hisierisch- und hypochondrischen Nervenkrankheiten beyder Geschlechter, durch Hrn. Pomme. Aus dem Franz. von Gladbach. 179
Jos. Warner, von den Krankheiten der Hoden und ihrer Häute, aus dem Engl. 180
Instituta facultatis medicæ Vindobonensis, curante *Ant. Stoerk.* 181
Das Fernglas der Arzneywissenschaft, von Jos. Scudery. 181
Compendium botanices, adornauit *Chr. Fr. Reuss.* 182
De la Connoisance et du traitément des Maladies, Tratuit du latin de Mr. *Eller*, par Mr. *Agathage le-Roy.* 183
Neue Versuche und Bemerkungen aus der Arzneykunst, 3ter Band, aus dem Engl. 183

Kurzer Begriff von der Knochenlehre des Pferdes, von Chr. Friedr. Weber. 184
D. *Georg Christ. Arnold*, tractatus de partu serotino CCCXXIV. dierem. 185
D. Georg Christ. Arnolds Gedanken über die Zuverläßigkeit der Meynung: die Mutter wirke in die Bildung ihrer Frucht durch die Einbildung, 1ter Versuch. 185
Le Medecin interprete de la Nature, par Mr. *Klein*, 2 Tomes. 186
Christ. Ehrenfr. Eschenbachii, medicina legalis breuissimis comprehensa thesibus, Editio altera 187
D. Gottw. Schlusters vermischte Schriften, 1te Layette. 187
Joach. Friedr. Henkels Abhandlung der chirurgischen Operationen, 7tes Stück. 187

4) Schöne Wissenschaften.

Dialogues from the german of Mr. *Wieland*. 188
Historischkritische Theaterkronik von Wien, 1ter Band. 188
Spatziergang, 1ter Theil. 189
--- --- Deren 2ter Theil. 190
Joachim Blums Spatziergänge, neue Aufl. 2 Theile. 190
Der sächsische Prinzenraub, oder Kunz von Kauffung, ein Trauerspiel aus dem Lateinischen von P. F. J. 192
Der Büchsenmacher, ein Trauerspiel. 192
Der Minister, ein Drama in 5 Aufzügen, neue Auflage, Wien. 192
Clementine, oder das Testament, ein Drama in 5 Aufzügen, neue Aufl. Wien. 192
Thamos, König von Egypten, ein Drama in 5 Aufzügen, neue Aufl. 193
Adelheid von Siegmar, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, neue Aufl. 193
Der Adelsbrief, oder das Prädikat, ein Lustspiel in 3 Aufzügen, neue Aufl. 193
Der Nahmenstag, oder die 5 Theresien, ein Lustspiel in 3 Aufzügen, neue Aufl. 193
Der Terno, oder das Lottoglück, ein Lustspiel in einem Aufzuge. 193
Das befreyte Ratenau, ein Schauspiel in 5 Aufzügen. 194
Vorrede ohne Buch, von J. C. Ast. 195

5) Philosophie.

Polemon und Crates, oder über den Werth der Liebe. 196

6) Naturlehre, Naturgesch. Chymie u. Mineral.

Martin Froben, Ledermüllers Abhandlung vom Asbest, Amiant, 196

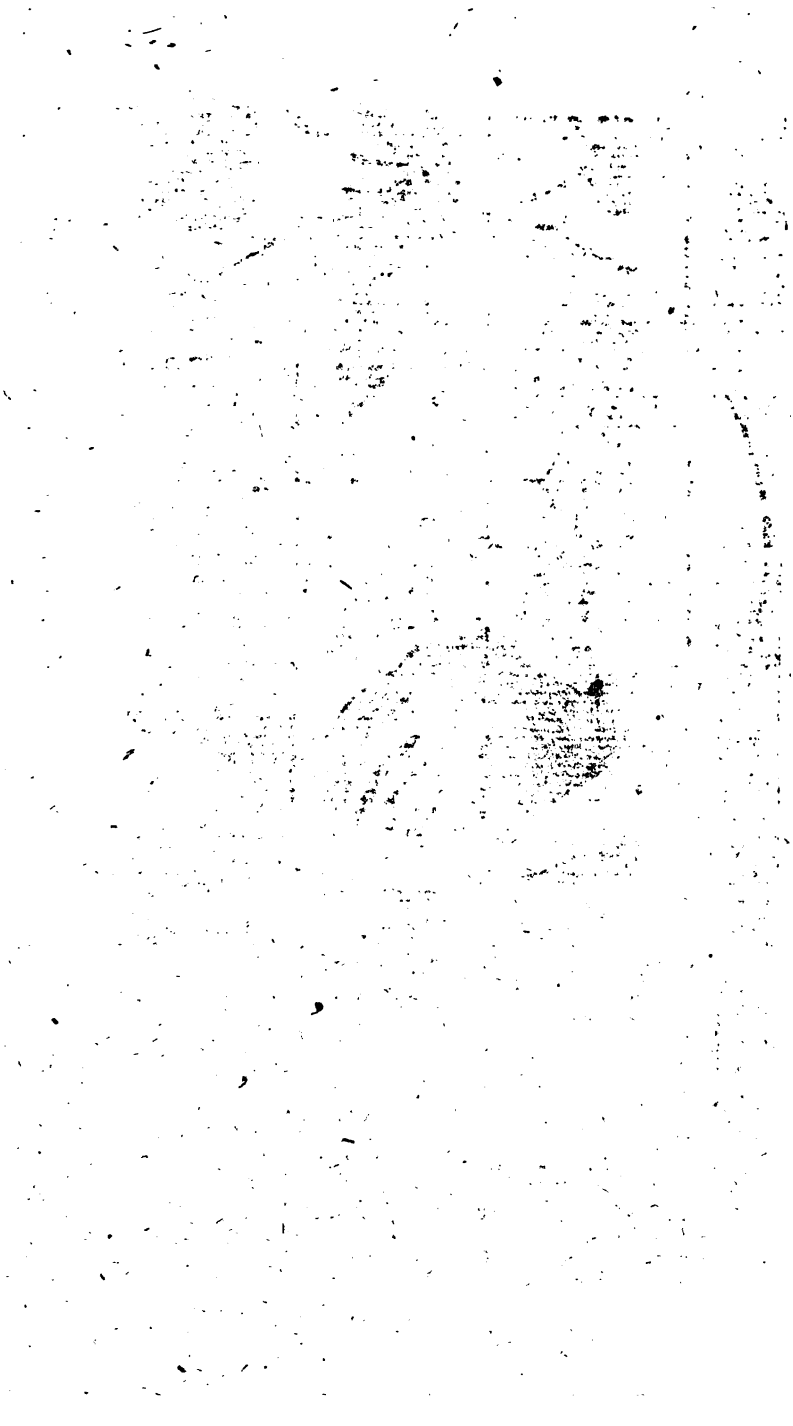
Hütische Mineralogie, oder Beschreibung der Mineralien 197
Der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften Abhandlungen, — aufs Jahr 1771. 33ter Band. 197
Von den äusserlichen Kennzeichen der Fossilien, abgefaßt von Albr. Gottl. Werner. 198

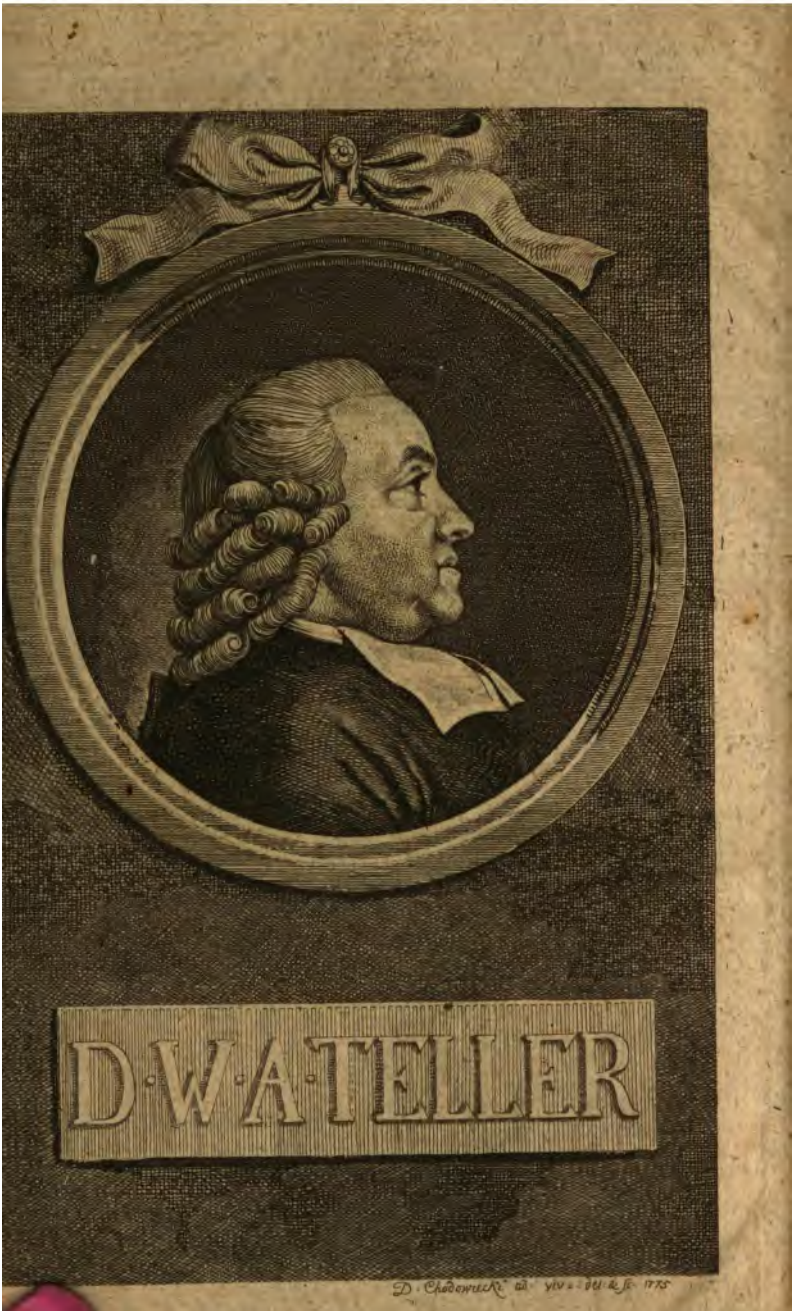
7) Philologie, Kritik und Alterthümer.

Joh. Gottl. Schummels Uebersetzerbibliothek. 199
Alceste, ein Trauerspiel des Euripides; aus dem Griechischen von Seybold. 202

8) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Todtengespräche über wichtige Begebenheiten der mittlern und neuern Geschichte von J. B. F. 210
D. Goldsmiths Geschichte der Römer, aus dem Englischen, 2 Bände. 212
Die Geschichte von Hamburg, 1ter Theil. 213
Das ehemalige Verhältniß zwischen Mecklenburg und Schwerin. 214
Pommersche Anekdoten und dessen Fürsten Geschlechtsbeschreibung in 4 Büchern. 215
Johann Siebmachers, großes Wappenbuch, 5tes Suppl. 215
Allgemeines deutsches Adelslexikon, herausgegeben von Joh. Wilh. Franz. Freyherrn von Krohne, 1sten Bandes 1ter Theil. 216
Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie, 38ter Theil. Verfaßt von Joh. Georg Mensel. 217
Joh. Fried. le Brets, Staatsgeschichte der Republik Venedig, 2ten Theils 2te Abtheilung. 219
Vorläufige kritische Untersuchungen einiger Stellen in den alten Autoren, das persische Postwesen betreffend, von Joh. Gottfr. Ameland. 223
Ludwig Adolph Baumanns, kurzer Entwurf der Universalhistorie. 224
Geschichte des ostindischen Handels vor Mahämmet, von Joh. Gottfr. Eichhorn. 226
Memoriæ Populorum olim ad Danubium, Pontum Euxinum, Paludem Maeotidem, Caucasum, Mare Caspium, a *Ioh. Gotth. Stritter*, Tom. IIdum. 229
Marshalls, Reisen durch Holland, Flandern, Deutschland, ꝛc. aus dem Engl. 3ter Band. 230




D·W·A·TELLER
D. Chodowiecki del. et sculp. 1775

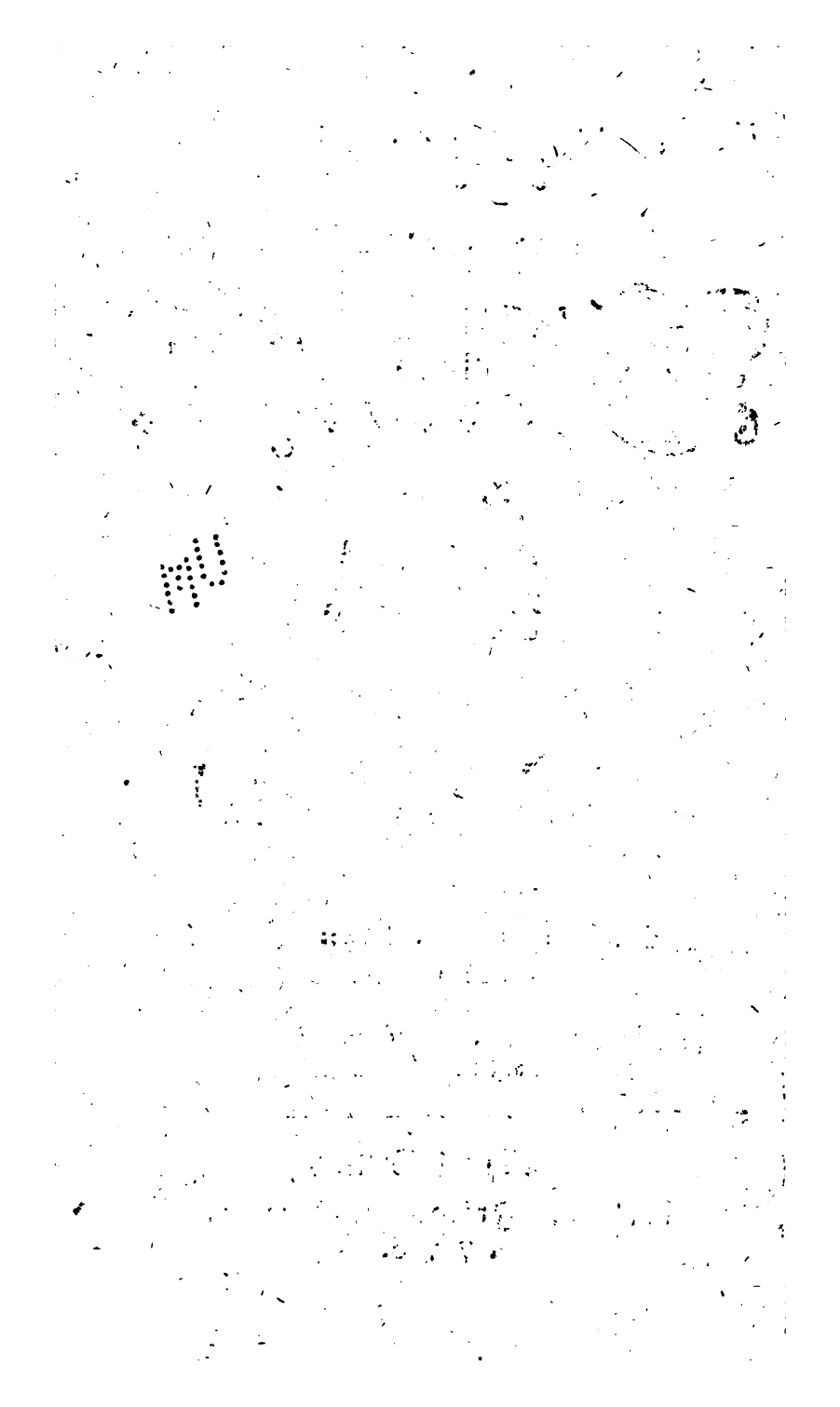
Allgemeine deutsche Bibliothek.

P.V.H

Des acht und zwanzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. Churfürstl. Sächßl. und Churf. Brandenburg. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1776.



Faculty Research Proj
De gruyter
2-57.31
2 3143

Verzeichniß

der in diesem ersten Stück des acht und zwanzigsten Bandes recensirten Bücher.

I. Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freygeister wider die Offenbahrung, 1ter Theil. 5

II. Joh. Matth. Schrökh — Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte. 25

III. Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg, ausgefertiget von Sam. Bucholz, und nach dessen Tode zum Druck befördert von J. Friedr. Heynatz, 5ter Band. — Eben dieser Band unter dem Titel: Sam. Bucholz neueste preußischbrandenburgische Geschichte, 1ter Theil. 30 u. 31

— Ebenderselben 6ter Band — oder Sam. Bucholz neueste preußischbrandenburgische Geschichte 2ter Theil. 31

— Ueber die Ehe. 36

— Dessen 2te Auflage. 37

IV. Zur Geschichte und Litteratur, von G. E. Leßing, 3ter Beytrag. 43

V. Edward Ives Reisen nach Indien und Persien; übersetzt, und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von Christ. Wilh. Dohm, 2ter Theil. 49

VI. D. Franz Dominikus Häberlins kleine Schriften vermischten Innhalts, 1ter Band. 58

VIII. Vermischte Gedanken. Manuscript für Freunde, von J. C. Lavater. 68

Kurzer Begriff von der Knochenlehre des Pferdes, von Chr. Friedr. Weber. 184
D. *Georg Chriſt. Arnold*, tractatus de partu ferotino CCCXXIV. dierem. 185
D. Georg Chriſt. Arnolds Gedanken über die Zuverläßigkeit der Meynung: die Mutter wirke in die Bildung ihrer Frucht durch die Einbildung, 1ter Verſuch. 185
Le Medecin interprete de la Nature, par *Mr. Klein*, 2 Tomes. 186
Chriſt. Ehrenfr. Eſchenbachii, medicina legalis breviſſimis comprehenſa theſibus, Editio altera 187
D. Gottw. Schluſters vermiſchte Schriften, 1te Layette. 187
Joach. Friedr. Henkels Abhandlung der chirurgiſchen Operationen, 7tes Stück. 187

4) Schöne Wiſſenſchaften.

Dialogues from the german of Mr. *Wieland*. 188
Hiſtoriſchkritiſche Theaterkronik von Wien, 1ter Band. 188
Spatziergaengen, 1ter Theil. 189
--- --- Neuen 2ter Theil. 190
Joachim Blums Spatziergänge, neue Aufl. 2 Theile. 190
Der ſächſiſche Prinzenraub, oder Kunz von Kauffung, ein Trauerſpiel aus dem Lateiniſchen von P. F. J. 191
Der Büchſenmacher, ein Trauerſpiel. 191
Der Miniſter, ein Drama in 5 Aufzügen, neue Auflage, Wien. 192
Clementine, oder das Teſtament, ein Drama in 5 Aufzügen, neue Aufl. Wien. 192
Thamos, König von Egypten, ein Drama in 5 Aufzügen, neue Aufl. 193
Adelheid von Siegmar, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, neue Aufl. 193
Der Adelsbrief, oder das Prädikat, ein Luſtſpiel in 3 Aufzügen, neue Aufl. 193
Der Nahmenstag, oder die 5 Thereſien, ein Luſtſpiel in 3 Aufzügen, neue Aufl. 193
Der Terno, oder das Lottoglück, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge. 193
Das befreyte Ratenau, ein Schauſpiel in 5 Aufzügen. 194
Vorrede ohne Buch, von J. C. Aſt. 195

5) Philoſophie.

Polemon und Crates, oder über den Werth der Liebe. 196

6) Naturlehre, Naturgeſch. Chymie u. Mineral.

Martin Frobens, Ledermüllers Abhandlung vom Asbeſt, Amiant. 196

Hiſto-

Historische Mineralogie, oder Beschreibung der Mineralien 197
Der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften Abhandlungen, — aufs Jahr 1771. 33ter Band. 197
Von den äusserlichen Kennzeichen der Fossilien, abgefaßt von Albr. Gottl. Werner. 198

7) Philologie, Kritik und Alterthümer.

Joh. Gottl. Schummels Uebersetzerbibliothek. 199
Alceste, ein Trauerspiel des Euripides; aus dem Griechischen von Seybold. 202

8) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Todtengespräche über wichtige Begebenheiten der mittlern und neuern Geschichte von J. B. F. 210
D. Goldsmiths Geschichte der Römer, aus dem Englischen, 2 Bände. 212
Die Geschichte von Hamburg, 1ter Theil. 213
Das ehemalige Verhältniß zwischen Mecklenburg und Schwerin. 214
Pommersche Anekdoten und dessen Fürsten Geschlechtsbeschreibung in 4 Büchern. 215
Johann Siebmachers, großes Wappenbuch, 5tes Suppl. 215
Allgemeines deutsches Adelslexikon, herausgegeben von Joh. Wilh. Franz. Freyherrn von Krohne, 1sten Bandes 1ter Theil. 216
Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie, 38ter Theil. Verfaßt von Joh. Georg Meusel. 217
Joh. Fried. le Brets, Staatsgeschichte der Republik Venedig, 2ten Theils 2te Abtheilung. 219
Vorläufige kritische Untersuchungen einiger Stellen in den alten Autoren, das persische Postwesen betreffend, von Joh. Gottfr. Ameleng. 223
Ludwig Adolph Baumanns, kurzer Entwurf der Universalhistorie. 224
Geschichte des ostindischen Handels vor Mahämmet, von Joh. Gottfr. Eichhorn. 226
Memoriæ Populorum olim ad Danubium, Pontum Euxinum, Paludem Maeotidem, Caucasum, Mare Caspium, a *Iob. Gottl. Stritter*, Tom. IIdum. 229
Marshalls, Reisen durch Holland, Flandern, Deutschland, ꝛc. aus dem Engl. 3ter Band. 230

9) Gelehrte Geschichte.

J. C. Füßlins, neue und unpartheyische Kirchen- und Ketzerhistorie, 3ter Theil. 231
Platonis, Dialogi tres Sophista, Politicus, Parmenedis; ab *J. F. Fischeri*. 283

10) Erziehungsschriften.

Sittliches Erziehungslexikon, erste Probe, von C. D. Küster. 235
Daß in Dessau errichtete Philantropinum, von Johann Bernhard Basedow. 236
Rede für das pädagogische Philantropinum in Dessau, von Johann Bernhard Basedow. 239
Unterschriebene Vereinigung zweyer pädagogischen Philantropinen in Anhalt Dessau und Graubündten. 240
Cosmopolitis nonnulla, legenda, cogitanda, agenda, de coepto Dessaviae-Anhaltinae Philantropio, a *M. I. B. Basedovio*. 240
Für Cosmopoliten, etwas zu lesen, zu denken und zu thun, aufgesetzt von J. B. Basedow. 240
An Statt eines nach der Würde der Stände eingerichteten Schreibens an Cosmopoliten. 241

11) Kriegswissenschaft.

Die Kunst, Situationsplane aufzunehmen, von Lukas Voch. 242
Friedr. Christ. Müllers, Art, Plans aufzunehmen. 242
Ausführliche Erzählung nebst Grundrissen der Belagerung von Schweidnitz. 244

12) Finanzwissenschaft.

Das Mayerwesen, von J. C. Brasen. 244

13) Handlungswissenschaft.

Anleitung zur Fabrik- und Manufacturenanlage, von Gottfr. Werner. 247

14) Haushaltungskunst.

Oekonomische Encyklopädie, aus dem Französ. von D. Johann Georg Krünitz, 3ter und 4ter Theil. 248
Das Wesentlichste der Bienengeschichte und der Bienenzucht, von D. J. G. Krünitz. 253

15)

15) Deutsche Sprache.

Jakob Hemmers, deutsche Sprachlehre. 256
Jacob Hemmers, deutsche Rechtsschreibung. 265

16) Vermischte Nachrichten.

Lettres écrités à un ami, pendant le Sejour, que le Troupe francoises ont fait à Zelle en 1757. et 1758. 271
Patriotische Reden des äußern Standes zu Berlin. 272
Neue Miscellanien, 1stes und 2tes Stück. 272
Simon Elsaßers, Calendergespräch; herausgegeben von Oetinger. 275
Nachricht von Uebersetzungen ins Dänische 277

17) Von Teufeleyen.

1) Zweytes Sendschreiben über das zeitherige Betragen des Pfar. Gaßners. 278
2) Drittes Sendschreiben zur Erklärung und Anwendung des Systems, nach welchen Hr. Gaßner zeither verfahren. 278
3) Die aufgedeckten Sterzingerschen Lügen. 279
4) Ermahnungsschreiben an dem Probst, Hrn. Max. von Ginsheim. 281
5) Der entschuldigte Ferdin. Sterzinger. 282
6) An den unglückl. Aufdecker der Gaßnerischen Wundercuren. 282
7) Der triumphirende Name Jesus, von F. A. Reichle. 282
— Der im Nahmen Gaßners redende Dichter. 282
8) Verzeichniß einiger Schnapphanen itziger Zeit, bey den Gaßnerischen Begebenheiten. 283
9) Lebensbeschreibung, Joh. Jos. Gaßners. 283
10) Verschlag zur Entscheidung der Begebenheiten zu Ellwangen. 283
11) Was soll von den Curen Gaßners untersucht werden. 284
12) Sendschreiben P. Placidus Suadens in Prag, an Hrn. Gaßner. 285
13) Beurtheilung der Gaßnerischen Wundercuren. 285
14) Ehrenrettung Gaßners. 286
15) Oeffentliche Anzeige und Beschwerden, gegen den Frankf. Journalisten. 286
16) Lustiges Abentheuer eines geistl. Don Quixotte, Pater Gaßners. 287
17) Heilsamme Erinnerung an den Recensenten der frankfurter gelehrten Anzeige. No. XXXIII. 289

18) Eines groſsen Gottesgelehrten Gedanken über Gaſsners Teufelaustreibung. 288
19) Joh. Mart. Max. Einzingers Dämonologie. 288
20) Christian Thomasii, gelehrte Streitschrift von dem Verbrechen der Zauber- und Hexerey. 289
21) Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaſsnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen, herausgegeben von Johann Salomon Semler. 289
22) Auszug aus den Frankf. gelehrten Anzeigen. N. 38. 39. den 12 May, 1775. 289
23) Des unpartheyischen Arztes Betrachtungen, üb. Lavaters Gründe zur Untersuchung der Gaſsnerischen Curen. 289
24) Briefe eines Frauenzimmers an einen ihrer Freunde die Gaſsnerischen Wundercuren betreffend. 295 u. 296
25) Das Vorurtheil, Glaub und Unglaub bey den Gaſsnerischen Curen. 296
26) Ueber Gaſsners Aufenthalt und Wesen in Sulzbach. 297
27) Gespräche im Reiche der Lebendigen. 2c. 1 — 3tes St. 300
28) Unpartheyische Gedanken oder etwas vor (für) die Aerzte von der Curart des Hrn. Gaſsners, herausgegeben von Schiselt. 300
29) Frage: ob und wie die natürliche wechselweise Würkungen unter den Engeln und Menschen zugelassen seyn? 301
30) Zauberbibliothek. 302
31) Die Ehre des Hrn. P. D. J. Sterzingers. 302
32) Hirtenbrief des Fürsten und Erzbischofs zu Prag Hrn. Anton Peters, an die sämtl. Geistlichkeit der Pragger Erzdioces. 302 u. 303
Amtsveränderung. 303
Druckfehler 304
Ausserordentliche Preisfragen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 305
Lavaters ungedruckte Aufsätze. 306
Nachricht von dem Anhange zum XIII. bis XXIV. Bandes dieser Bibliothek. 307
Auszug aus einem Schreiben eines Correspondenten. 308
Amsterdammer Journal unter dem Titel: Nederlandsche Bibliothek. 309

15) Deutsche Sprache.

Jacob Hemmers, deutsche Sprachlehre. 256
Jacob Hemmers, deutsche Rechtsschreibung. 265

16) Vermischte Nachrichten.

Lettres écrités à un ami, pendant le Sejour, que le Troupe francoises ont fait à Zelle en 1757. et 1758. 271
Patriotische Reden des äußern Standes zu Berlin. 272
Neue Miscellanien, 1stes und 2tes Stück. 272
Simon Elsaßers, Calendergespräch; herausgegeben von Oetinger. 275
Nachricht von Uebersetzungen ins Dänische 277

17) Von Teufeleyen.

1) Zweytes Sendschreiben über das zeitherige Betragen des Pfar. Gaßners. 278
2) Drittes Sendschreiben zur Erklärung und Anwendung des Systems, nach welchen Hr. Gaßner zeither verfahren. 278
3) Die aufgedeckten Sterzingerschen Lügen. 279
4) Ermahnungsschreiben an dem Probst, Hrn. Max. von Ginsheim. 281
5) Der entschuldigte Ferdin. Sterzinger. 282
6) An den unglückl. Aufdecker der Gaßnerischen Wundercuren. 282
7) Der triumphirende Name Jesus, von F. A. Reichle. 282
— Der im Nahmen Gaßners redende Dichter. 282
8) Verzeichniß einiger Schnapphanen itziger Zeit, bey den Gaßnerischen Begebenheiten. 283
9) Lebensbeschreibung, Joh. Jos. Gaßners. 283
10) Verschlag zur Entscheidung der Begebenheiten zu Ellwangen. 283
11) Was soll von den Curen Gaßners untersucht werden. 284
12) Sendschreiben P. Placidus Suadens in Prag, an Hrn. Gaßner. 285
13) Beurtheilung der Gaßnerischen Wundercuren. 285
14) Ehrenrettung Gaßners. 286
15) Oeffentliche Anzeige und Beschwerden, gegen den Frankf. Journalisten. 286
16) Lustiges Abentheuer eines geistl. Don Quixotte, Pater Gaßners. 287
17) Heilsamme Erinnerung an den Recensenten der frankfurter gelehrten Anzeige. No. XXXIII. 289

Protestanten, durch die Verwerfung der in der Religion nicht gegründeten menschlichen Zusätze, durch eine herrschende Menschenliebe, und durch die schärfste Ironie ein, und verdienten daher vor allen andern eine ordentliche Widerlegung. Der Herr v. Haller ließ sich durch diese und andere Vorstellungen gewinnen; und so entstand der erste Theil dieser vor uns liegenden Briefe, worinn mit einer Beleuchtung der Questions sur l'Encyclopedie der Anfang gemacht wird.

Man erlaube mir, ehe ich auf den eigentlichen Innhalt dieser Briefe selbst komme, einige Anmerkungen vorauszuschicken, welche bey dem ersten Anblicke dieses Buchs, und nach der Wahrnehmung des Zwecks unsers Verfassers in meiner Seele hervorsprangen.

Zuerst mißfiel es mir, den uneigentlichen und zu vielerley Mißverständnissen Anlaß gebenden Sprachgebrauch, nach welchem man unter dem Worte Offenbahrung die ganze Bibel zu verstehen pflegt, auch auf dem Titel dieses Buches anzutreffen. Offenbahrung drückt entweder den Actus der Mittheilung übernatürlicher Erkenntnisse, oder dergleichen übernatürliche Erkenntnisse selbst aus. Nun sieht aber jeder, welcher Augen zum Sehen und Verstand zum Denken hat, mit leichter Mühe ein, daß die ganze heilige Schrift oder die Bibel, weder das eine noch das andere sey. Denn, daß ein geschriebenes oder gedrucktes Buch kein Actus genannt werden könne, versteht sich von selbst, und daß die Bibel nicht auf jedem Blatte übernatürliche Erkenntniß enthalte, davon kan jeden unverblendeten Leser derselben der Augenschein überzeugen. Es ist daher eben so uneigentlich und unwahr gesprochen, wenn man die ganze heilige Schrift mit dem Nahmen einer Offenbahrung belegt,

belegt, als wenn man sie das Wort Gottes nennt. Sie enthält Wort Gottes, enthält Offenbahrungen; aber sie enthält auch vieles, welches kein Wort Gottes, keine Offenbahrung ist; und man kan also nicht sagen, daß sie selbst, in ihrem ganzen Umfange, Wort Gottes oder Offenbahrung sey.

Hätte der Herr Verfasser diesen Unterschied vorher zu erwegen beliebt: so würde wahrscheinlicher Weise auch eine zwote Betrachtung sich seiner Seele dargeboten haben, welche vermuthlich eine Abänderung seines anfänglichen Plans zu dieser Vertheidigungsschrift nach sich gezogen haben würde. Ich bilde mir nemlich ein, daß er bey dem Gedanken, daß nicht alle in der Bibel enthaltene Sätze zu dem Worte Gottes oder zu der Religion gehörten, bey dem Gedanken, daß vieles — sehr vieles von dem Innhalte derselben weder auf unsere Erleuchtung, noch auf unsere Besserung, noch auf unsere Beruhigung auf irgend eine begreifliche Weise abzwecke, und also mit keinem Rechte unter die Religionswahrheiten gezählt werden könne, daß er, sage ich, bey diesem Gedanken die augenscheinliche Unnöthigkeit würde erkannt haben, alle und jede Einwürfe der Deisten gegen unsere Bibel einer umständlichen Widerlegung zu würdigen. Ja, ich wage es so gar, von einem so nachdenkenden Kopfe, als der Hr. v. Haller ist, mir noch mehr zu versprechen; zu vermuthen, daß er in dieser Betrachtung einzelne Einwürfe der Deisten gegen die Göttlichkeit einzelner Stellen dieses im Ganzen so ehrwürdigen Buchs wohl gar für gegründet, und also für unwiderlegbar gehalten, und seinen wohlgeübten Scharfsinn vielmehr darauf würde verwandt haben, zu zeigen, daß die Religion der Christen selbst durch diese Einwürfe nicht getroffen, und durch die eingestandene Richtigkeit derselben nicht verletzt werden

Protestanten, durch die Verwerfung der in der Religion nicht gegründeten menschlichen Zusätze, durch eine herrschende Menschenliebe, und durch die schärfste Ironie ein, und verdienten daher vor allen andern eine ordentliche Widerlegung. Der Herr v. Haller ließ sich durch diese und andere Vorstellungen gewinnen; und so entstand der erste Theil dieser vor uns liegenden Briefe, worinn mit einer Beleuchtung der Questions sur l'Encyclopedie der Anfang gemacht wird.

Man erlaube mir, ehe ich auf den eigentlichen Innhalt dieser Briefe selbst komme, einige Anmerkungen vorauszuschicken, welche bey dem ersten Anblicke dieses Buchs, und nach der Wahrnehmung des Zwecks unsers Verfassers in meiner Seele hervorsprangen.

Zuerst mißfiel es mir, den uneigentlichen und zu vielerley Mißverständnissen Anlaß gebenden Sprachgebrauch, nach welchem man unter dem Worte Offenbahrung die ganze Bibel zu verstehen pflegt, auch auf dem Titel dieses Buches anzutreffen. Offenbahrung drückt entweder den Actus der Mittheilung übernatürlicher Erkenntnisse, oder dergleichen übernatürliche Erkenntnisse selbst aus. Nun sieht aber jeder, welcher Augen zum Sehen und Verstand zum Denken hat, mit leichter Mühe ein, daß die ganze heilige Schrift oder die Bibel, weder das eine noch das andere sey. Denn, daß ein geschriebenes oder gedrucktes Buch kein Actus genannt werden könne, versteht sich von selbst, und daß die Bibel nicht auf jedem Blatte übernatürliche Erkenntniß enthalte, davon kan jeden unverblendeten Leser derselben der Augenschein überzeugen. Es ist daher eben so uneigentlich und unwahr gesprochen, wenn man die ganze heilige Schrift mit dem Nahmen einer Offenbahrung belegt,

leam und deſſen Eſel, ſo wie ſie in unſerer Bibel da ſteht, eine wirkliche Fabel wäre, deren Abzweckung wir jetzt nicht mehr errathen könnten: würde der Ausſpruch des Apoſtels Petrus: Nun erfahre ich mit der Wahrheit, daß Gott die Perſon nicht anſieht, ſondern in allerley Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der iſt ihm angenehm, deswegen aufhören, ein wahrer und nie genug einzuſchärfender Ausſpruch zu ſeyn? Schon Hieronymus erkannte, wie wenig dieſe und ähnliche bibliſche Nebenſachen eine Beziehung auf Religion und Gottesfurcht haben, und wie gleichgültig es daher einem Chriſten ſeyn könne, zu wiſſen, ob Wahrheit oder Unwahrheit darinn enthalten ſey. Quid mihi prodeſt, ſagte er, ſcire, quot annis vixerit Methuſalem, Noe, Sem aliique patres? Nihil. So nemlich, fügt der Biſchof Haymo zu dieſen Worten hinzu, muß man den Apoſtel verſtehen, wenn er gebietet (1 Tim. 1, 4.) daß man nicht auf Fabeln und Geſchlechtsregiſter achten ſolle. Eben dieſe Geſinnung äuſſert auch unſer Luther mehr als an einem Orte. Duplex verbum in ſcripturis eſt, ſagt er, *primum* ad me *non pertinet*; *alterum pertinet ad me* et *mihi* dicitur. V. Sermo M. Lutheri in Exod. quatenus Moſes a Chriſtianis accipi debeat. „Dieſen Geſichtspunkt, ſagt er, verfehlen viele ſonſt berühmte Männer und groſſe Prediger, (magni concionatores) welche, wie von Tollheit ergriffen, (ceu furore quodam aut rabie feruntur) nichts anders einzuprägen wiſſen, als: es iſt Wort Gottes, Wort Gottes! und auf dieſe Weiſe den gemeinen Mann erbärmlich bey der Naſe herumführen.„

Und wenn man die Sache aus dieſem Geſichtspunkt anſähe: ſo würde man bald finden, daß Voltaire mit allen ſeinen Spöttereyen über die Bibel auf die darinn enthaltene chriſtliche Religion nicht halb ſo

viele und nicht halb so gefährliche Ausfälle gethan habe, als man durchgängig zu glauben pflegt. Man würde finden, daß er in den mehresten Fällen seine Pfeile auf solche unwichtige Nebendinge abdrückt, welche ohne Verletzung der Religion stehen oder fallen können; daß er in andern Fällen bloß den Aberglauben, der in seiner Landesconfeßion herrscht, und wieder in andern Fällen bloß menschliche Lehrsätze des herrschenden protestantischen Systems, und nicht der Religion selbst, bestreite. Der eigentlichen Ausfälle auf die letztere würde man verhältnismäßig nur sehr wenige bemerken; und diese wenigen wirklich gefährlichen Angriffe, seine Angriffe z. E. wider Fürsehung und Unsterblichkeit, abzuwähren, darauf sollten die Vertheidiger der christlichen Religion ihre ganze Kraft zusammen ziehen, und sich nicht durch kleine unbedeutende Nebengefechte verweilen lassen, in denen etwas Erhebliches weder genommen noch verlohren werden kann.

Dann würde man auch Voltairen selbst mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und, nachdem man seine schlimme Seite aufgedeckt hätte, auch seine unläugbaren grossen Verdienste um die Menschlichkeit ans Licht hervorzuziehen sich angelegen seyn lassen. Die in der Vorrede zu diesen Briefen enthaltene Aeusserung, daß Voltaire auch bey gutgesinnten Lesern, durch eingemischte gute Gedanken, durch angepriesene Duldung der Protestanten, durch Verwerfung der in der Religion nicht gegründeten menschlichen Zusätze, und durch eine herrschende Menschenliebe, sich beliebt zu machen wisse; ließ mich vermuthen; daß der Hr. v. Haller selbst diese und andere Verdienste desselben nicht verkenne, und flößte mir daher den Wunsch ein, daß es ihm mögte gefallen haben, statt jeden leichtfertigen Scherz, jeden

lächer-

lächerlichen Irrthum in historischen Dingen, jede unbedeutende Spötterey des alten Dichters, umständlich widerlegen zu wollen; vielmehr mit der, einem so ehrwürdigen Greis geziemenden Unpartheylichkeit und Gemüthsstille die Wage der strengsten Gerechtigkeit in die Hand zu nehmen, um das in diesem ausserordentlichen Schriftsteller vereinigte Gute und Böse, um die aus seinem nie versiegenden Geiste der menschlichen Gesellschaft zugeflossene Vortheile und Nachtheile kaltblütig gegen einander abzuwägen. Die langen Beobachtungen des Hrn. v. Haller, die dadurch erworbene Kenntniß der Welt in Ansehung ihres gegenwärtigen moralischen Zustandes, würden ihn vorzüglich fähig gemacht, und seine eigene ausnehmende Verdienste um die Menschheit ihn vorzüglich berechtiget haben, in dieser Sache Richter zu seyn. Daß eine solche mit Einsicht und Unpartheylichkeit angestellte Beurtheilung von grösserm Nutzen seyn würde, als eine einseitige Widerlegung aller Irrthümer dieses Mannes, ist leicht einzusehen. Denn, um nur eines Vortheils zu erwähnen, welcher dadurch erreicht werden dürfte: so würde eine solche Schrift weit leichter und gewisser in die Hände derer kommen, welche sich durch Voltairen zum Leichtsinn in Religionssachen haben verführen lassen, und welche sicherlich kein anderes Buch, dessen Titel eine Widerlegung desselben ankündiget, ihrer Aufmerksamkeit würdigen werden. Viele dieser fanatischen Anbeter eines Mannes, dessen wahre Verdienste sie nicht zu schätzen wissen, würden durch die Gerechtigkeit, welche man ihm erwiese, bewogen werden, auch über dasjenige nachzudenken, was man mit Recht an ihm zu tadeln findet; und viele, eben so fanatische Hasser desselben, würden durch den gegenseitigen Tadel seiner leichtzubemerkenden Unvollkommenheiten gleichfalls bewo-

gen

gen werden, auch über das viele Gute nachzudenken, welches er zu stiften suchte, und welches er zum Theil auch wirklich gestiftet hat. So würden dem unvernünftigen Enthusiasmus auf der einen und dem eben so unvernünftigen Hasse auf der andern Seite die nöthigen Schranken angewiesen werden; so würde der Nachtheil, den Voltairens Schriften bey jenen stiften, vermindert, und die Vortheile, welche sie bey diesen stiften könnten, aber aus bekannten Ursachen bisher noch nicht gestiftet haben, gar sehr befördert werden. Der enge Raum verbietet mir eine umständlichere Auseinandersetzung dieses Gedankens.

Dies waren die vorläufigen Betrachtungen, welche durch die Anzeige des Innhalts der Hallerischen Briefe bey mir veranlasset wurden. Ohngeachtet nun dieser Innhalt den angezeigten Erwartungen und Wünschen nicht gemäß war: so ließ ich mich dadurch doch nicht abhalten, diese Briefe mit der einem Freunde und Forscher der Wahrheit zukommenden Unpartheylichkeit durchzulesen, und hatte dabey oft Gelegenheit, über die ungemeinen theologischen Kenntnisse eines Mannes, der den größten Theil seines ruhmvollen Lebens auf ganz andere Beschäftigungen verwandt hat, in die angenehmste Verwunderung zu gerathen. Wie manchem sogenannten Theologen, der dieses Studium zu seinem Hauptgeschäft gemacht, sein ganzes Leben darauf verwandt, und ausserdem auf der ganzen Welt weiter nichts geleistet hat, muß nicht Schamröthe die Wangen färben, wenn er an theologischer Gelehrsamkeit sich von einem Manne, der in so vielen andern Fächern groß geworden ist, und der dieses Studium nur als eine Nebensache treiben konnte, so weit übertroffen sieht!

Daß man übrigens bey einem solchen Schriftsteller nicht eben so ausgebreitete Kenntnisse in der Kirchen-

chengeschichte und keine eben so durchgängige kritische Genauigkeit, als bey einem Semler, erwarten könne, versteht sich von selbst. Billige Leser werden daher gerne Nachsicht mit ihm haben, wenn sie hie und da auf einzelne Stellen stossen, worin ihnen kein vollkommenes Genüge geschieht. Ich will nur einige von solchen, einer Verbesserung bedürfenden Stellen ausheben und mein unvorgreifliches Urtheil darüber mittheilen.

Seit. 40 wird Voltairens Behauptung, daß man unter vier und funfzig anfänglichen Evangelien unsere noch übrigen vier Evangelischen Bücher ausgewählt habe, eine tückische Redensart genannt; und dagegen behauptet, daß jene anderweitigen Evangelien nur von Sectirern und Halbjuden, nie aber von Christen angenommen worden seyen. Als ein Grund dieser Behauptung wird angeführt: daß Johannes noch lange nach den Evangelien, die wir besitzen, in Apostolischem Ansehen gelebt habe, daß es daher nicht möglich gewesen sey, ihm, weil er noch lebte, ein falsches Evangelium anzudichten, und daß auch die Christen, nach dem Zeugnisse des Tertullians, die Apostolischen Urkunden in ihren Kirchen besessen hätten. „

Für den grossen Haufen derer, welche Voltairens Schriften lesen und bewundern, und in der Kirchengeschichte selbst nicht bewandert sind, mag diese Widerlegung gültig seyn. Für andere hingegen, welche selbst untersucht haben, ist sie in mehr als einer Betrachtung mangelhaft. „So viel ich nachweisen kann, sagt der gründliche Hr. D. Semler in seiner Untersuchung des Canons, sind falsche Evangelia, actus, oder περιοδοι Petri, apocalypses eben unter den *catholicis* so sehr gänge und gebe gewesen, daß man erst im 4ten Jahrhundert, mit Zuziehung der Bischöffe von mehreren grossen Provinzen, den canon, oder catalogum librorum, qui legi debent, einstimmig nach Verabredung festgesetzt und andere viele

viele Schriften von nun an namentlich ausgeschlossen hat.„

„Ich schenke gern, fügt dieser freymüthige Beförderer der Wahrheit hinzu,„ einigen Gelehrten ihre gute Absicht und Arbeit de cura veterum circa canonem; ich muß aber, als ein ehrlicher Gelehrter, sagen, daß cura circa canonem erst saeculo 4 allgemein geworden. Noch zu Anfange des fünften Jahrhunderts hatte Innocentius nothig, dem Bischofe von Toulouse zu schreiben: cetera autem, quae vel sub nomine Mathiae, siue Iacobi minoris, vel sub nomine Petri et Iohannis, vel sub nomine Andreae, Thomae, et si qua sunt alia: non solum repudianda verum etiam noueris esse damnanda.„ Und wohl gemerkt, dieser Bischof von Toulouse, mit Nahmen Exsuperius, hatte bey dem Römischen Bischofe ausdrücklich angefragt: was für Bücher in den Canon aufgenommen werden sollten? Folglich konnte es dazumal noch wohl keine so weltkundige Sache seyn, als man gemeiniglich sich einzubilden pflegt. Um sich hiervon noch gewisser zu überzeugen, darf man nur den 47 Canon des 3ten Carthaginensischen Conciliums vom Jahr 397 ansehen, in welchem allererst festgesetzt, und dem Römischen Bischof Bonifacius angezeigt wird, was für Bücher unter die Canonischen aufgenommen und als solche öffentlich vorgelesen werden sollten.

Es ist also historisch wahr, daß man unter vielen Evangelien, welche alle von verschiedenen Partheyen, in verschiedenen Provinzen, für ächt gehalten und gebraucht wurden, nach vorhergegangener Verabredung, nur die viere ausgesucht, und in den Canon aufgenommen habe, welche noch jetzt in unserer Bibel stehen.

Der Grund, den der Hr. v. Haller, als einen Beweis des Gegentheils anführt, verschwindet, so gebräuchlich und scheinbar er auch immer seyn mag, sobald man ihn bey dem Lichte der Critik besiehet. So

lange

lange Johannes lebte, konnte niemand in seiner Gegenwart ihm ein Evangelium andichten, welches er nicht geschrieben hatte: das ist freylich wahr; aber konnte in entfernten Provinzen, konnte nach seinem Tode, dieser Betrug eben so wenig statt finden, zu einer Zeit, wo Bücher Jahrhunderte lang in einer Stadt, in einer Provinz, verborgen bleiben konnten, weil das Mittel zur allgemeinen und geschwinden Bekanntmachung derselben die Buchdruckrey, noch nicht erfunden war? Aber man verwahrte ja, sagt man, wie Tertullian versichert, authentische Urkunden der Apostolischen Handschriften: wie wäre es also möglich gewesen, daß untergeschobene Bücher hätten Glück machen können!

Das ist nun wieder so etwas dahin gesagtes, welches so lange gilt, biß es jemandem einfällt, seinen Tertullian selbst nachzuschlagen. Dieser lateinische Kirchenvater sagts weiter nichts, als daß bey denjenigen Gemeinden, welche von den Aposteln gegründet wären, ipsas authenticas Apostolorum litteras recitari. V. de Praescript. haeres. c. 36. Aber erstlich ist die Frage, ob Tertullian dieses bloß als eine ungewisse Sage, oder nach eingezogener sicherer Nachricht schreibe, welches mit Recht in Zweifel gezogen werden kann und worüber der Hr. D. Erneſti, der bekanntlich in andern Fällen der Orthodoxie nichts zu vergeben pflegt, nicht zu entscheiden sich getraut. Zweytens haben schon längst verschiedene scharfsichtige Kunstrichter, wie Z. E. R. Simon, geurtheilt, daß das Beywort authentisch bloß auf die griechische Ursprache gehe, so daß Tertullian weiter nichts habe sagen wollen, als daß in jenen Kirchen, nicht aus der lateinischen Uebersetzung, sondern aus einem griechischen Codex Vorlesungen gehalten würden; eine Erklärung, welche dadurch wahrscheinlich wird, daß hier ein lateinischer Kirchenvater redet, der an Orten lebte, wo man sich nur der lateinischen Uebersetzung und nicht

des Originaltextes zu bedienen pflegte. Noch andere haben unter den authentischen Schriften solche Codices verstehen wollen, welche noch nicht durch Schreibfehler oder willkürliche Abänderungen verunstaltet gewesen wären. Aber aller dieser Einwendungen bedarf es nicht einmal, da es wenigstens von verschiedenen apostolischen Schriften gewiß ist, daß ihre Verfasser sie nicht eigenhändig schrieben, sondern sich der Hand eines andern dazu bedienten, wie aus Röm. 16. v 22. 2 Thess. 3. v. 17 erhellet. Von diesen wenigstens hat es also niemals authentische Schriften im eigentlichen Verstande gegeben. Die dadurch vergrösserte Wahrscheinlichkeit, daß Tertullian bloß vom griechischen Originaltext rede, erhält endlich auch noch dadurch ein besonderes Gewicht, daß er sagt, es würden aus diesen authentischen Schriften öffentliche Vorlesungen gehalten, recitari. Es ist nemlich nicht glaublich, daß diese Schriften, wenn man sie 200 Jahre lang auf diese Weise gebraucht hätte, nicht schon längst sollten abgenutzet und zum öffentl. Gebrauche untauglich geworden seyn; und noch unglaublicher ist es, daß man eine solche Seltenheit nicht sorgfältig geschont, und durch Beylegen vor dem Abnutzen sollte verwahrt haben. —

Seit 237. wird die Spötterey: le Dieu de Juda vainqueur dans les Montagnes, mais repoussé dans les vallées, dadurch widerlegt, daß der Hr. Verfasser sagt, es sey kein Jude, der dieses von seinem eigenen Gott sage, sondern ein Heyde, der über Israels Gott dieses Urtheil fälle, und dabey I Könige XX. 23. citirt. Aber dies ist nicht eigentlich die Stelle, welche Voltaire im Sinne hatte, indem er diesen Ausfall that. Er sahe vielmehr auf Richter 1. v. 19. allwo man in der Lutherischen Uebersetzung lieset: Und der Herr war mit Juda, daß er das Gebirge einnahm; denn er konnte die Einwohner im Grunde nicht einnehmen, darum

rum, daß sie eiserne Wagen hatten. Dies redet kein Heyde, sondern der Verfasser des Buchs der Richter selbst: folglich paßt hierauf die Antwort des Hr. v. Haller nicht.

Seit: 142 soll die Behauptung widerlegt werden, daß die Welt ewig sey. Voltaire hatte gesagt, sie müsse ewig seyn: denn Gott wäre ohne die Welt müssig. Hierauf antwortet der Hr. Verfasser: V. hat vergessen, wie groß Gott ist: die Welt, sein Geschöpf, die bloß zufällig ist, die selbst nach des Dichters Geständniß, keinen nothwendigen Grund ihres Daseyns in sich selber hat, ist gegen den ewigen gränzenlosen Schöpfer ein grösseres Sandkorn. „Das alles brauchte Voltaire nicht vergessen zu haben, um die Welt für ewig zu halten: denn gerade die Grösse des unendlichen Gottes, zu welcher die Unveränderlichkeit desselben mit gehört, giebt denen, welche der Welt einen Anfang absprechen, den stärksten Grund zu ihrer Behauptung an die Hand. Wenn Gott unveränderlich ist, sagen diese Weltweisen, so findet keine Folge von Vorstellungen bey ihm statt. Diese müßte aber bey ihm statt gefunden haben, wenn die Welt einen Anfang gehabt hätte. Denn daß ein Wesen, ausser Gott, zum Daseyn kömmt, das muß doch lediglich seinen Grund in der Vorstellung oder in dem Willen des Unendlichen haben. So alt also diese Vorstellung, dieser Wille ist: (und der muß, wenn Gott unveränderlich ist, so alt, Gott selbst, also ewig, seyn) eben so alt muß auch das dadurch ins Daseyn hervorgerufene Wesen seyn. Und so wenig Gott, ohne in seinen Vorstellungen der Veränderlichkeit unterworfen zu seyn, einmal aufhören kann, sich die Welt als existirend vorzustellen, das heißt, so wenig Gott jemals aufhören kann, die von ihm erschaffene Welt zu erhalten: eben so wenig kann es einen Theil der Ewigkeit a parte an-

te gegeben haben, in welcher Gott sich die Welt als noch nicht existirend vorgestellt, das heißt, in welcher Gott die Welt noch nicht erschaffen hätte, weil das Gegentheil gleichfalls eine Veränderlichkeit in seinem unveränderlichen Verstande voraussetzen würde. So gewiß es demnach ist, daß keine von Gott erschaffene Substanz jemals ein Ende nehmen könne, so gewiß ist es auch, daß keine derselben jemals einen Anfang genommen habe.

Die Wahrheit, daß die Welt nicht nothwendig, sondern zufällig sey, bleibt bey dieser Meinung unangefochten. Denn man sagt ja nicht, daß die Welt ewig sey, weil sie den Grund ihres Daseyns in sich selber habe, sondern man sagt, daß sie deswegen so ewig als Gott seyn müsse, weil sie den Grund ihres Daseyns in dem unveränderlichen Gotte habe. Sie bleibt also immer abhängig; ihr Daseyn bleibt immer bedingt, immer zufällig, ohne deswegen aufzuhören, ewig zu seyn. Man sieht also, daß wenigstens diese von dem Hrn. Verfasser angegebene Gründe die Behauptung, daß die Welt keinen Anfang genommen habe, bey weitem nicht umzustossen vermögen.

Und wozu muste dann auch diese Behauptung widerlegt werden? Was hat sie für eine Beziehung auf die Wahrheit derjenigen Religion, welche der Hr. v. Haller vertheidigen wollte? Etwa, weil in der Bibel gesagt wird, daß Gott im Anfange Himmel und Erde erschaffen habe? Aber wüßte der Hr. Verfasser nicht, daß man diese Worte auch füglich so übersetzen könne: ehe Gott Himmel und Erde (das Weltall) so einrichtete, in dasjenige System brachte, worin es jetzt ist? War es ihm unbekannt, daß viele berühmte Ausleger, und namentlich der Vertheidiger der christl. Religion, Hugo Grotius, diese Erklärung gebilliget und angenommen haben? *In princi-*

pio

pio creauit Deus) Melius, ſagt er, *in principio creare Deum*, i. e. priusquam crearet, ſiue *formaret* Deus. Annotat: in Vet. T. ad Cap 1. Genes. Wird alſo dieſe Moſaiſche Schöpfungsgeſchichte weniger wahr bleiben, wenn man der Welt einen Anfang abſpricht? Und geſetzt auch, dieſe Erklärung fände nicht ſtatt: war dem Hrn. Verfaſſer die mehr als wahrſcheinliche Vermuthung des Hrn. Abts Jeruſalem und anderer unbekannt, daß die erſtern Kapitel der Moſaiſchen Erzählung aus einem alten Volksliede beſtehen, welches Moſes in ſeine Geſchichte aufgenommen habe? Und kann man fordern, daß in einem ſolchen Liede philoſophiſche Genauigkeit im Ausdruck beobachtet ſey?

S. 68 ſoll die Meinung von der Seltenheit der Moſaiſchen Bücher widerlegt werden, welche Voltaire auf den bekannten Umſtand gründet, daß unter der Regierung des Joſias das Buch des Geſetzes in dem Tempel wieder gefunden, und als eine große Seltenheit dem Könige gebracht wurde, der, nachdem er ſich den Inhalt deſſelben hatte vorleſen laſſen, ſeine Kleider zerriß, weil er daraus lernte, wie wenig man dieſen Geſetzen bißher nachgekommen ſey. 2 Chronik. XXXIV. 14. — 21. Der Hr. Verfaſſer vermuthet, daß dieſes wiedergefundene Exemplar irgend eine Urkunde, eine Handſchrift alter Propheten geweſen ſey, und daß es bloß dieſer Urſach wegen ſo viel Aufſehens gemacht habe; nicht aber deswegen, weil dieſe Geſetzbücher bißher im Verborgenen gelegen hätten. Allein dieſe Vermuthung hat nicht die mindeſte Wahrſcheinlichkeit für ſich, weil in dem angezeigten Kapitel auch nicht der kleinſte Fingerzeig dazu, wohl aber einige Vermuthungsgründe zum Gegentheil enthalten ſind. Denn warum brauchte der König ſeine Kleider zu zerreiſſen, wenn dasjenige, was ihm vorgeleſen wurde, ihm ſchon vorher bekannt war? Warum ließ er das Volk ver-

sammeln, und ihm öffentlich vorlesen, was in dem Buche stünde, welches im Hause des Herrn gefunden war? V. 30. Zeigt das alles nicht deutlich an, daß dieses Gesetzbuch wirklich eine Zeitlang müsse verlohren, und der Inhalt desselben zum Theil vergessen gewesen seyn?

Eben so unvollständig scheint mir die Widerlegung des Vorwurfs zu seyn, den Voltaire wider das harte Verfahren des Samuels macht, da er, wie 1. Samuel. XV gemeldet wird, den König der Amalekiter, Agag, mit eigener Hand in Stücken zerhieb. Es ist zwar wahr, was der Hr. Verfasser hierauf antwortet, daß dieses Volk eine verbannte Nation genannt wird, und daß es in so fern, zusamt seinem Könige, zum Tode verurtheilt war. Aber es bleibt doch immer die Frage übrig: wodurch hatte denn dieses ganze Volk sich so sehr versündiget, daß es aufgerieben zu werden verdiente? Und gesetzt, daß es eine Todsünde war, sich den Eroberungen der Israeliten zu widersetzen und Krieg mit ihnen zu führen, was hatten die unschuldigen Nachkommen derer, welche sich dieses Verbrechens schuldig machten, was hatte die Menge wehrloser Weiber, unvermögender Greise, unmündiger Kinder, und was endlich die unschuldigen Heerden Viehes gethan, daß alle, Mann für Mann, Kopf für Kopf, niedergesäbelt werden musten? Es wird immer sehr schwer bleiben, dieses Verfahren zu rechtfertigen, da fern man nicht annimt, daß durch eine oder die andere Ursach die Geschichte dieser Begebenheit, so wie sie in unserer Bibel da steht, verstümmelt oder verändert, und folglich zu unvollständig sey, als daß wir ein entscheidendes Urtheil darauf bauen könnten.

Seit: 166. wo Voltairens Spöttereyen über die Geschichte vom Fall Adams zernichtet werden sollen, wagt der Hr. Verfasser einige Vermuthungen, die ich

bloß

bloß abschreiben, und (ein Paar Parentheſen ausgenommen) es dem Urtheile der Leſer überlaſſen will, ob ſolche vor Zeiten gültige Vertheidigungsgründe auch noch heutiges Tages zur Widerlegung des Spötters und zur vollkommenen Ueberzeugung des beunruhigten Zweiflers hinreichen mögen. „Wir kennen, ſagt der Hr. Verfaſſer, den Zuſtand der Thiere vor der großen Fluth nicht. (Aber ſo viel wiſſen wir doch, daß Gott nach der Sündfluth keine neue Schöpfung vorgenommen habe, ſondern daß die Thiere, welche in dem Schiffe des Noah aufbewahrt wurden, ſo wie auch die Nachkommen derſelben, eben die organiſche Einrichtung behalten haben, welche ſie vorher hatten.) Er muß in vielem anders ſich verhalten haben; (und warum das?) ſelbſt die Natur hatte andere Erſcheinungen. (Aber wenn nun auch hier oder da ein Berg entſtand, wo vorher eine Ebene geweſen war, wenn hier oder da ein Meer ſtehen blieb, wo vorher trocknes Erdreich lag u. ſ. w. folgt daraus, daß auch ganze Thiergeſchlechte umgeſchaffen worden ſind?) Uns iſt alſo nicht leicht, zu beſtimmen, ob Adam, dem alle Thiere vorgeführt worden waren, und der einem jeden ſeinen angemeſſenen Nahmen gegeben hat, nicht der Thiere noch jetzt nicht ganz unverſtändliche Sprache beſſer als wir verſtanden: (Aber, was heißt das: Adam habe jedem Thiere ſeinen angemeſſenen Nahmen gegeben? Drückte etwa die jedem Thiere beygelegte Benennung die Fähigkeiten, die Eigenſchafften, die Beſtimmung deſſelben aus? Wenn dieſes war, ſo muſte freylich Adam ſchon bey ſeinem Eintritte in die Welt ein ungemeiner Naturkündiger ſeyn: aber, wo ſteht in der Moſaiſchen Erzählung ein Wort davon? Es heißt bloß: Gott führte dem Adam allerley Thiere vor, um zu ſehen, wie er ſie nennen würde; und der Menſch gab jeglichem der-

selben seinen Nahmen. In den gewöhnlichen Lehrbüchern wird es freylich, als ein Beweis der ausnehmenden Weisheit des ersten Menschen, angegeben, daß er jedem Thiere seinen Nahmen gegeben habe: aber sollte derjenige, der nicht die Dogmatik der alten Theologen, sondern bloß die Bibel gegen Einwürfe zu vertheidigen versprach, eine solche auf nichts gegründete dogmatische Grille zur Wehre brauchen?) oder ob der gefallene Engel die Gestalt eines Seraphs angenommen habe, die Eva zu verführen.

S. 227 wird die Behauptung gerügt, daß St. Augustin u. St. Hieronymus zuerst eine Erbsünde bejaht hätten. „Ist denn nicht, fragt der Hr. Verfasser, das ganze alte Testament voll Zeugnisse und Geständnisse, daß der Mensch in Sünden empfangen, gebohren, in Sünden lebt, und daß kein Mensch vor Gott gerecht sey?„ Es ist wahr, es giebt einige Stellen des A. T. worinn dieses bejahet wird: aber folgt daraus, daß die ganze unvernünftige Lehre von der Erbsünde, so wie sie vom Augustin aufgestützt und auf Schrauben gestellt worden ist, gleichfalls wahr sey? Wenn wir von sündlichen Eltern gezeugt und gebohren werden, wenn wir nachher selbst gleichfalls sündlich zu leben beginnen, und dadurch in den Augen Gottes strafbar werden; folget daraus, daß das Kind im Mutterleibe, daß der neugebohrne Säugling an der Brust seiner Mutter, der noch nichts vom Guten und Bösen, nichts vom Recht und Unrecht weiß, ebenfalls schon mit Sünden behafftet, ebenfalls ein Kind des Zorns und des ewigen Schwefelpfuls würdig sey? Folget daraus, daß der Mensch unwiderstehlich zum Bösen hingerissen werde, und natürlicher Weise zu jedem Guten unfähig sey? Kann man also sagen, daß diese von dem Geiste der Wahrheit gewiß nicht gebilligte Lehre des Augustinus, ihrem ganzen abscheulichen Umfange nach,

nach, in der Bibel gelehrt werde? — Der Hr. Verfasser setzt hinzu: „Kann man mit einiger Aufmerksamkeit die Thaten eines Kindes beobachten, ohne mit Händen zu fühlen, wie voll Ungerechtigkeit, Zorn, Eigenwillen auch diese vom Beyspiel nicht angesteckten Menschen sind? „Der Recensent, welcher selbst das Glück hat, Vater zu seyn, versichert aus seiner eigenen Erfahrung, daß dies nicht nothwendig der Fall bey allen Kindern sey, sondern daß man durch eine weise und sorgfältige Erziehung von Mutterleibe an (welche aber freylich viel Nachdenken, viel Beobachtungen, und viel Sorgfalt auf Seiten der Eltern voraussetzt) die Seele eines Kindes gar wohl vor diesen häßlichen Leidenschafften verwahren könne. Mich weitläuftiger hierüber zu erklären, ist hier der Ort nicht.

Auf der 230sten Seit. behauptet der Hr. Verfasser wider Voltairen, daß auch Paulus die Gottheit Christi nicht unbezeugt gelassen habe, und zum Beweise führt er Röm. IX v. 5. und I Timoth. III. v. 16. Nur von der letztern Stelle gesteht er, daß sie von einigen wenigen Gelehrten angefochten sey, und fügt statt einer Widerlegung hinzu, daß besagte Gelehrte nicht nur dem prächtig angesagten Geheimnisse den Verstand benähmen, sondern auch von der Aehnlichkeit mit Johannes abwichen, wo eben die Worte, aber offenbar vom göttlichen Worte, gesagt würden. Das ist nun freylich nicht viel gesagt: denn, so viel ich weiß, hat noch keiner die hermeneutische Regel anerkannt, daß unter mehreren Erklärungen einer zweifelhaften Stelle diejenige vorzuziehen sey, welche das größte oder prächtigste Geheimniß darin zurücklasse? Auch kann man aus demjenigen, was der eine Schriftsteller gesagt hat, wohl nicht gerade zu auf dasjenige schliessen, was ein anderer Schriftsteller, in einem andern Zusammenhange,

gesagt haben müsse, wenn sonst kein Grund vorhanden ist, zu vermuthen, daß beyde gerade einerley haben sagen wollen. Die Kritik und nicht das Raisonnement muß hier entscheiden, ob man Θεος, oder ὁς, oder wie andere wollen, ὁ, oder wie noch andere wollen, ὡς lesen müsse. Man weiß, wie wichtig die Einwürfe sind, welche man in neuern Zeiten wider die erste Lesart gemacht hat.

Was die erste Stelle betrift: so hätte dem Hrn. Verfasser gleichfalls nicht unbekannt seyn sollen, daß sie eben so sehr, als die andere zweifelhaft gemacht worden sey; daß nicht nur verschiedene Kirchenväter, z. E. Origenes, sondern auch einige neuere Ausleger, das ὁ ὢν ἐπι παντων Θεος nicht auf Christum, sondern auf Gott den Vater gezogen haben, und daß noch neuerlich der Hr. D. Semler in einem mit verschiedenen Gelehrten darüber geführten Streite, die letztere Erklärung mit so vielen und so triftigen Gründen unterstützt habe, daß sich kaum noch ein einziger uneingenommener und dieser Untersuchung fähiger Forscher der Wahrheit finden wird, der ihm beyzupflichten nicht bereit seyn sollte. Der H. Verfasser hätte also entweder der gemeinen Erklärung beyder Stellen durch neue, kritische und exegetische Gründe zu Hülfe kommen müssen, oder sie hier nicht anführen sollen.

Dies mag zum Beweise dessen, was ich gleich Anfangs zu urtheilen mich getraute, daß nemlich viele der Hallerschen Widerlegungen theils unzulänglich, theils überflüßig zu seyn schienen, genug seyn. Ich schliesse mit dem Wunsche, daß es dem Hrn. Verfasser gefallen möge, die von mir geäusserten Gedanken, eine Einschränkung seines Plans betreffend, seiner weitern Ueberlegung zu würdigen, und dafern er sie gegründet befinden sollte, sich in der Fortsetzung dieses Werkes darnach zu richten. Gb.

II.

Joh. Matth. Schröckh — Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte zum Gebrauch bey dem ersten Unterrichte der Jugend. Berlin und Stettin. Bey Friedrich Nicolai. 1774. 528 S. 8.

Dies Buch hat auch noch einen andern Titel, nemlich: Hilmar Curas Einleitung in die Universalhistorie. Allein, wer hier den alten Curas wieder zu finden hofft, oder glaubt, daß dieses bekannte Schulbuch von dem neuen Herausgeber nur, wie Eßig und Zopf, fortgesetzt, oder so gut es seyn kann, verbessert worden, der wird bey dieser neuen Auflage gewiß kaum seinen eigenen Augen trauen. Herr Schröckh hat nicht nur einen neuen Plan des ganzen Werks entworfen, sondern diesen auch so gut ausgeführt, daß wir seine Arbeit nicht anders als sehr empfehlen können. Er hat das Ganze sehr erweitert, die Begebenheiten mit kluger Auswahl vermehrt, die alte Fragmethode verändert, kurz, Geschmack und Kenntnisse in diesem Buche vereinigt. Nach einer kurzen Anleitung für Lehrer über den Gebrauch seines Buchs und einem Inbegrif der nöthigsten historischen Vorkenntnisse handelt er die ganze Geschichte unsrer Welt in zwölf Perioden bis auf unsere Zeiten ab. Vorher giebt er zur Erleichterung der Lehrer und Lernenden eine kurze aber raisonnirende Uebersicht der vornehmsten Weltbegebenheiten. Eine davon ist nach den zwölf Perioden, die andern nach den berühmtesten Nationen gemacht, zu welchen Hr. S. die Assyrer, Egyptier, Hebräer, Phönicier, Römer,

Perſer, Deutſche, Araber, Normänner, Slaven, Türken und Mogolen zählt. Jedes dieſer Völker hat auf unſerer Erde Revolutionen hervorgebracht, die ihm den Nahmen eines Hauptvolks erworben, daher wir an der Wahl dieſer Völker nichts zu erinnern finden.

Die eigentliche allgemeine Weltgeſchichte theilt Hr. S. in die alte und neue, und jeder Zeitraum enthält ſechs von den angezeigten zwölf Perioden. In der alten Geſchichte ſind Adam und Noah, Moſes, Romulus, Cyrus, Alexander, Chriſtus; in der neuern Theodoſius und die Völkerwanderung, Mahomed, Carl der Große, Gregor der ſiebende und Gottfried von Bouillon, Calvin und Luther, Joſeph und Friedrich. Dieſer Plan iſt wohl gewählt und compendienmäßig ausgeführt. Der V. ſchildert in jeder Periode die Hauptbegebenheiten, die entſtehenden Reiche, die Revolutionen in der Religion und Gelehrſamkeit; nur glauben wir, daß oft die Geſchichte einzelner Reiche zu genau erzählt werde, und dadurch manche Periode nicht allein Begebenheiten enthält, die nicht eigentlich in die Univerſalhiſtorie gehören, ſondern auch zu oft ein regiſtermäßiges Anſehen bekommt. Wie kommt z. E. die Feindſchaft des Thyeſtes und Atreus, der Muttermord des Oreſtes, die Freundſchaft des Pylades, in die Univerſalhiſtorie, und aus andern Perioden die Kühnheit des Mutius Scävola, die Verſchwörung des Catilina, Nerons Muttermord, nebſt mehrern Beyſpielen, die Hr. S. vielleicht in künftigen Ausgaben auslaſſen, und ſich überhaupt bemühen wird, nur ſolche Begebenheiten in ſeiner univerſalhiſtoriſchen Schilderung einzuſchalten, die nicht allein in dem Lande, worinn ſie vorgiengen, ſondern auch auſſer demſelben von wichtigen Folgen waren. Um unſern Leſern, die vielleicht dieſes

Werk

Werk nicht kennen, oder aus Bequemlichkeit, und mit den vier Monarchien zufrieden, sich nicht unter Hrn. S. Führung in das weitläuftige Feld der Geschichte wagen wollen, einige Ideen von seiner Manier zu geben, wollen wir noch den Innhalt einer seiner Perioden auszeichnen, und wählen darzu die vierte der neuern Geschichte. Diese geht von Carl den Großen bis auf Gregor den siebenden und Gottfried von Bouillon, vom J. 800-1096. und besteht aus folgenden Rubriken. „Neues abendländisches Kaiser„thum. Italienisches, französisches, deutsches „Reich. Heinrich der Finkler und Otto der Große. „Sächsische und fränkische Kaiser. Heinrich der „vierte. Ursprung des Pohlnischen, Rußischen und „Ungrischen Reichs. Piastus, Rurick und Stephanus. „Normänner und die Normandie. Englische Monar„chie. Die Königreiche Dännemark, Norwegen u. „Schweden. Verwirrung des Chalifats. Türkische „Reiche. Das griechische Reich sinkt. Wissenschaf„ten und Künste bey Christen und Arabern. Alfred, „Eginhard, Otfried. Sylvester der zweyte. Herr„schaft der Päbste über Europa.„

Hr. S. hat noch jeder Periode vermischte Anmerkungen beygefügt, die theils eine Geschichte der Sitten, der Erfindungen, der Verschlimmerung oder Veredlung des menschlichen Geschlechts, theils Materien enthalten, welche in der allgemeinen Erzählung ohne Unterbrechung des Zusammenhanges nicht wohl konnten abgehandelt werden. Diese sowohl, als die ganze Arbeit, sind mit Kenntniß und sehr guter Auswahl abgefaßt, wiewohl der Recensent freylich nicht allenthalben mit dem Verf. einer Meynung ist. Dergleichen Fehler im Detail sind in einer so ungeheuren Materie, als die Universalgeschichte unsers Erdbodens ist, freylich unvermeidlich. Indessen,

da sich ein Recensent durch Prüfungen im Urtheil legitimiren kann, er habe seinen Autor durchgelesen, und ein Dritter, wenn er gleich nicht so sehr Meister in seiner Kunst, wie der Verfasser ist, oft zufällig über einzelne Fälle mehr nachgedacht und gelesen hat, als der Verf. bey seinem Werke thun konnte; so wollen wir hier noch einige unserer beym Durchlesen gemachte Anmerkungen dem Hrn. V. zu weiterer Prüfung mittheilen. Sollte nach Seite 98. wohl eine allen Menschen allgemeine Sprache ihre Ausbreitung verhindert haben? Wir zweifeln billig. Die Menschen beiten sich immer in Zweige und Stämme aus, so bald das Land nicht hinreichend ist, seine Einwohner zu nähren. Die Haupturſache der Mannigfaltigkeit der Sprachen ist, daß die Menschen bey ihrer ersten Trennung wenig Worte hatten, und nach ihrer Trennung jedes Volk besonders neue Worte erfinden mußte, nachdem sich dessen Kenntnisse erweiterten, oder es nach ganz verschiedenen Gegenden von der Ebne Sinear in die Gebirge, und vom festen Lande nach einer Insel zog. Nach S. 117. hatten die Griechen vor dem Cadmus schon Buchstaben, und zwar pelasgische Schrift. Wir trauen aber in diesem Stücke lieber einem Herodot, Diodor und Plinius, die insgesammt dem Cadmus zum Erfinder der griechischen Schreibkunst machen, als neuern Zweiflern, die unmöglich diese Sachen besser wissen konnten. Ob Romulus der Urheber der väterlichen Gewalt über die Kinder ist (S. 156) zweifeln wir, vielmehr glauben wir, daß die grosse Macht des Vaters, der seine Kinder tödten und verkaufen konnte, nichts anders, als eine bey allen Völkern gebräuchliche Gewohnheit ist, die, wie Miller in seinem fürtreflichen Werke erwiesen hat, in der Erziehung der Kriegsart, und rauhen Verfassung barbarischer Völker liegt. Warum S. 252. die Schilderung

derung des barbarischen Zustandes der alten Deutschen nach dem Tacitus mitgetheilt worden, begreifen wir nicht. Ihre Weisheit war, wie Robertson durch eine Vergleichung mit den Sitten der Amerikaner gezeigt hat, in keinem Stücke von der Lebensart der heutigen Wilden verschieden. Und ob wir gleich kein eigen Buch von den Sitten der übrigen alten europäischen Wilden haben, so zeigen doch einzelne Zeugnisse von der Lebensart der alten Gallier, Britten und Scandinavier, daß sie auch hierinn nichts vor diesen Völkern zum voraus hatten. — Brittannien bekam den Nahmen England (S. 260.) nicht gleich mit dem Uebergange der Sachsen nach dieser Insel, sondern höchstens erst unter Egbert geschahe diese Nahmenveränderung. Unter den von den Normännern gestifteten Reichen vergißt Hr. S. S. 299. verschiedene längst den Brittischen Küsten gegründete Reiche in Irrland, den Hebriden und Northumberland anzumerken, von denen die beyden letztern oft eben so mächtig als Sicilien waren. Die Normännischen Könige von Irrland waren die ersten Kultirateurs dieser Inseln, und das Normännisch-hebridische Reich dauerte vom Ende des neunten Jahrhunderts bis 1273. Das Northumbrische Reich verdient eben sowohl einen Platz in der Universalhistorie, ob es gleich nur kurze Zeit dauerte, und seine Monarchen sehr oft Vasallen der englischen Könige waren. Da S. 371. die Minnesinger erwehnt werden, so wundern wir uns billig, warum Hr. S. der Provinzialdichter nicht gedenkt, die doch auf die italienische, französische, spanische und selbst auf die deutsche Dichtkunst einen grössern Einfluß hatten, als unsere Minnesinger. Daß Hr. S. S. 412. unter den berühmten neuern Geschichtschreibern blos Mosheim und Mascov nennt, nimmt uns Wunder. Immer verdienten Schöpflin, Hucon, Robertson, Henault und Gatterer doch hier gleichfalls genennt zu werden.

Dem

da sich ein Recensent durch Prüfungen im Urtheil legitimiren kann, er habe seinen Autor durchgelesen, und ein Dritter, wenn er gleich nicht so sehr Meister in seiner Kunst, wie der Verfasser ist, oft zufällig über einzelne Fälle mehr nachgedacht und gelesen hat, als der Verf. bey seinem Werke thun konnte; so wollen wir hier noch einige unserer beym Durchlesen gemachte Anmerkungen dem Hrn. V. zu weiterer Prüfung mittheilen. Sollte nach Seite 98. wohl eine allen Menschen allgemeine Sprache ihre Ausbreitung verhindert haben? Wir zweifeln billig. Die Menschen beiten sich immer in Zweige und Stämme aus, so bald das Land nicht hinreichend ist, seine Einwohner zu nähren. Die Haupturſache der Mannigfaltigkeit der Sprachen ist, daß die Menschen bey ihrer ersten Trennung wenig Worte hatten, und nach ihrer Trennung jedes Volk besonders neue Worte erfinden mußte, nachdem sich dessen Kenntnisse erweiterten, oder es nach ganz verschiedenen Gegenden von der Ebne Sinear in die Gebirge, und vom festen Lande nach einer Insel zog. Nach S. 117. hatten die Griechen vor dem Cadmus schon Buchstaben, und zwar pelasgische Schrift. Wir trauen aber in diesem Stücke lieber einem Herodot, Diodor und Plinius, die insgesammt dem Cadmus zum Erfinder der griechischen Schreibkunst machen, als neuern Zweiflern, die unmöglich diese Sachen besser wissen konnten. Ob Romulus der Urheber der väterlichen Gewalt über die Kinder ist (S. 156) zweifeln wir, vielmehr glauben wir, daß die grosse Macht des Vaters, der seine Kinder tödten und verkaufen konnte, nichts anders, als eine bey allen Völkern gebräuchliche Gewohnheit ist, die, wie Miller in seinem fürtreflichen Werke erwiesen hat, in der Erziehung der Kriegsart, und rauhen Verfassung barbarischer Völker liegt. Warum S. 252. die Schilderung

gierung des zweyten preußischen Königs, Friedrich Wilhelm, nebst den zur ältern Geschichte noch rückständigen Urkunden enthält. Berlin, bey Deckern, 1775. 1 Alph. 7 Bog. 4. und der Anhang von Urkunden, 1 Alphabet. — Eben dieser Band unter dem Titel: Hrn. Samuel Buchholz u. s. w. Neueste Preußisch-brandenburgische Geschichte u. s. w. Erster Theil; wobey aber der Anhang nicht befindlich ist.

Versuch einer Geschichte der Churmark Brandenburg, u. s. w. Sechster Band, welcher die Regierung Königs Friedrich II. bis auf den Hubertsburgischen Frieden, und zugleich ein vollständiges Register über alle sechs Bände enthält, Berlin 1775. 2 Alph. 8 Bogen, ohne Register und Vorrede, zusammen 16 Bogen. — Eben dieser Band, unter der Aufschrift: Hrn. S. B. neueste Preußisch-brandenburgische Geschichte, u. s. w. Zweyter Theil, welcher die Regierung Königs Friedrich II. bis auf den Hubertsburgischen Frieden enthält; wobey sich jedoch die Register über das ganze Werk nicht befinden.

Der fleißige Verfasser dieses Werks starb im April des J. 1774. im 57sten Jahre seines Alters. Die Dürftigkeit seiner frühern Jahre erschwerte sein Studieren ungemein; er konnte nur

anderthalb Jahre auf der Universität Halle bleiben, und ausserdem, daß ihm andere nöthige Vorbereitungen fehlten, erlernte er auch niemals die französische Sprache, wovon ihn auch in der Folge sein Nationalhaß gegen alles, was franz. heißt, abgehalten hat. Sein Fleiß u. der Umgang mit Freunden halfen ihm manches Versäumte ersetzen. Seit dem Jahr 1751. zeigte er sich als Schriftsteller: und im J. 1753. kam sein wohl aufgenommener Versuch in der Geschichte des Herzogthums Mecklenburg zum Vorschein. Ansehnliche Gönner ermunterten ihn darauf, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben. Er war damals Conrector zu Werben, hatte nur sein kümmerliches Auskommen, mußte die nöthigen Bücher zum Theil von weit entfernten Orten her entlehnen, und konnte fast bloß in den Nachtstunden an diesem Werke arbeiten. Gleichwohl brachte er schon im J. 1756. den ersten Theil desselben zu Stande. Der vortrefliche Probst Süßmilch zu Berlin, dem er die Handschrift davon zur Prüfung vorlegen ließ, unterstützte ihn durch Bücher, und half auch seine Glücksumstände verbessern. Buchholz erlangte im J. 1760. von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin den Preiß über die Beantwortung der Frage, von der topographischen Beschaffenheit der Churmark Brandenburg in ältern Zeiten. Seine Brandenburgische Geschichte, an welcher er fortarbeitete, konnte wegen allerley Hindernisse erst nach mehrern Jahren ans Licht treten; er nutzte diese Zeit dazu, um dem ersten Theile eine neue Gestalt zu geben, und vollendete sie noch lange vor seinem Tode. In den Umständen betrachtet, unter welchen er schrieb, hat er immer viel rühmliches geleistet, wenn er gleich ziemlich weit von dem Range eines treflichen Geschichtschreibers entfernet bliebe. Daß ihm die höhere historische Kritik gemangelt habe, zeigt seine

Schrift

Schrift zur Vertheidigung Constantins des Grossen. Seine Schreibart ist grossentheils ungekünstelt und fliessend; freylich aber nicht immer edel genug für die Geschichte. Er sammelt meistentheils mehr nützliche Materialien zu einer Geschichte, als daß ihn eine genauere Wahl der Begebenheiten geleitet hätte. Manchmal sind auch Begebenheiten, die kaum berührt zu werden brauchten, zu weitläuftig erzählt worden, wie im 7ten Bande, S. 44. in der Anmerkung die Schicksale des Zarrwitz, wo auch noch einiges berichtigt werden könnte. Freymüthigkeit hat zwar der Verf. hin und wieder gezeigt; doch überhaupt für sein Vaterland und für die Fürsten, unter welchen er lebte, sich partheyisch genug, zuweilen auch etwas hitzig, erklärt. Ein Vorzug der beyden letzten Bände bleibt es allemal, daß der Verfasser darinne eine Geschichte erzählt, die er größtentheils selbst erlebt hat, u. ziemlich vollständige Sammlungen von mancherley Art darinne aufbehalten hat.

Hr. Heynatz, der das Leben des V. in der Vorrede zum fünften Bande beschrieben hat, bringt noch einiges zur Entschuldigung dessen bey, was man an ihm tadeln kan. Er war nicht gesonnen, auch die Regierungsgeschichte des jetzigen Königs auszuarbeiten; aber Personen, denen er Ehrfurcht schuldig war, ermunterten ihn, auch diese hinzuzusetzen. Manche Fehler seines Vortrags, sagt Hr. H. schreiben sich zum Theil aus der fleißigen Lesung der Schriften des Hrn. Prof. Pauli her. Wenn er zu pünktlich in manchen Kleinigkeiten gewesen, so spricht die Absicht, für mancherley Leser zu schreiben, die Liebe zum Vaterlande und die Neuigkeit der Vorfälle, (denn man ist geneigt, Begebenheiten, die man selbst gesehen hat, vor erheblich genug auch für andere zu halten,) für ihn. Die Verdienste des Herausgebers um diese beyden Bände

bestehen in der Durchsicht seiner Handschrift, in der Verbesserung einiger Schreibfehler, Hinzusetzung einiger Anmerkungen und Verfertigung des Registers über das gesammte Werk.

Aus der Geschichte selbst, die in diesen letzten Bänden enthalten ist, können wir eben nichts Neues oder Wichtiges auszeichnen. Geheime Nachrichten hat der Verf. nicht gehabt: und wenn sie ihm auch zu Theil geworden wären, so würde es in einer so neuen Geschichte noch nicht einmal Zeit seyn, solche bekannt zu machen. Freylich würde auch ohne dieselben ein Mann von ausnehmendem Geiste, Scharfsinn und Weltkenntniß die beyden hier beschriebenen Fürsten weit glücklicher geschildert haben. Aber auch die Beyträge, welche B. liefert, um sie kennen zu lernen, sind gar nicht zu verachten. Es ist öfters mehr Mangel an Geschmack als an richtiger Beurtheilung, besonders aber trockene Weitschweifigkeit und Declamation, welche ihn hindern, ganz lesenswürdig zu seyn. Man sehe z. E. den Anfang und den Beschluß von Friedrich Wilhelms Leben. Auf merkwürdige kleine Umstände, die häufig angebracht sind, auf einige zweifelhafte oder würklich unrichtige Nachrichten, können wir uns nicht einlassen.

Aber von den Urkunden müssen wir noch etwas sagen, die dem fünften Bande angehängt sind. Sie dienen zur Erläuterung der Churmärkischen Geschichte der mittlern Zeit, oder des zweyten Theils von den Regierungen der Häuser Anhalt, Bayern und Lützelburg, indem sie von den letzten Jahren der Regierung Markgr. Waldemars, bis auf den Churfürst Friedrich I. oder vom J. 1312 bis 1417. in einer beträchtlichen Anzahl gehen. Ob, wie viel und wo etwas davon gedruckt sey, wird nicht gemeldet: nur daß die Gundlingische und die Süßmilchische Sammlungen genannt

genannt werden, aus welchen viele genommen sind. Wiewohl darunter manche Schenkungsbriefe, Privilegien und einzelne Städte, Kirchen u. dergl. mehr betreffende Urkunden nicht sehr erheblich zu seyn scheinen; so haben sie doch auch für dieses Werk ihren Nutzen: nicht zu gedenken, daß auch Schriften geringfügigen Innhalts aus dem mittlern Zeitalter oft brauchbare Nachrichten und Erläuterungen bey sich führen. Wichtiger sind folgende: Markgr. Heinrich ohne Land verbindet sich im J. 1314, bey der römischen Königswahl seine Stimme entweder dem Herzog Friedrich oder dem Herzog Leopold von Oesterreich zu geben. Kaiser Ludwig befiehlt im J. 1318 Graf Bernharden von Anhalt, die festen Oerter des Fürstenthums Ascanien an Markgr. Waldemar abzutreten, den er damit belehnet; H. Heinrich in Schlesien zu Jauer übergiebt alle seine Rechte an die Lausitz, Bauzen, Lebus und an die Stadt Frankfurt dem Könige Johann von Böhmen, im J. 1319. sein Bericht an den Kaiser darüber, mit Ersuchen, den König von Böhmen damit zu belehnen; die Aebtißin Jutta zu Quedlinburg belehnt im J. 1320 Herzog Rudolph zu Sachsen mit der Vogtey zu Quedlinburg, wie sie vordem die Markgrafen von Brandenburg gehabt hatten; K. Ludwig belehnt im J. 1320. die Grafen von Anhalt, Bernhard, Albrecht und Waldemar, mit der Pfalz Sachsen und dem Markgrafthum Landsberg; K. Ludwigs erster Lehnbrief für seinen Sohn, Churf. Ludwig den Aeltern, über die Mark Brandenburg 1324, nebst mehrern dazu gehörigen Urkunden; eben derselbe verleiht insgemein alle in Sachsen offen werdende Reichslehne seinem gedachten Sohne 1341; K. Carl IV. belehnt den falschen Waldemar mit der Mark Brandenburg 1348. Eben derselbe erklärt denselben vor unrechtmäßig 1349; der Städte

in der Mark Verein für den vermeinten Markgrafen Waldemar 1349; des Bischofs von Carpontras Bannbrief im Nahmen des Pabstes Clemens VI. wider den Churf. Ludwig den ältern und seine Anhänger und Freunde 1350; Churf. Ottens Münzreceß mit der Landschaft und den Ständen der Mittelmark errichtet im J. 1369; Erzb. Albrecht von Magdeburg entsagt im J. 1371 der Anforderung des Erzstiftes auf die Lausitz, die es aus Markgraf Diezmanns zu Meißen und Landgrafens in Thüringen vormaligem Verkauf darauf machen konnte; K. Wenzeslaus Urkunde von Vereinigung der Churmark mit der Krone Böhmen 1374. Kaiser Carls IV. Bestätigung dieser Vereinigung von eben demselben Jahre; K. Siegmund bestellt Burggraf. Friedrich von Nürnberg zum obersten Verweser und Hauptmann der Churmark Brandenburg, die er ihm und seinen Erben zugleich für 100000 ungrische Goldgülden verpfändet, 1411; eben dieses Kayserß beyde Urkunden, womit derselbe in den Jahren 1415 mit Vorbehalt des Rechts des Hauses Lützelburg, und im J. 1417. ohne diesen Vorbehalt mit der Chur und Mark Brandenburg belehnt wurde, u. a. m.

Ml.

Ueber die Ehe:

Ακούετε λεὼς Σουσαρίων λέγει τάδε:
Κακὸν γυναῖκες αλλ' ὅμως ὦ δῆμώται
Οὐκ ἔστιν οἰκεῖν οἰκείαν ἄνευ κακοῦ
Καὶ γὰρ τὸ γῆμαι καὶ τὸ μὴ γῆμαι κακὸν.

Berlin, bey Christian Friedrich Voß. 1774. 234. Seit. in 8.

Uebe

Ueber die Ehe: Εἰ ἔτως, ἡ αἰτία τοῦ ἀνθρώπου μετὰ τῆς γυναικὸς αὐτοῦ συμφέρει γαμῆσαι. Zweyte Auflage. Ebendaſ. 1775. 319 Seiten in 8.

Ein ſehr weiſer Mann, wie er hieß, thut nichts zur Sache, ſoll ſchon längſt bemerkt haben, daß viele allgemein bekannte und allgemein betriebene Geſchäfte uns ſtumm laſſen, wenn wir plötzlich aufgefodert werden, zu ſagen, was ſie ſeyn. Daß zu dieſen die Ehe gehöre, wird der chriſtliche Gottesgelehrte, der Iman, der Rabbi, der Kanoniſt, der Civiliſt, der Naturiſt, der Politiker, der Effendi, der Herrnhuther, Theokles und Charmidium läugnen und ihre Erklärungen werden es durch Verſchiedenheit und Widerſpruch zugeſtehen. „Jedes Ding hat zwo Hand„haben, und welches das rechte oder linke Ende eines „Weibsbildes ſey, wirſt du nicht eher erfahren, lieber „Bruder Tobias, bis du das Ueber die Ehe geleſen haſt„ ſagt Hr. Walter Shandy.

Wie aber ſoll es denn ein ehrlicher Mann machen, der über die Ehe träumen, oder Stunden geben will? Soll er darum ſelbſt heurathen? Γὰρ τὸ γῆμαι καὶ τὸ μὴ γῆμαι κακὸν und der vom Rauch eigenen einzelnen Heerde würde doch nur einfaches Licht gewähren. Soll Kopkop Ehe ſein Ideal ſeyn? Wieder einzeln, und wenn gleich in der Natur, doch nicht nach ihr. Soll er andre Ehen, ſo viel er deren kann, unters Glas bringen und denn das Ganze ſeiner gamiſchen Beobachtungen zur Schau, Warnung und Ermunterung aufſtellen? mit dem Grundriſſe, den der Zweck der Handlung zeichnet, vergleichen, und die Gränzlinie zwiſchen dem, ſo iſt es, und dem, ſo ſollte es ſeyn, nach dieſem Lineale ziehen? Faſt ſo etwas, glaubt der Recenſent, müßte wohl geſchehen. Der Verfaſſer des gegenwärtigen

Werks, ein Mann von seltenen Kenntnissen, von einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit, ein Meister in der Schreibart (Eigenschaften, welche machen, daß man sein Werk nicht aus den Händen legen kann, bis man es ausgelesen hat, weil es wirklich unter die wenigen vortreflichen Bücher gehört, die jedem Leser Vergnügen machen, und den wenigen Edlen unter den Lesern zum Nachdenken Gelegenheit geben,) scheint dennoch zu sehr in seiner eigenthümlichen Sphäre geblieben zu seyn, und die Hindernisse und Beschwerden des Ehestandes nur aus den Häusern abgezogen zu haben, wo man mit zwey bis sechs Pferden fährt und einen bis fünf Bediente in Livree hält. Aus denen aber wird der Begriff von der Ehe sich so wenig bestimmen lassen, als der Charakter eines Volks aus der Gesinnung des Hofes, des hohen Adels und der reichen Negocianten. Indessen die Gerechtigkeit muß dem Verfasser wiederfahren, daß er aus seinen unvollständigen Wahrnehmungen zum Theil sehr richtige Bemerkungen gefolgert habe, die immer sehr wahr, obgleich nur in so fern wahr sind. Schade ist es, daß er seinem Witze hier und da zu sehr sich überlassen und ihm die Freyheit nachgegeben hat, ihn mit unter zu Sätzen zu verführen, die nur auf Witz und kaum auf Witz sich gründen; (wovon unten einige Beyspiele zu finden) einen Mann von so ausgezeichneten Talenten wünschte man immer nur als einen ruhigen und bündigen Vernünftler zu finden.

Nun, um den Faden aus seiner Hand aufzunehmen, mögten wohl nicht, nach dem Ausspruche des Bibelvesten Kriegsmannes, der seine Wacht vor dem Herrn Christus ins Gewehr treten lässet, die meisten Ehen aus Ehen geschlossen werden; selbst vielleicht die nicht, welche dieser Officier verweigert; man müßte denn bey diesen, Ueppigkeit und deren Unterhaltungsmittel überhaupt, unter der Ehe verstehen sollen, wie bey

den

den Spielschulden schon eingeführet ist. Der Landmann und der mittelmäßige Städter rechnet wohl mehr auf den wahren Zweck der Ehe, auf die gemeinschaftliche Beyhülfe von Frau und Kindern. Beyde haben diese Hülfe von der ersteren gleich Anfangs und ununterbrochen, von den lezteren, nach Verlauf weniger Jahre und vervielfältigt. Bey ihnen und nur bey ihnen gilt das Sprichwort: Je mehr Kinder, ie mehr Paternoster. Und wenn der Landmann das väterliche Gut angenommen und seinen Eltern den Auszug versichert hat, richtet er seinen ersten Blick nach einer thätigen Frau, der Bürger, so bald er Meister ist, nach einer Wirthin. Daß in den höhern Ständen dieß anders sey, gestehet der Recensent dem Verfasser gern zu, nur ist der höhere Stand nie Modell zum Ganzen, nicht einmal zum Mehreren, der Staat sinkt denn schon, und dann ist Krankheit der widernatürliche Zustand des Körpers, der nur auf ihn, nicht weiter passet. An der Ordnungsmäßigen Bevölkerung des Landes liegt freylich dem Staate sehr viel; ob aber diese durch die so frühzeitige Heurathen erhalten werden möge, ist eben die Frage. Vielmehr scheinen diese frühe Ehen nach unsern Ernährungsmitteln unstatthaft. Selbst bey beyderseits genug reichen Partheyen würde die Ehe im vierzehnten und zwölften Jahre böse sehr Folgen für die Erziehung und Gesundheit der Kinder und für die Gesundheit der Eltern haben. Der Körper der Mutter muß nicht nur empfangen und gebären, er muß auch tragen und der Frucht Raum geben können, wenn er nicht vor der Zeit sich und das Kind zugleich verkrüppeln soll. Nur die unerschöpfte Jugend der Deutschen, die wir zwar nicht mehr ganz sind, aber wieder zu werden uns bestreben sollten, gab den lang gestreckten Ritter und kam aus der fera Venus. Der Mann zwar, mögte man einwenden, liese bey der frühen Ehe

weniger Gefahr, durch Ausschweifungen sich zu entkräften; allein wer stehet für die Mäßigkeit des jungen Ehemannes? Und dann gilt dieser Einwurf wieder nur die höhern Stände. Von den bessern, der Natur weniger ungetreuen Ständen, lässet mehr Enthaltsamkeit, auch im Cälibate, sich hoffen, und ist auf allem Fall, durch unvermeidliche Arbeitsamkeit, veranstaltet. Otia si tollas. Auch welche Kinderzucht würde an Geist und Leib die seyn, die jeder, der im Stande ist, Vater zu werden, in seiner Gewalt hätte? Und hauptsächlich, was für Ehen würden geschlossen, was für Wahlen getroffen werden, wenn das vierzehnjährige Mägdchen und der achtzehnjährige Jüngling nach Willkühr sich gatten dürften? Der Herr Verfasser scheint über die größere Nothwendigkeit des reifen Verstandes hingeschlüpfet zu seyn und sich nur auf die Reife des Körpers eingeschränkt zu haben, die aber kan den Entscheidungsgrund zu einer Handlung nicht darreichen, die mehr, als Beyschlaf ist, und weit höhere Zwecke haben muß, wenn sie ihrem Berufe in der menschlichen Gesellschaft entsprechen soll.

Die Warnungen wider den Ehebruch hat der Recensent mit wahrem Vergnügen gelesen. Obgleich nicht an sich neu, sind sie doch zum Theil auf eine neue Art vorgetragen und in einem neuen vortreflich geschriebenen Büchlein gesagt, dem es an häufigen Lesern nicht fehlen wird, und dies ist ein großes Verdienst. Warscheinlich indessen wird dies Laster nicht eher als die Duelle, auch nicht durch ein anderes Mittel, als diese, durch die vom Voltaire vorgeschlagene allgemeine europäische Infamie, sich einschränken lassen.

Bey der Betrachtung über den Concubinat hätte der Nachtheil bemerkt werden können, der dem Staate durch die verabsäumte Zucht und durch die Herabstoßung

stoßung der Kinder in einen niedrigern Stand, in den Stand der Mutter, oder vielmehr in gar keinen, zugefügt wird. Der Recensent billiget keinesweges das herrschende Bestreben der Eitelkeit, in einen höheren Stand, als der angeborne war, sich zu schwingen. Was in einzelnen Fällen Verzeihung, zuweilen Lob verdienet, kan durch Ueberhäufung dem Staate schädlich werden. Im Gegentheile verlangt der Sohn des Ministers ohne Recht, auch Minister zu seyn. Legationsrath sey er, Kriegsrath, Hauptmann; nur sinke er nicht zum Garnweber. Das aber könnte, fast müßte er, wäre er nicht der Gemalin, nur der Concubine Sohn. Ferner leidet der Staat durch die nicht angewandte Kräfte des Vaters. Der Ehemann arbeitet gar anders für seinen rechtmäßigen Erben, als für seinen Bastart, erwirbt durch Uebung sich gar mehrere persönliche Fertigkeiten, erlangt gar mehrere Verdienste, beschäftigt gar mehrere Hände, breitet gar weiter seine Sphäre von allen Seiten aus, wenn er seiner Frau sich nicht schämen und auf seine Kinder stolz seyn darf, als wenn er selbst mit der Concubine sich im Winkel verstecken und Kinder dem ungewissen Schicksaale überlassen muß, welches zu bestimmen er nur durch seine Schuld nicht vermag.

Die Soldatenehen möchten endlich, der Einwürfe des Verfassers ungeachtet, doch Vervielfältigung leiden, und ihm auch alles eingeräumt, den Muth eher erhöhen, als niederschlagen.

Im Ganzen genommen, hat der Verfasser wohl auch das Glück dieses seines jüngsten Kindes zur Absicht gehabt, und vielleicht nur darum in dessen Anzuge zuweilen den flitterhaften Modeputz gesucht um ihm Ansehen zu erwerben. Denn übrigens traut der Recensent einem so vortreflichen Kopfe zu, daß er den Werth des Spasses S. 12 der ersten Auflage, ohne Uebung stark,

S. 32, der Tabatieren, S. 42, des Creuzriteks und des Paarens S. 92, der Beinkleider und der Mannshemden, S. 134, des beſten Brodtes, S. 115, des guten Werks, Vorrede S. VI, des etwas weiter und mehrerer dergleichen Einfälle, ſelbſt fühlen und in ſeiner Entſchuldigung S. 216 keinen Schutz für ſie ſuchen werde.

Von unrichtigen Folgerungen hat der Witz, S. 19 d. erſten Aufl. wird ſelbſt Vater werden, S. 70, groſſe Geiſter, S. 99, ſelten wird ein Ehemann, S. 139, Geſpenſter glauben, hingeworfen, welche nur zur Beglaubigung angezeigt werden.

Zulezt kann den meiſten unſerer deutſchen Schriftſteller die Sprachrichtigkeit nicht genug empfohlen werden, damit ſie nicht, Achtung für, S. 14 d. e. A. Zwang zuziehen, S. 20, ohnedem, S. 16, ſich entfahren laſſen, oder wie S. 149, nur eine Perſon, den Sinn gänzlich verwahrloſen. Die Ueberſetzung der actio redhibitoria und quanti minoris, durch Widerrufsklage und Geringeſchätzungsklage iſt nicht ganz verſtändlich und können die lateiniſchen Kunſtwörter durch Zurücklieferungs- und Minderungsklage nicht ausgedrückt werden, wie ſie denn fürs Publikum nicht können; ſo behalte man ſie lieber bey.

Die neue Auflage iſt, wie auch die Seitenzahl zeigt, ſtark vermehrt. Der Verf. hat auch, wie es ſcheint, einiges verbeſſert. Der Recenſent aber hat ſich lieber die Wolluſt gemacht, dieſes ſehr unterhaltende Büchlein in der zweyten Auflage nochmals ganz durchzuleſen, als ängſtlich nach den Veränderungen, durch Vergleichung der erſten Auflage zu forſchen. Der Verf. giebt ſich in der zweyten Auflage noch nicht anders als durch die Unterſchrift — G — zu erkennen. Wenn aber irgend ein ungenannter Verfaſſer bekannt zu werden verdiente, ſo iſt es dieſer.

IV.

Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, von G. E. Leßing. Dritter Beytrag. 1774. gr. 8.

Im zweyten Anhange zu dieser Bibliothek haben wir den ersten und zweyten Beytrag angezeigt. Der dritte Beytrag enthält fünf Stücke.

15. *Heroidum Ovidianarum emendationes Guelferbytanae ad Harlesium V. C.* In der Wolfenbüttelischen Bibliothek sind drey Codices von den Ovidianischen Heroiden, wovon die beyden letztern mit den Gudischen Manuscripten dahin gekommen. Aus diesen theilet Herr Heusinger dem Herrn Harles Lesarten mit, wodurch der Ovidianische Text da, wo er vom Heinsius und Burmann nur durch Vermuthungen konnte geheilt werden, nun wirklich zurecht gebracht wird.

16. Griechischer Text des apostolischen Glaubensbekenntnisses mit lateinischen Buchstaben. Diesen Beytrag haben wir dem Hrn. Knittel zu danken. Er ist wichtig, um uns durch den Weg der mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Handschriften auch auf die Entstehungsart und Beurtheilung mancher Lesarten des N. T. zu führen, wovon Hr. K. einige Beyspiele anführt. Er macht uns gar Hofnung, aus einem Manuscripte Beyträge zu liefern, wodurch der Streit über das Latinisiren des Griechischen im N. T. Licht und vielleicht völlige Endschaft erreichen würde.

17. Von

17. Von Adam Neusern einige authentische Nachrichten. Zwey Punkte, die darin erörtert werden, machen diese Nachrichten wichtig. 1) Ist Neuser wirklich ein Muselmann geworden? 2) Ist ihm und seinen Genossen, insonderheit dem hingerichteten Sylvanus zu viel geschehen? Beyde Fragen sind heftig durchgestritten worden, ohne daß etwas darüber entschieden wäre. Reformirte und Lutherische Theologen haben darüber sich Vorwürfe gemacht und sich vertheidigt. Was den ersten Punkt betrift, so sagten die Lutherischen Theologen, daß der nächste Weg von dem Calvinismus zu dem Arianismus und von diesem zum Mahometismus gienge. Beyde Uebergänge haben nun die Anhänger beyder Partheyen, und zwar mit Recht, geleuguet. Hr. L. hat eine Stelle des Sam. Crells angeführt, die sich darüber nachdrücklich erklärt, und wir könten auch aus Ruarus Briefen verschiedenes hinzuthun, wenn es sich die Mühe verlohnte, Anzüglichkeiten zu widerlegen, die bloß der Partheygroll eingiebt. In des Adami Leben des Hr. Zanchius kan man die Widerlegung der erstern Verleumdung finden. Von Neusers Uebergange zum Mahometismus hat man zuletzt des Budowez Zeugniß für entscheidend gehalten. Hr. L. zeigt gründlich, was an diesem Zeugnisse auszusetzen sey. (Man kan nun urtheilen, mit welchem Grunde Zeltner habe sagen können: in quo, quae ipse coram viderit, distincte exposuit, nullamque haesitandi amplius vel leviſſimam cauſſam cuiquam reliquit.) Der unverwerflichste Zeuge seiner Beschneidung bleibt also das Gerlachische Tagebuch. Allein daraus erhellet sie nicht. Inzwischen macht sie Hr. L. doch aus andern Gründen wahrscheinlich, unter andern aus einem ungedruckten Gerlachischen Briefe in der Wolfenbüttelischen Bibliothek, woraus er eine merk-

merkwürdige Stelle anführt. Auch leugnet er seinen Uebergang selbst in seinem Briefe, der auch dadurch viel Gewicht bekömt, daß die Nachrichten, die darinn enthalten sind, mit denen, die Gerlach mündlich von ihm vernommen, genau übereinkommen. Der zweyte Punkt beruhet auf der Frage: ob Neuser und seine Freunde sich würklich mit dem siebenbürgischen Gesandten eingelassen oder gar ein Schreiben an den türkischen Kaiser abgesandt. Neuser leugnet dieses, und H. L. hält ihn hierin auch für unschuldig. Es würde uns zu weit führen, die Gründe beyder Theile hier anzuzeigen. Der Brief, den H. L. hier abdrucken läßt, steht zwar schon in den Monumentis Palatinis, die 1701. herausgekommen; er ist aber gar nicht so gebraucht, als es vom H. L. zur Beantwortung vieler interessanten Fragen geschehen ist. Beyläufig kommen noch einige unterhaltende Untersuchungen vor, z. B. über die Fragen: ob Neuser der Vorgänger des Franciscus Davidis gewesen, ob er mit Recht ein Socinianer heiße? Ferner über den Matthias Vehe, den Hr. L. mit dem Matthias Glirius beym Sandius für Einen und eben denselben Mann hält. Schon Zeltner hat dieses bemerkt in einer Anmerkung zu seiner Hist. Crypto-Socin. S. 353. In der That ist Glis nach dem Salmasius (Excerc. ad Solin. S. 610.) der allgemeine Name einer Gattung von Thieren, deren einige Arten kostbare Felle liefern, die noch bis jetzt in Oberdeutschland Vehe heißen. Es wäre zu wünschen, daß Zeltner seine Muthmassung über den Jacob Suter, den er mit dem Jacob Palälogus für eben denselben Mann hält, eben so gut bewiesen hätte. (Ruarus Briefe S. 176. Anmerk. c.

18. Von Duldung der Deisten: Fragment eines Ungenannten. H. L. kan uns den Verfasser dieses

dieses ungemein schätzbaren Fragments nur durch Muthmassung angeben. Indessen ist es eine Muthmassung, die mehr für sich hat, als manche andere, auf der man so fest hält. Die Localumstände, die Gründlichkeit, der philosophische Geist, die Reinigkeit der Schreibart, die bey diesem Aufsatze sich vereinigt finden, führen natürlich auf den vortreflichen Werthheimischen Bibelübersetzer, den nicht genug bedauerten Schmid. Das Fragment müssen wir unsern Lesern selbst ganz nachzulesen überlassen; über Hr. Lessings Zusätze, deren er aber nur wenige dabey gemacht, nehmen wir uns die Freyheit, einige Anmerkungen hieher zu setzen. Der Ungenannte hatte die Duldung der Deisten unter den Christen mit der Duldung der Proselytarum portæ unter den Juden verglichen. Ihm will diese Vergleichung nicht so ganz einleuchten. Inzwischen giebt er sie doch vor der Hand zu, glaubt aber, daß nach ihrem Vorbild auch die Deisten nur unter gewissen Einschränkungen könnten geduldet werden. „Aber unsere Deisten,„ fährt er fort, „wollen ohne alle Bedingung geduldet „seyn. Sie wollen die Freyheit haben, die christ„liche Religion zu bestreiten; und doch geduldet seyn. „Sie wollen die Freyheit haben, den Gott der Chri„sten zu verlachen; und doch geduldet seyn.„ Diese Worte, und was noch folgt, würde uns nicht zweydeutig seyn, wenn sie es nicht durch eine neuerliche Anwendung auf die Antihomousianer geworden wäre. Hr. Seiler wendet sie in seinem Buche über die Gottheit Christi*) auf diese Christen an, so wie das, was unmittelbar darauf folget: „denn wenn davon ei„ner, „fährt Hr. L. fort,„ des Herrn Nahmen lästerte, (Lev. XXIV, 12.) wurde er ohne Barmherzigkeit ge„steinigt, und die Entschuldigung half ihm nichts,

*) Leipzig, 1775. gr. 8. 337.

„daß

„daß er nicht den wahren Gott, den die Vernunft „den Menschen lehre, sondern den Afftergott gelästert „habe, wie die Juden sich ihn bildeten.„ Wir wissen nicht, ob Hr. L. den Worten „der Christen Gott„ die Ausdehnung habe geben wollen, die ihnen Hr. Seiler giebt, und wir hoffen es nicht: wenigstens haben sie nicht nothwendig einen solchen Umfang. Das thut aber nichts zur Sache. „Es kömmt vielmehr darauf an, ist der Sohn Gottes der Homousianer ein christlicher Nationalgott, so daß der Irrthum der Antihomousianer Empörung und Hochverrath ist, und wenn die weltlichen Mächte ihn noch nicht dazu gemacht haben, ist es gut, daß die Gottesgelehrten es ihnen rathen, damit man den Widersacher des Symbols quicunque zu Tode steinigen könne. Freylich konnte ein Proselyt des Judenthums das nicht für sich anführen, ich halte den Jehova nicht für Gott; denn in diesem Falle konnte er nicht allein kein Staatsbürger, (πολίτης citoïen) sondern nicht einmal ein Einwohner (μέτοικος, habitant, bourgeois) von dem jüdischen Staate seyn. Nun ist gerade die Frage: sollen wir das symbolum quicunque zum Grundgesetze in der Magna charta der christlichen Staaten machen? Am Ende giebt Hr. L. etwas von einigen Theologen zu verstehen, „die von dem ganzen „Christenthum nichts übrig lassen, und nichts übrig „lassen wollen, als den Namen.„ Er sagt von diesen Theologen, daß sie in der Zuversicht auf ihre gute Sache nicht allein den Deisten nichts in den Weg legen, sondern sie auch herausfordern, versichert, daß die Bekanntmachung der deistischen Einwendungen gegen das Christenthum nur ihren Triumph vermehren werde. Wir können dieses nicht anders als so verstehen, daß gedachte Theologen das Christenthum so von Verwickelungen und Schwierigkeiten einer geheimniß-

heimnißvollen Glaubenslehre, durch deren schwache Seite die Deisten dem Christenthume am beschwerlichsten gefallen, befreyen, daß sie sich nun gegen diese Anfälle sicherer gesetzt haben. Wir können es uns nicht denken, daß dieses Zurückziehen der Gränzen des Christenthums auf das, was allen Partheyen desselben gemein und allen einzelnen Gliedern verständlich und brauchbar ist, von H. L. sollte gemißbilligt werden. Er gestehet selbst, daß „diese Sprache „das Gute hervorgebracht, daß neuerer Zeit, wenigs„stens in dem protestantischem Deutschlande, alle „bürgerliche Verfolgung gegen Schriften und Schrift„steller unterblieben ist.„ An einem andern Orte (S. 166.) wirft er mit Recht den Socinianern nachdrücklich vor, daß sie den Franc. Davidis verfolgt haben und setzt hinzu: „So gewiß ist es, daß Sektirer, wenn sie auch noch so wenig glauben, gegen „die, welche auch dieses wenige nicht glauben wollen, bey Gelegenheit eben so intolerant zu seyn geneigt sind, als der abergläubischste Orthodox nur „immer gegen sie seyn kan.„ Was Hr. L. hier den Socinianern zur Last legt, wenn das gutgesinnte Theologen zu vermeiden suchen, verdienen sie dafür nicht alle Achtung? Wie können sie aber das bewerkstelligen, daß die billige Freyheit zu schreiben keine Hinderniß von ihrer Seite mehr antreffe, als wenn sie den exoterischen Vortrag der Religion von gelehrten Streitfragen entkleiden, und auf das, was mit den Gesinnungen am nächsten zusammenhängt zurückführen. Daraus folgt gar noch nicht, daß sie im gelehrten Vortrage irgend eine kirchliche Frage nach dem oder jenem System entscheiden. Gesetzt aber, daß sie auf eine Art entschieden, die dem hergebrachten System einer Kirche zuwider wäre: so thäten sie nichts, als nach ihren eigenen Grundsätzen handeln, und sich des

Rechtes

Rechtes bedienen, das ſie in andern Menſchen verehren, und das ſie aus der Unwichtigkeit theologiſcher Fragen für die Sitten herleiten. Wenn ſich in ihrem Vortrage übrigens noch etwas findet, dem ſie eine Stärke und Feſtigkeit zutrauen, die darinn nicht anzutreffen iſt, ſo iſt es immer Zeit, ſie alsdann auf der Stelle zu beſchämen, wenn ſie ſo ſehr aus den Schranken der Mäßigung heraus gehen ſollten, daß ſie ſich über eine anſtändige Erinnerung entrüſten.

19. Ergänzungen des Julius Firmicus.

Gz.

V.

Eduard Ives, Eſq. Reiſen nach Indien und Perſien. In einer freyen Ueberſetzung aus dem engliſchen Original geliefert, mit hiſtoriſch-geographiſchen Anmerkungen und Zuſätzen vermehrt von **Chriſtian Wilhelm Dohm.** Zweyter Theil, welcher die Reiſe von Perſien nach England, einen Anhang des Verfaſſers und einen Theil der Zuſätze des Ueberſetzers enthält. Mit Kupfern und einer Reiſecharte von Basra nach Lattichia. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1775. 1 Alph. 8 Bogen in 8.

Der zweyte Band der Iveſchen Reiſe, der den ganzen übrigen Theil von Basra zurück nach England enthält, haben wir noch ärmer an wichtigen und leſenswürdigen Nachrichten gefunden, als den erſten; obwohl ſich aus den Gegenden die hier

bereist sind, viel Merkwürdiges melden ließ; auch weniger mit Hrn. Dohms erläuternden und berichtigenden Anmerkungen begleitet; er scheint über der Arbeit, die er an ein elendes Buch verwandte, ermüdet zu seyn. Eine Vorrede desselben hat dieser Band nicht, auch nicht die versprochene des Hrn. O. C. R. Büschings, die vermuthlich vor dem dritten Bande erscheinen wird; denn daß ein solcher, der noch Zusätze des Uebersetzers enthalten wird, zu erwarten sey, lehret der Titel. Wir wollen doch auch aus diesem Bande einiges Merkwürdigers für unsere Leser auszeichnen.

Kap. I. Von Basra, einer berühmten und grossen Handelstadt, sagt der Verf. nichts mehr, als daß hier auf einem schiffbaren Kanal, der die Stadt mit dem Flusse Schat elarab verbindet, viel Handel getrieben werde. Sodann folgt eine Menge Kleinigkeiten von dem V. und seiner Gesellschaft auf der weitern Reise nach Bagdad. Die Fahrt auf dem Euphrat nach Hilla fand der Verf. überaus angenehm. Für eine solche Reise schaltet er Vorschriften ein, und eine Nachricht von den Münzsorten. Für die Geographie ist es wichtig, daß die Namen der Plätze an dem Ufer des Euphrats, auch oft ihre Breiten nach astronomischen Beobachtungen angegeben, und auf einer beygefügten Charte, wie von der ganzen Reise bis nach Latichia, verzeichnet sind. Ob sie aber der V. immer richtig und genau nach der Aussprache geschrieben habe, daran zweifeln wir; Hr. Büsching hat oft sehr verschiedene Namen. Am Euphrat, in der Gegend zwischen Korna und Mansuret, unter dem 31sten Grad der Breite, erndtete man schon am 29. April. Bey Nawaschi, ungefähr unter derselben Polhöhe, war am 1ten May das meiste Getreide schon reif, aber einiges auch noch grün in der Aehre. Sonst haben wir in der ganzen Erzählung, die so viele

Seiten

Seiten anfüllt, nichts gefunden, das des Aufzeichnens werth war; Hr. Dohm hätte hier unstreitig, seinem Versprechen gemäß, vieles abkürzen können. Dagegen sehen wir aus einer Recension dieses zweyten Theils der Ivesschen Reise, im 9ten Theil von Hrn. Hofr. Michaelis Orientalischen Bibliothek, da wir das engl. Original selbst nicht vergleichen können, daß er einige beträchtlichere Anmerkungen, wenn sie auch nur Zeugnisse für schon bekannte Sachen enthielten, weggestrichen hat. Unterhaltender wären für uns Kap. II. die Nachrichten von der ausnehmenden Artigkeit, womit die Engländer von den Gouverneuren zu Dewana und Hilla aufgenommen und bewirthet worden. In den Höflichkeitsbezeugungen, sagt der V., war der Türk uns weit überlegen. Der Gouverneur von Dewana, versichert J., sey aus seinem Gouvernement jährlich dem Pascha von Bagdad 1700 Beutel (7,50000 Rthlr.) zu zahlen schuldig, und der kluge Aga, um nicht das Ansehn zu haben, daß er für sich sammle, überschicke ihm dafür wenigstens 3000 Beutel. (1,500000 Rthlr.) Diese Nachricht deucht uns, wie Hrn. Büsching in der Anmerkung, höchst unglaublich; es ist unbegreiflich, wie aus einer so kleinen Gegend, und aus dem Tribut der Araber an Vieh, jährlich so viel Geld könne aufgebracht werden. Von Hilla reiste der Verf. zu Lande auf Bagdad, von welcher Stadt er nur wenige unbeträchtliche Nachrichten giebt. Sie ist sehr bevölkert; der Bischoff von Babylon, Emanuel, glaubte, sie enthalte ohngefähr 4,50000 Menschen. Diese Angabe scheint auch Hrn. D. zu groß zu seyn. Die Befestigung der Stadt, die Nadir Schach nicht erobern konnte, fand der V., wie überhaupt die morgenländischen Vestungen sind, von keiner Bedeutung. Hier befand sich damals (1758.) Ages (Assad) Khan, ei-

ner der Prätendenten in Perſien. Er wünſchte, nach Perſien zurückzukehren, das ihm aber der Paſcha Solaiman nicht erlauben wollte. Dieſer Paſcha hatte nur Eine Gemahlinn, aber mehr als zwanzig Knaben zur Befriedigung ſeiner unnatürlichen Lüſte. Nimrods Thurm, ein altes Gemäuer, 126 Fuß hoch, nordweſtlich von Bagdad, das von den Arabern für ein Ueberbleibſel vom Thurme zu Babel gehalten wird, ſchien dem V. von einer Warte zu ſeyn, und iſt im Kupfer beygefügt.

Kap. III. Von dem tödtenden Winde Samum einige Nachrichten, die der V. von andern gehört hat, auch aus dem Briefe eines Officiers im Dienſte der Oſtindiſchen Compagnie. Er weht hier allemal aus Nordweſten, und oft mit aller Stärke bis an die Thore von Bagdad, tödtet aber nie jemand innerhalb der Mauren der Stadt. Um Bagdad, unter dem 33ſten Grad der Breite, erndtete man erſt am 26ſten May. Die Störche niſten hier auf den Häuſern, und ein Storchneſt auf dem Hauſe wird für ein beſondrer Seegen des Himmels gehalten. J. beſtätigt hier, was Golius ungewiß läßt, daß der Storch von den Arabern لغلغ Legleg genannt werde. Auch daß Miſt der Thiere zur Feurung gebraucht werde, welches Hr. Niebuhr in der Reiſebeſchr. Th. I. S. 152. berichtet, bezeugt unſer Verf. Tauk Keſſerah, der Bogen des Keſſerah, von welchem Namen der Verf. viel unrichtiges ſagt, (vielmehr Thak Kesra طاق كسرى, der Bogen oder Pallaſt des Khosroes,) ſind die Trümmer eines alten Gebäudes, von deſſen Vorderſeite hier eine Abbildung gegeben iſt, am Tiger, eine Tagreiſe ſüdöſtlich von Bagdad, vermuthlich an der Stelle, wo ehemals Cteſiphon ſtand.

Dieſe

Diese Meynung des V., der Hr. Dohm beytritt, und sehr sinnreich hiermit die persischen Nachrichten beym Herbelot vereinigt, deucht uns allerdings sehr wahrscheinlich. Die beste Bestätigung hätte Hr. D. aus dem Abulfeda in Hrn. Büschings Magazin Th. IV. S. 259. nehmen können; denn dieser sagt, Madain heisse Persisch Thaisafun طيسفون, welches offenbar nichts anders, als der Name Ctesiphon ist. Ein Kopf von einer Münze ist hier im Kupfer abgebildet, mit einer Schrift, die niemand, so wie sie hier abgedruckt ist, lesen wird, imgleichen der Deckel eines irdnen Gefässes. Die Inschrift darauf ist offenbar eine kufische Schrift, aber hier sehr verstellt und unleserlich.

Kap. IV. Weil die Karawane, die von Bagdad auf Aleppo geht, schon abgegangen war, muste der V. den Weg über Mosul nehmen. Die Reise geschah in einer Art Sänfte, Takht Rewan, die hier umständlich beschrieben und in Kupfer abgebildet ist. Unterwegs verbesserte der V. einigemal das Wasser durch Alaun. Der Alaun sey nicht bloß ein vortreflich Mittel, das Wasser zu reinigen; denn eine halbe Unze Alaunpulver mache 12 bis 14 Gallonen leimigtes Wasser in anderthalb Stunden ganz rein und helle; sondern er diene auch in den heissen Ländern dazu, den Körper zu kühlen und die erschlafften Fibern zu stärken. Dauhkurmate, ein Flecken, der Weinbau hat, heißt im Büsching Tuzkhurma. Zu Tawook (ohne Zweifel der Ort, den Büsching Dakuk und Tauk, Abulfeda, welches sonach der wahre Namen ist, Dakuka دقوقا nennet) unterhalten die Einwohner Seidenwürmer, und verkaufen die

Seide in den benachbarten Städten. Die Namen aus dem Büsching hätte der Uebersetzer in einer Note anzeigen und die bey ihm fehlenden bemerken können. Unweit Tuzkhurma traf den B. in der Nacht ein sehr heisser und trockner Wind, der ihn beynahe erstickt hätte, und ihm als ein kurzer vorübergehender Besuch des Samum erklärt wurde. Dieses bestätigt einigermassen die Meynung des Hrn. Niebuhrs, in der Beschreibung von Arabien S. 8., daß allein die große Hitze dieses Windes durch Erstickung tödte. Auch zu Kirkoote (deutsch geschrieben, wie es im Büsching heißt, Kerkut) rühmt der B. das feine Betragen des Gouverneurs. Ein Priester erlaubte hier den Reisenden, nachdem sie vorher die Stiefeln hatten ausziehen müssen, in eine Moschee zu gehen, wo ihnen das Grab des heil. Dionysius gezeigt wurde. Dieser Priester machte einen Versuch, einen jungen Engländer zum Mohammedaner zu machen. Die Worte, die er ihm vorsagte und ihn nachsprechen ließ, hessen: la allah ella allah tala wamohammed resul allah. Arvele (Arbel, das alte Arbela) ist jetzt nur ein elendes Dorf; aber ein großer Gottesacker und viele Trümmer bezeugen, daß es ehedem eine große Stadt gewesen. Hier fuhren die Reisenden über den Fluß Zarp (vielmehr Zab زاب) auf Kellecke. Das Wort, das die arabischen Wörterbücher nicht kennen, aber unstreitig قلاق geschrieben werden muß, von قلق vacillavit, erklärt der B. durch Schaaf- oder Ziegenhäute, von welchen durch untergelegte große Stecken eine Art von Decke über das Wasser gemacht werde; und diese Maschine setzen zween Männer durch Räder in Bewegung. Von der Teufeley, wie J. schreibt, oder der Anbetung des Teufels in dieser Gegend

gend, folgt hier, aus dem Munde eines Missionairs, eine seltsame Erzählung. Camalisk Gawerkoe (Giaurkiewi im Büsching) ist eine kleine arme Stadt, die von Christen bewohnt wird, mit einer Kirche, die vier Priester hat. Die Einwohner leben vom Ackerbau und einer Manufactur von grober Leinwand. Sie reden ausser der arabischen und türkischen Sprache noch jetzt die alte Chaldäische. Eine merkwürdige Nachricht, die mit dem, was Hr. Niebuhr S. 92. der Beschreibung von Arabien berichtet, übereinstimmt. Es ist zu wünschen, daß künftig ein Reisender, mit den Kenntnissen eines Forskals begabt, diese Sprache, von der wir noch so wenig wissen, in dieser Gegend selbst untersuchen, und vorzüglich Bemerkungen über die Bedeutungen von Wörtern, die zur Naturgeschichte gehören, aufzeichnen möge. Ausser der Stadt zeigte man den Reisenden das Grab der heil. Barbara, die von der Hand ihres eignen Vaters den Märtyrertod erlitt. Hr. Doidge, ein Gefährter des V., kaufte hier ein Buch, das man das alte Testament nannte, (allem Ansehen nach die syrische Uebersetzung, die allerdings, wie auch Hr. Michaelis urtheilet, einer genauern Untersuchung sehr würdig ist) und Hr. Ives selbst ein Buch, das man das Evangelium nannte; es ist das neue Testament nach der alten syrischen Uebersetzung, und die Schrift Esrangelo. Was auf dem Blatte, das der V. hat in Kupfer stechen lassen, enthalten sey, hat schon Hr. Michaelis in der O. B. angezeigt.

Kap. V. Mosul ist unter allen türkischen Städten, die der V. gesehen, am besten gebauet. In dieser ganzen Gegend stand vermuthlich das alte Ninive, wovon man noch die Ruinen erkennet, und das Grab des Propheten Jonas zeigt. Hier hörte der Verf. Nachrichten von einer schrecklichen Hungersnoth des

vorigen Jahres (1757) in der Provinz Diarbeck, die ſich bis nach Moſul und noch weiter erſtreckte, und gewiſſermaſſen fortdauerte. Die Volksmenge von Moſul vor der Hungersnoth, die durch dieſelbe ſehr verringert worden, giebt der V. auch wohl zu groß an, auf 300,000 Einwohner, unter welchen etwa 5000 Chriſten ſeyn ſollen. Die benachbarten Berge halten Silberminen, und würden viel Queckſilber geben, wenn die Türken nur Geſchicklichkeit und Neigung hätten, ſie zu bearbeiten. Auch hat dieſe Gegend Bleybergwerke, die ſo viel Bley liefern, als die Einwohner zu Kugeln und andern Geräthen verbrauchen. Von Moſul reiſte der V. mit der Karavane durch die kurdiſtaniſchen Gebürge auf Niſibin und Merdin. Ueberall war Elend und Einöden. Der Boden iſt ungemein gut, aber das Land meiſtens unbebaut. Man ſcheint durchaus nicht mehr Fleiß auf das Land zu verwenden, als hinreichend iſt, die Einwohner das nächſte Jahr kärglich zu erhalten; daher ein einziger Miswachs, oder die Heuſchrecken eine ſchreckliche Hungersnoth zur unvermeidlichen Folge haben müſſen. Um Niſibin, wo Rauwolf um 1574 das Land durchaus bebaut, und ganze Wälder von Fruchtbäumen fand, waren jetzt nur noch wenige Morgen bebauten Landes, und kaum dreyßig bis vierzig Stauden. Dieſe Stadt hatte auch vorzüglich durch die letzte Hungersnoth gelitten, und beynahe alle ihre Einwohner verlohren. Der Getraidepreis war 4000 Procent geſtiegen. Ein armer Türk, mit dem ſich der V. über die letzte Theurung unterredete, und ihm ſagte, daß in England eine ſolche Noth gar nicht entſtehen könne, antwortete mit vielem Ernſt: „Die Glückſeligkeit dieſes Lebens iſt euer; aber unſer warte die Seligkeit eines künftigen Lebens.„

Kap. VI.

Kap. VI. Die Reise von Merdin auf Diarbekr. Die Gegend um Merdin war wohl angebaut und anmuthig, und gab den Reisenden nach allen ausgestandenen Beschwerlichkeiten eine Erholung. Diarbekr ist eine große, wohlbefestigte Stadt. Vor zwey Jahren war sie sehr volkreich, und hatte auf 400,000 Einwohner, von welchen im letzten Jahre 300,000 durch Kälte und Hunger starben. Doch alle diese Volksangaben scheinen übertrieben zu seyn; der V. nennet seine Quelle einen französischen Kapuziner Missionair. Mitten unter den Scenen des Grausens hatten die Großen in der Stadt alle Dinge im Ueberfluß, und bereiteten sich aus der allgemeinen Noth einen unermeßlichen Reichthum. Der heftige Winter 1756 und die Heuschrecken im dem darauf folgenden Jahre waren die Ursache dieser Noth. — Um Bit fand der V. kein Kornland, aber viele Weinberge. Bey Sajurra (vermuthlich Sephur im Büsching) sah der V. auf dem Berge, an dessen Fuße die Stadt lieget, verschiedene Trümmer. Ein Pfeiler eines alten Castels mit unbekannten und erloschenen Charakteren ist hier abgebildet. Ein sehr unnützes Kupfer! Die Ankunft zu Aleppo. Der Weg von Bagdad bis Aleppo beträgt nach des V. Ausrechnung 698 englische Meilen.

Kap. VII. Die Namen der Mitglieder der englischen Factorey zu Aleppo, wo der durch seine Reisen bekannt gewordne Hr. Alexander Drummond damals Consul war. Die Reise zum Hafen Latikia. Am Ende giebt der V. ein Verzeichniß der Entfernung der verschiedenen Oerter, auf der ganzen Reise von Basra bis Latikia, zusammen 1289 englische Meilen. Die Rückreise über Cypern, Livorno und durch einen Theil von Deutschland und Holland wird in den folgenden beyden Kapiteln erzählt. Hierauf noch ein

preyfacher Anhang. Zuerſt einige mediciniſche und chirurgiſche Bemerkungen, die der V. in ſeinem Amte als Schiffwundarzt auf der See und im Hoſpitale in Indien zu machen Gelegenheit gehabt hat. Dieſes Stück dürfte vermuthlich einem Arzte eine angenehme und lehrreiche Lektüre ſeyn. Sodann Beſchreibungen von indianiſchen Bäumen, Stauden, Pflanzen und Arzneymitteln, die von keiner gelehrten Kräuterkunde zeugen. Endlich eine Nachricht von den Krankheiten, die zu Gambron, auf der perſiſchen Küſte, herrſchend ſind, aus dem Briefe eines Arztes, der ſich viele Jahre daſelbſt aufgehalten hatte. Ein Zuſatz des Ueberſetzers zu dieſem Bande giebt Nachrichten und Beobachtungen über die Peſt zu Aleppo, aus Ruſſels bekanntem Buche und einem Aufſatze vom Thom. Dawes über die Peſt von 1761, im 53ſten Bande der Philoſophical Transactions.

Cl.

VI.

D. Franz Dominikus Häberlins, Herzogl. Braunſchw. Lüneb. geheimen Juſtizraths, erſten Lehrers der Rechte, des deutſchen Staatsrechts und der Geſchichte auf der Julius-Carls-Univerſität zu Helmſtädt, kleine Schriften vermiſchten Innhalts aus der Geſchichte und dem deutſchen Staatsrechte. Erſter Band. Helmſtädt, im Verlag Joh. Heinr. Kühnlin. 1775. 8. 512 Seiten.

Eigenes

Eigenes Wohlgefallen, das Zureden vieler Gönner und Freunde und endlich das Verlangen des Verlegers haben den H. V. zu dem Entschlusse gebracht, seine einzelne über wichtige Gegenstände der Geschichte und des deutschen Staatsrechts geschriebene und bisher in verschiedenen periodischen Schriften erschienene Abhandlungen nun zusammen in einigen Bänden, deren jeder aus zwey Stücken bestehen soll, nach und nach herauszugeben, und jedem Stücke noch eine oder mehrere neue Abhandlungen beyzufügen. Man müßte alle Verdienste dieses berühmten Schriftstellers unbilliger Weise mißkennen, wenn man ihm eine grosse ausgebreitete Belesenheit und Litteratur, einen unermüdeten Fleiß, und die mühsamste und strengste Genauigkeit in Untersuchung einzelner Materien, in Erzählung einzelner Factorum, und in Darstellung einer ganzen Reyhe zusammenhängender Begebenheiten streitig machen wollte. Man würde aber offenbar noch unwissender als unbillig seyn, wenn man behaupten wollte, daß Schriftsteller von diesem Korn und Schrote, wenn sie nicht zugleich das Talent eines Geschichtschreibers und das gehörige Maaß von historischer Kunst besäßen, darum verdienten, ganz und gar abgewürdiget zu werden. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir freylich bekennen, daß unser berühmter Hr. V. der Mann nicht ist, der nach dem Muster oder Beyspiele anderer alten und neuen Geschichtschreiber, im Stande wäre, aus dem ungeheuren Chaos aller der in einem Raum von vielen Jahrhunderten mit, bey und unter einem Volke und Staate vorgefallenen einzelnen Begebenheiten, darinn nicht nur allein das Wahre von dem Falschen, sondern auch und vornemlich das Interessante von dem Uninteressanten geschie-

dreyfacher Anhang. Zuerst einige medicinische und chirurgische Bemerkungen, die der V. in seinem Amte als Schiffwundarzt auf der See und im Hospitale in Indien zu machen Gelegenheit gehabt hat. Dieses Stück dürfte vermuthlich einem Arzte eine angenehme und lehrreiche Lektüre seyn. Sodann Beschreibungen von indianischen Bäumen, Stauden, Pflanzen und Arzneymitteln, die von keiner gelehrten Kräuterkunde zeugen. Endlich eine Nachricht von den Krankheiten, die zu Gambron, auf der persischen Küste, herrschend sind, aus dem Briefe eines Arztes, der sich viele Jahre daselbst aufgehalten hatte. Ein Zusatz des Uebersetzers zu diesem Bande giebt Nachrichten und Beobachtungen über die Pest zu Aleppo, aus Russels bekanntem Buche und einem Aufsatze vom Thom. Dawes über die Pest von 1761, im 53sten Bande der Philosophical Transactions.

Cl.

VI.

D. Franz Dominikus Häberlins, Herzogl. Braunschw. Lüneb. geheimen Justizraths, ersten Lehrers der Rechte, des deutschen Staatsrechts und der Geschichte auf der Julius-Carls-Universität zu Helmstädt, kleine Schriften vermischten Innhalts aus der Geschichte und dem deutschen Staatsrechte. Erster Band. Helmstädt, im Verlag Joh. Heinr. Kühnlin. 1775. 8. 512 Seiten.

Eigenes

Eigenes Wohlgefallen, das Zureden vieler Gönner und Freunde und endlich das Verlangen des Verlegers haben den H. V. zu dem Entschlusse gebracht, seine einzelne über wichtige Gegenstände der Geschichte und des deutschen Staatsrechts geschriebene und bisher in verschiedenen periodischen Schriften erschienene Abhandlungen nun zusammen in einigen Bänden, deren jeder aus zwey Stücken bestehen soll, nach und nach herauszugeben, und jedem Stücke noch eine oder mehrere neue Abhandlungen beyzufügen. Man müßte alle Verdienste dieses berühmten Schriftstellers unbilliger Weise mißkennen, wenn man ihm eine grosse ausgebreitete Belesenheit und Litteratur, einen unermüdeten Fleiß, und die mühsamste und strengste Genauigkeit in Untersuchung einzelner Materien, in Erzählung einzelner Factorum, und in Darstellung einer ganzen Reyhe zusammenhängender Begebenheiten streitig machen wollte. Man würde aber offenbar noch unwissender als unbillig seyn, wenn man behaupten wollte, daß Schriftsteller von diesem Korn und Schrote, wenn sie nicht zugleich das Talent eines Geschichtschreibers und das gehörige Maaß von historischer Kunst besäßen, darum verdienten, ganz und gar abgewürdiget zu werden. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir freylich bekennen, daß unser berühmter Hr. V. der Mann nicht ist, der nach dem Muster oder Beyspiele anderer alten und neuen Geschichtschreiber, im Stande wäre, aus dem ungeheuren Chaos aller der in einem Raum von vielen Jahrhunderten mit, bey und unter einem Volke und Staate vorgefallenen einzelnen Begebenheiten, darinn nicht nur allein das Wahre von dem Falschen, sondern auch und vornemlich das Interessante von dem Uninteressanten geschie-

geſchieden, und was endlich hiebey das hauptſächlichſte iſt, das Intereſſante nach dem wahren Maaßſtabe beſtimmt werden muß, — ein herrlich Ganzes zu ſchaffen, das heißt, den ganzen Umfang aller derer hiſtoriſch berichteten Begebenheiten, die der Geſchichte werth ſind, in ein wohlgeordnetes, ſcharfgezeichnetes und gut kolorirtes einzig ganzes fortgehendes Gemählde aufzufaſſen. So etwas läßt Hr. Häberlin Männern von anderm Schlage übrig. Doch weil gemeiniglich dergleichen hiſtoriſche Genies die groſſe Beleſenheit und ausgebreitete Litteratur, den unermüdeten Fleiß, die ſtrenge Genauigkeit in hiſtoriſcher Berichtigung einzelner Factorum und Gegenſtände nicht haben, wie Er hat und noch mehr haben könnte, wenn er ſich einzig darauf einſchränken wollte: und bey aller hiſtoriſchen Kunſt vor allen Dingen Wahrheit in den Begebenheiten vorausgeſetzt werden muß, ſo liefert doch immer unſer Hr. Verf. zur Geſchichte brauchbare, hie und da vortrefliche, nicht rohe, ſondern oft mit vielem Fleiße und groſſer Genauigkeit bearbeitete Materialien, ſo wohl in ſeinen gröſſern Werken, als nun auch wieder in dieſen kleinen Schriften, die folglich in dieſem Betrachte Dank und Beyfall des Publikum verdienen.

Wir berufen uns zur Erprobung unſers Urtheils gleich auf das erſte Stück dieſes Bandes und deſſen erſte Abhandlung, die Erörterung der Frage, warum Churmaînz wider den im J. 1657 mit Churcölln errichteten Vergleich, den römiſchen König Joſeph im J. 1690 zu Augſpurg geſalbet habe — worinn hiſtoriſch erwieſen wird, daß bey K. Leopolds Krönung Churcölln die Salbung vermöge ſeines Diöceſanrechts verrichtet habe, weil nach Maasgab des 1 u. 2 Art. des Frankfurthiſchen Vergleichs die nächſte Krönung in der Cölniſchen Dioces geſchehen ſollte,

ſollte, und darum Mainz, ohngeachtet ſie nachhero in Frankfurth geſchahe, doch gegen Cölln an den verglichenen Vertrag gebunden war und für dießmal die Krönung dieſem überlaſſen mußte; — hingegen daß bey Joſephs I. Krönung zu Augſpurg Churcölln vermöge der in dem frankfurthiſchen Vertrage feſtgeſetzten Alternation berechtiget geweſen wäre, die Salbung zu verrichten, wenn der damalige Erzbiſchof Joſeph Clemens nur ſchon ſelbſt die Conſecration gehabt hätte: woraus denn folge, daß das nächſtemal, als eine Krönung auſſerhalb der Dioceſen beyder Erzbiſchöfe veranſtaltet werde, die Salbung Churcölln, als welches bey der immer noch nicht in Ausübung gekommenen Alternation den Anfang mache, in ſolchem Fall, wenn anders kein impedimentum canonicum vorhanden ſeyn würde, gebühren müſſe.

N. II. giebt der H. V. einen genau aufgefaßten Abriß von der Hiſtorie der pragmatiſchen Sanction, von ihrer Errichtung bis auf den Tod K. Karls VI.

N. III. — „eine diplomatiſche Unterſuchung von „dem Urſprunge des Titels: Rex Romanorum, in „der Bedeutung, daß darunter ein vom Pabſte „noch nicht gekrönter römiſch-deutſcher Kayſer „verſtanden werde.„ — und beſtärket darinn den ſchon von dem gelehrten Abt Beſſel in ſeinem Chronicon erwieſenen Satz, daß dieſer Titel ſchon unter Heinrich II aufgekommen, und unter Heinrich V *curial* geworden ſey. Aber freylich das wichtigſte bey der Sache, die Begriffe, Urſachen und Anläſſe, die dieſen ganz neuen bisher nie gebräuchlich geweſenen Titel hervorgebracht haben, [wie z. E. der verdiente Hr. von Ohlenſchlager den Urſprung dieſes neuen Titels in ſeiner N. Erläuterung der G. B. aus dem Regierungsſyſteme Heinrichs III, und zwar

mit

mit vieler Wahrscheinlichkeit erklärt] sind unerörtert geblieben.

N. IV. Abhandlung von der Stadt und dem Staate Avignon und der Grafschaft Venaißin, wie auch den französischen Ansprüchen auf dieselben, nebst einer Zugabe — ist bloß aus Veranlassung der neuerlich vorgefallenen Veränderungen dieser Lande zum Unterrichte der Zeitungsleser zusammen geschrieben worden. Wichtiger und ganz neu ausgearbeitet ist die

N. V. eingerückte „Abhandlung von dem Ursprunge und dem Amte eines Reichspfenningsmeisters, besonders im Ober- und Niedersächsischen „Kreise„ wozu dem H. V. ein authentischer Aufsatz eines Privatschriftstellers einige Materialien an die Hand gegeben hat. Nicht zwar von dem ganzen Systeme des Reichssteuerwesens, aber doch von einem wichtigen Punkte desselben, der die Erhebung und Einbringung der verwilligten Reichssteuren betrift, als welche von Zeit zu Zeit in ihrer Art und Weise Abänderungen und bald diese, bald andere Bestimmungen erhalten hat — Von diesem Punkte ist hier, zu Aufklärung des Reichspfenningmeisteramts, aus den Reichsabschieden eine kurze Geschichte entworfen und daraus erwiesen worden, daß die Erhebung der Reichssteuren nach dem R. A. v. J. 1495. von hiezu bestellten Schatzmeistern; nach der Reg. O. v. J. 1500. von den Regimentsräthen; nach dem R. A. zu Kölln v. J. 1500. von vier Kommissarien aus den vier Quartieren des Reichs; endlich erst nach dem R. A. v. J. 1532. Tit. VII. §. 1. von so genannten Reichspfenningmeistern geschehen, und das Amt dieser letztern vornemlich durch den R. A. 1542. zu seiner völligen Consistenz gekommen sey.

Gleich-

Gleichwie nun vormals bis auf das J. 1567. von den verwilligten Reichssteuren dem Reiche Rechnung gethan werden muste, so ist auch bis auf diese Zeit der jedesmalige Reichspfenningmeister oder Generalempfänger der Reichsanlagen in des gesammten Reichs und aller Stände gemeinsamen Pflichten gestanden, bis sich nachhero im R. A. 1567. die Sache geändert, und die Kontributionssumme sowohl, als die Bestellung des Generaleinnehmeramts, aber doch wohl aus andern Ursachen, als der H. V. anführt, zur freyen Disposition dem Kayser überlassen worden ist. Für die beyden Sächsischen Kreise wurde schon im J. 1551. Leipzig zu einer derer so genannten Legstädte verordnet, und dieß gab die Gelegenheit, daß zu derselben für den Ober- und Niedersächsischen Kreis von dem Kayserlichen Hofe ein eigener Einnehmer unter dem Namen eines Reichspfenningmeisters, und zwar auf Empfehlung des Churſächsischen Hofes meist einer von den dortigen Ministers bestellt zu werden pflegte. Von der jedesmaligen Wiederbesetzung dieses Amtes that die Notifikation an die beyden Sächsischen Kreise der Churfürst zu Sachsen: und dieß erregte schon gegen Ausgang des vorigen Jahrhunderts bey einigen hohen Ständen des Niedersächsischen Kreises einige Bedenklichkeit, nachhero aber, als solches im J. 1736. bey der Ernennung des Herzogl. Braunschw. Lüneburgischen Premierministers von Münchhausen wieder geschah, — eine eigene Correspondenz zwischen beyden Direktorien des Niedersächsischen Kreises: wobey das Preußische Ministerium gegen solches Reichspfenningmeisteramt überhaupt um so mehr Zweifel faßte, „da die Reichscassa, „vermöge der deshalben ergangenen Reichsschlüsse, „sich zu Regensburg befinde, und dahin die Gelder „zu erlegen beliebet worden wäre,„ hingegen das

Chur-

Churbraunschweigische Ministerium dem Churſächſiſchen in dem auf die dieſſeitige Notifikation erlaſſenen Antwortſchreiben die Erklärung thät, „daß der „kaiſerliche Reichspfenningmeiſter im Niederſächſiſchen Kreiſe nicht eher anerkannt werden könne, bis „von Kayſerlicher Majeſtät nach Maaßgabe der „Reichs- und Kreisverfaſſung unmittelbar an das „Niederſächſiſche Kreisdirectorium ein Notifikations„ſchreiben erlaſſen wäre, von welchem ſodann die „fernere Notifikation an die übrigen Stände deſſelben „Kreiſes üblichen Herkommens nach zu verfügen ſey.„ — Von dem J. 1742 an hat der H. V. zur Geſchichte dieſes Sächſiſchen Reichspfennigmeiſteramtes keine weitere Nachrichten beygebracht, dagegen aber die davon handelnde Stelle der Wahlkap. Art. V. § 4. erläutert.

N. VI. kömmt endlich noch eine Vergleichung der neuen Schwediſchen Regierungsform v. J. 1772. mit der v. J. 1720. die des H. V. älteſten H. Sohn zum Verfaſſer hat, und vielleicht beſſer gerathen wäre, wenn er beyderley Reichsgrundgeſetze von Artikel zu Artikel blos neben einander auf geſpaltenen Columnen hätte abdrucken laſſen.

Das zweyte Stück enthält meiſt unbeträchtliche Abhandlungen, die zwar zu ihrer Zeit und an ihrem Orte, wo ſie zuerſt abgedruckt wurden, für die damaligen Zeitungsleſer mochten willkommen geweſen ſeyn, aber jetzo eines nochmaligen Abdrucks nicht werth geachtet werden dürften.

N. I. Umſtändliche hiſtoriſche Nachricht von denen kayſerlichen Wahl- und Kronungsſolennitäten. Da eine dergleichen noch umſtändlichere Nachricht nach der letzten römiſchen Königswahl und Krönung Joſephs II zu Augſpurg an das Licht getreten, ſo hat unſer Hr. V. nicht billig gehandelt, die Seinige

aus

aus seinem Göttingischen Universitäts- Schreib- und Handkalender v. J. 1746 hier wieder abdrucken zu lassen.

N. II. Friedrich, ein unter den Aller- und Durchlauchtigsten Regenten des Königlichpreußischen, auch Churfürstlich- und Markgräflichbrandenburgischen Hauses glücklicher und gesegneter Name. Wenn auch je dergleichen verzwoote Namensgeschichten einigen Werth haben sollen, so muß zum wenigsten auf Vortrag, Wendung und Ausdruck mehr Fleiß verwendet werden, als unser H. V. seinen Schriften zu geben gewohnt, oder allem Ansehen nach, im Stande ist.

N. III. Beantwortung der Aufgabe von dem Nürnbergischen sogenannten Ochsen- und Unschlittamte. Schon seit 1575 müssen in Nürnberg alle Fleischer ihr Unschlitt an den Magistrat liefern, von dem es wieder alle Seifensieder und Lichtzieher um einen gewissen Preiß kaufen müssen. — Dies Policeyinstitut wäre löblich und nachahmungswürdig, wenn es nicht zugleich in einem Monopolium mit der gemeinsten unentbehrlichsten Sache bestünde, das gar leicht von einer andern Seite zum grössern Nachtheile des Publikum mißbraucht werden könnte, als dasselbe je Vortheil daraus zu erwarten hat.

N. IV. Antwortschreiben an einen Freund über die vorgelegte zwey Fragen: 1) was für Gründe der portugiesische Hof besonders gebraucht, um die Errichtung eines Patriarchats bey dem päbstlichen Hofe durchzusetzen: und 2) aus was für Ursachen und unter welchen Einschränkungen doch noch ein päbstlicher Nuncius am portugiesischen Hofe geduldet werde? — Dem Freunde und dem andern hohen Gönner, der die Frage that, mochte die Antwort Genüge gethan haben, zum wenigsten doch wohl eher, als dem Publi-

kum, das, weil es nicht gefragt hat, eben darum das Recht hat, zu fordern, dergleichen Fragen ihm entweder gar nicht oder beſſer zu beantworten.

N. V. Abhandlung von den pohlniſchen Conföderationen. Da nicht jedermann die pohlniſche Staatsverfaſſung kennt, und doch in unſern Zeiten alle Zeitungsblätter mit den pohlniſchen Staatshändeln angefüllt ſind, ſo war dies ein Wort zu ſeiner Zeit geredt.

N. VI. Hiſtoriſche Erläuterung von K. Karls des Fünften vortreflichem Medaillon wegen der überwundenen Schmalkaldiſchen Bundesverwandten v. J. 1547. Dem ſ. Pr. Köhler zu Gefallen behauptete der H. V. in dieſer Abhandlung, daß der Schmalkaldiſche Krieg kein Religions- ſondern blos ein Staatskrieg des K. geweſen ſey. Was er damals gegen ſeine Ueberzeugung geſchrieben, deſſen Gegentheil er jetzo in ſeiner neueſten deutſchen Reichsgeſchichte behauptet hat, das läßt er, dem allen ungeachtet, noch einmal abdrucken. Vielleicht fällt einmal der H. V. auf den Gedanken, die Sache, ſo wie Karl der Fünfte das Religionsintereſſe der kath. Kirche mit ſeinem Staatsintereſſe verknüpft und eins in das andere zu verweben gewußt hatte, — in ihrer wahren Verbindung darzuſtellen: und dann kann er ſeine beyden Hypotheſen vom Staats- und vom Religionskriege füglich zurücknehmen, da doch am Ende alles auf einen Wortſtreit hinausläuft.

N. VII. Zuverläßige Nachricht von zwey Zuſammenverſchwörungen wider das Leben zweyer Könige von Portugall, aus dem funfzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert. — gehörte eigentlich noch in die Braunſchweigiſchen Anzeigen v. J. 1759, wo ſie auch zuerſt geſtanden hat.

N. VIII.

N. VIII. Beantwortung der Aufgabe: woher kommt die französische Redensart: les Echelles de Levant, in der Bedeutung, daß dadurch die Handelsplätze, als Smirna, Aleppo, Cairo ꝛc. verstanden werden? — Nach dem Menage in seinem Dictionnaire etymologique kömmt es daher, weil man in solchen See- und Handelsplätzen von dem erhöheten Damm des Hafens hinunter steigen muß, um die Kaufmannsgüter einschiffen zu können: und ist das Wort echelle aus dem lateinischen scala und dessen Sprachgebrauch aus dem Vten Jahrhundert treflich erläutert worden.

N. IX. Historische Erläuterung eines schönen Medaillons auf den berühmten Professor der griechischen Sprache zu Florenz, Antonio Maria Salvini, einen Gelehrten, der grossen Antheil an der Berichtigung des Textes der Pandekten hat, die von Brenkmann unternommen worden ist.

N. X. Historische Anzeige der Rechte des K. K. Hofes auf die in Polen in Besitz genommenen Provinzen, besonders in Ansehung Ungarns, auf Kleinreussen und Podolien, wie auch Bohmens, auf die Herzogthümer Auschwitz und Zator — Ein Auszug aus der zu Wien 1773 herausgekommenen Staatsschrift: Jurium Hungariae in Russiam minorem et Podoliam, Bohemiaeque in Oswicensem et Zatorienſem Ducatus praevia explicatio, der von dem ältesten Hrn. Sohn des H. V. abgefaßt worden ist.

Wir können unserm berühmten H. V. zu diesen seinen kleinen Schriften so wenig als zu seinen grössern Werken unter dem ungelehrten lesenden Publikum vielleser versprechen. Die Ursache ist natürlich, weil er ebenso wenig, für dasselbe zu schreiben, die Gabe besitzt. Wenn aber diese Sammlung für das gelehrte Publikum bestimmt ist, so sind theils diejenigen Kompila-

tionen, so bloß für die gemeinen Zeitungsleser geschrieben sind, unbrauchbar, theils diejenigen Abhandlungen, so in den Köhlerischen Münzbelustigungen schon abgedruckt sind, in dieser Sammlung überflüssig. Die übrigen historischen Untersuchungen und neueren Entdeckungen, so alsdenn übrig bleiben, und zur Bereicherung der Geschichte dienen, würden alsdenn erst diese Sammlung recht schätzbar und unentbehrlich machen, und doppelt willkommen seyn, wenn noch mehr Kopf- und weniger Handarbeit daran verwendet wäre, der Hr. V. also die historischen Quellen mit weniger extensiven, aber desto mehr intensiven Belesenheit, mit mehr Scharfsinn und kritischer Beurtheilung und Sichtung derselben gebrauchen wollte.

Pm.

VIII.

Vermischte Gedanken. Manuscript für Freunde von J. C. Lavater. Herausgegeben von einem unbekannten Freunde des Verfassers. Frankfurt und Leipzig, bey J. G. Fleischer. 1775. 52 Seit. in 12.

Der Recensent hat diese vermischte Gedanken gesehen, als sie noch waren, was sie ihrer ersten Bestimmung nach seyn sollten, Manuscript für Freunde. Nemlich weil Hr. Lavater seinen Freunden, wie er sagte, wegen vieler Geschäfte nicht oft schreiben konnte, so schickte er ihnen monatlich ein kleines mit Currentschrift gedrucktes Büchelchen

chen voll vermischter Gedanken. Wir wissen nicht, was manche Freunde des Hrn. L. bey dieser seltsamen Art zu correspondiren mögen gedacht haben. Ein Büchlein ist doch keine Antwort auf einen Brief, und der Recensent meint, wahre Freunde Hrn. L. gesehen zu haben, die nicht wusten, wozu ihnen das Büchlein nützen sollte. Wenigstens kan man nicht umhin, eine sehr große Complacenz des Verfassers gegen sich selbst in diesem Unternehmen zu finden. Viele der Freunde des Hrn. Lavaters hatten doch gewiß (so wie alle denkende Menschen) auch viel vermischte Gedanken, die zum Theil vielleicht reifer, richtiger, deutlicher, wahrer, fruchtbarer waren, als Hrn. Lavaters; aber keinem ists doch eingefallen, sie monatlich mit feyerlichem Anstande, von einem Ende Deutschlands bis zum andern, als eine milde Gabe auszuspenden. Freundschaft erfodert Gleichheit. Wann der eine Theil auf die Fragen und Mittheilungen, deren Beantwortung der andere bedarf, nicht antwortet, sondern quasi ex tripode Axiomen mittheilet, deren der andere eben nicht so bedürftig ist, so wird der eine Theil für den andern zu vornehm. Indessen so lange diese Büchlein, obgleich unter der Hand bekannt und bekopfschüttelt gnug, nur unter Freunden herumgiengen, wäre es unbillig gewesen, etwas davon öffentlich zu rügen. Indessen, da sie nun öffentlich mit Beysetzung des Verlegers gedruckt und in den Buchläden verkauft werden, da Hr. L. wider ihre Bekanntmachung nicht einmal protestirt, so muß es dem Recensenten auch erlaubt seyn, über diese gedruckte Blätter öffentlich und offenherzig seine Meinung zu sagen.

Da man nicht immer nach einer Schnur fortdenken und fortschreiben kan: so hat freylich jeder, der sich mit Denken abgiebt, seine besondern im Vorbeygehen entstandenen Grillen, Einfälle und Gedanken, die mit

andern Grillen, Einfällen und Gedanken eben nicht so nothwendig zusammenhängen, daß man ihrentwegen ein ganzes Buch schreiben müste; und weil die Seele in dem Augenblicke der Empfängniß solcher abgerissenen Einfälle nicht so wohl auf eine mühsame Weise um Witz oder Wahrheit selbst buhlte, als vielmehr, ehe sie sich dessen versahe, von Witz oder Wahrheit überrascht und geschwängert wurde: so kan es daher wohl seyn, daß diese ihre zufälligen Nebenkinder oft edlerer Art, als andere sind, die sie mit Mühe empfangen und mit Schmerzen geboren hat. Setzt man sich aber recht eigentlich in der Absicht hin, um Einfälle zu machen: so kan man, ohne in den Wahrsagerkünsten geübt zu seyn, mit ziemlicher Zuverläßigkeit zum voraus wissen, daß geschrobene Wortfügungen, seltsame Wendungen, erkünstelte Antithesen, mysteriöse Dunkelheiten und pretiöse Sentenzen, ohne großen Sinn, an die Stelle des ächten ungekünstelten Witzes und der erhabenen Einfalt liebenden Wahrheit treten werden. Nach dieser, seit Rochefaucaults und Pascals Zeiten, schon so oft durch die Erfahrung bestätigten Bemerkung zu urtheilen, kan der Rec. nicht umhin, auch von Hrn. Lavaters vor ihm liegenden Gedanken zu vermuthen, daß sie, wenigstens dem größten Theile nach, nicht freywillig aufgestoßene, sondern gemachte und geflissentlich gedrechselte Einfälle seyn müssen.

Denn, damit ich ohne Zurückhaltung, welche Hr. L. (der ein so warmer Freund der Wahrheit zu seyn, das Ansehen hat) selbst mißbilligen würde, mein unmaßgebliches Urtheil über diese Gedanken gerade zu herausſage: so muß ich freylich gestehen, daß mir viele derselben zwar viel bedeutend klingend, aber in der That wenig, oder gar nichts erhebliches sagend, viele nonsensikalisch, viele zu unbestimmt und einer

weit-

weitläuftigen Erklärung bedürfend, viele trivial, viele mysteriös und räthselhaft, und nur wenige der öffentlichen Bekanntmachung und des Aufbewahrens würdig geschienen haben. Da ich selbst ein abgesagter Feind von Machtsprüchen bin: so halte ich mich für verpflichtet, dieses Urtheil nach allen darin angegebenen Prädicaten, Stück vor Stück mit Beyspielen zu belegen. Hier sind sie.

Einige, sagte ich, schienen mir, bey aller ihrer vielbedeutenden Einkleidung, unerheblich oder nichtssagend zu seyn. Dahin rechne ich z. B. auf der 8ten Seite die Sentenz: Wahrheitsfreude, Menschenfreude, Gottesfreude, seine Freude. Dieser Ausspruch ist wahr und falsch, je nachdem ein Tertium Comparationis angenommen wird, in welchem die dreyerley genannten Arten der Freude übereinkommen sollen. Wird auf die Folgen dieser dreyfachen Gemüthsbewegung in Ansehung unserer moralischen Vervollkommnung, oder auch auf den Beyfall des Allerhöchsten gesehen: so stimmen freylich alle drey darinn überein, daß sie Gott gefallen und uns besser machen. Wird aber auf das bestimmte Object derselben gesehen: so ist der ganze sinnreich klingende Ausspruch falsch, weil Gott, Menschen und Wahrheit drey ganz verschiedene Gegenstände sind. Im erstern Fall hätte die Sentenz füglich durch eben so viel andere Freuden, z. E. Gerechtigkeitsfreude, Wohlthätigkeitsfreude, Tugendfreude überhaupt, u. s. w. um die Hälfte können verlängert werden. Im andern Falle hingegen zeigt die Erfahrung, daß diese dreyerley Arten der Freude nicht immer zusammen sind. Es giebt Misanthropen, welche ämsige Forscher der Wahrheit, Atheisten, welche warme Menschenfreunde sind, menschenfreundliche Dummköpfe, die mit der Wahrheit ganz und gar nichts zu schaffen haben. — Hierher

rechne ich ferner auf der 4ten Seite die achte Sentenz: Kannst du einen Lichtstrahl mit Reißbley und ein Feuer mit der Kohle wahrhaftig zeichnen? So kannst du Erkenntniß Gottes mit Linien, und göttliche Empfindung mit willkürlichen Tönen ausdrücken. Freylich, wenn unter Erkenntniß Gottes die verworrenen dunkeln Gefühle eines seiner sinnlichen Einbildungskraft überlassenen Schwärmers gemeint werden: so muß man allerdings gestehen, daß diese Art der Erkenntniß durch alle Sprachen der Welt unausdruckbar sey; denn wie könnte man ein unbestimmtes Chaos von Empfindungen durch Zeichen darstellen, welche ihre bestimmte Bedeutung haben? Wird aber unter der Erkenntniß Gottes der Inbegrif aller unserer Vorstellungen von Gott verstanden, in so fern dieselben bestimmt und deutlich sind: so läßt diese bessere Art der Erkenntniß für den Verstand sich eben so gut durch Worte ausdrücken, als Licht und Feuer, nicht durch Reißbley und Kohlen, sondern durch lebendige Farben sich für unser Auge bezeichnen lassen. — Seit. 9. N. 30. Wer hören kan, kan alles. Als ein populäres Sprüchwort betrachtet, mögte diese Hyperbel hingehen: sonst ist bekannt, daß das bloße Hören nicht hinreiche, um etwas, geschweige denn, um alles zu lernen. Richtiger wäre es vielleicht, wenn man sagte: wer hören kan, kan alles — nachbeten!

Ich unterstand mich ferner zu behaupten, daß viele dieser Gedanken so gar keine Gedanken, sondern falsche, oder wohl gar nonsensikalische Aeusserungen zu seyn schienen. Zum Beweise mögen folgende auftreten: Seit. 14. N. 7. Wer nicht siegt, wenn er angegriffen wird, ist kein Held u. s. w. O ja, auch der größte Held kan bey einem Angriffe unterliegen, seiner Heldenschaft unbeschadet, wenn es nur nicht aus

Mangel

Mangel an Tapferkeit und guter Anführung geschieht. Seit. 16. N. 19. Des Zuschauers uneingedenk, unwissend, daß sie handelt, handelt die Einfalt. Im Kinde, das in der Kammer mit seiner Puppe, oder im Grase mit Blumen spielet, keinen Zuschauer denkt, der es seegnet oder neidet — da sehe ich dich, Einfalt! So weit geht alles gut; aber nun: Ziel und Seele der Tugend! (Warum Ziel der Tugend? Einfalt ist nicht der Zweck, sondern eine Eigenschaft derselben.) In dir, sanfte, schöne, anmuthige Taube, wenn du vor mir im Lichte der Abendsonne wandelst, nicht denkst, wie schön du bist, staunt gleich mein Auge deinen wallenden Farbenglanz an. Farbenglanz kan nur auf der Oberfläche eines Dinges, also nicht in, sondern an oder auf demselben gesehen werden. Seit. 5. N. 14. Wenn Herodes um seines Eydschwures willen tödtet — wie wird Gott um seines Eydschwures willen lebendig machen? Wenn Gott, oder auch nur ein weiser König, sich in Herodes Falle befunden hätte: so würde er, um seines Eydschwures willen, nicht getödtet haben, weil kein Eyd verbindlich seyn kan, so bald es darauf ankömmt, etwas schändliches auszuführen. Wie konnte dann der Verfasser aus dem Beyspiele dieses zugleich schwachen und grausamen Tyrannen auf das Verfahren des allweisen und allgütigen Gottes schließen? Seit. 20. N. 9. Ich kan mir kein Mittel denken; Jesus entweder Gott, oder ein Atheist. Hart, sehr hart! Also alle Socinianer Atheisten? So hörens freylich die Ketzermacher gern: aber, Gott lob! daß sich ein Mittel denken läßt, und daß daher dieser kühne Orakelspruch eben so falsch, als gewagt ist! Man sieht nämlich, daß ich das Atheist von dem Verfasser verstehe. Es soll sich aber vielleicht auf Jesus beziehen, und da

wäre ich eben ſo neugierig, den Beweis zu hören. Seit. 31. 6. So jemand ſpricht: ich glaube Gott, und glaubt nicht ſeinem Bruder, der iſt ein Lügner. Denn wer ſeinem Bruder nicht glaubt, den er ſiehet, wie wird er Gott glauben, den er nicht ſiehet? Der hellſte Unſinn; der Hr. Verfaſſer wird es mir verzeyhen! Wenn ich meinem Bruder nicht immer glaube, weil er nicht immer die Wahrheit ſagt: ſo kan ich auch dem Gott der Wahrheit nicht glauben, der nimmer lüget? Welcher Schluß! Ich für mein Theil glaube z. E. Herrn Lavater nicht, wenn er behauptet, daß, wer den wahren Glauben habe, noch heutiges Tages Wunder verrichten könne: will er um deswegen mir nun alles mein Vertrauen auf die Wahrheit der göttlichen Verheiſſungen abſprechen? Wie unbillig, wenn man dieſen Ausſpruch nach dem Wortverſtande nimmt! und will Hr. Lavater nicht nach dem Wortverſtande verſtanden ſeyn, worinn iſt ſonſt der Verſtand zu ſuchen.

Drittens glaubte ich einige dieſer Sentenzen myſteriös oder räthſelhaft nennen zu dürfen, und in wie fern ich hierzu berechtiget geweſen ſey, mag aus folgenden Proben erhellen. Seit. 4. N. 4. Suche Ruhe, wo du willſt, du findeſt ſie nirgends, als in der Einheit; du findeſt ſie auch in der Vielheit, wenn ſie dir Einheit iſt. Ich glaube gern, daß ſich ein geſunder Verſtand in dieſe Worte hineindenken läßt: aber wozu eine orakelmäßige Dunkelheit, wenn es darauf ankömmt, eine Wahrheit zu ſagen, welche ſimpel und verſtändlich ausgedrückt werden kan, und auch ausgedrücket werden darf?

Seit. 10. N. 20. Was lebt, belebt; was todt iſt, tödtet; (nicht allemal). Fleiſch, Leib, Buchſtaben ohne Geiſt, ſind todt und tödten. Ich wieder-

wiederhole hierbey meine vorige Frage. S. 20. N. 12. Alles, was Gott ist, ist Christus menschlich; wenn diese Worte mehr als Unsinn seyn sollen: so gehört wenigstens ein Commentar dazu, worinn wir belehrt werden, was wir dabey denken sollen. Hierher gehört auch S. 18. N. 1. Liebe ist Mittheilung, die Gunst und Genuß der Mittheilung ist. In Rücksicht auf diese und ähnliche Stellen hatte Hr. Lavater daher wohl Recht zu sagen: Ich schreibe und verstehe noch wenig von dem, was ich schreibe; zwar alles — was die Welt verstehen heißt — (und auch wohl das kaum) aber sehr wenig von dem, was der Geist der Wahrheit in Christo rechten Verstand des Geheimnisses Christi heißt. S. 51. Und was nennt denn dieser Geist verstehen? Hr. L. würde nicht übel gethan haben, wenn er für uns andere arme Weltleute, die wir unsere Sprache von Menschen auf eine menschliche Weise haben verstehen gelernt, eine Erklärung dieses Worts aus dem Wörterbuche des Geistes beygefügt hätte. An einem andern Orte nennt er, daß jeder, der Christi Worte lieset und auf die Natur schaut, ihn verstehen und in der Wahrheit frohlocken werde. Aber wenn nun der Hr. Verfasser selbst, seinem eigenen Geständnisse nach, noch nicht alles versteht, was er schreibet, wie kan er erwarten, daß sein Leser alles, was er lieset, verstehen werde? Der Recens. hat von Jugend auf Christi Worte fleißig gelesen, und ist auch auf die Natur zu schauen bemüht gewesen: und dennoch muß er offenherzig gestehen, daß ihm verschiedene von Hrn. L. Sprüchen unverständlich geblieben sind.

Unter die gemeinen, längst bekannten Floskeln glaube ich z. B. folgende rechnen zu dürfen: Seit. 3. 2. Was ist, ist irgendwo; ein altes metaphysisches Axiom! Seit. 24. 3. Bey Gott ist jedes Mittel

ein

ein Zweck und jeder Zweck ein Mittel; wird von keinem Menschen, so viel ich weiß, bezweifelt. Ebendaselbst: Der Mensch ist nicht um der Bibel, sondern die Bibel um des Menschen willen. Gleichsam, als wenn es jemanden einfallen könnte, das Gegentheil zu vermuthen!

Von der lezten Rubrik, welche vielleicht die größte ist, und zu welcher ich alle diejenigen Sentenzen rechne, welche einen unbestimmten und daher schwankenden Satz enthalten; will ich der Kürze halber nur ein einziges Beyspiel anführen: S. 15. N. 13. Wer dem nicht antwortet, der ihn frägt, der giebt dem nicht, der ihn bittet. Daß dieser Satz nicht allgemein wahr sey, und also einer genauern Bestimmung bedürfe, zeiget unter andern das Beyspiel Jesu Christi, der es gleichfalls gut fand, auf einige Fragen nicht zu antworten, ohngeachtet sein Herz von Liebe und Milde überfloß.

Nach dieser offenherzigen Anzeige dessen, was mir nicht gefallen hat, erfordert die Pflicht der allgemeinen Gerechtigkeit von mir, daß ich auch derjenigen Aussprüche erwähne, welche meinen ganzen Beyfall haben, und deren einige man Hrn. Lavater selbst zu weiterer Beherzigung empfehlen mögte. Dahin gehört z. E. S. 4. N. 6. Kannst du dich in der stürmischen See bespiegeln? (Hr. L. sagt verspiegeln) Kan Gott (und die Wahrheit überhaupt) einer Seele voll brausender Leidenschaft (wozu die aufbrausende Imagination gleichfalls gehört) sich offenbaren? Ferner Seit. 7. 23. Kann Wahrheit der Wahrheit, Gottes Ordnung der Ordnung Gottes, Gott Gotte, Gnade der Natur, Offenbahrung der gesunden Vernunft widersprechen? und Seit. 33. N 10. Ists Ehre für mich, wenn du meine Worte göttlich und meine Werke teuflisch nennest?

nest? Ists Ehre für Gott, wenn du die Bibel zum Himmel erhebst, und die Natur in die Hölle verdammst? So auch S. 18. N. 4. Wer Christum seinen Herrn nennt, denkt er dabey viel oder wenig, hält ers nur redlich mit ihm, der ist mein Bruder, und wenn er gleich nicht von meiner Parthey ist. Freylich sollte die Bruderliebe der Christen sich nicht bloß über diejenigen, welche Christum ihren Herrn nennen, sondern über alle verbreiten, welche gleiches Wesens mit uns sind: aber es wäre fürs erste schon genug gewonnen, wenn nur alle erst diese eingeschränktere Maxime adoptirt hätten. Hr. L. giebt hierzu einen sehr einleuchtenden Bewegungsgrund in folgender Sentenz an die Hand: Eigentlich ist jeder Mensch eine eigene besondere Religionsparthey. Alle sehen dieselbe Sonne, aber keiner im Punkte des andern. Alle Gottesverehrer ehren denselben Gott, aber keiner im Standpunkte des andern. Jeder verehret, und jeder erfährt ihn auf eine besondere Weise.

Ausser den kurzen Maximen und Sentenzen, von denen wir bisher geredet haben, sind in diesen vermischten Gedanken auch ein paar Briefe des Hrn. L. an seine Freunde enthalten. In einem derselben theilt er einige Bemerkungen mit, welche den Zustand der Menschheit in Ansehung der Religion betreffen, und die er auf einer neuerlichen Reise durch einen Theil von Deutschland zu machen Gelegenheit gehabt hat. Er hat, sagt er, viel mehr gute, recht gute Seelen angetroffen, als er anzutreffen gehofft hatte; Seelen, welche nach Licht, Kraft und Wahrheit dursteten, und denen er zu prophezeihen wagt, daß ihr Durst binnen Jahr und Tag werde gestillet werden. Andere haben ihm Einwürfe gemacht, ob wider die christliche Religion überhaupt, oder nur wider sein Privatsystem?

stem? weiß ich nicht: die aber so schwach, so schwach waren, daß er allemal in Gedanken dabey ausrufen mußte: „Ists nichts mehr als dies?„ Sonderbar gnug! Noch andere, und zwar sehr vernünftige Leute, hörte er sagen: „daß die Bemühungen einiger — Gottesgelehrten zur Läuterung, d. i. Verschlimmerung der Religion unter aller Kritik wären, „daß sie die Menschlichkeit zerstören, indem sie das „Christenthum zerstören = und Christum den Christen rauben *„ Auch unter Leuten schlimmes Rufs, fand

*) Hier setzt Hr. L. S. 40 feyerlich hinzu: „Wie tief „aus meinem Herzen herausgesprochen war das!„ Ist das ehrlich gehandelt? Ohne zu bestimmen, von welchen Gottesgelehrten, von welcher Läuterung, von welcher Verschlimmerung die Rede sey, so viele rechtschaffene Gottesgelehrten, die mit redlichem Eifer an der Verbesserung der Religion arbeiten, als solche verdächtig zu machen, die Christum den Christen rauben. Und wo? In einem Circularschreiben, das für viele Schwärmer und schwache Köpfe ausdrücklich geschrieben ist. Denn Hr. Lavater hält bekanntlich mit Leuten, die jedermann für düstre Schwärmer hält, eine sehr genaue Freundschaft. Für Obereid, Oettinger, Hassencamp, Jung, Weiß, Joh. Bapt. von Salis und mehr deraleichen Leute, war dieß Mscr. für Freunde gewiß eher geschrieben, als für Hrn. L. erleuchtetere Freunde. Es ist sehr merkwürdig, daß Hr. L. S. 36. kurz ehe er diese Verunglimpfung redlicher Männer niederschrieb, hoffet: „Daß man dies Blatt geheimer, als die bisherigen, halten werde.„ Und S. 52 abermahl: „Ich „bitte, ja ich beschwöre Euch, diesen Brief so geheim zu halten, als möglich.„ Warum geheimer? In dem ganzen Briefe ist nichts enthalten, das geheim gehalten zu werden verdiente, als diese unanständige Verunglimpfung vieler redlicher Männer, die so sehr mit

fand er verſchiedene, die nicht fern vom Reiche Gottes waren. Dies erinnerte ihn an die Worte unſers Herrn: Die Zöllner und Hurer gehen euch vor ins Reich Gottes.

Aus dieſem allen nun ſchöpft der Hr. Verfaſſer recht groſſe Hoffnungen für die Zukunft. „Die Menſchheit, fährt er in einem lebhaften, beynahe prophetiſchen Tone fort, wird ſich empor ſchwingen, und ihre Würde wird leuchten! Gott wird ſich aufs neue offenbaren im Fleiſch — d. i. das Chriſtenthum wird ſiegen, wieder empor ſtrömen, wie eine hellleuchtende und weit erwärmende Flamme! Die Thorheit der groben und feinen Schriftbeſtürmer (vermuthlich aller, welche die Thorheit begangen haben, ſtatt auf übernatürliche Erleuchtungen zur Auslegung der Schrift zu hoffen, Sprachen und Kritik zu lernen) wird offenbar werden. Die Unvernunft dieſer Vernunftsherolde wird ſo entblößt werden, daß ſie eine Zeitlang die Augen vor Schaam nicht mehr ſollen aufheben dürfen. Gott wird ſich durch Vernunft an der Vernunft rächen. *) (Wie ſinnreich!) und durch Thorheit der Predigt

mit andern Sätzen ſtreitet, die Hr. L. ſonſt in ſeinen Schriften behauptet zu haben ſcheinet. Ich wende die Augen von dieſem unwürdigen Betragen ab, und wünſche von Herzen, Hr. L. möge endlich einſehen, zu welchen unverzeihlichen Fehltritten ihn ſeine ungemeſſene Begierde, den Thoren eben ſo wie den Klugen zu gefallen, alle Augenblicke verleitet.

*) Dem Recenſent fiel hierbey wider ſeinen Willen die berühmte Antitheſe des Feliciano de Sylva ein, an welcher Donquixote ſich ſo herzinniglich zu ergötzen pflegte: Die Vernunft der Unvernunft, welche meiner Vernunft wiederfährt, ſchwächet meine Vernunft ſo ſehr, daß ich mich mit Vernunft über

Predigt in den Einfältigen herrlich, und in den Gläubigen wunderbar werden. Aber dies wird noch nicht das Ende ſeyn! — Dies ſind nur Stimmen in der Wüſten: bereitet dem Herrn den Weg! machet ſeine Pfade richtig!„

Wenn Hr. Lavater nicht verſichert hätte, (S. 44) daß auf dieſen Blättern kein Buchſtabe ohne Gottes Willen geſchrieben ſtehe: ſo könnte man leicht in Verſuchung gerathen, in folgender Stelle etwas zu viel Selbſtgefälligkeit, zu viel Gefühl eigener Wichtigkeit zu finden: „Ja, ſo viele zu wiſſen und zu kennen, die bereits, ehe ſie mein Angeſicht ſahen, „meinen Nahmen in ihrem Gebet und ihren Dankſagungen vor Gott nannten, und nun noch mehrere, die, nachdem mir Gott ihre Liebe zu hören „und zu ſchauen gab, zu ſchauen das Siegel Gottes auf ihrer Stirn, ſo viele, die für mich beten „— wenn das nicht ſtärkender Troſt, das nicht Stimme Gottes iſt: ſey getreu bis in den Tod! — das „nicht hoch und höher hebt, als die hohe und weite „Sichtbarkeit hinreicht u. ſ. w. ſo bin ich elender, „als alle Menſchen; aber nein, gewiß glücklicher, als „alle Menſchen, daß mich Gott ſo trägt, auf dieſen „Flügeln ſeiner Barmherzigkeit, auch aus dem Staub „empor hebt, daß er mich gleichſam nöthiget, nicht länger zurückzuſehen, ſondern nur vorwärts — vorwärts!„

Vermuthlich muß Hr. Lavater, indem er dieſes ſchrieb, ſelbſt gefühlt haben, daß Aeuſſerungen dieſer Art einen Mann, der den Charakter der chriſtl. Einfalt und Beſcheidenheit öffentlich zu behaupten ſucht, nicht gezieme, und daß man ihn deshalb einer ſehr groſſen

über eure Schönheit beſchwere. Siehe Leben und Thaten des weiſen Junkers Don Quixote von Mancha. Seit. 4.

sen Eitelkeit beschuldigen könne: daher verfällt er plötzlich von Demuth ergriffen, in das entgegengesetzte Extremum, und setzt sich so tief herab, daß man das auserwählte Werkzeug Gottes zur Erleuchtung der Menschheit, wovon er kurz vorher das Ansehen hatte, ganz und gar nicht mehr in ihm erkennt. „Ja, ihr alle, „(Seit. 48) die dieses lesen oder hören, mein Angesicht gesehen, oder nicht gesehen haben — wenn ihr „wüßtet, welch ein zertretner Wurm ich bin, wie „unendlich viel schwächer, als keiner meiner Freunde glauben, keiner meiner Feinde argwohnen „kann, (und dennoch ist ein Exempel da, daß Hr. L. einen Gelehrten, der ihn einige Schwäche beschuldigen wollte, (S. deutsche Bibl. XXVI. 2. S. 600) „ohne ihn zu widerlegen, einen Verläumder schalt, „wie ich oft nahe an die tiefsten fruchtbarsten Abgründe hingerissen werde, oder von selbsten hinstürze — „wüßtet, wie ich augenblicklich nur von der sichtbarsten augenscheinlichsten Gnade leben muß, wie oft „ich mir und Gott unerträglich vorkommen muß, in „der erbärmlichen Selbstsüchtigkeit, die mich so oft „in den reinsten Gesinnungen und besten Thaten wie „ein Räuber überfällt; — — wenn ihr das, und „noch so manches andere wüßtet — wie würdet ihr „meiner brüderlichen Bitte so gerne willfahren, „meiner täglich einmal ausdrücklich vor Gott, unserm Heylande zu gedenken.„ Die Wahrheit zu gestehen, so hält der Recensent den Hrn. Verfasser weder für den ausserordentlich grossen Mann, wofür ihn seine Freunde ausgeben, noch für den ausserordentlich elenden Menschen, wofür er aus sehr seltsamer Demuth sich selbst ausgiebt. Da er nun aber einmal so gemacht ist, daß seine ungezähmte Einbildungskraft ihn bey jeder Sache nach der äussersten Grenzlinie gewaltsam hinreißt: so sollten seine dienst-

fertigen Freunde etwas weniger eilen, jedes von ihm beſchriebene Blatt ſogleich ins Publikum zu ſchicken: weil es mehr als wahrſcheinlich iſt, daß Hr. L. ſelbſt, wenn er übertriebene Aeuſſerungen dieſer Art nach einiger Zeit mit abgekühltem Blute lieſet, dieſelben mißbilligen und unterdrücken zu können wünſchen werde.

Mr.

IX.

Iſaak Iſelins, Rathsſchreibers der Republik Baſel, Schreiben an Herrn Ulyſſes von Salis von Marſchlins ꝛc. über die Philanthropinen in Deſſau und in Graubündten. Nebſt der Antwort des Herrn von Salis und einem Entwurfe der Ephemeriden der Menſchheit. Baſel, bey Joh. Schweighäuſer 1775. 86 Seit. 8.

Philanthropiſche Ausſichten redlicher Jünglinge ihren denkenden und fühlenden Mitmenſchen zur Erwegung übergeben durch Iſaak Iſelin. Baſel bey Johann Schweighäuſer. 56 Seit. 8.

Um die angenehmen Empfindungen und die freudigen Hoffnungen, welche beym Durchleſen der angezeigten Blätter ſich meiner Seele bemächtigten, wo möglich, auch meinen Leſern einzuflöſſen, will ich die Veranlaſſung dazu in einer kleinen Parabel darzuſtellen ſuchen.

Bildet

Bildet euch also ein, liebe Leser, ihr befändet euch mit vielen tausend Menschen — alle eure Freunde und Blutsverwandte — auf einem grossen Schiffe, und hättet sämmtlich die Absicht nach Arcadien, oder nach Eldarado, oder nach einem ähnlichen Paradisischen Lande zu reisen. Mitten auf eurer Fahrt überfiele euch nun plötzlich ein schrecklicher Sturm, und zwar in einer Gegend, wo das Meer am aller unsichersten wäre. Zu noch grösserem Unglück läge der grössere Theil der Schiffsgesellschaft nach unmäßigem Genusse starker Getränke im tiefen Schlaf vergraben, unfähig die Gefahr, worinn sie mit euch zugleich schwebten, zu empfinden, und noch unfähiger zur Abwendung derselben, durch Rath oder That etwas beyzutragen. Der Steuermann und einige andere des Seewesens kundige Männer, von der Grösse der Gefahr, welche sie besser, als andere beurtheilten, erschreckt, und theils durch die Unfähigkeit, theils durch die Unfolgsamkeit ihrer Gefährten muthlos gemacht, liessen die Hände sinken, oder wären bloß auf ihre eigene persönliche Rettung bedacht. Nun setzt den Fall, es befänden sich unter diesen unglücklichen Reisegefährten zween oder drey muthvolle Männer, welche jedes Mittel, sich allein zu retten, verschmähten, und ungedungen, aus blosser Menschenliebe, der eine sich ans Ruder, der andere bey die Pumpen, der dritte auf das Verdeck stellten, ihre Reisegefährten herbey riefen, ihnen durch die Hoffnung, daß noch nicht alles verlohren sey, neue Thätigkeit einflößten, sie zur Arbeit, jeden auf seinem angewiesenen Posten ermunterten, um das Schif, wo nicht ganz unversehrt nach dem Orte seiner Bestimmung zu bringen, doch wenigstens vom Scheitern zu retten, und an der nächsten Küste in einen sichern Hafen zu führen; setzt, sage ich, den Fall, daß ihr Augenzeugen von diesem Schauspiel wä-

ret: und fühlet dann, wie euch dabey zu Muthe seyn würde! Wie ihr diese beherzten patriotischen Männer als eure und der eurigen Schutzengel betrachten, ihrem Rathe, ihren Vorstellungen so gern gehorchen, und nach überstandener Gefahr ihnen danken, mit überfliessenden Herzen danken würdet, daß sie ihr eigenes Interesse bey der allgemeinen Noth aus dem Augen lassen, und unberufen an der Rettung des Ganzen gearbeitet hätten! Und nun zur Anwendung!

Das Schiff und die darauf befindliche Gesellschaft von Blutsverwandten ist die Menschheit; Arcadien oder Elborado, die Stuffe der Weisheit, der Tugend und der Glückseligkeit, welche die Menschen hienieden erreichen können; der Sturm — allgemeiner Leichtsinn, Unwissenheit, Vorurtheile und Laster; der betrunkene und schlafende Theil der Schifsgesellschaft — der grosse Haufen von allen Ständen; der Steuermann und die übrigen Schiffahrtskundigen — die Verständigen und Weisen im Studierstuben, Cabinettern und am Staatsruder.

Dies, liebe Leser, ist das traurige Bild, unter welchem nach einer aufmerksamen Beobachtung dessen, was in der Welt vorgeht, der Verfasser dieses Aufsatzes sich den gegenwärtigen Zustand der Menschheit in verschiedenen Weltgegenden vorzustellen für berechtiget hält; und o wie würde er sich freuen, wenn ihn jemand überzeugen könnte, daß er den Fortgang der sittlichen Verschlimmerung seiner Mitmenschen und das Wachsthum der Gefahr einer bevorstehenden gänzlichen Verderbniß durch das Vergrösserungsglaß eines hypochondrischen Trübsinns wahrgenommen und beurtheilet habe! Nun haben wir seit einigen Jahren hie und da eine Stimme in der Wüste gehört, männliche Mutheinflößende Stimmen, welche den großen Haufen in Palläſten, Häusern und Hütten aus seinem Taumel,

Taumel oder aus seiner Schlafsucht aufzuwecken, und auf seine wichtigsten gemeinschaftlichen Angelegenheiten aufmerksam zu machen suchten. Was kann also für denjenigen, der den gegenwärtigen Zustand der Menschheit in eben dem Lichte sieht, worinn der Recensent und so viele andere stille Beobachter ihn erblickt zu haben glauben, erfreulicher seyn, als diese ernsten Stimmen sich vervielfältigen, und immer stärker, immer nachdrücklicher, und immer aus mehreren Gegenden her ertönen zu hören!

Hoch schwillt daher dem Recensenten das Herz von Hoffnungen für die Zukunft auf, wenn er an alle die edlen, heldenmüthigen Seelen von seiner Bekanntschaft denkt, welche seit kurzem, theils öffentlich, theils im verborgenen, hier in grössern, dort in kleinern Wirkungskreisen sich des grossen Werks der Sittenverbesserung erkühnen! Wenn er aus ihrem Munde die beynahe erstickte Stimme der Menschheit wieder tönen hört, und die heilige Flamme einer allgemeinen Bruderliebe, welche nur noch in der Bibel, wie in der Asche zu schlummern schien, aus ihren Herzen hervorlodern, und allmählig hie ein wenig, da ein wenig um sich greifen sieht! Sieht, wie die größte und wichtigste Angelegenheit des menschlichen Geschlechts, die Erziehung nach und nach fast ein allgemeiner Gegenstand des Nachdenkens aller Erleuchteten, fast ein allgemeiner Stoff zur Unterhaltung in allen gesitteten Gesellschaften zu werden beginnt! Sieht, wie mans nicht ganz beym müßigen Raisonniren, nicht ganz beym blossen Bücherschreiben bewenden läßt: sondern vielmehr einigermassen selbst Hand ans Werk legt, Beyspiele im Kleinen giebt, Versuche in Grössern macht, und immer weiter, weiter auf der langen Ehrenbahn fortzuschreiten, sich beeifert! O! man müßte alles Gefühl der Menschheit bey sich erstickt

haben, wenn man bey dieſem Anblick ſein Herz nicht ſtärker ſchlagen fühlte; und man müßte der entſchloſſenſte, kaltblütigſte Zweifler ſeyn, wenn man nicht wenigſtens etwas Gutes von einer ſo allgemeinen Gährung erwarten wollte!

Auf dann, alle, die ihr innern oder äuſſern Beruf verſpürt, den Ehrenvollen Nahmen eines Wohlthäters der Menſchheit zu verdienen — innern, durch Verſtand und Herz, äuſſern, durch Anſehen und Glücksgüter — auf zur Empfehlung, zur Unterſtützung, zur Beförderung wohlthätiger, gemeinnütziger Unternehmungen! Auf, jeder in ſeinem Kreiſe, jeder nach ſeinen Kräften und Fähigkeiten, jeder nach dem Pfunde, welches die Fürſehung ihm anvertrauet hat, auf und herbey um in das nächſte kleinere oder gröſſere Rad der groſſen wohlthätigen Maſchine, welche an einigen Orten ſchon in Bewegung geſetzt iſt, einzugreifen und zu wirken, und die Beſtimmung des gröſſern oder kleinern Erfolgs der alles lenkenden Gottheit zu überlaſſen! Seht nicht auf die Schwierigkeiten, als nur in ſo fern es darauf ankommt, ſie aus dem Wege zu räumen: ſeht vielmehr auf das glänzende Ziel, welches uns aufgeſteckt iſt, um durch den unverrückten Anblick deſſelben beſeelt, begeiſtert, beflüget zu werden! Sprecht nicht, unſere Kräfte ſind ſchwach, unſer Wirkungskreis eingeſchränkt: erinnert euch vielmehr, daß kleine unerhebliche Urſachen oft groſſe erſtaunenswürdige Wirkungen geäuſſert haben; daß alle gegenwärtige gleichzeitige Dinge und Begebenheiten unter ſich und mit allen künftigen Dingen und Begebenheiten bis in alle Ewigkeit in unzertrennlicher Verbindung ſtehen, und daß nichts, nichts — es ſey noch ſo klein, noch ſo unbedeutend — hienieden geſchehen kann, ohne daß der Zuſtand des ganzen Weltalls und aller ſeiner Theile dadurch abgeändert würde! Sagt endlich nicht: die

Welt

Welt bleibt wie sie ist; die Menschen wollen nun einmal unwissend, lasterhaft und elend bleiben, wollen nicht gebessert, wollen nicht geholfen seyn! Ihr würdet dem Schöpfer lästern, wenn ihr von einem seiner edelsten Geschöpfe so verächtlich dächtet. Saget vielmehr, die Anlagen und Fähigkeiten des Menschen gehen ins Unendliche, können immer weiter entwickelt, immer mehr veredelt, immer herrlicher entfaltet werden; er ist nicht böse von Natur, nur Unwissenheit und Verwöhnung haben ihn dazu gemacht; er sucht mit Vorsatz in keine Hölle zu rennen: geschieht es, so geschiehts aus Irrthum, weil er die Hölle für einen Himmel ansieht. Ueberzeugt ihn von seinem Irrthum, belehret ihn, zeigt ihm die bessern Pfade an, leitet und ermuntert ihn: und seht, mit welchen raschen Schritten er der wahren Glückseligkeit zueilen wird!

Ein Traum, den meine Seele schon lange mit Wohlgefallen geträumet hat, würde, wenn er realisirt werden könnte, vielleicht das wirksamste Mittel seyn, die einzelnen zerstreuten Kräfte aller erleuchteten Menschenfreunde in einen einzigen Brennpunkt zu vereinigen, um nach dem Grundsatze: vis vnita fortior — eine desto schnellere und mächtigere Wirkung zu äussern. Soll ich ihn erzählen? Ein Traum mehr oder weniger wird den Erdball nicht aus seinem Geleise bringen. Mag er also da stehen! — Aber ehe ich mich einer Träumerey überlasse, will ich erst den Innhalt der beyden angezeigten Schriften anzeigen.

Hr. Iselin bezeugt dem Hrn. von Salis, dem Stifter des Philanthropiums in Graubündten seinen herzlichen Beyfall über seine und Hrn. Basedows rühmliche Unternehmungen zur Verbesserung der Erziehungskunst, und die grossen Hoffnungen, die auch er daraus für die Zukunft zu schöpfen waget. Er verweilt sich hierauf bey einigen von Hrn. Basedows

Ideen, deren einige eine Berichtigung, andere eine Erweiterung zu bedürfen ſchienen, die er mit eben ſo groſſer Beſcheidenheit als Einſicht ihnen angedeyhen läßt. Am Ende fügt er einen Vorſchlag zur Erweiterung und Vervollkommung des Philanthropiſchen Erziehungsplan hinzu, der, da Hr. Iſelin ſelbſt die Hand zur Ausführung deſſelben bietet, mit dem freudigſten Danke angenommen zu werden verdienet.

Die Philanthropiſchen Jünglinge ſollen bekanntermaſſen den Vortheil dieſer Erziehungsanſtalten nur bis ins 16te Jahr genieſſen. Junge Leute, welche der Handelſchaft oder dem Soldatenſtande gewidmet ſind, müſſen in dieſem Alter ihre Laufbahn antreten, und können daher nicht länger zurückgehalten werden. Was ſoll nun aber aus den übrigen Jünglingen dieſes Alters werden, welche ihr Leben dem obrigkeitlichen Stande, der Arzneywiſſenſchaft, oder dem Lehramte heiligen, oder ihre Tage in einem ruhigen Privatleben, mit Beſorgung ihrer Güter und Mittel, zubringen wollen? Sollen ſie auf öffentliche Gymnaſien oder Univerſitäten geſandt werden? Wer dieſe in der Nähe kennen gelernt hat, ſagt Hr. Iſelin, der weiß, wie gefährlich dieſelben für die Sitten eines ſo zarten Alters ſeyn können. Sollen wir, fährt er fort, ſie gar ſchon auf die eitle und armſeelige Bühne bringen, welche man die Welt nennt? Da muß gar in einem Augenblicke verloren gehen alles, was die beſte Erziehung in vielen Jahren zu Stande gebracht hat. — Um dieſer Verlegenheit abzuhelfen, thut er ſodann einen Vorſchlag, bey dem ich nichts mehr zu beklagen finde, als daß er bloß auf die Schweitz eingeſchrenkt iſt, oder daß nicht jedes Land, jede Provinz das Glück hat, einen Iſelin, einen Mann von eben ſo bewährten Einſichten, von eben ſo feurigem Patrioticismus, und von eben ſo reger Menſchenliebe, in

ihrem

ihrem Schooße zu haben. „Ich ſtelle mir vor, ſagt „er, daß es ſolchen jungen Leuten unendlich vortheil„haft ſeyn ſollte, für einige Jahre, unter einer guten, „obwohl minder ſtrengen Aufſicht, in meine Vater„ſtadt verſendet zu werden. Hier würden ſie in der „höhern Mathematik, in der Naturlehre, in der Na„turgeſchichte, in der Experimentalphyſik, in den Spra„chen, in der Muſik, im Zeichnen, in den wichtig„ſten Theilen der Rechtsgelehrſamkeit einen gründli„chen. Unterricht finden. Diejenigen, welche ihren „Geſchmack in den bildenden Künſten zu erhöhen und „zu verfeinern verlangen würden, würden hier ihre Lern„begierde nicht weniger befriedigen können. Auch zu dem „Feldbaue hoffte ich eine ſehr gute practiſche Anleitung „zu verſchaffen, wenn einige Jünglinge unter einem „verſtändigen Aufſeher ſich ſechs oder acht Monate „lang zu dieſem Ende auf dem Lande aufhalten woll„ten. In denjenigen Kenntniſſen aber, durch welche „vorzüglich unſere Jünglinge, ihre Beſtimmung zu „erfüllen, vorbereitet würden, ihnen den fernern Un„terricht zu geben, wäre immer mein ſehnlichſter „Wunſch geweſen.„ Er fährt hierauf fort, die Methode zu beſchreiben, die er ſo wohl bey ſeinem philoſophiſchen, als hiſtoriſchen Unterrichte befolgen würde; eine Methode, welche den Beyfall des Recenſenten in einem ſo hohen Grade hat, daß er wünſchte, ſich ſelbſt wieder verjüngen zu können, um von einem ſolchen Lehrer, auf einem ſolchen Wege, ſeiner Beſtimmung entgegen geführt zu werden. Er empfiehlt ſie daher allen, welche ſich mit Erziehung und Unterricht abgeben, zur fleißigſten Beherzigung. Dieſer ganze Brief iſt überhaupt mit ſo vieler Kenntniß der Sache, mit einer ſo liebenswürdigen Beſcheidenheit, in einer ſo ſtillen und edlen Schreibart, und mit ſo warmer Menſchenliebe geſchrieben, daß man, nach Leſung deſ-

ſelben, nicht umhin kan, den Verfaſſer zu lieben, und ſich ſelbſt zu jeder Art von gemeinnützigen Anſtrengung bereitwilliger zu fühlen. —

Die Antwort des Hrn. von Salis beſchäftiget ſich damit, die Urtheile ſeines Freundes zu billigen, ſeinen Vorſchlägen Beyfall zu geben, und ihn zu ermuntern, ſo vortrefliche Vorſätze zum Beſten der Menſchheit thätig zu machen. Die Lebhaftigkeit des Stils, mit welcher dieſe Antwort geſchrieben iſt, und das Gedränge der Gedanken, deren einer den andern zuvoreilen will, woraus dann große ineinander gewundene Perioden, und hie und da auch wohl kleine Verwirrungen entſtehen; ſcheinen einen Mann zu verrathen, der zwar nicht zu einer langſamen eigenen Entwerfung groſſer Plane und zu einer bedächtigen, reiflichen Erwegung derſelben, wohl aber zu einer unverdroſſenen und muthigen Ausführung deſſen, was andere gedacht, erwogen, und vorgezeichnet habe, alle erforderliche Talente beſitzt. Was könte man ſich daher nicht alles verſprechen, wenn der Unternehmende Geiſt der Hrn. von Salis, mit der weiſen Gelaſſenheit eines Iſelins verbrüdert, und auf allen ſeinen Schriften begleitet würde!

Den Schluß macht ein Entwurf der Ephemeriden der Menſchheit durch einige Mitglieder der helvetiſchen Geſellſchaft von Schinznach. Die Verfaſſer deſſelben theilen ihn in der Abſicht mit, um ſich die Gedanken und Rathſchläge aller Freunde des Guten und des wahren auszubitten, ſo wohl über die äuſſerliche Einrichtung, als über den weſentlichen Inhalt des Werks, welches ſie gern ſo gemeinnützig machen mögten, als es möglich iſt. Was dieſe Ephemeriden enthalten ſollen, läßt ſchon der Titel vermuthen; nämlich Nachrichten von allen die Glückſeligkeit der Menſchen intereſſirenden Veränderungen, welche in der

Welt

Welt vorgehen, ohne Einschränkung auf gewisse Länder, gewisse Völkerschaften, oder auf gewisse Arten der Veränderungen. Den ganzen Plan dazu abzuschreiben, erlaubt der Platz nicht.

Sowohl der Entwurf zu dieser Schrift, als auch ein dabey zum Grunde liegender sehr wahrer Gedanke, welcher seit kurzem von mehreren Schriftstellern wieder anfängt in Schwung gebracht zu werden, haben nicht wenig Antheil an den grossen Hoffnungen für die Zukunft, welche der Recensent gleich anfangs zu äussern wagte, und an dem Traume, dessen Mittheilung er sich noch vorbehalten hat. „Es ist, sagen die „Verfasser des Entwurfs der Ephemeriden der „Menschheit, eine in unsern Zeiten bey nahe allgemein „anerkante Wahrheit, daß Miswachs oder Ueberfluß, „zerrütteter oder freyer Handel in Asien, in Africa, „in America, biß in die innersten Gegenden von „Deutschland die wichtigsten Einflüsse haben! daß „der Irrthum eines Chinesischen Ministers in allen „Theilen von Europa empfindlich werden könne, und „daß Ungerechtigkeiten und Unordnungen, welche in „diesem Welttheilen vorgehen, Elend und Jammer „in den drey übrigen ausbreiten; so wie die Tugend „und Weisheit, welche sich auch in dem kleinsten Staate „der Erde thätig erzeigen, für die ganze Menschheit „vortheilhafte Folgen haben müssen. Wer weiß, ob „nicht das Gute, welches nun der Sohn eines Handwerkers oder eines Bauern in dem Philanthropium „zu Dessau, oder in der unbekanntesten Schule von „Deutschland lernet, in zehn oder zwanzig Jahren ein „glückliches Mittel wird, die Einwohner von Otaheite „oder von Neu-Seeland zu erleuchten und gesittet zu „machen, ohne daß sie nöthig haben, alle die abscheu„lichen Auftritte auszustehen, durch welche die Euro„päischen Nationen zu einem noch in vielen Betrach„tungen

„tungen ſehr ſchwachen Grade dieſer Vortheile gelangt „ſind. Wer weiß, ob nicht dasjenige, was nun in „irgend einem Winkel von Italien oder von Griechen„land an der Erziehung eines geringen Menſchen ver„ſäumt wird, den Grund zu dem Unglücke vieler „Völker abgeben wird. Es iſt deshalben wahren „Menſchenfreunden nichts fremd, was noch ſo fern „von ihnen in denjenigen Sachen vorgehet, welche „die Glückſeeligkeit der Menſchen, ihrer Brüder, ver„mehren oder vermindern können.„

Wie? dachte ich, nachdem durch die Leſung dieſes ungemein richtigen Gedankens eine alte Grille, welche ſchon längſt in meiner Seele ſchlummerte, wieder angeſtoſſen und auf geweckt war, wie? wenn man nun die zerſtreuten Menſchenfreunde, deren es Gott Lob noch unter allen Nationen in allen Ländern giebt, nach und nach mit einander vereinigen und durch engere Bande zu gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit verbinden könnte? Wie? Wenn man eine geſchloſſene immer mehr und mehr zu erweiternde Geſellſchaft von Cosmopoliten, die ſich über alle Stände, über alle Länder, über alle Völkerſchaften verbreitete, zu errichten und durch weiſe Geſetze zu gemeinſchaftlichen Anſtrengungen zu gegenſeitigen Unterſtützung in jedem gemeinnützigen Beſtreben zu verbinden ſuchte? Wenn vier oder ſechs bekannte beym Publikum im wohlverdienten Anſehen ſtehende Menſchenfreunde den Plan dazu entwürfen, und ohne Rückſicht auf hirnloſe Lacher, oder auf kleinmüthige Zweifler, nach eingezogenem Gutachten aller Weiſen zur Ausführung deſſelben ſchritten; vorläufig in jeder deutſchen und ſchweitzeriſchen Provinz einen Provinzialvorſteher ernennten, und mit Zuziehung dieſer nach der Mehrheit der Stimmen, zwo Städte, die eine in der Schweitz, die andere in Deutſchland, zu Hauptſtädten der Cosmopoliten erhö-

ben?

ben? Wenn man dabey zur ersten Grundregel machte, daß keiner in diese Ehrenvolle Gesellschaft aufgenommen würde, als der da beweisen könnte, daß er schon auf eine oder die andere Weise in einem, nach Maaßgabe seines Wirkungskreises vorzüglichen Grade, sich um die Menschheit verdient gemacht, und den besten Willen habe, sich auch fernerhin so gemeinnützig als möglich zu machen? Wenn man ferner für einmal aufgenommene Mitglieder als eine zwote Regel festsetzte, daß jeder, der in der Folge nach jedesmaligem Verlaufe einer Jahresfrist, nicht wenigstens eine von ihm ausgeführte schöne That oder der Menschheit zum Vortheil und zur Ehre gereichende Unternehmungen produciren könnte, wie auch jeder, der einer schändlichen Handlung oder auch nur der Unterlassung einer ihm möglichen guten Handlung überführet werden könnte, als ein faulendes Glied von dem Körper der Gesellschaft wieder abgeschnitten würde? Wenn jedes aufzunehmende Mitglied sich bey Verlust seines Cosmopolitanischen Bürgerrechts verbindlich machte, jedes andere Mitglied, bey jeder nützlichen Unternehmung, die von einer Provinzialversammlung der Cosmopoliten für eine solche erkannt wäre, durch Rath und That, mit Worten und Werken zu unterstützen, und sein gemeinnütziges Vorhaben auf jede ihm mögliche Weise befördern zu helfen? Wenn alsdann nach dem Plane der Ephemeriden der Menschheit vors erste in den beyden Hauptstädten Deutschlandes und der Schweitz, und nachher bey der Erweiterung der Gesellschaft auch in den zu bestimmenden Hauptstädten der Cosmopoliten in andern Ländern ein Tägebuch der Menschheit veranstaltet würde, in welchem alles gemeinnützige, alles die ganze Menschheit unmittelbar interessirende, was von den einzelnen Gliedern der Gesellschaft gedacht, erfunden, bemerkt, oder

gelei-

geleiſtet wäre, aufgezeichnet und bekannt gemacht würde? Wenn keinem Mitgliede freyſtünde, etwas durch den Druck bekannt zu machen, welches nicht erſt vorher bey einem durch den Provinzialvorſteher zu beſorgenden Umlauf, wenigſtens von den mehrſten Stimmen gebilliget, und der Bekanntmachung würdig geachtet wäre? Wenn man dadurch es nach und nach dahin brächte, daß der Titel Cosmopolit, unter den Nahmen eines Verfaſſers geſetzt, eine allgemeine und ſichere Empfehlung ſeiner Schriften wäre? Wenn die Cosmopoliten jedes Orts wöchentlich oder monathlich ſich einmal verſammelten; in dieſer Verſammlung dasjenige, was jeder insbeſondere bemerkt, gedacht, oder entworfen hätte, gemeinſchaftlich prüften; das Bewährteſte davon aufſetzten und an den Provinzialvorſteher beſorgten, der es dann weiter bey den ſämmtlichen Mitgliedern ſeiner Provinz zur Beurtheilung und Verbeſſerung herumgehen lieſſe? Wenn alsdann bloß dasjenige, was durch die Mehrheit der Provinzialſtimmen für gemeinnützig, in der eigentlichſten Bedeutung des Worts genommen, erkannt wäre, nach der Hauptſtadt zur Bekanntmachung in dem Tagebuche der Menſchheit befördert würde? Wenn man ein äuſſerliches nur für die Mitbewußten kenntbares Abzeichen erfände, wodurch die Cosmopoliten in allen Ländern von einem reiſenden Mitbruder erkannt werden könnten; oder, dafern man dieſes Mittel aus beſondern Urſachen verwerfen ſollte, wenn man an jedem Orte oder in jeder Provinz jährlich ein öffentliches Verzeichniß aller daſelbſt lebenden Cosmopoliten bekannt machte? Wenn — aber ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle die übrigen Wenn, die in meinen Traum noch eintreten, eben ſo umſtändlich beſchreiben wollte. Finden ſich fünf oder ſechs Einſichtsvolle und angeſehene Menſchenfreunde, welche

dieſe

diese meine Grille ihres Nachdenkens werth achten, so habe ich schon genug gesagt; finden sich aber dergleichen nicht, so habe ich schon zu viel geträumt. In beyden Fällen kann ich aufhören. —

Um den Lesern von der andern angezeigten Schrift, philanthropische Aussichten redlicher Jünglinge genannt, einen vorläufigen Begrif zu machen, und ihre Neubegierde zur eigenen Durchlesung derselben zu reizen: will ich die Veranlassung zu derselben und die Geschichte ihrer jungen Verfasser aus dem von Hrn. Iselin, dem Herausgeber derselben vorangeschickten Vorberichte auszeichnen.

„Seit dem ich angefangen habe zu denken (so „redete ein junger Fremdling den Hrn. Iselin an) „ist die Kentniß der Natur der Menschen meine Lieb„lingsbeschäftigung gewesen. Seitdem ich gelernt „habe, daß alle meine Handlungen einen bestimmten „und zwar den besten möglichen Entzweck haben sol„len, habe ich den Entschluß gefasset, mein ganzes Le„ben der Glückseeligkeit meiner Mitmenschen zu wid„men. In dieser Absicht bin ich an vielen Orten „herumgereiset, und ich schmeichle mir an manchen „nicht unnütz gewesen zu seyn. Auf einer dieser „Reisen habe ich das Glück gehabt, drey Jünglinge „zu entdecken, welche von demselbigen Geiste beseelt, „schon mehrere Jahr gemeinschaftlich arbeiteten, nütz„liche Weltbürger zu werden. Kaum sahen wir ein„ander, als wir einander die zärtlichste Freundschaft „angelobten, und nachdem wir einander näher ken„nen gelernt hatten: so entschlossen wir uns, wenn „es immer das Schicksal erlaubte, uns auf ewig zu „vereinigen; alle unsere Kräfte der wichtigsten Be„dürfniß der Menschheit, der Erziehung zu widmen; „unser Vorhaben der Welt bekannt zu machen, uns „zu dessen Erfüllung mit dem unverdrossensten Fleisse

„vor-

„vorzubereiten, und getroſt zu erwarten, ob unter „den Vorſtehern der Völker, oder unſere reichen Zeit„genoſſen, ſich einer oder einige befinden, die uns un„terſtützen, aufmuntern, und endlich zum Beſten ih„rer und unſerer Mitmenſchen gebrauchen wollen. „Hier haben Sie den Entwurf unſerer Abſichten. „Nehmen Sie die Mühe ihn zu leſen, und urtheilen „Sie, ob wir hoffen dürfen, daß etwas aus uns wer„den könne.„

Hr. Iſelin wurde durch dieſen muthigen und edelgeſinten Vortrag des Jünglings auf die angenehmſte Weiſe überraſcht. Er las mit eben ſo groſſen Vergnügen den ihm überreichten Aufſatz, und beſchloß, dem Verlangen dieſer auſſerordentlichen Jünglinge gemäß, ihn bekannt zu machen, und in ihrem Nahmen, die Weiſen unter ihren Zeitgenoſſen um Rath und Beleuchtung zu bitten, und den Reichen und Mächtigen unter denſelben ihre Dienſte zum Beſten ihrer Mitmenſchen anzubieten.

Der Aufſatz ſelbſt beſteht zuvörderſt aus einem kurzen Schattenriſſe ihrer gegenwärtigen Einſichten in die Philoſophie des Menſchen; über welchen Hr. Iſelin folgendes der Wahrheit angemaſſenes Urtheile fällt: „Ich mißkannte zwar darin nicht den ju„gendlichen Geiſt, dem alles neu ſcheint, weil es ihm „neu iſt. Allein der warme Eifer für das Gute, „welcher ihn beſeelt; der einnehmende Geſichtspunct „in welchem er die Beſtimmung des Menſchen darſtel„let; die angenehme Wendung mit welcher bekanten „Sachen darin der Schein der Neuheit gegeben wird; „und die vielen feinen Anmerkungen über die Erzie„hung, gaben mir die gröſſte Hoffnung, daß Jünglin„ge, welche ſchon ſo frühe ſo löbliche Entſchlüſſe haben „faſſen können, nach wenig Jahren im Stande ſeyn „werden, ſie zu vollbringen. „

Dann

Dann folgt eine von ihnen selbst entworfene Schilderung ihrer individuellen Charaktere und Geistesfähigkeiten, die mit edler Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe abgefaßt zu seyn scheint, weil sie ihre Mängel eben so wenig, als ihre guten Eigenschaften darin verschweigen. Zuletzt theilen sie den Entwurf des Erziehungsplans mit, den sie, wenn sie alle dazu erfoderliche Einsichten werden erworben haben, auszuführen gesonnen sind.

Dafern sie nun von einsichtsvollen Beurtheilern durch die Hoffnung ermuntert werden sollten, daß sie nach einigen Jahren fortgesetzter Cultur einem solchen Unternehmen gewachsen seyn dürften: so wollen sie diese Zwischenzeit dazu anwenden, hin und wieder zerstreute, einsichtsvolle und erfahrene Männer zu besuchen, sie um ihren Rath bitten; und dann — noch erst denjenigen Grad der Vollkommenheit zu erreichen sich bemühen, in welchem sie derjenige besitzen soll, der sie lehren will.

Zu dem Ende werden sie durch die merkwürdigsten Theile von Europa reisen, um in Italien Kenntnisse der bildenden Künste, in Frankreich feinen Geschmack und angenehmen Anstand, in England Stärke des Geistes und philosophische Gründlichkeit (warum die letztere nicht lieber in Deutschland, wo sie mehr als in England zu Hause ist?) zu erlangen suchen. Sollte es aber nicht zweckmäßiger seyn, diese Reisen erst am Ende ihrer Vorbereitungsjahre anzutreten, und vorher erst noch einige Zeit einem anhaltenden Studieren zu Hause zu widmen? Dieser Rath, dessen Gründe nicht auseinander gesetzt zu werden bedürfen, ist der einzige Beytrag, den der Recensent zur Beförderung des edelmüthigen Unternehmens dieser wackern Jünglinge zu geben vermag, weil alles, was ihm bey der angenehmen Durchlesung ihres Aufsatzes einer Berich-

tigung nöthig zu haben schien, äusserwesentliche Nebenideen betrift, welche die Herren Verfasser schon nach und nach von selbst weiter aufzuklären lernen werden.

„Man sieht leicht ein, sagen sie am Ende, daß ein „solches Unternehmen nicht auf den blossen Entschluß „einiger gutgesinnter Personen beruhe, sondern, daß „es des Schutzes eines Mächtigen der Erde und der „Unterstützung aller wahren Menschenfreunde bedürfe. Die Jünglinge werden bey irgend einem Staate „diesen Schutz zu erhalten suchen; und jetzt in dieser „Schrift schon fordern sie jeden Menschenfreund, dem „ihr Unternehmen bekannt werden wird, auf das feyerlichste auf, sie mit seinem Rathe zu erleuchten, oder „mit andern Unterstützungen aufzumuntern.„

Az.

X.

Erstes Stück des philanthropischen Archivs; mitgetheilt von verbrüderten Jugendfreunden an Vormünder der Menschheit, besonders welche eine Schulverbesserung wünschen und beginnen, auch an Väter und Mütter, welche Kinder ins Dessauische Philanthropin senden wollen. Dessau 1776. Zu finden bey S. L. Crusius in Leipzig und bey den Eichenbergischen Erben in Frankfurth am Mayn. 120 Seit. 8.

Um diese Nachricht von einer die ganze Menschheit interessirenden Unternehmung, und von dem bisherigen Fortgange derselben, so viel an uns ist,

ist, noch zu rechter Zeit verbreiten zu helfen: eilen wir, sie in möglichster Geschwindigkeit und Kürze den Lesern dieser Bibliothek mitzutheilen.

Hr. Basedow, dieser menschenfreundliche Mann, der den Vorurtheilen, dem Aberglauben, der Trägheit, dem Kaltsinn und dem Undank des grossen Haufens, seiner gleichzeitigen Mitmenschen ungeachtet, mit Anstrengung aller seiner Nerven, und mit Aufopferung eigener Bequemlichkeiten, an der Verbesserung des Zustandes der Menschheit nun schon Jahre lang gearbeitet hat; fährt unverdrossen und muthig fort, das grosse von ihm angefangene Werk auf eigenen Schültern zu tragen und zu erwarten, ob die Vormünder der Menschheit nicht endlich einmal milde Hände zu seiner Unterstützung ausstrecken werden. Ein rührender und beschämender Anblick! Schauet her, alle ihr weisen, begüterten und mächtigen Menschenfreunde, alle, die ihr Verstand, Beurtheilungskraft und Herz genug besitzet — Verstand, um die grossen Bedürfnisse der Menschheit fassen; Beurtheilungskraft, um Plane zur Abhelfung derselben untersuchen; und Herz, um an derselben einen warmen menschenfreundlichen Antheil nehmen zu können; alle, die ihr natürlichen oder gesellschaftlichen Beruf habt, die Aufklärung des menschlichen Verstandes, die Verfeinerung der Sitten, die Masse der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts durch Worte, durch Schriften, durch Thaten befördern zu helfen; alle, welche die Fürsehung auf einen Standort hingestellt hat, auf welchem oft ein einziges empfehlendes oder hönendes Wort für den Fortgang oder Rückgang gemeinnütziger Unternehmungen entscheidend werden kann; schauet her, um aus demjenigen, was ein einziger Mann und ein einziger treuer Gehülfe, Basedow und Wolke, gröstentheils aus blossen Privatkräften bisher schon geleistet haben, auf das-

jenige zu schliessen, was sie, nach geschehener Verbrüderung mit vier andern eben so thätigen Jugendfreunden, inskünftige leisten werden, und bey gehöriger öffentlicher Unterstützung nicht erst würden leisten können!

Das angezeigte Archiv giebt eine umständliche Nachricht von dem bisherigen Fortgange, dem gegenwärtigen blühenden Zustande und von dem künftigen zweifelhaften Schicksale des Dessauischen Philanthropins, über dessen fortdauerndes Wachsthum oder Verwandelung in ein kleineres Privatseminarium der 13te May entscheiden wird. Dieß ist nämlich der Tag, an welchem Hr. Basedow und seine Gehülfen ihre bisherigen Arbeiten der öffentlichen Prüfung unterwerfen; die Früchte ihrer bessern Erziehungs- und Unterweisungsmethode öffentlich darlegen, und dafern ihre Versprechungen und die dadurch veranlaßte Erwartungen nicht bis zur Verwunderung erfüllt und sogar übertroffen werden sollten, sich der Verachtung aller Sachverständigen und dem Hohngelächter des Publikums bloß stellen wollen. Aber dies ist auch der Tag, an welchem durch die weise Freygebigkeit irgend eines grossen Herrn, oder durch die Beyträge einzelner begüterter Menschenfreunde, ein zur Fortdauer dieses Instituts unentbehrlicher Fond, entweder schon da seyn, oder doch mit größter Wahrscheinlichkeit erwartet werden muß, wenn nicht die Menschheit eins der wirksamsten Mittel zur Verbesserung ihres Zustandes wieder verlieren, und das Philanthropin in eine kleine unbedeutendere Pflanzschule verwandelt werden soll.

Denn da Hr. Basedow um diese Zeit schon 1500 Rthl. und darüber aus seinem eigenen Vermögen zum öffentlichen Besten verwandt haben wird: so sieht er sich genöthiget, um nicht unredlich gegen seine eigene Familie zu handeln, den Ergiessungen seiner Men-

schen-

schenliebe alsdann die nöthigen Grenzen zu setzen; und wenn die Unachtsamkeit der Grossen und der Kaltsinn des Vaterlandes fortdauern sollten, seine Geschäftigkeit auf einen kleineren seinen häuslichen Umständen angemessenern Wirkungskreis einzuschränken.

Er ladet daher alle, denen diese Angelegenheit der Menschheit der Untersuchung werth scheint, auf den angezeigten 13ten May zum Schauen und Urtheilen nach Dessau ein, und bittet vorher alle Menschenfreunde, durch ihre Empfehlungen, durch Zusendung mehrerer Pensionisten, und durch ihre baldigsten Beyträge es dahin zu bringen, daß der Triumphtag des philanthropischen Wesens nicht auch zugleich der Sterbetag desselben werden möge.

Möchten doch alle edle Cosmopoliten den Innhalt des philanthropischen Archivs beherzigen: und wenn sie die unbeschreiblichen Mängel des bisherigen Schulwesens erkannt haben; wenn sie einsehen, daß ohne eine radicale Verbesserung desselben an keine beträchtliche Vervollkommnung der Menschheit zu denken sey; wenn sie den Weg, den Basedow zu einer solchen Verbesserung einschlägt, wenigstens im Ganzen billigen müssen; und wenn sie endlich durch den menschenfreundlichen Enthusiasmus des Mannes, und durch die herrlichen von ihm eröffneten Aussichten in eine schöne Zukunft gerührt, ihre Herzen von warmer Menschenliebe und von guten Vorsätzen zu einer redlichen Mitwirkung schwellen fühlen. — Möchten sie doch reden und thun, was ihnen ihr theilnehmendes Herz zu reden und zu thun gebieten wird! Was du aber thuest, das thue bald!

Az.

N. S. Eben da dieses geschrieben ist, finde ich folgende Nachricht in den öffentlichen Zeitungen, nach deren nähern Aufklärung ich sehr begierig bin.

„Dessau den 5 März 1776.

„Daß hiesige Philanthropin erhielt heute durch „eine ansehnliche Hülfe von hohem Orte die (vor„hin bezweifelte) vollkommene Sicherheit, Wesen „und Namen auf beständig hier fortzusetzen. Es „ist mit guten Lehrern und Aufsehern stark besetzt und „mit Wohnung versorgt worden. Es erbietet sich „daher zu denen, welche schon da sind, mehr Pensio„nisten von 6 bis 18 Jahren aufzunehmen, und den „Candidaten, die sich hier aufhalten wollen, Unterricht „und Uebung in der philanthropinischen Erziehungs„kunst zu verschaffen.„

XI.

Die deutsche Gelehrtenrepublik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Stelemar. Herausgegeben von Klopstock. Erster Theil. Hamburg, gedruckt bey J. J. Bode. 1774.

Zu einer Zeit, da grosse Naturrechtslehrer die Vorzüge der bürgerlichen Gesellschaft zu bestreiten anfangen, Staatskluge gegen Innungen und Zünfte eifern, und denkende Gottesgelehrte unter der Last politischer Religionseinrichtung seufzen — zu einer Zeit, wo jeder sich nach der Verminderung der Zwangsgesetze sehnt, zu einer solchen Zeit erhalten wir den Plan einer bürgerlichen Gesetzgebung für eine Gesellschaft, die bisher vielleicht nur noch allein im Stande der Natur gelebt hat. Wir wollen nicht untersuchen, ob man hoffen könne, daß die in den Wäl-

dern

den wohnenden litterarischen Wilden die Stimme des gesetzgebenden Orpheus hören, aus ihren Hölen hervorgehen, dem Faustrechte entsagen und sich durch die Süßigkeit seines Gesanges um ihre gesetzlose Freyheit werden zaubern lassen. Das alles sind Fragen, die der Erfolg entscheiden muß. Gegen die Güte des Plans würde es nun wohl ohnedem eben so wenig beweisen, wenn er nicht zur Ausführung käme, als man die Seligkeiten eines ewigen Friedens läugnen dürfte, weil die Europäische Polysynodie des Abts von St. Pierre bis anietzt noch nie ist gehalten worden. Inzwischen ist es doch sonderbar, daß von allen Dichtern, von allen Gottesgelehrten, ja auch von einigen Staatsklugen, das höchste menschliche Glück ausser der bürgerlichen Gesellschaft gesetzt wird. So wenig wir dieser Meynung in Ansehung der Zwangspflichten des Menschen gewogen sind, so unschädlich scheint sie uns doch in Ansehung des größten Theils seiner übrigen Handlungen zu seyn. Wir mögen diesen glücklichen Zustand, mit den Dichtern, das güldene Zeitalter, Elysäum, mit den Gottesgelehrten die unsichtbare und triumphirende Kirche, und mit dem Rousseau den ursprünglichen Stand der Natur nennen; und wir mögen ihn jetzt noch für so fabelhaft halten: so ist es doch gewiß, daß wir ihn noch nicht in allen Stücken verlassen haben, und es ist zweifelhaft, ob es gut sey, daß wir ihn ganz verlassen, und ob wir nicht wenigstens in Ansehung des Gebrauches unseres Verstandes in demselben beharren sollten. Es ist uns das nicht unbekannt, was zu der Vertheidigung der bürgerlichen Verfassungen, und in diesen zur Anpreisung der Zünfte und Innungen pflegt vorgebracht zu werden. Man weiset uns auf die Gewaltthätigkeiten in dem Stande der Natur, auf die ungebändigte Wildheit des Riesenvolkes, das kein anderes Recht

kennt, als das Recht des Stärkern und seine Rechtshändel mit Faustschlägen entscheidet. Es ist nicht zu läugnen, daß es auch unter dem gelehrten Geschlechte solche Troglodyten und Cyclopen gebe, und daß solche Gewaltthätigkeiten gewöhnlich genug sind. Allein bey allen dem wird man doch zugeben, daß sich auch unter diesen gelehrten Völkerschaften noch hie und da ein glückliches, ruhiges Volk von Hippomolgen finde, auf welchem das von dem gräßlichen Anblicke blutiger Erdenkrieger ermüdete Auge ausruhen kann. Zwar kann dieses ruhige genügsame Volk von einem wilden Nachbar beeinträchtiget werden, und unter dessen Gewaltthätigkeiten wohl manches leiden müssen; es wird sich aber damit trösten können, daß es neben der Sicherheit, die ihm die Wahl eines bürgerlichen Standes verschaffen würde, auch wohl die Gabelle, die Bicetre, die Lettres de cachet, und die Inquisition sich würde müsse gefallen lassen, die nicht weniger beträchtliche Uebel sind, und von denen man in dem glücklichen Naturstande nichts weiß. Zwar mag auch die Absicht des Gesetzgebers sich nicht ganz so weit erstrecken. Vielleicht soll die Gelehrtenrepublik nur unter einem ehrenhaftern Namen eine grössere Innung seyn, die mehrere kleinere Innungen unter sich begreift. Wir schliessen dieses aus denen Strafen, womit die Gesetze verpönt sind, als dem Nasenrümpfen, der Lautlache u. s. w. welche von den Handwerksgebräuchen, wodurch die gemeine Ehre der mechanischen Innungen erhalten, nachgeahmt zu seyn scheinen. Allein auch diese Art des Zwanges fangen schon einige an bey den Handwerkern für schädlich zu halten, und wie ein weiser Türgot in Frankreich auf ihre Abschaffung zu denken. Wir wüßten also nicht, wie das den freyen Künsten könnte zuträglich seyn, was man bey den mechanischen für schädlich hält.

Es

Es läßt sich unterdeß aus den Nachrichten, die Hr. Klopstock uns von der deutschen gelehrten Republik vorlegt, noch nicht recht abnehmen, ob seine Beschreibung bloß historisch oder gesetzgebend sey, ob man sie neben die Monarchiam solipsorum, oder neben des Marus Utopien, Rudbecks Atlantica, die Geschichte der Severamben und die Republik des Albertus Julius zu stellen habe. Im ersten Falle müßten wir die ganze Beschreibung ihrer Einrichtung, die Geschichte ihrer Landtäge u. s. w. in einem mystischen Sinne nehmen. Denn bisher ist uns von den Gelehrten Deutschlandes im eigentlichen Sinne dergleichen noch nicht bekannt. Alsdann aber würde dieses müstische Geschichtbuch das einzige in seiner Art seyn. Denn schwerlich hat man jemahls die Allegorie so sehr gedehnt, daß ein einziges Bild mehrere Bände von solcher Dicke fortgezogen hätte; da sie gemeiniglich schon am Ende des ersten Bogens gezwungen und ermüdend wird. Wir sehen daher auch schon einer neuen Schule von Auslegern entgegen, die sich vielleicht bis an das Ende der Welt über den mystischen Sinn eines Bildes werden streiten können, wofern ihn der Geschichtschreiber nicht selbst mit einer authentischen Erklärung zu Hülfe kömt. Sollte aber die Beschreibung der deutschen gelehrten Republik gesetzgebender Art seyn, wie uns denn das am wahrscheinlichsten vorkömmt, so muß es uns doch erlaubt seyn, diesen Entwurf zu prüfen, ehe er die gesetzliche Kraft erhält. Wir wissen zwar nicht, in welche Klasse ein Journalist von dem Gesetzgeber möchte gewiesen werden, und ob er nach den Grundgesetzen der Republick, die, wie wir bald sehen werden, eine Aristokratische Form erhalten wird, zu der gesetzgebenden oder ausübenden Macht, oder gar nur zum Pöbel gehören werde. Da aber der neue Staat noch nicht wirklich eingerichtet ist, und wir

also noch der Rechte des Naturstandes geniessen, so wird es uns wohl freystehen, die Gesetze zu untersuchen, ehe wir uns ihnen durch den ursprünglichen gesellschaftlichen Vertrag unterwerfen. Das ist nun zwar eine Kleinigkeit, daß wir wohl an der Deutlichkeit unsers Gesetzbuches manches auszusetzen fänden. Da aber der Sache noch abzuhelfen ist: so lassen wir es uns nicht verdriessen, ein Wort davon zu sagen. Dann wenn erst der vor uns liegende Entwurf die gesetzliche Kraft erhalten hat, denn ist es schwer zu ändern. Die Bartoli und Baldi und Accursii bemächtigen sich des Textes und ersäufen in einem solchen Ocean von Glossen, daß es eben so leicht ist, einen ganz neuen zu machen, als ihn aus diesem Meere herauszufinden. Die wenigen Anmerkungen, die wir machen werden, sollen gar die Sache nicht erschöpfen, sie sollen nur zu einen Denkmahl der Freyheit dienen, die jedem schreibenden und denkenden Deutschen theuer seyn muß. Wir hoffen, daß noch immer ein ansehnlicher Theil unserer Landesleute diesen Gesinnungen der Freyheit zustimmen werden.

Der Inhalt des Buches ist nun folgender. 1. die Einrichtung der Republick. Dieser Abschnitt handelt von den verschiedenen Abtheilungen der Glieder der Republik, ihren Rechten und Obliegenheiten. 2. die Gesetze. 3. Geschichte des letzten Landtages.

Die Glieder der Republick sind Aldermänner, Zünfter und Volk. Die Aldermänner werden aus den Zünften gewählt. Wer in irgend einer Wissenschaft etwas mehr als Mittelmässiges geliefert hat, gehöre zu einer Zunft; die übrigen sind das Volk. Was nicht zu der gelehrten Republick gehört, heissen Altfranken. Die Zünfte sind Ober- und Unterzünfte. Zu den ersten gehören die darstellenden und abhandelnden.

den. Die abhandelnden begreifen: Gottesgelehrte, Rechtsgelehrte, Mathematiker ꝛc.

Die Gesetze, so wie sie uns Herr Klopstock mittheilet, sind auf Landtägen gegeben worden, deren Geschichte mit dem Jahre 1553 anfängt. Wir getrauen uns nicht, die Zeitpunkte zu errathen, auf welche Hr. K. bey diesen Landtägen anspielt. Ausserdem müssen wir es auch H. K. bloß auf sein Wort glauben, daß das, was er erzählt, darauf vorgefallen sey. Da wir also davon keine andere Gewähr als sein Wort haben: so liesse sich wohl zweifeln, ob er allemahl die Gesetze aus den Kapitularien der Landtage getreulich ausgezogen. Die Sprache dieser Gesetze ist zwar jedem Zeitpunkte, worinn sie gegeben worden, so vollkommen angemessen, daß von dieser Seite die Täuschung gewiß nicht höher könnte getrieben werden, ja daß gewiß kein anderer, als ein so grosser Meister in der deutschen Sprache und ihrer Geschichte die Verblendung hätte unternehmen dürfen. Allein in dem Innhalte der Gesetze glauben wir Grundsätze und Gesinnungen zu entdecken, die den Herausgeber der Gesetze zu sehr als ihren Verfasser verrathen. Es würde daran zwar nicht viel gelegen seyn, ob diese Gesetze ächt oder untergeschoben sind, wenn ihre Bekanntmachung bloß eine angenehme Unterhaltung zur Absicht hätte. Wer wollte es sich nicht gern gefallen lassen, in dieser Erdichtung die Gedanken Klopstocks, des Gelehrten, über manche wichtige Angelegenheiten der gelehrten Republik zu hören. Allein wir erfahren in einem eigenen Abschnitte, (von S. 419 an) daß diese Gesetze mehr auf sich haben, und daß es die Gedanken Klopstocks, des Gesetzgebers sind. Der angeführte Abschnitt unter der Aufschrift: Unterstützung der Wissenschaften, die wir zu erwarten haben, macht uns nemlich mit einem Plane bekannt, der der Ausführung sehr nahe gewesen seyn soll.

Wie

Wie nahe, können wir unterdeß auch aus dem hier mitgetheilten Briefwechsel nicht mit Sicherheit urtheilen. Die Liebkosungen, womit die Altfranken an den Höfen, der gelehrten Republik schmeicheln, sind so zweydeutige Merkmahle ihrer wahren Zuneigung gegen sie, daß man das Probejahr ihrer Aufrichtigkeit nicht lang genug machen kann. Wir könnten nun zwar das Ansehen haben, als trieben wir unser Mißtrauen und unsern Unglauben an die gelehrte Vaterlandsliebe solcher Altfranken zu weit; inzwischen ist dieser Unglaube bey der Gelegenheit, wovon wir reden, leider! nur zu sehr gerechtfertigt worden. Ob das sehr zu bedauren sey, das getrauen wir uns wahrhaftig nicht zu entscheiden, da wir uns der Weissagungsgabe nicht rühmen können. Unterdeß im Allgemeinen von der Sache zu reden, möchten wir die Vortheile, die man sich von der unter dem Schutze eines mächtigen Fürsten in einer Hauptstadt versammleten Akademie zu versprechen hat, nicht so sehr hoch anschlagen, als es H. K. thut. Wenn wir hier nicht in die Luft, sondern nach Thatsachen philosophiren wollen: so dürfen wir nur die französische Gelehrtenrepublik zum Beyspiel nehmen. Man sagt es dem Kardinal von Richelieu nach, daß er sich zum Beschützer der Academie françoise angeboten, um diese gelehrte Gesellschaft vom Hofe abhängig zu machen. Wenn dieß wahr ist: so ist es ein so geschickter Streich, als sich einer von diesem staatsklugen Kardinale denken läßt. Es liegt auch am Tage, was die französische Litteratur dadurch für eine Wendung erhalten hat. O Homer und Ossian, ihr guten Barden! ihr würdet vergebens auf einen Lehnsessel unter diesen erlauchten Dichtern Frankreichs hoffen. Wie wolltet ihr euch durch die Irrgänge der Gelehrtengunst und der Hofgunst hindurch finden. Wenn euch nicht die Kabbale eurer Gerichthaltenden Mitbrüder ausschlösse;

so

so würden euch die Ränke einer Kleiderkammer des Hofes ausschliessen. „Allein, wird man sagen, wir „wollen unpartheyisch seyn.„ Diese Versicherung kan man für aufrichtig annehmen. Man kan glauben, daß die ersten Stifter der neuen Republik gegen alle Partheylichkeit des Eigennutzes, der Bestechung u. s. w. werden gewafnet seyn. Aber wo ist der allgemeine Gelehrte, und zugleich der begierdenlose apathische Mensch, der nie von der Liebe zu seiner Kunst zu seinen Meynungen, sollte hintergangen werden, den das geschmeidige, gesellige Verdienst nicht leichter gewinnen sollte, als das störrige, eigensinnige ungesellige, aber grössere Verdienst; ja den Erkänntlichkeit, Dankbegierde u. s. w. für die Ergebenheit, Treue, Aufopferung eines Anbeters nicht sollte etwas mehr auf eine Seite neigen, als es das litterarische Verdienst allein thun würde. Nach den Gesetzen zu urtheilen, die H. Klopstock bekannt gemacht hat, würden schon, wenn dieser grosse Dichter das Haupt und der Gesetzgeber der Republik würde, die Philosophen und vornemlich Wolf kein sonderliches Schicksal haben. So sollen z. B. alle Lehrgebäude abgeschaft werden. 1) „Neue Lehrgebäude, heißt es (S. 52.) werden gleich, „wenn sie fertig sind, verbrannt. 2) Wenn das Lehrge„bäude brennt, wird der Erbauer an die Gränze ge„führt. Läßt er beym Umsehen nur eine Thräne fal„len, so wird er so lange verwiesen, bis der Wind die „Asche ganz zerstreuet hat. 3) Wer nur als Hande„langer dabey geholfen hat, vornemlich aber, wer den „Kranz aufgesetzt und die Rede gehalten hat, wird „mit der lauten Lache bestraft.„ Nicht zu gedenken, daß die Vollziehung des Urtheils die Richter der Lehrgebäude in ziemliche Verlegenheit setzen würde: so liesse sich noch fragen, ob die Philosophen ein solches Gesetz würden durchgehen lassen; und auf ihre Stimme

käme

käme es durch wohl am meisten an. Vom Philosophen Plato bis auf den Philosophen Crusius würde schwerlich einer sein Ja dazu geben. Könnte nicht auch Aristoteles, Descartes, Malebranche, Leibnitz, Wolf ꝛc sagen: ihr Dichter verwerft, was ihr nicht kennt. Wo ist ein Weltweiser, der sich nicht ein Lehrgebäude gemacht hätte, und wie kann er ein Weltweiser seyn, ohne sich dergleichen zu machen, oder er müßte seine Gedanken nicht in einen Zusammenhang bringen. Gesetzt aber sein Lehrgebäude ist auch nicht einmahl ein erwiesenes Lehrgebäude, gesetzt es, ruhet noch bloß auf einer Hypothese: so ist es doch schon als Erdichtung zu schätzen, so erfordert die Aufführung desselben, wenn seine Theile zu einander passen sollen, eine Dichtungskraft, die nicht gemein seyn darf, und die Betrachtung des Gebäudes macht wenigstens so viel Vergnügen, als manche poetische Erdichtung des Statius oder Silius Italicus. Allein noch mehr. Von System zu System kömmt man auch immer mehr der Wahrheit auf die Spur. Man geht von der Hypothese aus, ziehet Folgen daraus und vergleichet sie mit den Beobachtungen. Diese mögen nun die Hypothese bestätigen oder vernichten: so kömmt man doch der Wahrheit näher. Die philosophische Geschichte beweiset es, daß Systeme auf Anstellung von Beobachtungen geführt haben, auf die man sonst nicht gefallen wäre. Man ist dadurch geleitet worden, auf einen gewissen Punkt hinzusehen, und hat entweder das gefunden, das man suchte, oder etwas anderes, das aber eben so gut war. Wäre dies Lehrgebäude nicht in dem Kopf des Weltweisen da gewesen; so hätte er nichts gehabt, was ihm in seinen Suchen hätte leiten können. Man muß wenigstens den Philosophen mit diesen Gründen hören, ehe man sein Lehrgebäude verbrennt. Das Gesetz kann also warlich keinen Philosophen zum Ur-

Urheber habe; denn dieser würde für die Gedanken seines Mitzünfters mehr Achtung hegen, als daß er sie ungeprüft zum Feuer verdammen sollte. Ein solches partheyisches Gesetz, wenn es durchgesetzt werden könnte, möchte daher leicht eine Spaltung in der Republick verursachen, die die stolzen Patrizier wohl würde geneigt machen, dem Theile des Staates, den sie als Volk verachten, auch an den Staatswürden Antheil nehmen zu lassen.

Ein anderes Gesetz, wobey weder die Philosophen noch die Aertzte noch die Gottesgelehrten, noch die Meßkünstler, kurz keine untersuchende Zunft ist zu Rathe gezogen worden, ist das Gesetz von unserer Sprache und von der Völlerey. In dem erstern heisst es (S. 39.) 1. Wer lateinisch schreibt, „(die „bekannten Nothdurften ausgenommen) wird so lan„ge Landes verwiesen, bis er etwas in unserer Sprache „geschrieben hat. „ 2. Wer in einer neuen ausländischen Sprache schreibt, wird so lange Landes ver„wiesen, bis er etwas in unserer Sprache herausgiebt. „Ist er ein Knecht, so wird er vorher durchs Nasen„rümpfen gestraft.„ Der Recensent, und sollte er auch dem Nasenrümpfer und Lautlacher in die Hände fallen, legt hiegegen seine Appellation an den künftigen Landtag nieder. Auf diesem Landtage, worauf ohne Zweifel manche Gesetze eine Abänderung erhalten werden, wird er sich zu denen schlagen, die eine Einschränkung dieses Gesetzes auf die bloß darstellenden Zünfte in Vorschlag bringen werden. Die Bestimmung der darstellenden Werke geht freylich zunächst auf das Vaterland des Schriftstellers, und kann auch nicht wohl auf die Fremden gehen. Denn man muß die Sprache derjenigen, denen man etwas darstellen will, genau kennen; man muß in ihren Empfindungen empfunden haben. Das wird man aber schwerlich vermö-

gen, wenn man nicht immer unter ihnen gelebt hat. Redner und Dichter werden also für keine Nation, unter der sie nicht leben, noch in einer fremden Sprache schreiben können, ohne beydes ihrem Vaterlande und der fremden Nation unnütz zu werden. Aber so ist es nicht mit den abhandelnden Werken; diese können in einer allgemeinen Sprache geschrieben seyn. Da sie sich mit der Untersuchung der Wahrheit beschäftigen, und der Untersucher niemals zu viel seyn können; so schränken sie sich auf kein Land ein. Man will erfahren, was man unter andern Nationen entdeckt und erfunden hat, man will seine eigenen Entdeckungen, um sie zu bewähren, so allgemein mittheilen, als man nur kann. Sie haben auch einer solchen allgemeinen Mittheilung nöthig, um sich in mehrerern Ländern ein Publikum zu sammlen, das sie in einem nicht würden aufbringen können. Es läßt sich in Descartes Briefen nicht ohne Befremdung lesen, wie gering selbst unter den gelehrten Nationen von Europa die Anzahl derer war, die seine Werke verstehen konnten. Das ist nun ohne Zweifel die Ursach, warum Keppler, Hevel, Leibnitz, Euler, Haller, u. s. w. ihre wissenschaftlichen, und Wolf seine grossen den Gelehrten, nicht seinen akademischen Zuhörern bestimmten Werke nur lateinisch geschrieben haben. Diese Männer aber aus der Republick zu verweisen, würde ein harter Ostracismus seyn, wozu schwerlich selbst Haller der Dichter seine Stimme geben dürfte. So hart fällt also die Gesetzgebung den abhandelnden Zünften!

Wir können es uns nicht vorstellen, daß, wenn dereinst die Hofnungen von Unterstützung der Wissenschaften durch einen deutschen Fürsten sollten statt finden, der weltliche Arm so weit reichen könne, daß sich ein jeder die Würdigung seines Verdienstes durch die aller-

allerhöchstbestallten Häupter der Gelehrten Republick würden müssen gefallen lassen. Entweder würden diese Richter die Gabe der Unfehlbarkeit haben müssen, oder der Gerichtete würde sich an einen höheres Gericht nemlich an die ganze Welt und Afterwelt wenden können. Er würde also, statt einer unsichern Ehrenstufe, worauf ihn der durch höchste Machtvollkommenheit gesetzte Richter, der ausserdem seines gleichen ist, stellen möchte, nicht anerkennen, und sich an die halten, worauf ihn sein eignes Bewußtseyn, und die Stimmen seiner natürlichen Richter setzten.

Alles überhaupt ist in der ganzen Gesetzgebung auf die Erhaltung und Beförderung des Angestammten und Nationalen berechnet. So gut das nun, wie wir schon erinnert haben, dem Redner und Dichter anstehen und zu statten kommen mag, dem es um das Gefallen und Bewegen zu thun ist, und dem es immer einerley seyn wird, wie der Stoff, der zu dieser Absicht geschickt ist, sonst beschaffen seyn mag: so wenig ist dem Weltweisen daran gelegen, der die ewige und allgemeine Wahrheit sucht. Daß auch die Republick, nach dem vor uns liegenden Plane, gar nicht gesonnen ist, die Redner und Dichter in ihren Schranken der Darstellung zu halten: sondern, daß sie ihre Eingriffe in die Rechte der abhandelnden Zünfte zuläßt, um diesen die Erhaltung des hergebrachten Landesglaubens zum Ziel ihrer Untersuchung vorzustecken; das zeigen unter andern die Unterhandlungen, die in Neunten Morgen, wegen Erbauung einer Freygeisterkirche in Deutschland vorkommen. Es wird darüber ein Plan verlesen, zu dem sich keiner recht als Urheber verstehen will, und der also, wie gleich in der Vorrede zu verstehen gegeben wird, sich wohl von einigen Ausländern, die sich unvermerkt in die Versammlung geschlichen haben, herschreiben muß. In der

That verdient dieser Aufsatz der Freygeister das volle Verwerfungsurtheil, das darüber ausgesprochen wird. Denn wirklich kann nicht leicht etwas schulwitzigeres und platteres gedacht werden. Es ist gewiß ausnehmend abgeschmackt und ungerecht, daß diese Witzlinge meynen, die Deisten, „welche glauben, die Unsterblichkeit der Seele erreichen zu können„ (S. 367.) „die Sociniandeisten oder diejenigen, die den Socinianismus noch mit zum Christenthume rechnen„ die wenn sie auch irren, doch immer noch, wir hoffen auch kein Altermann werde sich unterstehen, dieses zu läugnen rechtschaffene, verständige, ehrwürdige Menschen seyn können; daß diese sich von der christlichen Kirche trennen werden, um mit „den Wucherern, und gierigsten Saugern, der Unsern„ (S. 363.) in eine besondere Gemeinschaft zu treten; oder daß sie so läppisch denken werden, auf den platten Einfall (S. 371.) ein Gewicht zu setzen: „Unserer Prediger sollen Bischöfe heißen. Das klingt viel besser, als „Pastor, Magister, Probst, Inspekter, Superintendent. „Denkts nur recht nach, wie viele und wie fleißige „Kirchengänger unsere Cathedrale, besonders wenn „Bischöfe darinn predigen, haben werde. Wir können hier nicht unberührt lassen, daß uns der Sinn „auch schon nach einem Erzbischofe steht. Der wird „sonderlich den Leuten Dünste von gehöriger Bläue „vormachen. Wenn er seine Hirtenbriefe ergehen „läßt, so soll er sie anfangen: Wir Erzbischof der „Hauptkirche der heil. Stomachalis, wie auch Bischof „in allen Partibus infidelium = =„ und so weiter; denn dieser Einfall wird weit genug verfolgt. Können aber die Ausleiher desselben denken, daß er einen Grotius, Herbert, Locke, Schaftsbury, und unter den Deutschen einem Joh. Lor. Schmidt anders als höchst abgeschmackt vorkommen werde. Der Geschichtschreiber

ber des Landtages giebt die Bekanntmachung desselben einigen jungen Leuten Schuld. Und das kann man ihm ansehen. Denn es ist einem unreifen Witze eigen, einen erhaschten Gedanken bis zum Ekel und Ermüden des Lesers zu verfolgen.

Anstatt daß nun hier die Herren Aldermänner die Jünglinge hätten belehren sollen, sich nicht von so einfältigen Vorspiegelungen einnehmen zu lassen, sondern sich zu gewöhnen, auf den Grund der Sachen zu gehen, und nicht die Liederlichen, die Wucherer und Menschensauger mit denen, die die Unsterblichkeit der Seele glauben, beweisen zu können, oder einige Stellen der heil. Schrift anders als andere auslegen zu müssen, unter dem allgemeinen Namen der Freygeister unter einerley Prädikament zu werfen, kurz, anstatt ihnen zu sagen, daß sie lernen, forschen, prüfen, untersuchen, und nicht die Untersuchung durch Machtsprüche oder Verungleichungen zu hemmen trachten müssen: so heißt es S. 376 bloß: „Künftig hin — „würde es gar nicht mehr als Unverstand, oder als „Mängel an Kenntniß, sondern lediglich, als ein „grober Verstoß gegen das, was sich geziemte, an„gesehen werden, wenn einer dieß und das gleich für „die Denkungsart und den Geschmack der Nation aus„gäbe, weil es in zwey drey Büchern stünde, die „heute Mode wären, und übermorgen altväterisch, „und die man nur läse, weil man eben etwas zu zeh„ren haben müßte, und gleich nichts anders bey der „Hand wäre.„ So daß es alles bey der ganzen Sache bloß auf die Erhaltung der deutschen Sitte ankäme, die bisher solche Leute noch nicht unter sich gehabt hätten, nicht ob das Eine oder das Andere wahr oder falsch sey. Es finden sich wirklich anjetzt dieser vorschnellen Jünglinge nicht wenig, die solcher Belehrung bedürfen. Indem sie ihren ersten Eintritt

in die gelehrte Republik mit höhnender Verachtung derjenigen Wissenschaften machen, womit sie noch nicht bekannt genug sind. Wer kan es wohl, z. B. ohne Unwillen lesen, was der Graf Fr. L. zu Stollberg, der durch einige ganz artige Gedichte in den Musenallmanachen seit einiger Zeit als Dichter bekannt worden ist, von dem Weltweisen Wolf schreibt: (Deutsch Museum 1776. 1. St. S. 45) „der systematische „Schüler des so lang angebeteten Wolfs, wird bey „den Strahlen dieses neuen Lichtes (nemlich von La„vaters Physiognomick) von seinem Katheder auf„fahren, wie Pluto im Homer, da er von seinen schwar„zen Thron aufsprang, fürchtend das verhaßte Licht, „werde den Tartarus erhellen, und seine betenden „Schatten„ Dieser systematische Schüler muste wol das System seines Lehrers sehr schlecht kennen, wenn ihm Hrn. Lavaters Physiognomick einen solchen panischen Schrecken einjagte. Hr. Lavater hat, so viel wenigstens aus seinem Buche erhellet, seinen Bemerkungen weder so viel sichere Gewißheit, noch so viel systematische Vollständigkeit beygelegt, daß irgend ein bekanntes Lehrgebäude von dem gegenseitigen Einflusse des Leibes und der Seele auf einander dadurch sollte bestättigt, oder umgestossen werden: und wer die Sache verstehet, wird dieses auch nie erwarten; gesetzt daß die Physiognomick endlich ein Buch würde, wie Euklides Elemente. Kan man nun diesen feurigen Jünglingen oft genug sagen, daß sie fein lernen und forschen sollen, ehe sie entscheiden und verachten? Und diesen Zuruf hätten wir so gern, bey so guter Gelegenheit, als die unbedachtsame Zudringlichkeit der Jünglinge auf dem Landtage, aus dem unverdächtigen Munde der Aldermänner gehört.

Es ist uns auch in dem siebenden Morgen etwas befremdend, daß nur die Dichter und Astronomen

men auf die Verwahrung gegen die Freygeiſterey antragen. Denn was die Dichter anbetrifft, ſo pflegen ſie, wenn ſie die Religion in ihre Werke bringen, ſich nicht um ihre Wahrheit zu bekümmern; ſondern ſie haben von je her die Volksreligion genommen, wie ſie ſie gefunden; ja da die wahreſten Religionsbegriffe als poetiſcher Stoff, oder als poetiſche Farbe, nicht allemal ihren Abſichten dienten, ſo hat dieſer poetiſche Eigennutz den Dichter wol oft unvermerkt gegen ſolche reinere Religionsbegriffe eingenommen. Und das iſt gerade die Thorheit, die einige deutſche Muſageten gern möchten national machen; (denn in andern neueren gelehrten Republiken weiß man noch nichts davon,) daß nemlich die öffentliche Glaubenslehre als Mythologie ein ganz gutes Ding ſey, wobey es aber gar nicht auf Richtigkeit und Aufklärung der Begriffe ankomme. Vielmehr kann dieſer Volksglaube, um das langohrichte Thier, das man Volk nennt, bey dieſer Handhabe zu erſchüttern, nicht dunkel und verwirrt genug erhalten werden. Was kan alſo die Aufklärung der Religion von dem Dichter als Dichter erwarten?

So gewiß hiernächſt den Aſtronomen ſeine Wiſſenſchaft auf richtige Begriffe von Gott führen kan: ſo hat er doch zu dieſem Behuf noch einige Mittelſätze nöthig, die ihm nur die Metaphyſik an die Hand geben wird. Der Geſchichtſchreiber dieſes Landtages hat ſich vielleicht nicht erinnert, daß in des de *la Lande* Discours von dem Nutzen der Aſtronomie, vor ſeinem großen aſtronomiſchen Werke, nicht ein Wort von der Religion ſtehet. Wenn Käſtner hingegen ſeine großen aſtronomiſchen Kenntniſſe zu dieſem Nutzen zu lenken weiß: ſo kömmt das augenſcheinlich daher, daß dieſer vortreffliche Aſtronom auch ein ſehr guter Philoſoph iſt. Nach den Verdienſten der deut-

schen Weltweisen Leibnitz und Wolf ꝛc. um die Religion, hätte es daher der Recensent für patriotischer und billiger gehalten, den Philosophen in der Sorge für die Religion dem Astronomen und Dichter beyzugesellen. Aber, wie gesagt, des Gesetzgebers Partheylichkeit gegen die Philosophie ist zu sichtlich. Und gleichwol ist das die Wissenschaft, worinn der Vorzug der Deutschen am meisten siegreich und unbestritten ist. Es ist gewiß kein eitles Schreckenbild, wenn wir der deutschen Nation aus der Einrichtung einer Gelehrtenrepublik Rotten und Tyraney weissagen. Würde dabey wol die zur Aufnahme der Wissenschaften nöthige Freyheit bestehen, wenn man diese partheyischen Gesinnungen für seine Kunst, und in dieser wiederum für seine Manier in eine politische Verfassung übertrüge? Wenn das Haupt des ganzen deutschen gelehrten Staates nach diesen Gesinnungen, Belohnungen, Ehrenzeichen, Besoldungen austheilte?

Wir müssen unsern Lesern noch von den Abendvorlesungen, womit die Versammlungen eines jeden Tages beschlossen wird, eine kurze Rechenschaft geben. Sie beschäftigen sich mit Sprachlehre und Poetick, und sind durchgehends vortrefflich. Man kan den großen Meister in ihnen nicht verkennen; und selbst da, wo sie auch nichts Neues sagen, da bringen sie doch ungemein viel Licht und Methode in die Materie. So wird in dem siebenden Abend die so verwickelte Lehre von dem Tonmaaße auf einigen Seiten besser auseinander gesetzt, als irgendwo in ganzen Büchern geschehen ist. Ganz wird wol diese Sache schwerlich jemals können aufs Reine gebracht werden, da in keiner lebenden Sprache sich überall feste Gesetze geben lassen. Inzwischen giebt das schon einen guten Leitfaden, was hier von (S. 348 an) von der Bestimmung der zweyzeitigen Wörter gesagt wird. Wir

zwei-

zweifeln, ob man ein wesentlicheres Unterscheidungszeichen zwischen der Prosodie der beyden alten gelehrten Sprachen, der griechischen und lateinischen, und zwischen der deutschen Sprache finden werde, als daß die letztere ihre Zeiten nach der Leidenschaft, dem Nachdruck und der Tonstellung festgesetzt, indeß die erstern größtentheils die mechanische Artikulation der Sylben dazu braucht. Insonderheit ist es auffallend, daß die alten Sprachen vermittelst dieses Unterschiedes eine Anmuth mehr hatten, als die bekannten Neuern, indem sich der Wohlklang der Erstern zu dem Wohlklange der Letztern verhielt, als der Wohlklang einer Flöte zum Wohlklange einer Trommel. Die Music war also in ihre Sprache viel inniger verwebt, als in der Unsrigen. Sollte vielleicht die Trennung der Music von der Sprache dadurch verursacht seyn, daß, wie im Fortgange aller Künste, die Erstere eine Vollkommenheit erreicht hat, der die Letztere nicht mehr nachkommen kan. Dem sey wie ihm wolle, nachdem diese Trennung einmal geschehen ist: so ist ihre Wiedervermählung auf alten Fuß, nachdem beyde Theile in so verschiedenen Richtungen zur Verfeinerung gebildet worden, nicht mehr so thunlich. Auch das Ohr ist nicht mehr so willig, mit dem Geringeren zufrieden zu seyn, nachdem es durch das Feinere verwöhnt ist. Das ist aber unvermeidlich, daß, da die Tonstellung, da sie ausser der Music nicht mehr Anmuth ist, mit dem Tonmaaße zusammen fallen mußte. Augenscheinlich ist es der griechischen Sprache so gegangen: nachdem die Griechen aus einem empfindlichen, gesangvollen Volke ein gelehrtes und methodisches Volk wurden.

XII.

D. Georg Christian Maternus von Cilano, weim. königl. Dän. Justizraths, Prof. der Med. und Naturlehre wie auch der Röm. und Griech. Alterthümer am königl. Gymnasio ꝛc. Ausführliche Abhandlung der römischen Alterthümer I. Theil in Ordnung gebracht und herausgegeben von **Georg Christian Adler,** Pred. an der evangelischluther. Hauptkirche in Altona. Altona, gedruckt bey Casp. Christ. Eckstorf. 1775. 2 Alph. 3 Bog. in 8.

Die Erwartung, die man seit der Ankündigung dieses Werks davon erregt hatte, ist nicht zu groß gewesen: es ist würklich für Lehrer und Lernenden eines der brauchbarsten Handbücher der römischen Alterthümer, das wir kennen und enthält eine Menge neuer Bemerkungen, die entweder in den gewöhnlichen Kompendien gar fehlen, oder in den grössern lateinischen Werken unter einer Menge von Dingen, die man nicht sucht, so vergraben sind, daß sie den meisten Lesern entgehen. Doch wir wollen zuvörderst einige Nachricht von dem Verf. und der Geschichte seines Werkes, aus der Vorrede geben, ehe wir uns über seinen Inhalt ausbreiten.

Der sel. Maternus von Cillano war 1696 zu Presburg in Hungarn gebohren, wo sein Vater und Großvater sich Matern schrieben. Weil aber letzterer aus Italien dahin gezogen war, wo die Familie den adelichen Nahmen de Cillano führte: fand er für gut, diesen Namen und mit ihm den Adel wieder

zu

zu erneuern, Er studierte anfangs in Halle Theologie, in Verbindung mit der alten Litteratur, verwechselte aber erstre mit der Arzneygelahrheit, worinn er zu Helmstädt 1724 die höchste Würde erhielt. Er wand sich hierauf nach Altona, um sich da nieder zu lassen; wurde Stadtphysicus daselbst und Prof. an dem dasigen Gymnasio, legte aber, um dem letztern Amte seine ganze Zeit widmen zu können, das erstere nieder. Eine Frucht seines vieljährigen Fleisses sind, ausser einer noch ungedruckten deutschen Uebersetzung des Livius, die gegenwärtigen Alterthümer. Er starb im Jahr 1773, und war niemals dahin zu bewegen, daß er seine Arbeit selbst in den Druck gegeben hätte. Dieß thut demnach itzt Hr. Adler nachdem er sich oft mit ihm über die beste Einrichtung derselben besprochen hatte. Die Sachen insgesamt schreibt er in der Vorrede, gehören dem sel. Verf. zu; die Ordnung aber, Einkleidung und Vortrag derselben ist mein. Dieses letztere war um deswillen nöthig, weil das Manuscript zwar gröstentheils deutsch verfertigt war, jedoch auch viele lateinische Stellen und Zusätze hatte: diese mußte also Hr. A. um der Gleichheit willen gleichfalls ins deutsche übersetzen und am gehörigen Ort einschalten: er richtete sich aber in der Wahl deutscher Benennungen nach des V. deutschen Livius. Da sich römische Alterthümer richtiger und vielmals verständlicher, in der römischen Sprache, beschreiben lassen; so hätten wir, wenn die Arbeit nicht ungleich gewesen wäre, fast lieber gesehen, er hätte die deutschen Stellen ins lateinsche übersetzt. — Doch damit würden vielleicht manche Schulleute nicht zufrieden gewesen seyn, die sich zuweilen lieber an deutsche als lateinische Hülfsmittel zu halten pflegen. Die lateinischen Benennungen der römischen Aemter sind bey dieser Einrichtung des Werks auch gröstentheils

deutsch übersetzt worden, doch wie uns deucht, nicht immer glücklich genug, als daß man nicht wünschen sollte, er möchte die römischen Namen, wie er denn auch vielmals thut, durchgehends im deutschen beybehalten haben. Wir würden magister equitum nicht durch Rittmeister und praefectus urbi nicht durch Stadtcommendanten noch den praefectum praetorio schlechthin durch Obersten übersetzen. Die Materie seiner Manuscripte hat der Herausgeber nach der Ordnung des Nieuportschen Compendiums geordnet, nicht, wie wir glauben, als wenn diese eben die beste wäre, denn das ist sie zuverläßig nicht, sondern weil Nieuport in den meisten Händen ist, die denn das gegenwärtige Werk als einen Commentar darüber brauchen sollen.

Der erste Hauptabschnitt von der verschiednen Eintheilung des römischen Volks, handelt in 9 Capiteln — vom Ursprung der Römer. Es wird historisch klar gemacht, daß Aeneas deswegen Italien zu seiner Niederlassung gewählt habe, weil seine Vorfahren in der Person des Dardanus, daher gebürtig waren. Ungleich ist inzwischen die Weitläuftigkeit der Trojanschen Geschichte mit der Kürze, mit der die Albanischen, mit dem Ursprung der Römer näher verwandten Könige übergangen worden. — Von den Senatoren. Ein vorzüglich gutes Capitel. Zu den Kennzeichen eines Rathsherrn gehörte auch, daß er ein grosses C. als den ersten Buchstaben von centum, von Elfenbein verfertiget, auf den Schuhen trug. Da aber der luxus immer höher steig, meint der V. sey vermuthlich dieses Zeichen nachher von Silber verfertigt worden, man könne solches aber nicht beweisen. Allein Elfenbein hatte ja bey den Römern, wenigstens vor der Eroberung Asiens ein von grössern Werth als Silber. Der latus clavus auf den Röcken der Senatoren

toren wird nicht wol durch eine purpurne Verbrämung d. i. Einfassung, übersetzt, S. 63. Denn diese geschahe eigentlich auf der toga praetexta, die doch von jenem unterschieden ist. Wenn es S. 62. heißt: magistratus curules hatten diesen Namen, weil sie auf einem Wagen nach dem Rathhause fuhren; so wird in dieser Erklärung der Hauptgrund dieser Benennung, die sella curulis eburnea übergangen, denn das Fahren auf einen Wagen bringt dieses nicht nothwendig mit sich, wie es denn S. 1, 8. richtiger gegeben wird: die auf einem Stuhl sitzend aufs Rathhaus fahren durften. Was von den Rathsschlüssen, Rathsgutachten, (senatus autoritas), den Arten der Stimmsammlung, von den römischen Archiven, bey Gelegenheit dessen in dem Tempel Saturns, für die senatus consulta, gesagt wird, empfehlen wir besonders zum Nachlesen. — Von der römischen Reuterey und der Ritterschaft, welcher Unterschied wol auseinander gesetzt wird. Bey vielen guten Nachrichten, die hier gegeben werden, ist uns ein Fehler von besonderer Art aufgestossen. Es heißt S. 104. „So bald ein Lustrum anfieng, d. i. eine Zeit von fünf „Jahren, wurden die Ritter gemustert. So war es „verordnet, aber nur ein paar mal ist es wirklich ge„schehen. Denn im 310ten J. d. St. ward diese „Verordnung eingeführt, aber bald darauf im Jahr „320. ward das Aemilische Gesetz gegeben, vermöge „welchem alle 18 Monate zween andre Censors „mußten gewählet werden, welche gleich beym Ein„tritt ihres Amtes die Musterung vornahmen. Also „wurden von der Zeit an alle anderthalb Jahre „die Ritter gemustert.„ Und so heißt es vorher S. 61. „Wenn darauf die Censors bey dem Lustro, „welches — nach dem *lege Aemlia* alle anderthalb Jahre konnte gehalten werden, u. s. w.„

Diese

Diese Vorstellung, von der Einschränkung der Censorwürde ist ganz irrig. Nicht alle anderthalb Jahre wurden neue Censors gewählt, und Census gehalten: sondern das Gesetz des Dictator Aemilius schränkte blos die unter allen römischen Aemtern allein fünfjährige, und deswegen bedenkliche Gewalt der Censoren auf 18 Monate ein, in welcher Zeit sie nemlich die Verrichtungen der Censur vollenden und dann das Amt niederlegen mußten, so daß sodann die folgende vierthalb Jahre Rom ohne Censoren war: nach deren Verlauf wurden aufs neue wieder, aber auch nur auf 18 Monate Censors gewählt. Der B. beruft sich zwar hierbey auf dem Livius B. IV. Cap. 24. allein der sagt das gar nicht, sondern nur; der Dictator habe ein Gesetz vorgeschlagen, ne plus quam annua et semestris censura esset, welches auch das Volk angenommen habe. Man vergleiche damit, wenn mehrere Beweise nöthig seyn sollten, was eben derselbe B. IV. Cap. 33. berichtet: daß ohngefähr 100 Jahre nach jenem Gesetz der Censor Appius nach Verlauf der 18 Monate sich geweigert habe, seine Würde niederzulegen, wie sein College Plautius gethan habe, unter dem Vorgeben, das Aemilische Gesetz habe blos seine Beziehung auf die Censors des Jahres, da es gegeben worden, und gienge ihn nichts an; und daß er auch würklich durch einige Tribunen unterstützt, allein und ohne Collegen die Censur die ganze 5 Jahre hindurch behalten habe. Es wird nicht ein Wort davon gesagt: daß ein andrer Censor nach Verfluß der 18 Monate habe sollen erwählt werden, sondern man verlangte blos, daß Appius nicht länger Censor bleiben sollte. Selbst Nieuport, über den dieses Werk ein Commentar seyn soll, hätte den Herausgeber leicht eines andern belehren können. Der schreibt ausdrücklich at a. u. 319. *lege Aemilia* cautum est, ut *singulis*

is quidem quinquenniis censores crearentur; sed ita, ut *potestas* tamen *eorum annua et semestris* esset. Was soll man zu diesem Versehen sagen? Wir wünschen nicht, daß er dem Werke selbst nachtheilig werden möchte: wir können ihn unmöglich auf die Rechnung eines Mannes schreiben, der seine meiste männliche Lebenszeit dem Studium der Alterthümer gewidmet hatte, sondern glauben vielmehr, daß dieses eine von den Stellen sey, die der Herausgeber aus den lateinischen Aufsätzen des sel. V. vorher übersetzen mußte: und da konnten denn leicht die Worte: lege Aemilia cautum est, ut annua et semestris esset, censorum dignitas, oder equites a censoribus, quorum potestas, per legem Aemiliam, annua et semestris esset, censebantur, leicht durch die Uebersetzung die Wendung bekommen, in der sie nun da stehen. Noch zeichnen wir aus diesem Capitel die schönen Nachrichtnn von den Zöllen und dem Bergbau der Römer, und die Collektaneen von dem Urinzoll insonderheit aus. Vom Volke, — vom römischen Adel und den Ahnen: nicht richtig genug, wird von den Ahrenbildern der edlen Römer, die durch enkaustische Kunst verfertigt wurden, S. 154. gesagt: „nachmals ließ man das „Gesicht in Wachs bilden.„ Der V. macht zwar einen Unterschied unter der Senatorwürde, dem Patriciat und römischen Adel hinterläßt aber für Leser, die über diesen Unterschied Licht haben wollen, viele Dunkelheit. Genugthuender sind die übrigen Capitel dieses I. Abschnitts, von den Comitien, und besonders die Nachrichten von den Gebräuchen der Schatzung, und der Stimmsammlung bey den Wahltägen.

Der zweyte Abschnitt ist überschrieben von den Magistratsämtern. Bey den Verrichtungen des Consuls wird aus dem Macrobius und Servius gezeigt,

deutsch übersetzt worden, doch wie uns deucht, nicht immer glücklich genug, als daß man nicht wünschen sollte, er möchte die römischen Namen, wie er denn auch vielmals thut, durchgehends im deutschen beybehalten haben. Wir würden magister equitum nicht durch Rittmeister und praefectus urbi nicht durch Stadtcommendanten noch den praefectum praetorio schlechthin durch Obersten übersetzen. Die Materie seiner Manuscripte hat der Herausgeber nach der Ordnung des Nieuportschen Compendiums geordnet, nicht, wie wir glauben, als wenn diese eben die beste wäre, denn das ist sie zuverläßig nicht, sondern weil Nieuport in den meisten Händen ist, die denn das gegenwärtige Werk als einen Commentar darüber brauchen sollen.

Der erste Hauptabschnitt von der verschiednen Eintheilung des römischen Volks, handelt in 9 Capiteln — vom Ursprung der Römer. Es wird historisch klar gemacht, daß Aeneas deswegen Italien zu seiner Niederlassung gewählt habe, weil seine Vorfahren in der Person des Dardanus, daher gebürtig waren. Ungleich ist inzwischen die Weitläuftigkeit der Trojanschen Geschichte mit der Kürze, mit der die Albanischen, mit dem Ursprung der Römer näher verwandten Könige übergangen worden. — Von den Senatoren. Ein vorzüglich gutes Capitel. Zu den Kennzeichen eines Rathsherrn gehörte auch, daß er ein grosses C. als den ersten Buchstaben von centum, von Elfenbein verfertiget, auf den Schuhen trug. Da aber der Luxus immer höher steig, meint der V. sey vermuthlich dieses Zeichen nachher von Silber verfertigt worden, man könne solches aber nicht beweisen. Allein Elfenbein hatte ja bey den Römern, wenigstens vor der Eroberung Asiens ein von grössern Werth als Silber. Der latus clavus auf den Röcken der Sena-

toren

tosen wird nicht wol durch eine purpurne Verbrämung d. i. Einfassung, übersetzt, S. 63. Denn diese geschahe eigentlich auf der toga praetexta, die doch von jenem unterschieden ist. Wenn es S. 62. heißt: magistratus curules hatten diesen Namen, weil sie auf einem Wagen nach dem Rathhause fuhren; so wird in dieser Erklärung der Hauptgrund dieser Benennung, die sella curulis eburnea übergangen, denn das Fahren auf einen Wagen bringt dieses nicht nothwendig mit sich, wie es denn S. 1, 8. richtiger gegeben wird: die auf einem Stuhl sitzend aufs Rathhaus fahren durfte. Was von den Rathsschlüssen, Rathsgutachten, (senatus autoritas), den Arten der Stimmsammlung, von den römischen Archiven, bey Gelegenheit dessen in dem Tempel Saturns, für die senatus consulta, gesagt wird, empfehlen wir besonders zum Nachlesen. — Von der römischen Reuterey und der Ritterschaft, welcher Unterschied wol auseinander gesetzt wird. Bey vielen guten Nachrichten, die hier gegeben werden, ist uns ein Fehler von besonderer Art aufgestossen. Es heißt S. 104. „So bald ein Lustrum anfieng, d. i. eine Zeit von fünf „Jahren, wurden die Ritter gemustert. So war es „verordnet, aber nur ein paar mal ist es wirklich geschehen. Denn im 310ten J. d. St. ward diese „Verordnung eingeführt, aber bald darauf im Jahr „320. ward das Aemilische Gesetz gegeben, vermöge „welchem alle 18 Monate zween andre Censors „mußten gewählet werden, welche gleich beym Eintritt ihres Amtes die Musterung vornahmen. Also „wurden von der Zeit an alle anderthalb Jahre „die Ritter gemustert.„ Und so heißt es vorher S. 61. „Wenn darauf die Censors bey dem Lustro, „welches — nach dem *lege Aemlia* alle anderthalb Jahre konnte gehalten werden, u. s. w.„

Diese

creari sinerent. Nicht die seitherigen tribuni plebis bekamen mit Abschaffung des Consulats, die consularische Gewalt: sondern diese blieben wie zuvor, nur statt der Consuln wurde die höchste Obrigkeit unter neuen Namen gewählt, und unter diesem Namen, erlaubt, sie auch aus dem Volk wählen zu dürfen. Das Volk war damit zufrieden, und ernennte gleich das erstemal 3 tribunos milit. aber alle aus dem Rath. Wie kan man also sagen? die *tribuni plebis* erhielten Consulsmacht. Und doch wird es S. 329 wiederholt: da es die aufrührischen Vorsteher des gemeinen Volks dahin brachten, daß sie statt der Consuln von 315 bis 386. J. d. St. mußten gewählt werden: ꝛc. Wieder ein Fehler, der durch eine unrichtige Verdeutschung entstanden zu seyn scheint. Viel schönes finden wir in dem Capitel de magistratibus provincialibus: daß man aber Provinzen, deren Inwohnern man am wenigsten traute, den regierenden Consuln, die andern aber, deren Inwohner friedfertiger waren, den gewesen Prätoren anvertraut habe, S. 390 braucht wol noch einiger Berichtigung. Provinciae consulares heissen nicht solche Provinzen, die von regierenden, sondern von gewesenen Consuln verwaltet wurden. Freylich konnte auch einem regierenden Consul eine Provinz anvertraut werden: es geschahe aber nur, wenn ihn bey entstehenden Krieg, das höchste Commando, das er als Consul haben mußte, dahin führte.

Wir könnten noch manche lesenswürdige Nachrichten auszeichnen, und eben so auch noch manche Beyspiele übereilter oder unvollendeter Stellen geben: allein wir müssen des Raums schonen. Und eben deswegen können wir nur ganz kurz anzeigen, daß der dritte Hauptabschnitt dieses Bandes von den römischen Gerichten handelt und sehr vollständig den

Civil-

Civil- und Criminalproceß der Römer erklärt, und der vierte endlich dem römischen Gottesdienst gewidmet ist, wovon aber nur das 1. Buch von den geringern Gottheiten hier eingerückt ist. Doch sey es uns erlaubt, noch einige allgemeine Anmerkungen anzuhängen. Wir wiederhohlen zuvörderst unser anfangs gefälltes Urtheil, daß wir das Buch, für Lehrer und junge Studierende, für ungemein brauchbar halten: es enthält einen Reichthum angenehmer und unerwarteter Nachrichten und mühsam gesammelter Adversarien, wohin wir, ausser den hie und da angeführten Beyspielen, die Anmerkung von der Art, wie die Admiralsschiffe begrüßt wurden S. 446. von den unter den Römern gebräuchlichen Giften, von den abergläubischen Gegenmitteln gegen geglaubte Bezauberungen S. 722. von den τεθριπποις S. 416. die deutlichen Vorstellungen von den Marterinstrumenten der den Römer, und viele andre mehr rechnen. Wenn wir aber manche Stellen getadelt haben, oder noch tadeln werden, so hat das nicht die Absicht, das Werk niederzuschlagen, sondern vielmehr zu zeigen, wie sehr man es zu bedauren habe, daß der sel. V. nicht selbst die lezte Hand daran gelegt habe. Die Ordnung ist nicht immer die gewählteste. Oft findet man die schönsten Nachrichten da, wo man sie nicht erwartete, und sucht sie an ihrer rechten Stelle vergebens. So steht eine Nachricht von den Interessen der Römer in dem Cap. de Trib. plebis, weil die harten Behandlungen der Gläubiger den allgemeinen Aufstand des Volks und so mit die Errichtung dieser Würde veranlaßte. Von den Gesetztafeln, gerichtlichen Auctionen und Haußsuchungen hätte in dem Abschnitt von der Gerichtsverstoßung gehandelt werden sollen, es geschieht aber bey Beschreibung der obrigkeitlichen Aemter. Was von der Consulwahl und von den Gebräu-

bräuchen der Censur gesagt wird, steht an verschiednen Orten zerstreut. Wer erwartet eine Nachricht von dem Zeichen der römischen Schiffe in dem Capitel von den Lictoren; von den römischen actis diurnis, oder Stadtzeitungen und von den Triumviraten in dem Cap. de magistr. provinciarum; und von den römischen Archiven und Banngesetzen in dem Cap. von den Senatoren? Daß durch die Uebersetzung der lateinischen Namen (die jedoch meistentheils daneben gesetzt sind) oder vielleicht der lateinischen Handschrift manche Unrichtigkeiten oder doch Dunkelheiten entstanden sind, haben wir schon gerügt. Dahin gehören auch noch die neuen Consuls (designati) S. 76. die Phönizischen Kriege. S. 202. (bella punica) 147. Claudius, der auf die Virginia Anspruch machte, ein Kammerdiener des Decemvir Appius. S. 384. (Livius nennet ihn dessen Clienten.) Blut des Himmels (statt des Coelus) aus dem die Furien entstanden seyn sollen. S. 705. Andre Stellen schmecken nach einer gewissen, ich weis nicht, soll ich sagen, Steifheit oder Dunkelheit, die man nicht zu erklären weis: z. E. die Beschreibung der Parcen S. 704. „Die Atropos spann an dem Faden das schon auf„gewickelte Ende: die Lachesis sollte den Faden bis „zum Ende hinausspinnen.„ Wer versteht das erste? Desgleichen die abentheuerlichen Beschreibungen der Musen: z. E. Erato, welche den Gelehrten bey andern Leuten Gunst und Gewogenheit erwirbet. Thalia, diese macht diejenigen, welche in Gedichten erhoben werden, auch die Nachwelt bekannt. Euterpe, die die Zuhörer durch ihre Gelehrsamkeit vergnügt. Terpsichore, die ihre Schüler mit verschiedenen von der Gelehrsamkeit herfliessenden Gütern erfreut, u. s. w. Was soll man bey dergleichen Stellen denken? Andre Fehler und Dunkelheiten schreiben wir auf Rechnung

der

einer Anmerkung S. 265. wird foenus onciarium von 1. Procent erklärt und behauptet, die Meinung, man habe zu Rom 12 Procent genommen, lieſſe ſich aus dem Alten nicht beweiſen: allein Plinius klagt ja (X. 62.) er könne die öffentlichen Gelder nicht unterbringen, weil niemand Geld um 12 Procent, wie bey Privatperſonen, aus einer offentlichen Caſſe borgen wolle. Bey den triumuirls oder *treuirls* capitalibus und monetalibus würden wir, bey andern Allegaten, auch den Scherz des Cicero gegen den Trebatius, (*ad Fam.* VII. 13.) der in Gallien unter dem Cäſar gegen die *Treuiros* diente, nicht übergangen haben. Von den Cenſoren: hier wird ſtatt des oben gerügten Fehlers ein andrer begangen: „durch die Verordnung des Dict. Aemilius, währte ihr Amt nur ein „Jahr.„ Bey dem praefecto annonae werden ſchöne Nachrichten von dem Proviantweſen, den Kornzuführen und ſonderlich von den Getraudeaustheilungen der Römer gegeben. Das Capitel de tribunis militum conſulari poteſtate, iſt überſchrieben: von den Vorſtehern des gemeinen Volks (ſo werden vorher die tribuni plebis genennt,) welche an ſtatt der Conſuln regierten; und in der Abhandlung ſelbſt wird geſagt, daß der Rath, um der Nothwendigkeit auszuweichen, die Wahl eines Conſuls aus dem Volk zuzulaſſen, den Vorſtehern des Volks Macht und Gewalt der Conſuln zugeſtanden habe. Wäre das nicht ein thörigter Einfall geweſen, den tribunis plebis, ſeinen geſchwornen Frieden, lieber die ganze conſulariſche Gewalt allein zu überlaſſen, als zu erlauben, daß nach Willkühr auch zuweilen ein Conſul aus dem Volk erwehlet würde. Allein das ſagt auch Livius nicht: ſondern ſ. Worte ſind: (IV, 6.) Per hæc conſilia eo deducta reſpelt, ut tribunos militum conſulari poteſtate promiſcue ex Patribus ac Plebe creari

creari finerent. Nicht die seitherigen tribuni plebis bekamen mit Abschaffung des Consulats, die consularische Gewalt: sondern diese blieben wie zuvor, nur statt der Consuln wurde die höchste Obrigkeit unter neuen Namen gewählt, und unter diesem Namen, erlaubt, sie auch aus dem Volk wählen zu dürfen. Das Volk war damit zufrieden, und ernennte gleich das erstemal 3 tribunos milit. aber alle aus dem Rath. Wie kan man also sagen? die *tribuni plebis* erhielten Consulsmacht. Und doch wird es S. 329 wiederholt: da es die aufrührischen Vorsteher des gemeinen Volks dahin brachten, daß sie statt der Consuln von 315 bis 386. J. d. St. mußten gewählt werden: ꝛc. Wieder ein Fehler, der durch eine unrichtige Verdeutschung entstanden zu seyn scheint. Viel schönes finden wir in dem Capitel de magistratibus provincialibus: daß man aber Provinzen, deren Inwohnern man am wenigsten traute, den regierenden Consuln, die andern aber, deren Inwohner friedfertiger waren, den gewesen Prätoren anvertraut habe, S. 390 braucht wol noch einiger Berichtigung. Provinciae consulares heissen nicht solche Provinzen, die von regierenden, sondern von gewesenen Consuln verwaltet wurden. Freylich konnte auch einem regierenden Consul eine Provinz anvertraut werden: es geschahe aber nur, wenn ihn bey entstehenden Krieg, das höchste Commando, das er als Consul haben mußte, dahin führte.

Wir könnten noch manche lesenswürdige Nachrichten auszeichnen, und eben so auch noch manche Beyspiele übereilter oder unvollendeter Stellen geben: allein wir müssen des Raums schonen. Und eben deswegen können wir nur ganz kurz anzeigen, daß der dritte Hauptabschnitt dieses Bandes von den römischen Gerichten handelt und sehr vollständig den

Civil-

ihm mißfällige Sache mit lauter Vorurtheilen ansiehet; daß er unerwiesene Prämissen als sicher und erwiesen voraus setzt und darauf dann eine Reihe von Schlüssen bauet; daß er jede Auslegung einer Schriftstelle, die nicht in das herrschende System der Kirche paßt, Verdrehung der Bibel zu seyn glaubt; daß er die theologischen Dogmen in der Form, welche sie von Zeit zu Zeit in den Schulen der Gottesgelehrten erhalten haben, unaufhörlich mit den einfachen Religionslehren Jesu und seiner Apostel verwechselt; daß er sich fest überredet hat, jene Dogmen wären die Grundpfeiler unsers Glaubens und unserer Hoffnung, wären selbst die sichersten Stützen der christlichen Moral, welche über den Haufen fallen müste, so bald nur eine einzige von ihnen weggenommen würde; ja, welches das schlimmste ist, daß er von den Männern, welche diese und jene Lehrsätze der herrschenden Theologie in freye Untersuchung ziehen, und das Resultat davon unverhohlen heraus sagen, ihrer Abweichungen von der sogenannten Orthodoxie wegen, die allerschlimmsten Absichten argwohnet, und ihnen daher von Seiten ihrer Frömmigkeit und ihres sittlichen Charakters überhaupt, wenig Gutes zutrauet. Wir wollen doch seine Gedanken ein wenig beleuchten.

Der V. bildet sich ein, gewisse neuere Schriftausleger und Reformatoren „hätten sich, wie sein Ausdruck „lautet, nach eigener Wahl einen philosophischen Leisten „gemacht, und da dreheten und zerreten sie dann die „Lehren der christlichen Religion so lange, bis sie sich „über diesen Leisten paßten.„ Nun sey es ja aber 1. ein Grundsatz: „Man müsse in Religionssachen zwar nichts „ohne Prüfung annehmen, aber doch darinn auch nicht „zu weit gehen, sondern die Vernunft, die nicht Richter „in Glaubenswahrheiten seyn könnte, unter dem Gehorsam Christi gefangen nehmen.„ Es ist übel, daß der V. die schon so oft gemißdeutete Stelle des Pauli, 2 Cor. 10. 5. wo dieser Apostel es mit den leeren Spitzfindigkeiten sophistischer Köpfe unter seinen Gegnern zu thun hat, nicht nach ihrem wahren Sinn verstehet, sondern sich an Luthers verfehlte Uebersetzung hält. Sie gehört hier ganz und gar nicht her. Ueber dies heißt es mit der einen Hand nehmen, was man mit der andern gegeben hat, wenn man sagt: Prüfe alles, was man dir zu glauben vorlegt, mit der Vernunft, aber merke dir dort wohl die Grenzlinie, über welche du dich mit deinen Untersuchungen nicht

hinaus wagen darfst. Der Untersucher ist in dem Fall übler daran als vorher, da er ohne Prüfung glaubte. Der Natur der Seele nach will er gern seinen forschenden Ideen weiteren freyen Lauf lassen, um der Wahrheit auf die rechte Spur zu kommen. Dies darf er aber nicht. Er sieht sich vielmehr rings umher eingesperrt, und das beunruhiget und ängstiget seine jetzt mit starken Zweifeln erfüllte Seele weit mehr, als vorher, da er die Gewalt solcher Zweifel niemals gefühlt hatte. Entweder alles ohne Einschränkung geprüfet, oder gar nichts. 2. „Es sey allerdings nöthig, „ein biblisches System von der Religion festzusetzen, aber „nicht nach der bisherigen Methode der Religionsverbesserer, welche nicht Schrift durch Schrift, sondern nach „ihren Vorurtheilen erklären.„ Der Hr. V. irrt sich. Just durch die Schrift selbst wollen diejenigen, die er Neologen nennt, die Schrift erkläret haben. Da er des Berliniſchen Hrn. Tellers Wörterbuch in der Folge aus nennt, so möchte der Rec. ihn bitten, die Vorrede zu beyden Ausgaben noch einmal sorgfältig zu lesen, und dann etwa mit mehrerer Gründlichkeit, als womit diese Betrachtungen abgefasset sind, zu sagen, was er wider die von gedachtem Gottesgelehrten beobachteten Auslegungsregeln an und für sich, ohne Rücksicht auf die Erklärungen unserer symboliſchen Bücher, zu erinnern hätte. z. E. in dem bekannten Streit der Unitarier und Trinitarier über die allerhöchste Gottheit Christi, und die Identität seines Wesens mit dem Vater, wäre zu wünschen, daß die letzteren, um dem Beweisgrunde, Christus werde doch von den Apostoln Gott genannt, hinlängliche Stärke zu geben, doch einmal zeigten, wo denn Jesus selbst mit klaren Worten gelehrt habe, daß er sowohl als der Vater, wahrhaftiger höchster Gott sey, so hätte der Streit auf einmal ein Ende. So lange aber die Worte Christi: Der Vater ist grösser denn ich; mein Vater hat mir alles gegeben, ich thue nichts von mir selbst, sondern der Vater thut alles durch mich; Du, Vater, bist allein wahrer Gott, und ich bin dein Gesandter; ich begehe keine Gotteslästerung und verdiene deshalb nicht gesteiniget zu werden, weil ich sage, daß ich Gottes Sohn und mit dem Vater eins bin, da schon andere von ihm an euch bevollmächtigte Personen in den Schriften Mosis und der Propheten Götter genannt werden, und der Vater mich zu dem Geschäfte, das ich unter euch Juden verrichte, geheiliget oder auser-

koh-

lehren, und gesandt hat. (Joh. 10) — so lange die, ohne der geringsten Zweydeutigkeit unterworfen zu seyn, klärlich da stehen, und die Trinitarier solche nicht auslöschen können, so lange erklären ja die Unitarier Schrift durch Schrift, wenn sie sich, zur Bestimmung des richtigen Verstandes der apostolischen Ausdrücke und Redensarten von der Person Christi, auf diese Zeugnisse des Erlösers selbst berufen. Sind sie denn damit nun widerlegt, wenn man, wie der V. unaufhörlich zu ihnen spricht: Ihr seyd doch erschreckliche Menschen, denn ihr stoßt ja Jesum Christum von dem Thron der höchsten Gottheit herunter? Besser wär's, man zeigte ihnen erst aus den eigenen Reden Jesu, daß er sich selbst hinauf gesetzt habe. Soll und muß es dabey bleiben, wie es denn eine ausgemachte Sache ist, daß Schrift durch Schrift erkläret werde, so sieht ein jeder, daß der Wunsch Christi Joh. 17, 22. seine Jünger möchten eins seyn, gleichwie er mit dem Vater eins wäre, die Deutung schnurgerade widerlegt, welche die Trinitarier von Joh. 10, 30. ich und der Vater sind eins, machen; weil ohne Widerrede daraus klar ist, daß dort nicht von der Identität des Wesens, sondern von der Uebereinstimmung der Gesinnungen, des Willens und der Werke Christi mit dem Vater die Rede sey. Entweder so, oder die ganze Auslegungsregel, Schrift durch Schrift zu erklären, muß in der Theorie ganz richtig, aber in der Anwendung gar nicht zu brauchen seyn. — Jemand, der sich einmal wider die Neologen zu schreiben für berufen findet, sollte sie doch wenigstens mit Beschuldigungen verschonen, die ganz wider ihre Principien sind; oder wenn er diese nicht genugsam kennt, sich erst hinlänglich damit bekannt machen. Es ist bey ihnen gar nicht darauf angesehen, wie der V. S. 14. dafür hält, „den wichtigsten Schriftstellen, welche von dem Gottmenschen handeln, Gewalt anzuthun, um sie nur einigermassen nach dem neuen Plane auszulegen.„ Denn es kömmt hier auf gar keinen neuen Plan an, der nirgends, als in der Einbildung dererjenigen, die sich ihn in den Kopf setzen existirt, sondern man will gerade die alte ganz aus der Uebung gekommene Auslegungsregel, die biblischen Schriftsteller aus sich selbst zu erklären, wieder in Gang bringen. „3) Der angenommene Grundsatz der Neologen, „daß man in Religionssachen alles deutlich einsehen und „völlig begreifen müsse, sey falsch und beweise zu viel, weil

„man alsdenn auch viel philosophische Lehrsätze, woran „kein Mensch zweifelte, würde leugnen müssen, er streite „auch wider die heil. Schrift, welche den Glauben zur „einzigen Bedingung der Seeligkeit angäbe, und die Ge„heimnisse oder Lehren, die über unsere Vernunft gehen, „unserer Religion eben ein Beweis ihrer Göttlichkeit wä„ren, u. s. w.„ Ein Schriftsteller, der denkende Leser überzeugen will, sollte doch keine so gar schwache Argumente zum Behuf seiner Sache vorbringen, und nicht in der Gewohnheit seyn, die Bibel und deren ihm mißfällige Ausleger unaufhörlich zu mißdeuten. In Gott und der Natur wird freylich dem scharfsinnigsten Philosophen immer vieles verborgen bleiben, welches sein eingeschränkter Verstand nicht zu erklären vermag. Aber Widersinnigkeiten in der Religion, undenkbare Lehrsätze, welche mit andern erwiesenen Wahrheiten in offenbarer Contradiction stehen, Begriffe und Dogmen, die gar nicht in den Worten der heiligen Schrift liegen, deren Ursprung und Entstehungsart in der Kirche und dem theologischen System man vielmehr von uralten Zeiten her historisch nachweisen kann, die soll man uns nicht unter dem Vorwande, daß viel himmlische und irrdische Dinge für Menschen unbegreiflich, aber dennoch wahr und glaubwürdig seyn könnten, als göttlich geoffenbarte zuverläßige Glaubensartikel aufdringen. Eine Sache bloß darum zu verwerfen, weil der menschliche Verstand sie nicht völlig begreift, wäre nicht vernünftig gehandelt. Aber, wenn mir für mein Individuum, oder einem andern der Widerspruch, den sie in sich fasset, klärlich einleuchtet und wir ihn darzulegen vermögen, so muß unsere Vernunft sie verwerfen. Mag sie alsdenn noch immer ein Objekt des blinden Glaubens für jeden, der will, bleiben; einen Gegenstand der gegründeten Ueberzeugung kan sie für uns doch nun nicht abgeben. — Die christliche Lehre muß von ungegründeten und widersinnigen Dogmen, so man ihr beygemischt hat, je länger je mehr gereinigt werden, weil sie Schaden thun und die Kraft der göttlichen Wahrheit bey vielen Gemüthern schwächen. Dies wollen die Neologen nur, denn daß der unendliche Geist in allen seinen Wirkungen, Absichten und Veranstaltungen von keiner menschlichen Seele vollkommen könne begriffen werden; daß vieles in der Natur bloß Erscheinung sey, wovon wir den Grund nicht anzugeben vermögen, wissen

sie

sie sehr gut und lehren es auch oft genug. — Von Mißdeutung der Stellen des N. T. wo des Glaubens und der Geheimnisse gedacht wird, wird der V. nicht anders zurück kommen, als durch eine genauere Aufmerksamkeit auf die Begriffe, welche die Apostel nach dem Sprachgebrauch, auf den man in dem System nicht genug Betrachtung genommen hat, mit diesen Wörtern verbanden. Aus Röm. 16. 25, 26. erhellet hinlänglich, was ihnen μυστηριον hieß. Die Sache, deren Paulus dort gedenkt, war ihm und allen Juden bisher verborgen gewesen. Nach ihrer Bekanntmachung gieng sie indessen nicht über die menschliche Vernunft, welche wohl einsehen kan, daß der allgemeine Vater der Menschen sie alle ohne Unterschied der Nationen glücklich machen wollen. — Die Schwäche des Beweisgrundes für die Göttlichkeit einer Religion, den man aus ihren geheimnißvollen Lehren hernimmt, hat man längst erkannt. Der Lehrbegrif der katholischen Kirche gewönne dadurch sehr gegen das System der Protestanten, denn er hat der unbegreiflichsten Glaubensgeheimnisse mehr, als der unsrige; wäre also göttlicher und vorzüglicher.

Da der V. in seinen Betrachtungen von den angezeigten Grundsätzen, wie er sie nennet, ausgeht, so darf man sich über den Gang seiner Ideen und Schlüsse nicht wundern. Was kann natürlicher seyn, als daß er nunmehr 4. die Folgerung zieht: „Die Absicht, welche die neuen Religionsverbesserer bey ihren Unternehmungen haben, sey nur „allzu tadelnswürdig. 5. „ihr Verfahren offenbar widersinnig — und 6. der Schaden, den sie damit anrichten, „weit grösser als der Nutzen, den sie stiften wollen. — „Ausser dem, daß ihnen ihre Bemühung niemand Dank „weiß, und man sie wohl fragen könnte, aus welcher Macht „thust du das? meynt der V. „sie gäben damit deutlich „genug zu erkennen, daß es ihnen um Gunst und Ehre „bey Menschen zu thun sey„. Hat der Hr. V. auch recht beobachtet, was in der christlichen Welt um ihn her vorgeht? Wenn er sie kennte, so müßte er wissen, daß aus allerley Ständen hundert gegen einen alter Orthodoxie hold, aber auf neue Paradoxie, so wie er, sehr übel zu sprechen sind. Wem es um Ehre und Beyfall bey dem Volke zu thun ist, dem steht zu rathen, daß er es steif und fest mit jener halte, wobey er warlich mehr Glück in der Welt macht. Er lasse sich nur Abweichungen davon verlauten, so verliehrt er auf allen Seiten. Das ganze Heer

von Zerrüttungen, welches die Neologen in der Kirche Christi anrichten, und den Schaden, den sie der Religion thun sollen, muß man bey dem V. selbst lesen, um dafür zu erschrecken. S. 55. heißt es unter andern: „Die philosophische Einrich„tung der Religion (mit der die Verfechter des neuen theo„logischen Systems umgehen) „führet gerade zum Natura„lismus oder Freygeisterey, und macht die Menschen nicht „nur ungläubig, sondern auch leichtsinnig und ruchlos. „Denn, so wie sie die Freyheit verlangen, zu glauben, was „sie wollen, und nur das für wahr halten, was nach ihrer „Meynung in der Bibel steht, so wollen sie auch nach ih„rem eigenen Gutbefinden wandeln, und so leben, wie es „ihnen recht dünkt. Alle Anweisungen zur Gottseeligkeit „und zu einem christlichen Leben schreyen sie sofort für „Pietisterey, Aberglauben und Schwärmerey aus. Das „thätige Christenthum ist ihnen ein Eckel, und alle Er„munterungen, sich selbst zu überwinden, und ihre aus„schweifenden Leidenschaften je mehr und mehr zu bezäh„men, sehen sie als einen sclavischen Zwang an, dem „man sich auf alle Weise widersetzen müsse. Kurz, sie „wollen eben so frey leben, als frey denken. Kan daraus „wol etwas anders, als eine gänzliche Verachtung der Ge„bote der christlichen Religion, und eine ganz freche und „zügellose Lebensart entstehen?„ —

Auf den unmittelbar vorhergehenden Blättern werden namentlich über den Hrn. D. Semler, der so verächtlich mit der Bibel umgienge, über das, was die Herren Theologen zu H.**, F** und G** vom Katheder, und wir in unserer Bibl. sagen, besonders „über das lutherische „Pabstthum, daß wir den Orthodoxen Schuld gäben, aber „vielmehr unter uns selbst gern errichten möchten, und „über den schrecklichen Gewissenszwang, den wir in die „Kirche einzuführen gedächten, — da wir andern unsre „Meinungen aufdrüngen und mit aller kritischen Gewalt „im scharfen Ton dazu nöthigten„ auch niemanden mehr erlauben wollten, zu glauben und zu lehren, was doch mit klaren Worten in der heiligen Schrift stünde — über dies alles werden die bittersten Beschwerden geführt, und wenn man recht zusieht, worauf sich denn nun alle diese Declamationen gründen, so ist es nichts als Mißverständniß und Consequenzmacherey, wodurch auf eine bündige Art nicht das geringste wider die verschrieenen Neologen bewiesen wird. Glaubt denn der V., daß Semlers Untersuchungen

gen des Canon, Tellers Wörterbuch, Basedows Privatdogmatik und die theol. Artickel unserer Bibl. damit nun auf immer als verächtliche und gefährliche Bücher ausgezeichnet und widerlegt sind? Daß er S. 54 den satyrisch seyn sollenden Einfall anbringt: „Bisher sind die Lehrer „der Kirche in ihren Vocationen angewiesen worden, ihren „Vortrag nach dem lautern Worte Gottes, das in den „Büchern des A. und N. Test. enthalten ist, nach der un„geänderten augspurgischen Conf. ꝛc. einzurichten, in so „fern nemlich diese menschliche Schriften mit der heiligen „Schrift übereinstimmen. Künftig wird man sie also „wol verpflichten nach der Anweisung der Verf. in den „theol. Artickeln der allg. d. Bibl., nach dem Wörterbuche „des Herrn D. Tellers, nach der Privatdogmatik des Hrn. „Prof. Basedows, und nach den Aussprüchen des Hrn. „D. Semlers zu lehren und zu predigen. Wie wird es „aber alsdenn wol mit der Gewissensfreyheit und mit der „eigenen Prüfung aussehen? Vielleicht ist auch die Zeit „nicht mehr weit, wo man uns wol noch verbieten wird, „in dem Namen Jesu weiter zu reden„ — Oder sich auf eine Stelle aus Hrn. geh. R. Formeys Andachtsübungen der Christen beruft? worinn dieser sagt: „das Chri„stenthum hat in seinem Schooße heimliche Feinde, die viel„leicht dieser heiligen Religion schädlicher sind, als die von „aussen; nemlich die Lehrer der evangelischen Sittenlehre, „die unter dem Vorwande, ihre Schönheit, Vortrefflich„keit und Nutzbarkeit herauszustreichen, ihr wahrhaftig „ihre ganze Kraft benehmen, indem sie dieselbe von den „Lehrsätzen trennen„ (von was für Lehrsätzen denn? dieß hätte bestimmt werden müssen; denn es giebt in unserer Dogmatik wahre und falsche, erweisliche und unerweisliche Lehrsätze) „und beynahe ohne Umstände zu ver„stehen geben, daß man die Lehrsätze entbehren könne, und „daß sie nicht zu dem gehören, was ihnen beliebt, das We„sentliche der Religion zu nennen.„ Wirkliche Beweisgründe für oder wider etwas können dergleichen unbestimmte zweydeutige Raisonnements niemals abgeben. Es läßt sich auf die Art ohne viele Mühe und Kunst an einem heterodoxen Schriftsteller, sollte er auch ein Mann von der größten Gelehrsamkeit und der unbescholtensten Gottesfurcht seyn, zum Ritter werden. Man darf ihn nur als einen gefährlichen heimlichen Feind den Leuten vorspiegeln, so ist die ganze Sache gethan. Schwache Gemüther sind

gleich

gleich wider ihn eingenommen. Nur die Klügern lassen sich nicht Staub in die Augen werfen.

Wir wollen bey dieser Gelegenheit eine Schrift von ähnlichem Innhalt, welche ein anderer Ungenannter in eben dem Jahr herausgab, anzeigen, nemlich

Freymüthige Gedanken bey den heutigen Streitigkeiten über die symbolischen Bücher und Verbesserung des protestantischen Lehrbegriffs. Berlin, im Verlag der Buchhandlung der Realschule. 1774. 8. 88 Seiten.

Auch dieser Schriftsteller will die Gottesgelehrten unserer Zeit, welche in dem Lehrbegriff der lutherischen Kirche etwas ändern und bessern wollen, der Thorheit, Gewissenlosigkeit und Gefährlichkeit ihres Unternehmens zeihen. Eine Apologie der symbolischen Bücher soll das Tractätgen nicht seyn. Er will nur untersuchen: „Ob man bey gegenwärtiger Verfassung der Kirche und „Lage der Sachen, die symbolischen Bücher, und insonderheit die „Augsburgische Confeßion füglich abschaffen, und als zu unsern „Zeiten unnöthige und unbrauchbare Schriften bey Seite „legen könne? Ingleichen: Ob die Verpflichtung der öffentlichen „Lehrer auf diese Bücher null und nichtig sey, und also jemand „auch mit gutem Gewissen und ohne Schaden der Gemeine ein „Lehrer derselben bleiben könne, wenn er auch von der Lehrvorschrift der symbolischen Bücher unserer Kirche im Hauptpunkt „abweichet.„ Und da dünkt ihm, diese Fragen liessen sich nach der gesunden Vernunft, Geschichte und Erfahrung leicht und kurz mit nein beantworten: denn die ersten Lehrer unserer Kirche hätten im 16ten Sec. erklärt, welche Lehren sie nach der h. Schrift für Glaubenslehren hielten. Alle Glieder ihrer Parthey hätten darinn eingestimmt, und beschlossen, dabey zu bleiben und sich unterrichten zu lassen. — Die Obrigkeiten sowohl als die Gemeinen wären auch von der Schriftmäßigkeit der in den symbolischen Büchern enthaltenen Lehren überzeugt gewesen, und hätten keine andern Lehrer, als die mit ihnen gleicher Meynung waren, verlangt und eine eidliche Versicherung darüber von diesen gefordert. — Jetzo machten nun noch alle evangelischlutherische öffentliche Lehrer eine Gesellschaft aus. Nach der von der Obrigkeit bestätigten und noch in keinem lutherischen Lande förmlich aufgehobenen Gesellschaftspflicht, müsten alle Lehrer und Glieder unserer Kirche den Innhalt der symbolischen Bücher für schriftmäßig halten. Wenn nicht, so hörten sie auf, Mitglieder derselben zu seyn

und

und könnten keine Lehrer darinn abgeben. Denn so wäre es in jeder Zunft. Wer dazu gehören wollte, der müßte sich gewissen vorgeschriebenen Bedingungen und Regeln unterwerfen, sonst würde er ausgestossen. Wenn ein jetziger Lehrer also nach dem Austritte seines Amts andere Einsichten bekäme, so könne er mit gutem Gewissen nicht länger Lehrer bleiben. --- Er dürfe zwar seine nunmehrigen Einsichten bekannt machen; man müsse ihn auch deswegen nicht verketzern oder verfolgen. Dies würde nicht recht seyn. Aber wenn von ihm verlangt würde, daß er sein Amt niederlegte, so sey dies keine Intoleranz, sondern recht und billig denn man legte damit seinem Gewissen nicht den geringsten Zwang an. Man wolle ihn nur nicht länger zum Lehrer haben, übrigens könne er ruhig im Lande wohnen --- Verlöhre er dadurch seinen Unterhalt und vielleicht einträgliche Einkünfte, so müßte er ein Märtyrer der von ihm dafür gehaltenen Wahrheit werden. „Er könne „ja ein Sprachlehrer in Schulen werden, die Weltweisheit, die „Mathematik profitiren, alte Kirchenväter herausgeben, die alten „Handschriften durchstöbern, und neue Varianten sammeln und „dergleichen Beschäftigungen mehr vornehmen „ so würde er sein Brod haben, und die göttliche Vorsehung, welche auch mit dem irrenden Gewissen Mitleiden hätte, würde schon auf andere Weise für seinen Unterhalt sorgen. --- Aufsehens würde es freylich in den Gemeinen machen, wenn ein sonst verdienter und geschickter Prediger wegen seiner Heterodoxie abgesetzt würde. Aber das schadete nichts. Es wäre vielmehr der Vortheil dabey, daß die Gemeinen „bey der Gelegenheit zur genauern Nachfrage, Erkenntniß und Be„festigung in ihren Glaubenslehren könnten gebracht werden.„ Liesse man Prediger von verschiedener Denkungsart an einer Kirche bleiben, so würde weit grössere Verwirrung entstehen, wenn da z. B. Vormittags von dem einem die angebohrne sündliche Beschaffenheit der Menschen oder die höchste Gottheit Christi, Nachmittags aber von dem andern das Gegentheil gelehrt würde --- zuletzt würde man gar besorgen müssen, wenn Freyheit zu lehren bliebe, „daß ein verkappter Jude sich ins Lehramt einschliche„ hernach sagte: Er fände Scrupel, daß Jesus der wahre Meßias „sey, ja gar öffentlich das Gegentheil lehrte und doch dabey Leh„rer in unserer Kirche zu bleiben verlangte, weil er doch einen „guten erbäulichen Vortrag hätte, und gute Moral predigte --- Also müsse man zur Uebereinstimmung im Glauben und der Lehre eine gewisse Lehrform haben. --- Bey Lebzeiten der Apostel und ihrer Schüler wären deren Schriften die Norm des Glaubens gewesen; nachher die Symbola und Katecheses der Kirchenväter --- auf deren Aussprüche man sich nach entstandenen Pabstthum immer berufen, und aller gemachten Zusätze ohnerachtet, dennoch immer die Grundlehren des Christenthums von einem Gott in

drey

drey Personen u. s. w. beybehalten hätte. — Die neuen Reformatoren sagten zwar, wir wären seit Luthers Kirchenverbesserung in Erforschung der Schrift weiter gekommen, verschiedene Lehren, welche die Leute damals für biblisch angesehen, hätten nach einer richtigen Auslegung keinen Grund in der h. Schrift; aber dies sey ein ganz ungegründetes Vorgeben und noch lange nicht bewiesen — Als ein entfernter Zuschauer bey den vorseyenden Neuerungen in der Lehre habe er, der V., bemerkt, daß viele Gottesgelehrte aus einer gewissen Gefälligkeit gegen die Freygeister und Naturalisten, sonderlich den vornehmern und vernünftigern Theil derselben, damit umgiengen: Sie wollten gern „die Lehren des „Christenthums vernunftmäßiger, das ist begreiflicher und accom„modabler mit der Religion d'un honnete homme vorstellen„, und dächten durch ein solches gefälliges Nachgeben gute Christen aus den Freygeistern zu machen. Daher gäben sie die Glaubensgeheimnisse für blosse Speculation aus, welches ein leichter Weg wäre, mit den Freygeistern fertig zu werden, weil man sich dann auf die mühsame Vertheidigung intricater Glaubensartikel, und auf Beweise für die göttliche Eingebung der h. Schrift, für die Dreyfaltigkeit in Gott u. s. w. gar nicht einlassen dürfe. Sie hätten geglaubt, „die rechte Quintessenz des christlichen Glaubens „gefunden zu haben,„ wenn sie dergleichen Lehren wegliessen. Das hätte manchen Freygeistern ihren Beyfall abgewonnen, die sich nun für rechtgläubige Christen hielten, im Grunde aber Naturalisten wären.

Indessen wäre den neuern Herren Reformatoren eingefallen, daß doch ihre Vorstellung der christlichen Glaubenslehre mit den symbolischen Büchern, Systemen und Compendien der vorigen Lehrer unserer Kirche nicht übereinstimmte. Also hätten sie sich nicht anders zu helfen gewußt, als zu sagen: Diese Schriften sind verlegene Waare. Ihre Verf. haben die Bibel nach dem einmal angenommenen Lehrbegriff erklärt. — Aber, fragt er, werden diese Herren wohl alle Freygeister durch so ein gefälliges Nachgeben gewinnen? — Nein! denn diese fänden für ihre unsittlichen Begierden beym Christenthum ihre Rechnung nicht. Und wenn man ihnen zu Gefallen, „noch so viel an der christlichen Glaubens„lehre ausmerzte, die alten Orthodoxen und Kirchenväter herun„ter machte und die Kirchengeschichte nach ihrem Sinn einrich„tete.„ — so mosquirten sie sich nur in ihrem Herzen über diese Schmeicheley und blieben bey ihrem Wahn. Die Freygeister wären überdies unbescheiden; sie würden fordern, daß man ihnen auch die Glaubenslehren von der göttlichen Vorsehung, der Unsterblichkeit der Seele und dem künftigen Gerichte nachgeben sollte. Wenn nun unsere Nachkommen auch so gefällig wären, und das würde ihnen ein leichtes seyn, denn sie dürften die Beweis-

weißstellen aus der Schrift für diese Lehren nur entweder für poetische Hyperbeln, oder für bildliche und nach den jüdischen Begriffen einnerichtete Redensarten ansehen, wie viel, fragt er, wird denn endlich noch von der christlichen Glaubenslehre übrig bleiben? Die Reihe würde auch an die Moral kommen, „man „würde eine Pflicht nach der andern mildern, und endlich gar „ausstreichen, weil sie nicht mit dem gewöhnlichen Verfahren der Weltmenschen übereinstimmte.„ — Mit dem Bischofe zu Rom wäre es auch so gegangen. Im Anfange hätte man ihm aus Gefälligkeit allerley Vorzüge zugestanden, aber zuletzt mehr zugeben müssen, als den Leuten lieb gewesen wäre. — Die Glaubenslehren unserer Kirche wären vollkommen in der Bibel gegründet. Die neuen Reformatoren verstünden sie nur nicht, welches Herr D. Ditelmaier in seinen theol. Betracht. 1 B. 3 Samml. einem Recensenten in der allgem. D. Bibl. über den Artikel von der Rechtfertigung gezeigt hätte, (wie fein und gründlich, wird der Hr. V im Anhange zum XIII - XXIV. B. lesen können) und sollten deshalb die alten Theologen fleißiger lesen. — Luther und seine Gehülfen wären zwar nicht untrüglich gewesen, sie hätten irren können, aber deshalb nicht nothwendig und wirklich geirrt. Sie wären beym klaren Aussprüchen des göttlichen Worts geblieben. Unsere jetzigen Reformatoren beriefen sich auf verschiedene Lesearten des Textes und auf Hebraismen, wodurch ihre Beweise verdächtig, schwankend und gekünstelt würden. — Zur Probe wolle er die Recension von Schmalings verm. Schriften in unserer Bibl. XVII. 2. durchgehen, welches denn auch auf den folgenden dreyen Bogen und darüber mit aller Umständlichkeit geschiehet, um der Welt zu zeigen, daß die Schriftauslegungen jenes Rec. ganz grotianisch und unrichtig, viele seiner Sätze nicht so unschuldig, als manche glauben, andere ganz offenbar anstößig, gefährlich und verderblich wären.

Wie viele haben nun schon seit etlichen Jahren dies nemliche Lied angestimmet. Immer das alte κρουν νεῦδε. Immer das Verfahren der Päbstler gegen diejenigen, welche nicht glauben, was die Kirche glaubt, durch die nemlichen Grundsätze, worauf jene sich berufen, gebilliget und gut geheissen, ob gleich dadurch ein völliges Papstthum auf ewig in die protestantische Kirche zurückgeführt wird. Schlechterdings muß man es ja nach diesen Grundsätzen recht und wohlgethan finden, daß die Katholiken Luthers Abweichungen von ihrem Lehrbegrif nicht untersuchten, sondern ihn ohne weitere Umstände aus der Kirchengemeinschaft ausstiessen, in der er sonst sicherlich geblieben wäre; noch täglich wohlgethan finden, wenn katholische Regenten und Bischöfe sich den gröbsteren Aufklärungen des Volks widersetzen, und keine Abwei-

chung

chung von der für orthodox gehaltenen Lehre ihrer Kirche im allergeringsten aufkommen lassen. Immer nur die symbolischen Bücher des sechzehnten Jahrhunderts durchaus als Normen des Lehrglaubens für alle künftige Zeiten betrachtet, welches sie doch weder nach der Natur der Sache, noch nach den Absichten ihrer Verfasser seyn konnten oder sollten; niemal aber als authentische Zeugnisse der Protestanten gegen die Katholiken, um den Vorwurf von sich abzulehnen, daß sie, wie es auch damals hieß, den christlichen Glauben verläugneten; in so weit also als ehrwürdige historische Denkmäler von dem, was sie wider die Päbstler gelehrt haben, und in der Geschichte der Dogmen nichts weniger als unnöthige unbrauchbare Schriften, die man bey Seite legen könnte, wofür sie noch kein gründlicher Theologus erklärt hat. — Immer nur die verschiedenen christlichen Partheyen auf den Fuß politischer Gesellschaften oder bürgerlicher Innungen und Handwerksgenossenschaften genommen, wo jeder die alten Observanzen und Statuten, wie sie auch beschaffen seyn mögen, sich ohne Widerrede gefallen lassen, oder sein Recht in der Zunft verlieren muß. Auch abwarten soll es keiner einmal, im Fall er wider ein Statut geredet oder gehandelt hätte, bis etwa der Vorsteher mit den verständigsten Innungsältesten Beschwerden über ihn führten, und ihn als einen nicht zünftigen Mäker und Sprecher einmüthig von der Zunft ausschlössen. So gar, wenn sie ihm Beyfall gäben, Rath und That von ihm billigten, soll er von selbst kommen und sagen: Ich kann euer Zunftgenosse nicht mehr seyn, weil ich diese Observanz nicht gut finde, und nach jenem Statut mich nicht gerichtet habe. Wenn eine christliche Obrigkeit für sich oder auf einstimmiges Verlangen der Gemeine den Lehrer, der vom kirchlichen Lehrbegrif abweicht, sein Amt niederzulegen nöthiget, so kann er freylich nicht länger darinn bleiben. Aber wie, wenn nun die Obrigkeit und Gemeine mit ihm sehr zufrieden wäre, einsähe, daß er mit Grunde nicht alles lehrte, was in den symbolischen Büchern der Kirche stehet, und sein Verfahren billigte? Oder, welches der gewöhnlichste Fall ist, wenn unter 1500 oder 2000 Gliedern der Gemeine, nicht zehen, vielleicht nicht zweye wären, die eigentlich wüßten, was symbolische und nicht symbolische Theologie wäre; wohl aber des Lehrers Vorträge mit ihrer Hausbibel verglichen, fänden, daß seine Unterweisungen damit zusammenstimmeten; sich freueten, wenn ihnen dies und jenes in dem heiligen Buche, so ihnen bisher noch dunkel gewesen, durch seine Erklärungen heller und verständlicher würde, kurz, wenn sie in aller Absicht durch die Lehre und das Leben des würdigen Mannes so erbauet würden, daß sie sich keinen bessern Lehrer jemals wünschten? Was soll dieser alsdenn nach seinem Gewissen thun? Sich selbst vom Amte absetzen, wenn

er

er ein ehrlicher Mann bleiben will, meint der V., dem es Gesellschaftspflicht ist, entweder zünftig zu glauben und zu lehren, wie es in den symbolischen Büchern vorgeschrieben stehet, oder aus der Kirchenzunft auszutreten. Nicht doch! Die Gesellschaft weiß in dem angegebenen Fall von keinem zünftigen Glauben, verlangt keine zünftige Lehre; sie will christlichen Unterricht aus der Bibel, und den empfängt sie von ihrem Lehrer, damit ist sie zufrieden, freuet sich, daß sie Erkentniß, Glaube, Hoffnung, Liebe, Tugend durch Christi Lehre unter sich wachsen sieht. Der Prediger würde sündigen, wenn er sein Amt bey dieser Gemeine der symbolischen Bücher wegen niederlegte. Sein Gewissen verpflichtet ihn schlechterdings, das, was er für göttliche der h. Schrift gemäße Wahrheit hält, so lange mit treuem Fleiße ruhig fortzulehren, als die Obrigkeit ihm das aufgetragene Amt, Lehrer zu seyn, nicht nimmt, und die Gemeine nicht verlangt, daß es ihm genommen werde, welches sie bey so bewandten Umständen nimmer thun wird. Auf diesen Fall, welches wohl nöthig gewesen wäre, scheint der V. gar nicht gedacht zu haben, wie er denn überhaupt die ganze Sache, die er doch untersuchen wollte, nicht recht von allen Seiten durchgedacht hat; denn sonst würde er leicht eingesehen haben, daß entweder alle andere, neben der Bibel festzusetzende Lehrformen schlechterdings überflüßig und unnöthig sind; oder daß die heilige Schrift über die zur Seligkeit zu wissen nöthigen Glaubens- und Sittenlehren für allerley Menschen keinen klaren göttlichen Unterricht enthalte, sondern ein Buch sey, dessen Religionslehrsätze allesamt auf Schrauben stehen, so daß Regenten, Obrigkeiten, Bischöfe, Pröbste, Generalsuperintendenten, Doctoren und Pastoren sich von je an erst hätten darüber machen, und in eigenen Lehrformen selbige für einen jeden näher bestimmen müssen; denn eines von beyden steht nur zu behaupten — ohnfehlbar erwogen haben, wie es zugegangen sey, daß so viel unbrauchbare scholastische Theologie in die symbolischen Bücher des 16ten Jahrhunderts hineingekommen ist — sicherlich begriffen haben, daß keine Verwirrung jemals in den Gemeinen entstehen könne, wenn die Lehrer, bey noch so verschiedener Denkungsart in der Philosophie und Theologie, nur über spitzfindige philosophische und theologische Fragen, welche die heilige Schrift unerörtert gelassen hat, z. B. Wie ist Gott einig in drey Personen? in dem öffentlichen Lehrvortrage, nach der Vorschrift des Apostels 1 Tim. 6. kein Schulgezänke machen, keine unnützen Wortkriege führen, sondern bey den heilsamen Worten unsers Herrn Jesu Christi und bey der Lehre von der Gottseligkeit bleiben — Er würde nicht ängstlich wegen einer solchen zu befürchtenden grossen Verwirrung besorgt seyn, da man sehr ehrwürdige orthodoxe und nicht orthodoxe Lehrer beysammen an einer Gemeine kennt, welche

ehmüthig mit Segen an ihr arbeiten, weil sie an beyden Theilen die Weisheit besitzen, aus der Kanzel keinen akademischen Katheder zu machen, wo allein die theologischen Dogmen durchdisputirt werden können, so viel man will, sondern nur da die edlen einfaltsvollen Lehren des Christenthums fleißig treiben, welche in die Ausbesserung der Gesinnungen und des Verhaltens der Menschen einen unmittelbaren Einfluß haben. Sollte der Hr. Verf. ein öffentlicher Lehrer seyn, so würden wir ihn und seine Gemeine bedauern, wenn er nicht alle seine Predigten auf diesen Zweck gerichtet seyn liesse.

Die spöttische Verächtlichkeit, mit der der V. die Hülfswissenschaften der Theologie, in denen er fremde ist, ansiehet; die beleidigenden Anzüglichkeiten, welche er sich gegen würdige Gottesgelehrten unserer Zeit erlaubt; den unfreundlichen Argwohn, den er auf sie fallen läßt; den Unverstand oder die Unart, womit er sie als gefällige Menschenknechte zu den niedrigen Seelen herabwürdiget, die wohl um eiteler Ehre und Vortheils willen Verräther an der Wahrheit werden, alles dies wollen wir jetzt nicht rügen, so gerecht und lebhaft auch jedes ehrlichen Mannes Unwille darüber seyn muß. Lernen Sie, mein Herr, was Sie noch nicht können, möchte man ihm sagen, oder verachten Sie wenigstens nicht, was andere besser gelernt haben. Und wenn Sie unter unsern jungen unreifen Gelehrten Leute finden, die in Gesellschaften oder in Schriften den Reformator spielen wollen, aber durch ihre unbeschreibliche Unbedachtsamkeit, auch wohl Narrheit, oder gar eigene bekannte Unsittlichkeit der guten Sache, welche wahre Gottesgelehrte auf ganz andere Art und aus ganz andern Motiven betreiben, grossen Schaden thun: so seyn Sie nicht so unbillig, ehrwürdige Männer mit diesen theologischen Donquixoten in eine Klasse zu setzen.

Auch möchte es nöthig seyn, den V. an die Regel zu erinnern: Wenn du nicht auf eine unnütze, sondern nützliche Weise als ein Gelehrter mündlich oder schriftlich mit jemanden über eine Sache disputiren willst, so laß dich nicht jeden Augenblick auf petitiones principii, daraus entstehende Trugschlüsse und falsche Consequenzen ertappen. Der Streit wird sonst dem Zuhörer und Leser eckelhaft, und man kan es niemanden verdenken, wenn er einen Gegner, dem solche geläufig sind, am Ende gar keiner Antwort würdiget. Der Recens. müßte sehr irren, sonst befindet sich unser Mitarbeiter gegen den V., der ihn widerlegt zu haben glaubt, in diesem Fall. Man lese Beyde, und urtheile dann, wer unter ihnen die stärksten und wer die schwächsten Gründe für sich hat.

T.

Predig-

Predigten von Hrn. Antonius Achard, weiland geheimen Raths des französischen Oberdirectorii, Oberconsistorialrath und Prediger am Werder, wie auch Mitgliede der Königl. Academie der Wissenschaften und freyen Künste zu Berlin. Aus dem Französischen. Erster Band. Leipzig, bey Ad. Fr. Böhme, 1775. 23 Bogen in gr. 8.

Fortgesetzte Sammlung einiger Predigten über ausgesuchte Texte, von Julius Gustav Alberti, ehemaligen Prediger an der Catharinenkirche in Hamburg. Hamburg und Kiel, bey Bohn, 1775. 30 Bogen in gr. 8.

Vier Predigten von L. F. Cramer. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung. 8¼ Bogen in 8.

Sammlung einiger Predigten über auserlesene Texte der heiligen Schrift. Frankfurt und Leipzig, 1775. 12½ Bogen in 8.

Zwölf Predigten über wichtige Stellen der heiligen Schrift, ehemals gehalten von Lorenz Zindel, erstem Helfer der Kirche in Mühlhausen. Basel, bey Rud. Imhof und Sohn, 1774. 12 Bogen in 8.

Man merkt es bald, wenn man die Predigten eines Achard und Alberti lieset, daß hier Männer reden, welche mit einer gründlichen Einsicht in die Theologie eine gesunde Philosophie und viel praktische Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens verbanden. Beyde wählen ihre Themata mit rühmlicher Sorgfalt, und bearbeiten sie mit eben so vielem Fleiße und Treue. Mehrentheils ist die Ausführung so glücklich gerathen, daß wir ihr unsern Beyfall nicht vorenthalten können. In Hrn. Achards Reden herrscht eine gewisse sanfte Beredsamkeit, die geschickt ist, die Herzen zu gewinnen, und die selbst an solchen Stellen was einnehmendes behält, wo die Sachen einer mehreren Verstärkung und bessern Verbindung der Gründe bedurft

durft hätten. Faſt zu wortreich und zu deklamatoriſch wird des Verf. Vortrag, wenn er hiſtoriſche Texte betrachtet und alſo mehr erzählt als unterſucht. Man darf z. E. nur die Predigt über den Tod Johannis des Täufers nachleſen, um dies zu erkennen. In einigen andern Betrachtungen, z. E. über die Anbetung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit; über die Unſterblichkeit der Seele, wird er dagegen zu philoſophiſch; ſo daß wir kaum glauben, daß ihn ſeine unphiloſophiſche Zuhörer an einigen Stellen völlig werden verſtanden haben. In der eilften Rede über das Leiden Jeſu ſieht man zwar, daß Herr Achard richtiger und freyer denkt, als man es bey andern geiſtlichen Rednern gewohnt iſt; aber wir finden doch in der ganzen Ausführung lange die Deutlichkeit und Gründlichkeit nicht, welche man von einem ſo philoſophiſchen Kopfe erwarten könnte. Wenn er Seite 230 ſagt: „Jeſus habe die Abſicht gehabt, ſein Leben Gott als ein anſtändiges Mittel zur Beſänftigung ſeines Zorns darzubieten, der als ein heiliger ſtrenger Richter durch die Verachtung ſeiner Geſetze und den Ungehorſam ſeiner Geſchöpfe aufs höchſte beleidiget und aufgebracht war;„ ſo iſt das weder recht bibliſch, noch genau, eigentlich und deutlich geredet. Faſt kömmt es uns ſo vor, daß des Verf. Syſtem in dieſer Lehre noch Lücken gehabt habe, welche er zwar ſelber bemerket, aber doch durch alle ſeine Beredſamkeit nicht völlig habe zuſtopfen können.

Hr. Alberti iſt zwar weniger beredt, und oft nachläſſig im Ausdruck, aber in der Gründlichkeit und praktiſchen Behandlung der Materien übertrift er Hrn. Achard ohnſtreitig. Man muß ſich freuen, wenn man lieſet, wie ſorgfältig er jeden Schlupfwinkel des menſchlichen Herzens aufdeckt, und wie treffend er die traurigen Folgen des Leichtſinns und der Laſterhaftigkeit zeichnet. Seine Ermahnungen und Warnungen ſind im Tone eines zärtlichen Vaters geredet; und ſeine Beweisgründe ſind ſo überzeugend, daß man wol ſieht, er habe das alles ſelbſt durchgedacht und als Wahrheit erkannt, was er hier ſeinen Zuhörern vorträgt. Doch wir haben nicht nöthig, ein mehrers zur Empfehlung dieſer Predigten zu ſagen, da der Name dieſes würdigen Mannes ſchon längſt allen Freunden der Wahrheit und Gottſeligkeit bekannt iſt. Wer ſie mit Aufmerkſamkeit und redlicher Wahrheitsliebe lieſt, wird gewiß ihren

ren Werth selber empfinden, und noch die Asche des verstorbenen Verf. für solche weise Belehrungen segnen.

Bey einer guten Anlage zum geistlichen Redner, welche Hr. Cramer in seinen vier Predigten zeiget, macht er sich doch zugleich vieler homiletischen Vergehungen schuldig. Man merkt es zu deutlich, daß er gelehrt und orthodox scheinen will. Er spricht hin und wieder in einem zu hohen Tone, blickt seitwärts mit Verachtung auf diejenigen herab, die anders denken, als er, und entscheidet kurz und gut; ob sich gleich bey seinen dogmatischen und exegetischen Erklärungen noch vieles erinnern liesse. Wir wünschen um seiner eigenen Ehre willen, daß er künftig hierin behutsamer werden möge.

Die Predigten über auserlesene Texte, deren Verfasser uns unbekannt ist, enthalten neun Reden, worunter die drey ersten Casualpredigten sind. Sie erheben sich zwar nicht über das Mittelmäßige; lassen sich aber doch gut lesen; zumal für solche, die mehr das Rührende als eine stille Ueberzeugung des Verstandes lieben. Uns gefallen die Predigten des Hrn. Zindels noch besser, in welchen bey weniger Kunst doch mehr Natur, Einfalt und Gründlichkeit herrscht. Der Verfasser ist zwar schon vor einigen Jahren gestorben, und hatte diese Predigten nicht eigentlich zum Druck ausgearbeitet; indessen sind sie doch vor vielen andern der öffentlichen Bekanntmachung würdig. In den ersten acht Reden wird das erste Stück der Bergpredigt Jesu, oder die so genannte acht Seligkeiten betrachtet, und hernach folgen noch vier Predigten über willkührliche Texte. Der Verf. redet durchgehends sehr praktisch, und zeiget einen lobenswürdigen Eifer für die Beförderung des thätigen Christenthums. Seine Ermahnungen sind treffend und überzeugend. Sie können daher immer viel Nutzen stiften, wenn gleich der Verf. in manchen Schriftserklärungen und den daraus hergeleiteten Lehren, wie uns dünkt, nicht fehlerfrey ist.

Unterricht und Trost bey dem Absterben naher Anverwandten, in einer Sammlung von Amtsreden bey Leichenbegängnissen von verschiedenen Verfassern. Mit einer Vorrede von Jacob Elias Troschel, Prediger in Berlin. Züllichau, in der Waysen-

haus- und Frommannischen Buchhandlung, 1774. 18 Bogen ohne die Vorrede, in 8.

— — Zweyter Theil, herausgegeben von Johann Joachim Lachmann, Feldprediger der Königl. Preußisch. Gensd'armes. Züllichau, in der Waisenhaus u. Frommannisch. Buchhand. 1775. 21 Bogen in 8.

Sammlung von Amtsreden zur Vorbereitung auf den Genuß des heiligen Abendmahls, von Johann Joachim Lachmann, Feldprediger der Königl. Preuß. Gensd'armes. Ebendaselbst, 1775. 23 Bogen in 8.

Es ist gegründet, was Hr. Troschel in der Vorrede zum ersten Theil der angeführten Amtsreden sagt, daß man bey Leichenbegängnissen vorzügliche Gelegenheit habe, die Wahrheiten der Religion dem Verstande und Herzen der Menschen nahe zu bringen. Der Recens. hat dies in seiner eigenen Amtsführung mehrmals angemerkt, und wünschte daher, daß die Fälle nicht immer seltener werden mögten, in welchen sich ein Lehrer dieser schätzbaren Gelegenheit bedienen kan. Durch den Druck verlieren dergleichen Reden zwar vieles von dem Nachdruck, welchen sie beym öffentlichen Vortrage vor einer Trauerversammlung haben konnten: indessen werden sie dadurch so wenig unnütz, als andere öffentlich bekannt gemachte Kanzelreden; wenn sie nur im übrigen zweckmäßig eingerichtet sind. Von einigen, die in dieser Sammlung vorkommen, kan dies mit Grunde gerühmet werden; viele aber sind sehr mittelmäßig, und andere enthalten ein blasses Räsonnement oder eine seichte Deklamation über den Tod, ohne daß man Zusammenhang und gründliche Meditation darin wahrnehmen kan. Vorzüglich hat dem Recens. die zweyte Predigt in der ersten Sammlung gefallen, worin der Verf. aus 2. Kor. 5, 10. den Satz abhandelt: daß der Mensch nicht nach seinen letzten Stunden, sondern nach seinem geführten Leben von Gott beurtheilet werde. Ein Satz, der so wahr und wichtig ist, daß er bey Leichenbegängnissen öfter mit eben der Gründlichkeit ausgeführt werden sollte.

sollte. Die vierzehnte Betrachtung des zweyten Theils handelt zwar auch von einer eben so wichtigen Materie, nemlich von dem grossen Werth eines guten Gewissens im Tode; sie ist aber in der gründlichen Ausarbeitung jener nicht gleich. Fast in allen übrigen Reden werden ganz gewöhnliche Sachen vorgetragen.

Die Vorbereitungsreden auf den Genuß des heiligen Abendmals, welche uns Hr. Lachmann in der zuletzt angezeigten Schrift liefert, rühren größtentheils von ihm selbst, einige aber auch von andern Verfassern her. Indessen sind sie so ziemlich alle von gleichem inneren Gehalt, das ist, sie haben manche Vorzüge und auch manche Mängel mit einander gemein. Die Wahl der Materien ist gut gerathen, und man würde auch mit der Ausführung mehrentheils zufrieden seyn können, wenn nicht die hin und wieder vorkommende anstößige Stellen den völligen Beyfall zurückhielten. Es ist bekannt, wie viel Aberglaube und Vorurtheile in der Lehre von der Beichte und Abendmahl unter den mehresten unserer Christen noch herrschen. Wie sehr ist es also Pflicht für jeden rechtschaffenen Lehrer, daß er diesem Verderben entgegen arbeite; und welche vorzügliche Gelegenheit hat nicht der dazu in Händen, der statt der sonst noch üblichen Privatbeichte, öffentliche Vorbereitungsreden halten kan! Hr. Lachmann und die übrigen Verfasser haben zwar in dieser Sammlung diesen Theil ihrer Pflicht nicht schlechterdings vernachläßiget; sie hätten jedoch ohnstreitig weit mehr thun können, als wirklich geschehen ist. Dessen nicht zu gedenken, daß bey Anpreisung des Verdienstes Christi noch lange nicht behutsam genug gehandelt wird, so darf man nur zum Beweise die dritte, zehnte und dreyzehnte Betrachtung nachlesen, um zu erkennen, wie viel unrichtige Vorstellungen und wirkliche Vorurtheile in den Vorträgen der Verfasser noch herrschen. Wozu nützet es, daß man das Abendmahl als ein grosses Geheimniß, als ein Wunder Gottes, wie in der dritten Rede geschieht, noch immer vorstellet, da die Schrift nichts davon weiß, und da ohnehin der grosse Haufe so sehr nach Wundern frägt, und darüber nur gar zu oft die Hauptsache im Christenthum vergißt? Denkende Köpfe finden in solchen Vorstellungen nur Anstoß, weil sie das Wunderbare nicht eben so leicht wahrnehmen können. Wenn ferner das Abendmahl an verschiedenen Stellen als ein Versöhnungsmittel, oder doch als ein Siegel der Vergebung der

Sünden angeprieſen und unſere Sündlichkeit und Schwachheit als der vornehmſte Bewegungsgrund zur Genieſſung des Abendmahls angegeben wird; da uns doch zunächſt der kindliche Gehorſam gegen die Stiftung Jeſu, die freilich ihren gewiſſen Segen mit ſich führt, dazu bewegen ſoll: ſo kan das, und mehreres von der Art unmöglich für ſchriftmäßig und erbaulich erklärt werden. Wir bitten daher den Verf.; wenn er dieſe Sammlungen fortſetzen will, ſie vorher von ſolchen Flecken ſorgfältig zu reinigen.

Q.

Allgemeines Churpfälziſches evangeliſchlutheriſches Geſangbuch, auf Verordnung des Churpfälziſchen Conſiſtorii herausgegeben. Mit Sr. Churfürſtl. Durchl. zu Pfalz gnädigſtem Privilegio. Im Verlag des evang. luther. Armenhauſes in Manheim. Frankenthal, gedruckt bey L. B. F. Gegel, 1774. in 8.

Man hat, nach den Vorgang etlicher weniger Länder, auch in der Pfalz, dem alten lutheriſchen Geſangbuch den Scheidebrief gegeben. Hr. Kirchenrath und Oberpfarrer Liſt in Manheim hat es übernommen, ein neues zu ſammeln, und dieſe Bemühung iſt ihm ganz wohl gelungen. Er hat ſich des Zollikoferſchen, des N. Darmſtädtiſchen, u. a. neuen Geſangbücher bedient, und aus den ſeitdem erſchienenen Liedern, z. B. den Lavaterſchen, verſchiedene Stücke hinzugefügt. Die gegenwärtige Sammlung enthält in drey Abtheilungen, (wie im Zollikoferſchen Geſangbuch) 592 Lieder; über die chriſtl. Glaubenslehren; die chriſtl. Lebenspflichten; und bey beſondern Zeiten und Fällen. 592 aber ſind faſt zu viel; die Hälfte, oder zwey Drittheile, wären zur beſondern und zur öffentlichen Erbauung hinlänglich geweſen. Auch wegen des gröſſern ärmern Theils der Gemeinen muß eines ſolchen Buchs Liederzahl gering ſeyn. Einzelne Stellen wären einer ſorgfältigern Ausbeſſerung und Politur in Abſicht auf Gedanken und Ausdruck fähig geweſen. In den Detail wollen wir gegenwärtig nicht eingehen. Im Ganzen verdient dieſe Sammlung alles Lob. Es iſt rühmlich, daß man in der Pfalz mit den Fortgang der geiſtlichen Liederpoeſie

poesie in Deutschland gleichen Schritt zu halten, den einsichts- und geschmackvollern Christen die Steine des Anstossens bey ihrer Erbauung aus dem Wege zu schaffen, und den leichtsinnigern eben so die Veranlassungen, die göttliche Religion Jesu zum Gegenstand ihres Gespöttes und Hohngelächters zu machen, zu entziehen gesucht. Bey der sich täglich mehrenden Zahl guter Lieder, und bey den immer weiter greifenden Kenntnissen singt der größte Theil unsers deutschen Vaterlands noch aus Liedern, zu einer Zeit verfertigt, da Einsicht und Geschmack noch nicht den Grad der Verfeinerung erreicht hatten, auf welche sie in unsern Tagen unleugbar getrieben worden. Es ist zu hoffen, dieses Exempel aus einem Lande, von dem man sich, in Absicht auf die Erleuchtung der Einwohner, allzuverächtliche Begriffe in manchen Kreisen Deutschlands macht, werde heilsam seyn, — andre, zumal ganz lutherische Länder beschämen, und zur baldigen Nachfolge reitzen. — Noch verdient bemerkt zu werden, daß dieses Gesangbuch an Einem Sonntag in allen lutherischen Gemeinen der Pfalz eingeführt worden. Es giebt Länder, wo man zwar seit drey und mehrern Jahren neue bessere Gesangbücher gesammelt, aber erst in zwo oder drey Gemeinen eingeführt hat, und in den übrigen noch die veraltete schätzt, weil manche Superintendenten und Oberpfarrer in ihrem Alter keine andere Lieder singen wollen, als welche sie in ihrer Jugend gelernt, und bisher gesungen haben, ja vor allen dergleichen Klügeleyen und Neuerungen, als mit den Geruch der ächten Orthodoxie und Heiligkeit streitend, sich kreutzigen. —

Se.

Brittische theologische Bibliothek. Erster Band. Halle, bey Johann Gottfried Trampen. 1774.

— — Zweyter Band, 1775. 8. Jeder Band 20 Bogen.

Da jetzt das Seculum der Bibliotheken in Deutschland zu seyn scheinet, so war es anständig und der herrschenden Mode gemäß, daß auch das Brittische theologische Magazin einer Brittischen theologischen Bibliothek Platz machen mußte. Indessen ist bloß der Titel verändert, und die Bibliothek behält in der Hauptsache eben die Einrich-

tung und eben die Verfasser, welche das Magazin gehabt hat, ausser daß von der Bibliothek alle halbe Jahr ein sogenannter Band oder ein Theil herauskommen wird, wovon zween füglich einen Band ausmachen, wie denn auch am Ende des zweyten Theils jedesmal ein vollständiges Register über beyde erscheinen wird.

Man wird ohne Zweifel mit der Auswahl des Herausgebers im Ganzen zufrieden seyn, denn daß jeder mitgetheilter Aufsatz den Geschmack jedes Lesers treffen sollte, würde eine unmögliche Forderung seyn; genug, wenn in einer solchen Sammlung nur jeder etwas findet, und das meiste für den grössern Theil der Leser brauchbar ist. Einige Leser werden vielleicht wünschen, daß statt mancher alten nicht eben sehr merkwürdigen Nachrichten und Aufsätze mehrere Neuigkeiten und zwar nicht blos aus Priestley's theological repository, obgleich dies manche sehr gute Aufsätze enthält, sondern auch aus andern Sammlungen und besondern Schriften, zum Theil ganz, zum Theil auszugsweise mitgetheilt würden. Indessen möchte ich dies nicht so verstanden haben, daß alles Alte ausgeschlossen seyn sollte: bey weitem nicht alles Interessante und Brauchbare, was die englische theologische Litteratur vor etwa 30 oder mehrern Jahren geliefert hat, ist bisher unter uns bekannt geworden. So sind z. E. des Bischoffs Buttlers Predigten meines Wissens noch nicht übersetzt, und sie verdienten es doch so sehr, wegen ihres wichtigen und tiefsinnigen Innhalts, wo nicht als Predigten, doch gewiß als philosophisch-theologische Abhandlungen gelesen zu werden; eben dieß gilt auch von Middletons merkwürdigen theol. Abhandlungen, und so vielen andern mehr.

Wir wollen noch von einigen Aufsätzen aus den vorliegenden beyden Theilen, ohne uns an genaue Ordnung zu binden, etwas erwähnen. Die Versuche über den öffentlichen Gottesdienst, Patriotismus und Entwürfe, die in dem ersten Bande angefangen und im zweeten fortgesetzt werden, sind gut geschrieben, und haben unter andern den Endzweck, eine verbesserte und gereinigte Liturgie zu empfehlen, welche nach den lautern Grundsätzen der Frömmigkeit und Moralität eingerichtet, bloß die allgemeinen, nicht nur von allen Partheyen der Christen, sondern auch von rechtschaffenen Deisten zugestandne Religionswahrheiten enthalten sollte. — Des Bischoffs Hare Sendschreiben an einen jungen Geistlichen von den Schwierigkeiten und

Hin-

Hindernissen, die heilige Schrift nach eignem freyem Urtheil zu studiren, hält dem lernbegierigen Jüngling die große und fast unvermeidliche Gefahr vor, Heterodoxien in der Bibel zu finden, und sich durch die Bekanntmachung derselben alles mit dem Ruf der Ketzerey verbundnes Ungemach zuzuziehen. Dieß Schreiben verdiente gewiß einen Platz in dieser Bibliothek; möchten es doch diejenigen, die das hier widerrathene Studium der heil. Schrift auch unter uns so mißlich und gefährlich machen, zu ihrer Beschämung und Belehrung lesen! — Ein Versuch über das Opfer Christi giebt von demselben eine der gewöhnlichen orthodoxen gerade entgegengesetzte Erklärung: Da Gott keiner Veränderung seiner Eigenschaften und Gesinnungen gegen eines seiner Geschöpfe fähig ist, so können auch, (nach diesen Aufsatz) der Gehorsam, die Leiden und das Opfer Christi in Gott keine Veränderungen hervorbringen; sie sollten nicht Gott wohlwollender, barmherziger und versöhnlicher machen, als er schon seiner Natur nach ist, das Versöhnopfer Christi war also nicht bestimmt, Gott gegen uns gnädig zu machen, sondern zu beweisen, daß er es sey. Der ganze Zweck des Mittleramts Christi ist vielmehr in den Menschen, in ihren religiösen Gesinnungen und Neigungen eine Veränderung hervorzubringen, nicht Gott mit den Menschen, sondern die Menschen mit Gott zu versöhnen, mit seiner höchsten Gewalt und Regierung, mit seinen Gesetzen und mit seinem moralischen Charakter. Die heil. Schrift sagt daher niemals das erste, wohl aber zu verschiedenenmalen und in starken Ausdrücken das letzte — Gegen alles dieses lassen sich freylich noch Einwendungen machen; wir finden aber nicht, daß in den hierauf folgenden Anmerkungen über den vorhergehenden Versuch, die eine Widerlegung desselben seyn sollen, Einwendungen von einiger Erheblichkeit gemacht worden. Der Verf. der Anmerkungen wirft dem V. des Versuchs vor: daß er den wahren schriftmäßigen Begriff von Versöhnung unrecht gefaßt habe. Er glaubt, der wahre Begriff von dem Worte versöhnen werde aus Matth. 5, 23. 24. versöhne dich mit deinem Bruder, erkannt, soll nemlich anzeigen, daß der beleidigende Theil mit dem Beleidigten dadurch Friede mache, daß er demselben gebührende Genugthuung verschaft, und sich gegen seine Bedingungen der Aussöhnung und Freundschaft willfährig beweiset. Die einzige Ursache, wie der Anmerkungsmacher behauptet, warum nirgends ausdrücklich

lich gesagt werde, daß Gott mit uns versöhnt werde, sondern es immer heisse, daß wir mit Gott versöhnt werden, ist diese, weil er der beleidigte und wir der beleidigende Theil sind, und man allezeit von dem beleidigendem Theil sagt, daß derselbe mit dem beleidigten versöhnt worden, und nicht umgekehrt. — Auf alles dieses bleibt nun dem Verf. des obigen Versuchs genug übrig zu antworten. In der Betrachtung über das Stillstehen der Sonne auf das Wort Josuä, werden die Worte, woraus man schließt, daß die Sonne wirklich stille gestanden, als eine poetische und erhabene Beschreibung angesehen und mit folgender Stelle des Callimachus über einen griechischen Sieg verglichen; „dann stand die Sonne plötzlich stille voller Ver„wunderung, vergaß ihrer selbst und verlängerte den „Tag.„ — Die Einwürfe gegen das Verhalten der Apostel, als ob sie durch die am Ananias und einigen andern Widerspenstigen ausgeübten Strafwunder sich eine ungebührliche Macht angemaßt, und auf eine unschickliche Weise das geistliche Reich Jesu in ein Reich dieser Welt verwandelt, werden, meiner Einsicht nach, in der Vertheidigung des Verhaltens der Apostel sehr glücklich abgewiesen. Die Nachrichten von Thomas Firmin, einem Londonschen Kaufmann, der am Ende des vorigen Jahrhunderts lebte, und mit den angesehensten Gottesgelehrten seiner Zeit, insonderheit mit dem Erzbischoff Tillotson, in genauer Verbindung stand, machen uns mit einem Mann bekannt, der sich in seinen Religionssätzen, als einen hartnäckigen Ketzer, nemlich als einen eifrigen Unitarier und Socinisten, in seinem Betragen aber, als den liebreichsten, großmüthigsten, einsichtsvollesten und geschäftigsten Unterstützer aller ihm vorkommenden Nothleidenden und Armen, bewies, indem er insonderheit in der Absicht, die Armen zu beschäftigen und zu unterhalten, Wollenspinnereyen und andre Manufacturen anlegte.

Im zweeten Bande haben wir Luckers Schutzschrift für die englische Kirche und die in derselben geforderte Unterschrift, (die in Engelland für die beste unter allen, die seit einiger Zeit erschienen, gehalten wird,) und insonderheit Lindseys Schutzschrift, als er sein Lehramt zu Catterit in der Grafschaft Goel niederlegte, weil er es nemlich gewissenlos hielt, die von ihm gemisbilligte Athanasianischen Gebetsformeln nach der Liturgie der englischen Kirche weiter vorzulesen, und desselben Abschiedsrede bey Nie-

der-

derlegung seines Amts, ein vortrefliches Muster einer edlen und rührenden Simplicität, und endlich die Nachrichten von Thomas Emlyns Leben und Schriften vorzüglich lesenswerth gefunden.

Appellation an den gemeinen Menschenverstand zum Vortheil der Religion von Herrn Jac. Oswald, D. der Gottesgelahrtheit. Aus dem Englischen. Erster Theil. Leipzig, bey Joh. Friedrich Junius. 1774. 8. 368 Seiten. Zweyter Theil. Ebendaselbst 1774. 394 Seiten.

Ist es eine Art von Verzweiflung, oder was ist es sonst, was einige neuere Vertheidiger der Religion in Großbrittannien, einen Reid, Brattie und den Verf. des angezeigten Buchs vermocht hat, in dem Streit mit Hume und andern Opponenten der Religion, die Philosophie fahren zu lassen, und zu dem schlechten Menschenverstande, oder Commonsense ihre Zuflucht zu nehmen? Getraueten sie sich nicht, Religion und Sittlichkeit mit eben den Waffen, womit sie angegriffen wurden, zu vertheidigen? So muthlos verzweifelte unser Sulzer nicht an der Philosophie, sondern setzte Humes sophistischen Raisonnements gründlichere entgegen, und hielt es ohne Zweifel für rühmlicher und sicherer, dem Sophisten sein Schwerdt aus den Händen zu winden und ihn damit zu verwunden. Der deutsche Weltweise kannte aber auch den Werth und Nutzen der speculativen Philosophie. Hingegen aus dem erklärten Unwillen der ebengenannten brittischen Schriftsteller gegen alles, was das Ansehen von tiefsinniger Untersuchung, von logischer Form und Syllogistik hat, kann man nicht anders urtheilen, als daß sie die Metaphysik und Logik entweder gar nicht, oder nur von der schlimmsten Seite, nur nach dem Mißbrauche, den die Sophisten davon gemacht haben, kennen. Wie könnten sie es sonst zur Berichtigung und Befestigung der wichtigsten und angelegentlichsten Wahrheiten nöthig und vortheilhaft achten, sie nicht mit philosophischem Auge zu betrachten, sondern im Groben und obenhin anzublicken! Wie könnten sie besorgen, daß durch die genaue Entwickelung, Auflösung und Läuterung der Begriffe, welche die Empfindung und der gemeine Wahrheitssinn im rohen Klumpen, gleich den ungeläuterten Erzen, darbieten, und durch eine sorgfältige Anwendung der Regeln der Dialectik, jene Wahrheiten nur würden verdunkelt und ihre Grundfesten erschüttert werden? Einem jeden geübten Denker muß es auffallen, wie ungegründet diese Besorgnisse sind, wie unentbehrlich die philosophirende Vernunft

von

von dieſen Antimetaphyſikern in üblen Ruf gebracht wird, und auf was für eine unbefugte Weiſe ſie ihren commonſenſe auf den höchſten Richterſtuhl erheben, da er doch für diejenigen, die einer genauen Entwickelung ihrer Begriffe fähig ſind, nur ein Unterrichter iſt, der ſeine Sprüche ſehr oft von der unterſuchenden und analyſirenden Vernunft muß reformiren laſſen, ja der ſelbſt durch dieſe Oberrichterin erſt muß verbeſſert und rectificirt werden, ehe er einen erträglichen Unterrichter abgeben kann. Es lieſſe ſich zeigen, daß nur durch den ſich auch unter dem unphiloſophiſchen Haufen unvermerkt ausbreitenden Einfluß der nach und nach vervollkommneten ſpeculativen Philoſophie der gemeine Menſchenverſtand zu einer ſolchen erträglichen Richtigkeit des Urtheils über gewiſſe von Sonnenſchein nicht ſehr weit entfernte Gegenſtände gediehen iſt, daß man ſich da, wo das Raiſonnement wegen Unfähigkeit der Subjecte, womit man es zu thun hat, oder aus andern Urſachen, nicht wohl ſich anbringen läßt, auf ihn berufen darf. Was war wohl der gemeine Menſchenverſtand unter dem gröſſern Haufen bey den alten heydniſchen auch den cultivirteſten Völkern, in Abſicht auf Religion, Sittlichkeit, Politik, Geiſterlehre und Naturkunde? Und was iſt er noch bey Hottentotten, Hunnen u. ſ. w. Der Aberglaube war, wie Hr. Hofrath Michaelis irgendwo in ſeinen Moſaiſchen Recht ganz richtig anmerkt, der Bonſens des menſchlichen Geſchlechts in jenen älteſten Zeiten, und er würde es noch durchgehends ſeyn, wenn nicht das Licht der Philoſophie dieſe Nacht vertrieben hätte, wie er es unſtreitig in allen den Gegenden iſt, wo die Strahlen dieſes wohlthätigen Lichts noch nicht durchgedrungen ſind. Jetzt mag allenfalls in den hellern Gegenden der Chriſtenheit dem geſunden Menſchenverſtande die Wahrheit und Richtigkeit der bekannten Antwort einleuchten, die Lucan dem Cato auf den Rath, den Jupiter Hammon in den Lybiſchen Wüſten, um ſein und Roms Schickſal und um die Natur der Tugend zu befragen, ertheilen läßt:

Quid quaeris Labiene, jubes — — —
— — — — — — —
An noceat vis vila bono? Fortunaque perdat
oppoſita virtute minas? Laudandaque velle
Sit ſatis? et nunquam ſucceſſu creſcat honeſtum?
Scimus, et hoc nobis non altius Inſeret Ammon.
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — Nec vocibus ullis
Numen eget; dixitque ſemel naſcentibus Auctor
quicquid ſcire licet. Steriles nec legit arenas,

ut

ut caneret paucis, mersitque hoc puluere verum,
Esne Dei sedes, nisi terra et Pontus et aer
Et coelum et virtus? Superos quid quaerimus ultra?
Jupiter est quodcunque vides, quocunque moueris etc.
Luc. Pharsal. Libr. IX.

Aber damals wars hohe dem gemeinen Menschenverstande unbekannte und befremdliche Weisheit, die Cato nur durch eifriges und tiefsinniges Forschen im innern Heiligthume der stoischen Philosophie finden konnte.

Es würde nicht eine Anzeige, so wie wir sie einem ausländischen Buche, das zumahl so wenig beträchtlich, so wenig der Mühe werth ist, die ein so geschickter Uebersetzer, als Hr. Wilmsen, darauf gewandt hat, (denn von den drey Verfechtern des commonsense ist Oswald unstreitig am leichtesten bewaffnet) in der deutschen Bibliothek nur gönnen können; sondern eine Abhandlung erfordern, wenn wir die Ehre der speculativen Philosophie einigermassen retten wollten. Wir hoffen, daß es nicht an deutschen Philosophen fehle, die diese rühmliche Arbeit übernehmen werden. Ohnedem ist schon in unserer Bibliothek, bey Anzeige der deutschen Uebersetzung von James Brattie Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit u. s. w. (Siehe Anhang zum XIII-XXIV. B. d. A. D. B.) und in der Recension von Hrn. Jacobis Entdeckung eines neuen Lehrgebäudes der Religion (im ersten Stücke des XXV. B.) nachdrücklig erwiesen, wie seicht und unzuverlässig diese Afterphilosophie des gemeinen Menschenverstandes sey, von welchem unser Verf. nicht einmal einen deutlichen und bestimmten Begriff anzugeben, noch weniger richtig und genau anzuzeigen weiß, wie weit sich die Gerichtsbarkeit desselben erstreckt, und welche Wahrheiten für der gesunden, und welche für der philosophischen Vernunft Richterstuhl gehören.

Bf.

Demüthige Bitte um Belehrung an die großen Männer, welche keinen Teufel glauben. Dritte rechtmäßige Auflage. In Deutschland 1775. 8. 56 Seiten.

Der Verf. dieses Aufsatzes ist ein Spottvogel, der nichts weniger als eine demüthige Bitte um Belehrung vorbringt, sondern vielmehr eine gründliche Belehrung der Teufelsleugner, mit so vielen Witze und Salze, als ihm die Natur gegeben, und seine oben nicht spaßhafte Materie,

terie gestatten wollte, der Welt mittheilen will. Ich würde, sagt er in seiner Anrede an seine Gegner, keinen Augenblick Anstand nehmen, ihrer Meinung beyzutreten, wenn mir nicht das bischen Philosophie, das ich zu lernen das Unglück gehabt, bisweilen allerley Einwendungen vorhielte. Sonderbar in der That, daß seine Einwendungen gegen die Teufelsleugnung gerade aus der Philosophie herführen; dies konnte schwerlich seyn, wenn es nicht ein bischen Philosophie wäre, das er zu lernen das Unglück gehabt. Aber freylich so gehts, ein bischen Philosophie dient nur dazu, den Kopf zu verwirren; sie will ganz und gründlich gelernt seyn; dann hebt sie schon selbst die Einwendungen, die eine seichte Kenntniß derselben den Lehrlingen vorwirft. Da den V. seine Philosophie in dem Glauben an den Teufel bestärkt, so kan man sich leicht vorstellen, wie seicht die philosophischen Gründe seyn müssen, die er den Teufelsleugnern in den Mund legt. Es ist nicht der Mühe werth, sich bey denselben noch bey der Widerlegung des V. aufzuhalten. Die einzige erhebliche Schwierigkeit wider die Leugnung des Teufels wird durch die Zeugnisse und Aussprüche Jesu von der Existenz und Wirksamkeit des Teufels veranlaßt. Wenn die Lehre vom Teufel nichts als ein jüdisches Vorurtheil gewesen, wie die Teufelsleugner vorgeben, wie hat Jesus dasselbe stehen lassen, und so gar bestätigen können? Wie läßt sich diese Schonung mit der Absicht und den Eigenschaften eines göttlichen Lehrers vereinigen, der die Welt und zunächst sein Volk zu verbessern, und eine vollkommene Religion einzuführen, kam? — Es sind neuerlich von verschiedenen Schriftstellern einige sehr gegründete und scharfsinnige Gedanken über die Frage: in wiefern ein weiser Reformator die herrschenden Vorurtheile angreiffen oder schonen müsse? zwar nur bey Gelegenheit vorgetragen worden; allein das, was Hr. Mendelson in seiner ersten Antwort an Hrn. Lavater, und insonderheit Hr. Eberhard in seiner neuen Apologie des Sacrates S. 461. u. f. w. hierüber gesagt haben, scheint mir wenigstens so richtig und allgemein wahr zu seyn, daß man es bey einem Versuch, die obgemeldete Schwierigkeit aufzulösen, mit gutem Fug zum Grunde legen könnte. Es käme also darauf an, zu zeigen, daß der Fall, wo ein weiser Reformator die bey seinem Volke herrschenden Vorurtheile schonen muß, hier wirklich eingetreten, nemlich

daß

daß das Vorurtheil vom Daseyn und Einfluß böser Geister in jüdischen Köpfen mit wichtigen Wahrheiten, insonderheit mit der Grundwahrheit ihrer Religion von der Einheit Gottes unzertrennlich zusammengehängt habe. Könnte dies gezeigt werden, so wäre zwar freylich dadurch noch nicht erwiesen, daß wirklich der Glaube an das Daseyn und die Wirkungen des Teufels ein falsches Vorurtheil gewesen, aber es würde doch dadurch wahrscheinlich gemacht werden, daß, falls dieser Glaube auch ein nichtiger Wahn gewesen wäre, Jesus ihn hätte schonen müssen und können, folglich, daß alle, die den Teufel leugnen, nicht, wie man ihnen bitter genug vorwirft, den Herrn Jesum Lügen strafen.

Ich will es wagen, bey dieser Gelegenheit hierüber einige Gedanken vorzulegen, nicht um die demüthige Bitte des V. zu erhören, denn es ist sein Ernst nicht, belehrt zu werden, ohnedem darf ich mich nicht zu den großen Männern rechnen, an die er sich wendet; sondern um eine Prüfung derselben von unpartheyischen Lesern zu veranlassen.

Wenn wir untersuchen, wenn und bey welcher Gelegenheit die Dämonologie unter den Juden aufgekommen und ein Theil ihrer höhern Philosophie und Religion geworden; so ists, wie mich deucht, unläugbar, daß in Mosis Schriften keine Spur davon anzutreffen ist, und daß sie mit der Religion, die er bey seinem Volk fest setzte, auf keine Weise verflochten war. Selbst dann, wann er vom Ursprunge des sittlichen und natürlichen Uebels Nachricht ertheilt, giebt er nicht einen feindseeligen Dämon, sondern bloß eine Schlange zum Urheber desselben an, und scheint sich recht sorgfältig zu hüten, einem abergläubigem Volk, der zur Abgötterey so leicht verführende Idee von den höhern Geistern entweder beyzubringen, oder wenn die Israeliten dieselbe schon mit aus Egypten brachten, sie ihnen nicht durch seine Beystimmung wichtiger zu machen. Eben so auffallend ist es, daß in den heil. Büchern der Juden, von denen man annimmt, daß sie vor der babylonischen Gefangenschaft geschrieben, und eigentlich von einem Israeliten und für Israeliten geschrieben worden, (hierdurch schliesse ich das Buch Hiob aus, dessen Alter ohnedem zweifelhaft ist, und gegen dessen Teufel sich noch manches einwenden läst) des Teufels und seines Einflusses mit keinen Wort erwähnt wird. Dies geschiehet weder in den historischen Büchern, noch in den sogenannten Lehrbüchern, noch bey den Propheten. Aber desto häufiger

kommt der Teufel in den jüdischen Schriften vor, die in gedachter Gefangenschaft und nach derselben geschrieben sind. Man hat daraus mit Recht geschlossen, daß die Juden die Teufelslehre erst in Babel entweder aufgefaßt, oder doch da allererst gelernt haben, sie in ihrer Theologie und Philosophie zu gebrauchen. Wenn ich gezeigt habe, wie, meinen Muthmassungen zu folge, es hiemit hergegangen sey, werde ich noch eines und das andere zum Erweiß des Factum anführen. — Moses also trägt keine Dämonologie vor, wie bereits gesagt worden, aber er hatte es auch nicht nöthig, die Lehre vom Einfluß böser Geister unter seine Religionssätze aufzunehmen. Er schrieb zunächst zum Unterricht solcher Menschen, die von der Gottheit überaus eingeschränkte und menschliche Vorstellungen hegten, Vorstellungen, welche sich noch lange Zeit nach ihm unter seinem Volk erhielten. Den Jehova, den er ihnen als den Gott ihrer Väter ankündigte und allein zu verehren befahl, betrachteten sie in der That als ihren Familien- und Naturalgott, als den Schutzgott ihres Landes. Dabey war es ihnen gar nicht anstößig, wenn ihm menschliche Affecten, Zorn, Rache, Eifersucht, so gar Reue beygelegt wurden, nicht anstößig, wenn von ihm gesagt ward, daß er die Menschen verhärte oder verstocke, und, um sie zu strafen, sie zu neuen strafwürdigen Verbrechen reize, nicht anstößig, wenn ihm alles Uebel zugeschrieben ward als demjenigen, ohne den kein Uebel geschehe. Ich leugne nicht, daß zu diesen uns so befremdlich scheinenden Urtheilen der unmündigen und unphilosophischen Israeliten von der Gottheit auch der niedrige Grad von Feinheit und Delicatesse, den ihr moralischer Sinn erreicht hatte, viel beytragen mochte, allein die eingeschränkten Begriffe des Volks von der Gottheit, (einige wenige vorzüglich erleuchtete Personen ausgenommen) scheinen allenthalben durch. Eben diese niedrige Begriffe von ihrem Jehova veranlaßten oder begünstigten wenigstens ihre häufigen Abfälle von der Verehrung desselben zum Dienst der Götter ihrer Nachbaren, insonderheit der mächtigern unter denselben, und machten es ihnen möglich, neben dem Jehova auch die Schutzgötter anderer Völker und Länder zu verehren. Ein solches Volk nun, als die Israeliten viele Zeitalter hindurch waren, bedurfte keiner Theodicee, nach welcher der Gottheit ein Teufel untergeordnet oder beygesetzt wird, der die Schuld, das Böse zu veranlassen

und

und hervorzubringen, von denſelben auf ſich nehmen muß. Wozu war es nöthig, einen Anſtoß, den ſie gar nicht fanden, wegzuräumen? Allein als dieſes Volk nach Babel weggeführet war, gieng eine groſſe Revolution in der Denkungsart deſſelben vor. Nun wurden ſie, diejenigen wenigſtens, welche aus Babylon in ihr Vaterland zurückkehrten, weit getreuere und ſtandhaftere Verehrer ihres Gottes, als ſie jemals vorher geweſen, und Uebertritt zum Heidenthum ward wenigſtens nach dieſer Zeit niemals mehr ein Verbrechen des ganzen Volks, das zurückgekehrt war. Ohne Zweifel hatten ſie vermittelſt und während ihres Auffenthalts in Babylon durch einen Zuſammenfluß mancher Urſachen reinere, würdigere und erhabenere Begriffe von ihrem Gott bekommen, ſie ſahen ihn nun nicht nur für den höchſten, ſondern auch für den einzigen Gott, und für ein ſehr vollkommenes Weſen an. Aber nun muſten ihnen jene zu menſchliche Vorſtellungen und Ausdrücke von Gott anſtößig, inſonderheit der Gedanke, daß Gott auf irgend eine Weiſe der Urheber des Böſen ſey, unerträglich werden. Dies konnten ſie nun mit ihren erhöheten Vorſtellungen von der Vortreflichkeit ſeiner Natur nicht reimen. Nun bedurften ſie, um Gott ſchuldlos am Uebel zu erklären, eines oder mehrerer böſen Geiſter, auf welche ſie die Schuld legen könnten; und eben das, was ihnen ſo nöthig war, das trafen ſie zu Babel an, ein böſes Grundweſen, das mehr oder weniger von der höchſten Gottheit abhieng, und in der morgenländiſchen Philoſophie bereits lange die wichtige Rolle eines Urhebers alles Böſen ſpielte. Dieſe Idee ergriffen ſie nun mit Freuden, nahmen ſie in ihre Philoſophie und Theologie auf, machten ſie gleichſam zur Unterlage, worauf ſie ihre erhöheten Vorſtellungen von Gott und der Vortreflichkeit ſeiner Natur baueten, und ſie ward ihnen unentbehrlich, wenn ſie das Uebel in der Welt erklären und Gott desfalls rechtfertigen wollten. Nehmen wir nun an, daß eben dieſe gemeiner gewordne erhöheten Vorſtellungen von Gott die hauptſächliche Urſache ihrer ſtandhaftern Anhänglichkeit an dem Glauben und Dienſt des Einen wahren Gottes wurden; ſo läſt ſich leicht begreifen, warum die Lehre vom Teufel ſo gewöhnlich und ſo wichtig in der jüdiſchen Philoſophie ward. Sie war mit dem Begrif und Bekänntniß eines höchſten Gottes und der Denkungsart der Juden ſo verflochten und zuſammen gewachſen, daß, wer ihnen den Teufel leugnete oder den Begrif deſſelben

raubte, ihnen als ein Gotteslengner vorkam, und auch den Begrif eines höchsten und vollkommensten Gottes zu rauben schien. Weit mehr noch, als bey uns der große Haufe, glaubten sie und musten sie glauben, daß, wer den Teufel leugnete, auch Gott leugne. Und was dürfen wir uns hierüber verwundern, da noch in unsern Tagen nicht nur der Hr. P. Götz öffentlich drucken läßt, daß, wenn man den Teufel leugnet, man den Ursprung der Sünde nicht erklären könne; sondern zur ewigen Schande Deutschlands, das einen Leibnitz gehabt hat, es noch eine Secte von Philosophen unter uns giebt, die durch die Dämonologie die Phänomene in der Geister- und Körperwelt erklären wollen, und zu dem Ende den Teufel zu einen Affen Gottes machen. Wir wollen also den jüdischen Philosophen zu den Zeiten Christi ihre Dämonologien vergeben; aber auch gestehen, daß Christus diese Teufelslehre nicht angreifen und mit Wegräumung derselben nicht den Anfang seiner Reformation machen durfte, wofern er nicht seine Zuhörer in alle Geheimnisse der wahren Philosophie einweihen, seine wenigen Lehrjahre mit metaphysischen Vorlesungen zubringen und scharfsinnige Grübler unter seinen Schülern bilden wollte. Und bey allen diesen Bemühungen, erst speculative Philosophie zu lehren, ehe er die Religion und die Sittenlehre verbesserte, möchte es ihm schwerlich gelungen seyn, eingewurzelte Vorurtheile, die den Anschein von philosophischer Gründlichkeit und Scharfsinn hatten, auszurotten. Es war also sehr weise, daß der göttliche Lehrer den Erfolg seiner wohlthätigen Bemühungen nicht auf die Aufnahme eines philosophischen Systems ankommen ließ, sondern den Irrthum, wenn es ein Irrthum war, stehen ließ, und es der Zukunft und der Macht der Wahrheit überließ, zu gelegener Zeit denselben zu verdrängen; insonderheit, da er die ganz unvernünftige Anwendung, die seine Gegner von der Dämonologie machten, bey Gelegenheit bestritt, und dieselbe auf manche Weise, die ich hier aber nicht ausführlich zeigen kann, so unschädlich, als möglich, zu machen suchte.

Zum Beweiß meiner Muthmassungen werde ich hier nur dasjenige anführen, was mich zuerst auf diese Gedanken gebracht hat, nemlich die Vergleichung der beyden Parallelstellen 2 Samuel. 24. 1. und 1 Chron. 22. 1. Der Verf. des ersten Buchs, der, wie man allgemein annimt, vor der Babylonischen Gefangenschaft lebte, schreibt die vom David vorgenommene Zählung des Volks einem

Zorn

Zorn des Jehova zu, völlig nach der Denkungsart, die ich den Zeiten worin er schrieb, beygelegt habe. Der Zorn des Herrn ergrimmete abermahl wider Israel und reizete David unter ihnen, daß er sprach: gehe hin, zähle Israel und Juda. Hier ist noch von keinem Satan oder Teufel die Rede, aber der Chronikenschreiber, der, wie wir unter andern aus den spätern fortgesetzten Geschlechtsregistern sehen, nach der obgedachten Gefangenschaft lebte, läßt den Satan das verhaßte Geschäft der Verleitung Davids zu dieser Sünde übernehmen. Der Satan stand wider Israel, und gab David ein, daß er das Volk zählen ließ. Dies scheint mir ein so entscheidender Beweis von der oben behaupteten Veränderung in der Denkungsart der Israeliten zu seyn, daß ich zur Erläuterung desselben nichts hinzuzusetzen habe. Ausserdem finde ich in einer Abhandlung des Hrn. Hofrath. Michaelis Part. II. Syntagm. Commenz. de indiciis gnosticae Philosophiae tempore LXX. Interpretum et Philonis eine Bemerkung, die mir eben dies sehr zu bestätigen scheint. Dieser gelehrte Mann bemerkt nemlich, daß der griechische Uebersetzer des ersten Buchs Mos. Genes. VI. 6. anstatt des anstößigen und der Gottheit unwürdig scheinenden Ausdrucks da gereuete es Gott ꝛc. ein Wort gesetzt, das Ueberlegung bedeutet, folglich die Reue wegübersetzt habe. Es gehet mich hier nicht an, was Hr. Michaelis für eine Anwendung von dieser Bemerkung macht; genug sie zeigt wenigstens, daß man damals schon zu erhabene Begriffe vom Jehova gehegt habe, als daß man die Vorstellung, daß ihn etwas gereuet habe, damit vereinigen konnte. Es kann ganz wohl seyn, daß die Einwürfe der morgenländischen Philosophen oder Gnosticker zu den anständigern Ideen, und zu einer vorsichtigern und würdigern Sprache von Gott den unphilosophischen Juden die erste Veranlassung gegeben haben. Ich erinnere mich auch, in der griechischen Uebersetzung der Psalmen vormals eine ähnliche Stelle, wo ebenfalls der harte Ausdruck des Originals sehr gemildert war, bemerkt zu haben, aber ich kann gleich jetzt mich nicht darauf besinnen.

Gesetzt nun, Jesus hätte gegen die Dämonologie der Juden, als ein zwar falsches aber ihnen unentbehrliches Vorurtheil, Duldung und Nachsicht bewiesen, so würde sein Verhalten diejenigen, welche die Teufelslehre für einen irrigen Wahn achten, lehren, wie sie sich dagegen zu verhalten haben. Die Lehrer des Christenthums müßten unter gleichen Umständen dies Vorurtheil gleichfals schonen, nemlich so oft sie mit solchen Zuhörern zu thun haben, die entweder zufolge der Theodicee, die sie sich erdacht haben, oder aus andern Ursachen den Teufel für so wichtig halten, daß ihn leugnen, ihnen eben so viel heißt, als Gott selbst leugnen — Nur müßte freylich

dem gewöhnlichen Mißbrauch, vermöge deſſen ſo viele unwiſſende Chriſten den Teufel zum Packeſel ihrer Laſter machen, und ſich wegen ihrer Vergehungen durch die teufliſchen Reizungen und Verführungen bey ſich ſelbſt entſchuldigen und rechtfertigen, ſo viel möglich, vorgebeugt werden. — Ob man aber in Schriften, die eigentlich nur für gelehrte und nachdenkende Leſer beſtimmt ſind, eben die Schonung und Nachſicht gegen die Teufelslehre, wenn man ſie für einen Irrthum hielte, beweiſen müſſe; dies ſcheint mir nicht nöthig zu ſeyn. Denn in der Philoſophie iſt doch aus dem Teufel nichts zu machen; und wenn wir in derſelben noch nicht ſo weit gekommen ſind, daß wir das Uebel in der Welt mit den göttlichen Vollkommenheiten auf eine völlig genugthuende Weiſe vereinigen können, ſo iſt das doch als völlig erwieſen anzunehmen, daß zu dieſer Vereinigung, und zu der gewünſchten Erklärung vom Urſprung des Uebels, uns die Einmiſchung eines oder mehrerer böſen Geiſter nicht das Geringſte hilft, ſondern daß eben dadurch alle Schwierigkeiten nur vergröſſert werden. Aber auch die chriſtliche Religion, an und für ſich betrachtet, ſcheint mir der Teufelslehre füglich entbehren zu können, und der Einfall eines gewiſſen Journaliſten, auf welchem Ziegra's Geiſt ſiebenfältig ruhet, daß alle diejenigen, welche den Teufel und ſeinen Einfluß in die Welt leugnen, auch Chriſtum und ſeine Erlöſung leugnen müſſen, weil geſchrieben ſtehe, Chriſtus ſey erſchienen, die Werke des Teufels zu zerſtören, dieſer Einfall iſt Mitleids nicht Widerlegungswerth. Es iſt gerade eben ſo gründlich geurtheilt, als wenn ich behauptete, daß alle diejenigen die wirklich erfolgte Geneſung und Wiederherſtellung eines von mir für behext gehaltnen Kranken wider allen Augenſchein leugnen, die mit mir über die Urſache der Krankheit nicht gleich denken, und bloß darum leugnen müſten, weil ſie nicht mit mir glauben, daß ſeine Krankheit die Wirkung der Zauberey geweſen und die wider dieſelbe gebrauchte Mittel auf die Auflöſung des Zauberes eingerichtet worden — Nicht viel gründlicher und richtiger iſt die Meinung unſers Supplikanten: daß Menſchen, die das Daſeyn des Teufels leugnen, weniger geſchickt ſeyn würden, ſich vor ſeinen Angriffen zu hüten, und daß es ihm daher recht angenehm ſeyn, wenn die Menſchen in dieſen Unglauben bleiben. — Was die ſogenannten höhern Verſuchungen und Anfechtungen des Teufels anbetrift, die bey den Theologen und Caſuiſten des vorigen Jahrhunderts unter der gewöhnlichen Benennung tela ignea Satanae vorkommen, und die etwa in allerhand ungereimten unanſtändigen Einfällen oder ſo genannten gotteslaſterlichen Gedanken beſtehen; ſo hilft den mitleidswürdigen Perſonen, die mit ſolchen Vorſtellungen gequält werden, der

Glau-

Glaube, daß sie ihnen vom Teufel eingeblasen werden, gewiß nichts, sie leichter zu unterdrücken, vielmehr vermehrt diese Einbildung nur ihre Aengstlichkeit, läßt sie das Uebel für weit wichtiger ansehen, als es wirklich ist, ohne daß sie im geringsten vermögend werden, ihren unsichtbaren Feind abzuhalten, da sie ihn durch Bitten weder erweichen können noch dürfen, und durch Trotz, Verachtung und Scheltworte nur zu neuen Angriffen reitzen möchten. Viel besser ists, den Ursprung derselben aus einer zerrütteten Gesundheit, aus körperlichen Ursachen, die einen Einfluß auf die Einbildungskraft haben, herzuleiten, sie zu lehren, alle diese Einfälle, die sie selbst mißbilligen, als etwas, das ihnen nicht zugerechnet werde, anzusehen, sie also leichter zu achten, und sie als etwas unbedeutendes aus dem Sinne zu schlagen; dies würde ohnstreitig besser seyn, als durch Einmischung des Teufels das Uebel wichtiger und fürchterlicher zu machen. In Ansehung der dem Teufel zugeschriebenen Verleitung zu allerhand wirklichen Versündigungen, ist es sehr leicht einzusehen, daß, wenn ja einige Menschen, durch den Glauben an die Verführung des Teufels, sich bewegen lassen, die Sünden selbst sorgfältiger zu vermeiden und ernstlicher zu hassen, eine weit grössere Anzahl diesen Glauben zur Verringerung und Entschuldigung ihrer Vergehungen mißbraucht. Geschickter aber wird man gewiß nicht dadurch, der Sünde zu widerstehen; denn der böse Geist hält sich doch immer hinter der Scene verborgen, man kann ihn doch nicht unmittelbar angreiffen, und auf keine andere Weise besiegen, als daß man den sündlichen Begierden, die er erregen soll, widerstehet. So wenig ein Mensch dadurch vorsichtiger oder geschickter wird, dem Wetterstrahl zu entgehen, daß er sich einbildete, jedes Gewitter werde von einem feindseligen Dämon erregt, dem er auf keine Weise beykommen könnte; eben so wenig wird er auch durch den Glauben, daß alle sündliche Begierden in ihm vom Teufel erregt werden, vorsichtiger oder geschickter, diese Begierden zu unterdrücken. Ja man kann noch weiter gehen und behaupten: so wie in dem ersten Fall alle Untersuchung der natürlichen Ursachen des Blitzes auf einmal abgebrochen wird, und derjenige, der die Entstehung der Gewitter einer jedesmaligen unmittelbaren Geschäftigkeit eines bösen Dämons zuschreibt, keine der neuen Entdeckungen von Verwandtschaft des Blitzes und der elektrischen Funcken weder selbst machen, noch einmal glauben, und mithin auch die daraus herzuleitenden Regeln der Vorsichtigkeit, oder Mittel, den Blitz abzuleiten, niemals finden noch anwenden kann; eben so wenig werde der, welcher alle lasterhafte Neigungen und Fertigkeiten der unmittelbaren Eingebung des Teufels zuschreibt, ihre physischen und psychologischen Ursachen aufsuchen, Bemerkungen über die Art, wie sie in

der Seele entſtehen und wachſen, (Bemerkungen, die doch unſtreitig zur Bezwingung derſelben ſehr nützlich und hülfreich ſind,) anzuſtellen, noch ſich die nöthigen Regeln der Vorſichtigkeit daraus zu abſtrahiren, vermögend ſeyn. — Ob es aber dem Teufel ſo recht lieb ſey, daß man ſein Daſeyn leugnet, wie der Verf. und mit ihm andre Teufelsvertheidiger behaupten, läſt ſich ſchwerlich glauben. Inſonderheit wenn ſein Hauptlaſter der Stolz ſeyn ſollte und der Teufel ſo geſinnt wäre, wie es in einer gewiſſen lutherſchen Kirchenordnung unter dem Artickel: wie mit Beſeſſenen zu handeln, von ihm heiſt: „die Paſtores ſollen gewarnet ſeyn, daß ſie mit dem Teufel kein ſonderlich Gepränge, mit exorcismis, mit Angreiffung und Bedräung vornehmen oder treiben ſollen, denn der Teufel iſt ein ſtolzer, hochmüthiger leichtfertiger Geiſt, hat Luſt zum Pomp und ſuchet Urſache zu ſpotten.“ Einen Geiſt von dieſem Charakter kann es unmöglich erfreuen, wenn man ſein Daſeyn leugnet, und von allen den Streichen, die er ausübt, ihm weder die Ehre der Erfindung, noch die Macht, ſie auszulaſſen, zugeſtehen will. Vielmehr müſte ihm dies die empfindlichſte Kränkung ſeyn, und wofern ihn etwas abſchrecken könnte, Unheil anzurichten, ſo müſte es dieſer Beweis der völligen Nichtachtung thun. Dies läſt ſich um ſo mehr hoffen, da die Erfahrung lehret, daß er die recht eclatanten Streiche, wodurch er ſich vormals hervorthat, wenn er mit einem Pferdefuß erſchien, mit geldgierigen Böſewichtern Bündniſſe errichtete, ſelbſt die Contracte unterzeichnete und in den Leib gruner Sterblichen fuhr, gerade in allen den Gegenden, wo man ihm am unehrerbietigſten begegnet, gar nicht mehr ausübt. Wer weiß, ob man es nicht durch fortwährende Leugnung ſeines Daſeyns und Einfluſſes dahin bringen könnte, daß er ſich auch mit den feinern Intriguen und geheimen Einblaſungen nicht weiter befaſſete, und etwa ſo gedächte: Was hilfts mir, daß ich noch ſo viel Spectackel anrichte, noch ſo viel Unheil ſtifte, da man mich nicht mehr für den Urheber erkennen und ſo gar mein Daſeyn leugnen will. Beſſer iſts, ich überlaſſe dieſe Menſchen, die es ſich zutrauen, einander ſelbſt Teufels genug zu ſeyn, ihren eignen Lüſten, und wende mich zu ſolchen Völkern, wo man ehrerbietig an mich glaubt, vor mir niederfällt und mich anbetet, da iſt noch Ehre für mich zu erwerben — Sollte der Teufel wirklich nicht auf eine ganz unbegreiflich uneigennützige Weiſe ein Böſewicht ſeyn, es nicht mit Aufopferung ſeines liebſten Intereſſe ſeyn, ſondern wirklich ein hochmüthiger und nicht ganz unverſtändiger Geiſt ſeyn, ſo möchte er wahrſcheinlicher Weiſe ohngefähr ſo denken, und dann wie viel Gutes (freylich wider ihr Wiſſen und ihre Abſicht) könnten alsdann nicht die Teufelsleugner ſtiften!

Bm.

2. Rechts-

2) Von der Rechtsgelahrheit.

Vade mecum notariale, oder Handbuch eines angehenden Notarius in Fragen und Antworten von Alexander Georg Christ. Brunnemann, des H. K. Tribunals Advocat. Berlin und Stralsund, bey Lange. 1774. 70 S. in 8.

Die Absicht des V. ist: „die Hauptstücke der Notariatswissenschaft, welche besonders bey der Prüfung eines Notarius „aufgenommen werden, auszuführen, und zum bequemen Gebrauch sowohl derer, welche prüfen, als auch derer, welche geprüft werden, zusammen zu tragen.„ Wir finden aber das Büchlein gar nicht diesem Zweck gemäß. Es enthält zu viel unnützes und unrichtiges. Was braucht z. E. ein Notarius zu wissen, daß es eine Art von Notarien bey den Römern gegeben, welche Conditionales geheissen, S. 12. zumal da ein römischer Notarius und ein heutiger ganz verschiedene Geschöpfe sind. Wozu S. 14. die noch dazu unhinlängliche historische Anmerkung von den kayserlichen Pfalzgrafen? Nicht allgemein wahr ist es, was ebendas. steht, daß das Instrument eines Notarius nicht gelte, wenn er nicht bey den Landesgerichten immatriculirt ist. Seltsam ist das Argument S. 16. daß ein Notarius zur Leistung seines Amtes gezwungen werden könne, weil er ein seruus publicus genennt werde. Sind denn das die heutigen Notarien? Theils unnöthig in einem solchen Buche, theils nur halb wahr ist die Anmerkung S. 31. das Bürgschaftsgeschäft sey vormals zu den Stipulationen gerechnet worden, bestehe aber eigentlich in einem Mandat. Nicht wahr ist es, wie S. 31. steht, daß der Bürge nicht eher verklagt werden könne, bis der Hauptschuldner vorher belangt sey. Verklagt kann er allerdings werden, ja der Richter kann ihn auch condemniren, wann er die exceptionem excussionis nicht opponiret. Das beneficium diuisionis besteht nicht darinn, wie es S. 32 heißt, daß jeder aus mehreren Bürgen nur seinen Strang bezahlen darf; es dient nur dazu, daß einer von mehreren Bürgen vom Anfang nichts mehr als seinen Antheil zu bezahlen schuldig ist, so lang nemlich die übrigen noch nicht executirt sind. Ist dies geschehen, und der Gläubiger hat von ihnen nichts erhalten können: so muß der eine zahlfähige Bürge für das Ganze haften. Ein grober Fehler ist es,

dem gewöhnlichen Mißbrauch, vermöge deſſen ſo viele unwiſſende Chriſten den Teufel zum Packeſel ihrer Laſter machen, und ſich wegen ihrer Vergehungen durch die teufliſchen Reitzungen und Verführungen bey ſich ſelbſt entſchuldigen und rechtfertigen, ſo viel möglich, vorgebeugt werden. — Ob man aber in Schriften, die eigentlich nur für gelehrte und nachdenkende Leſer beſtimmt ſind, eben die Schonung und Nachſicht gegen die Teufelslehre, wenn man ſie für einen Irrthum hielte, beweiſen müſſe; dies ſcheint mir nicht nöthig zu ſeyn. Denn in der Philoſophie iſt doch aus dem Teufel nichts zu machen; und wenn wir in derſelben noch nicht ſo weit gekommen ſind, daß wir das Uebel in der Welt mit den göttlichen Vollkommenheiten auf eine völlig genugthuende Weiſe vereinigen können, ſo iſt das doch als völlig erwieſen anzunehmen, daß zu dieſer Vereinigung, und zu der gewünſchten Erklärung vom Urſprung des Uebels, uns die Einmiſchung eines oder mehrerer böſen Geiſter nicht das Geringſte hilft, ſondern daß eben dadurch alle Schwierigkeiten nur vergröſſert werden. Aber auch die chriſtliche Religion, an und für ſich betrachtet, ſcheint mir der Teufelslehre füglich entbehren zu können, und der Einfall eines gewiſſen Journaliſten, auf welchem Ziegra's Geiſt ſiebenfältig ruhet, daß alle diejenigen, welche den Teufel und ſeinen Einfluß in die Welt leugnen, auch Chriſtum und ſeine Erlöſung leugnen müſſen, weil geſchrieben ſtehe, Chriſtus ſey erſchienen, die Werke des Teufels zu zerſtören, dieſer Einfall iſt Mitleids nicht Widerlegungswerth. Es iſt gerade eben ſo gründlich geurtheilt, als wenn ich behauptete, daß alle diejenigen die wirklich erfolgte Geneſung und Wiederherſtellung eines von mir für behext gehaltnen Kranken wider allen Augenſchein leugnen, die mit mir über die Urſache der Krankheit nicht gleich denken, und bloß darum leugnen müſten, weil ſie nicht mit mir glauben, daß ſeine Krankheit die Wirkung der Zauberey geweſen und die wider dieſelbe gebrauchte Mittel auf die Auflöſung des Zauberes eingerichtet worden — Nicht viel gründlicher und richtiger iſt die Meinung unſers Gupplikanten: daß Menſchen, die das Daſeyn des Teufels leugnen, weniger geſchickt ſeyn würden, ſich vor ſeinen Angriffen zu hüten, und daß es ihm daher recht angenehm ſeyn, wenn die Menſchen in dieſen Unglauben bleiben. — Was die ſogenannten höhern Verſuchungen und Anfechtungen des Teufels anbetrift, die bey den Theologen und Caſuiſten des vorigen Jahrhunderts unter der gewöhnlichen Benennung tela ignea Satanae vorkommen, und die etwa in allerhand ungereimten unanſtändigen Einfällen oder ſo genannten gotteslaſterlichen Gedanken beſtehen; ſo hilft den mitleidswürdigen Perſonen, die mit ſolchen Vorſtellungen geaufft werden, der

Glau-

S. 342 die Ehre angethan, sie anzuführen, und andern bessern Büchern nicht?

S. 364. glaubt der V., es lasse sich nicht beweisen, daß die Florentinischen Pandecten die Quelle aller andern Mscpte seyen. Wir glauben, dieß sey für bewiesen anzunehmen, so lang man kein Mscpt. aufweisen kann, worinn nicht die turbirte Ordnung der Gesetze im Titel de regul. iur. ist, die in dem Florentinischen Mscpt. durch das Verheften der letzten Blätter entstand.

S. 383. steht der alte Irrthum, daß Fabrot 41 Basilikenbücher herausgegeben habe, den vor einiger Zeit Hr. P. Höpfner in einem Programm entdeckt und widerlegt hat.

S. 375 hätte billig angemerkt werden sollen, daß Fabers Semestria aus drey Büchern bestehen, weil das dritte Buch später als die beyden ersten herausgekommen ist. Rücker heißt nicht Joachim, sondern Johann.

S. 413 fehlt unter den Methodisten Samuel Cocceii, der in seiner zwölften Dissertation über den Grotius ein neues System des natürlichen und römischen Rechts entworfen hat.

S. 464 ist von Nehrings juristischem Wörterbuch die Edition von 1734. als die neueste angegeben. Man hat eine von 1772 mit Riccius Vorrede. Wir würden diesem erbärmlichen Buche kaum die Ehre erzeigen, es unter den juristischen Wörterbüchern zu nennen. Das Buch hat 1) eine Menge Artikel, die gar nicht in ein juristisches Wörterbuch gehören, sondern in ein lateinisches oder französisches oder medicinisches, oder mythologisches, oder historisches, oder mathematisches Lexicon. 2) Aberne Anmerkungen genug, z. E. unter dem Wort Folio merkt der V. an, daß Scultus in Folio ein grosser Narr sey. 3) sind die juristischen Artikel grossentheils so seicht, so confus, windschief, mit einem Wort, so abscheulich, daß man sie ohne den äussersten Unwillen nicht lesen kann. Der neueste Herausgeber versichert zwar, daß ein durch Schriften berühmter Doctor *legens* auf der weltberühmten Universität Leipzig die juristischen Artikel verbessert habe. Allein entweder ist dieser berühmte Doctor legens auf der weltberühmten Universität ein grosser Ignorant, oder er hat die Artikel gar nicht gelesen. Man schlage nur zur Probe den Artikel Praescriptio auf. Ein unverständigeres alberneres Gewäsche über die Präscription muß nie aus einem Gänsekiel geflossen seyn. Wir haben diese weitläuftigere Kritik deswegen hier eingerückt, weil neulich ein anderer Recensent in dieser Bibl. *) den Esel mit der Sammetbürste gekehret, oder ohne Metapher zu sprechen, von dem Buche viel zu gelinde geurtheilt hat.

Bey Fabers erroribus pragmaticor. S. 513. hätte sollen gesagt werden, daß das Buch, wann es vollständig seyn soll, hundert Decaden

*) XXVI. Band. 428 S.

Decaden enthalten muß, weil man oft einzelne Theile bekömmt, und einem Lipenius so wenig als Struv hinlängliche Belehrung über diesen Punkt ertheilen.

Ebendaselbst fehlt unter den Polemikern Vinnius und Hunnius, der erstere steht anderswo, aber hieher gehörte er. Von des Hunnius vortreflichem Buche: Resolutiones iuris civilis hätten wir um so viel eher eine Anzeige erwartet, da wenigen Juristen der Werth desselben bekannt ist.

Im Verzeichniß der seltenen juristischen Bücher vermissen wir eines der allerseltensten: Pirtenii oeconomia edicti perpetui.

Unter die pseudonymische Schriften würden wir die nicht setzen, bey welchen sich der V. mit den Anfangsbuchstaben seines Namens nennt, z. E. R. Z. statt Richard Zouchäus, diese sind vielmehr halbe Anonymen.

Nicht unnütz wäre es, einen Catalog von Büchern zu machen, die dunkle, seltsame oder gar betrügliche Titel führen; z. E. *Manzii* bibliotheca aurea; *Fleckii* bibliotheca iuris ciuilis; *Berger* philocalia fori etc. Wer sucht im ersten eine Sammlung der Manzischen Werke, im zweyten ein System des römischen Rechts, im dritten eine Collection von Bergerischen Dissertationen? Wir wünschten, daß Hr. geh. R. N. ein solches Verzeichniß künftig seinem Buche beyfügte.

Auch müssen wir den allgemeinen Wunsch thun, daß bey einer neuen Auflage die verschiedenen Editionen eines Buches, die von ungleichem Werth sind, vollständiger angezeigt und zugleich bemerkt würde, welche Ausgabe die vorzüglichste ist, z. E. bey dem collegio Argentorat. Ayrers Opusc. Mauritii diss. Hert. opusc. Noodt oper. Maestert. de iustit. leg. rom. Bey allen diesen Büchern und vielen andern sind entweder die verschiedenen Editionen nicht genennt; oder es ist wenigstens nicht gesagt, daß eine besser als die andere sey.

Einleitung zur theoretischen Eherechtsgelahrtheit, von Friedrich Georg August Lobethan. Halle, im Verlag des Waisenhauses, 1775. 220 S. in groß 8.

Der Inhalt dieses Buches erhellet aus den Rubricken, die wir hersetzen wollen. Erster Theil, von der ehelichen Gesellschaft, den Quellen der Eherechtsgelahrheit, und den Ehesachen überhaupt. Zweyter Theil, von Schliessung der Ehe; von den Personen, welche eine Ehe eingehen können; von den einzelnen Stücken, welche bey Schliessung

sung einer Ehe vorkommen; den Verlöbnissen, dem Aufgebot, der priesterlichen Einsegnung, der Hochzeitsfeyer; von dem matrimonio rato und legitimo; von der geschlossenen Ehe; von denen die Ehe betreffenden Vorträgen; von der Wirkung der Ehe in Absicht auf die Ehegatten, ihre Personen, und Güter; von den Schenkungen zwischen Mann und Frau; von den Rechten des Mannes über die Güter der Frau; von den Rechten der Frau über die Güter des Mannes; von der Succession der Ehegatten; von der Gütergemeinschaft; von den Würkungen der Ehe in Absicht auf die Kinder; drittes Buch, von der Trennung der Ehe, durch den Tod, die Annulation, die Ehescheidung; von der zweyten Ehe.

Unter die ganz verächtliche und unnütze Arbeiten wollen wir das Buch nicht setzen. Indessen ist es eine Compilation, in der an vielen Stellen Ordnung, Deutlichkeit, Richtigkeit und Gründlichkeit fehlt, und die immer hätte können ungeschrieben bleiben, ohne daß zu befürchten gewesen wäre, ne quid detrimenti respublica literaria ceperit.

Sr.

Auserlesene Rechtsfälle ꝛc. ausgearbeitet von Johann Stephan Ritter ꝛc. Zweyten Bands vierter Theil, nebst Register über den ganzen zweyten Band. 3 Alphab. 11 Bogen in Folio. Göttingen, bey der Wittwe Vandenhoeck.

Auch dieser Theil enthält interessante und fleißig ausgearbeitete Stücke, doch an der Zahl überhaupt nur 18. Mit Verdruß sehen wir, daß die Deduction in der Zedwitzischen Sache über die Herrschaft Asch wieder hier eingerückt ist. Hr. P. ließ sie vor einiger Zeit besonders drucken, weil sie den wenigsten Lesern seiner Rechtsfälle wichtig sey. Warum erscheint sie dann dennoch nun hier? Einzeln ließ er sie durch Dietrich verlegen, und nun läßt er sie durch Vandenhoeck nachdrucken, er, der gegen den Nachdruck selbst geschrieben hat. Liegt ein solches wucherliches Verfahren auch auf dem einzigen Wege zur wahren Glückseligkeit?

Ernst Christian Westphals, Professors in Halle, systematische Anleitung zur Kenntniß der besten Bücher in der Rechtsgelahrtheit und in den damit verbundenen Wissenschaften, für Liebhaber der Litteratur eingerichtet. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1774. 111 S. in 8.

Wann ein Schriftsteller, dessen einziges Verdienst Fleiß im Sammeln und Richtigkeit im Abschreiben seyn kan, auch dieses nicht hat, so hat er gar keines, und seine Arbeit ist durchaus unnütz und überflüßig. Und so ist es bey der gegenwärtigen Schrift. Man sollte glauben, Herr W. habe die Bücher aus dem Kopfe citirt; so voll Begeshungs- und Unterlassungsfehler ist seine Schrift. Wir sehen auch gar nicht, wozu sie dienen soll. Der V. sagt: „die beliebte historischmoralische Schilderungen seines Ale„ben Hrn. Schwagers, des berühmten göttingischen Got„tesgelehrten Doctor Millers enthielten eine Anleitung zur „Kenntniß der besten Bücher in allen Wissenschaften. „Viele hätten den Wunsch geäussert, daß jede Hauptwissen„schaft künftig weitläuftiger und vollständiger abgefaßt „und besonders gedruckt werden möchte.„ Wann ein Jurist diesen Wunsch gethan hat: so muß er nicht gewußt haben, daß es einen Stolle, Eisenhard, Lipenius, Struv, Hommel und Nettelbladt giebt.

Doch wir wollen darüber wegsehen. Das Schriftchen möchte wol neben jenen Werken einigen Nutzen haben, wann es, wie gesagt, nicht so viele Mängel hätte; so viele, daß selbst ein Critiker, der sonst auch schlechte Schriftsteller mit dem Stabe gelinde schlägt, in Unwillen darüber gerathen ist, und dem V. schon etwas derbe den Text gelesen hat. Wir wollen das Büchlein durchlaufen, und Beweise unsers Urtheils vorlegen; besonders solche, die jener Recensent noch nicht bemerket hat.

Seite 2 fehlt Brunnquell Isagoge — S. 4 sind L'Estocq Grundregeln einer pragmatischen Rechtshistorie angeführt. Das Buch heißt Grundlegung ꝛc. — S. 5 steht unter den Anleitungen zur juristischen Litteratur Riegers Civilistenbibliothek, die hieher gar nicht gehört. — S. 8 Vattels Untersuchungen über das Naturrecht sind keine gesammelte Abhandlungen, so wenig als Marck lectiones, und warum ist das französische Original von dem

erstern nicht angeführt? Von Wattel kennen wir kein droit de la nature — S. 16 ist Vicat vocabularium angeführt, warum nicht Brissonius? Aber Reallexica gehörten gar nicht hieher. — S. 17. Von Nehrings Lexicon hat man eine neuere Ausgabe. Bey der beyden Feldtmanne Werken ist Hanau als Druckort und 1767 als das Jahr angegeben; keines ist richtig, Turamini opera sind zu Siena gedruckt, nicht Sor. et Lipſ. Sande opera fehlen, und der ärmliche Goclenius ist angeführt. Zaunschlifter opera enthalten nichts als Dissertationen, gehören also nicht hieher. Von Strycks Werken fehlt die hallische Sammlung, und sie enthält doch lauter solche Stücke, die in der Ulmischen nicht stehen. Auch hätten hier des Cujacius Werke stehen sollen. — S. 18 und 19 fehlen Heineccii opuscula minora, Manzii opera, Berger philocalia fori, Boehmer exercitationes, von Büders symmicta der zweyte Band. Ditmar heißt nicht Johann, Berger nicht G. Titius nicht J. G. mit dem Vornamen. Bey Fritsch ist die neue Edition verschwiegen. Bey Lüder Menken steht gar kein Titel, bey Meixnor keine Jahrzahl, bey Ayrers opusc. ist nicht angezeigt, daß der erste Theil zweymal aufgelegt, und die zweyte Auflage verbessert ist. Luttichau Abhandlung und Nettelbla's Greinir sind keine einzeln herausgegebene nachher gesammelte Abhandlungen, eben so wenig als Sorber observatt. et quaestiones, welches letzte Buch so gar nicht einmal Abhandlungen, sondern responsa enthält. Von Mauritii opusc. ist die ältere fehlerhafte Edition allein angezeigt. — S. 20 Wegelin thesaur. rer. suevicar. enthält keine juristische Schriften. — S. 22. Die Altorfische consilia sind nicht im Jahr 1762 gedruckt, die Straßburgischen nicht 1642., die Casselischen Decisionen nicht zu Göttingen. Warum fehlt bey Berger, der die Decis. summ. provocat. Senatus. Elect. Sax. edirt hat, der Vorname? und warum fehlen J. H. Berger consilia? — S. 23 Engau consilia sind nicht in Fol., sondern in Quart gedruckt; sie sind auf einer Seite zweymal angeführt. Von Beck hat man zwey Sammlungen, Decisiones et responsa, und respons. jur. crim. und civ. der V. führt nur die erste an. Bey Putonei enunciatis, den Orthischen Rechtshändeln und Strubens rechtlichen Bedenken fehlen die Jahrzahlen. Nur Schneids Register über Cramer ist angezeigt, das Sonntagische Supplement nicht. — S. 24 daß Hempel lexicon jurid. consult. ein Repertorium über die Decisionen

nen

nen und Conſilienſammlungen ſey, iſt eine ſo grobe Falſchheit, als man nur eine ſagen kan. S. 26. Clauſing hat nicht 5 ſondern 4 Faſciculos herausgegeben. Von Otto's Schrift de aedilibus coloniar. ſind die verſchiedene Ausgaben gar nicht genennt. — S. 31 ſteht unter den Schriftſtellern über das neue griechiſche Recht Meermann theſaurus angeführt. Das ſoll ſo viel heiſſen, als darin ſtehen auch 4 Baſilikenbücher. So etwas ſoll man dann rathen! daß die Taurelliſche Pandecten nicht in drey Bände getheilt ſind, hätte doch Hr. W. wol wiſſen können, auch das, daß Halvanders ächte Pandecten nicht Baſil. 1570 in Fol. herausgekommen ſind. — S. 33. Hermanns hiſtor. corp. jur. ſchämt ſich ein vernünftiger Mann anzuführen. — S. 34. Fabers jurispr. Papinianea hat Hr. W. nie geſehen, ſonſt hätte er nicht geglaubt, ſie enthalte Erklärungen gewiſſer Stücke aus den Pandecten. — S. 37. Leyſers Meditationen ſind bekanntlich, kein Syſtem des bürgerlichen Rechts. — Was S. 38 und 39 angeführt iſt, ſind groſſentheils keine zuſammengedruckte Werke, wie die Ueberſchrift doch ſagt. — Einen C. Phil. Caſſel, der eine Nachricht von den Caſſeliſchen Gerichten geſchrieben, S. 83 kennen wir nicht, wol einen verdienten Autor von dieſer Sache der Kopp heißt. — Bey dieſen wenigen ſpeciminibus mags ſein Bewenden haben.

T.

3. Arzneygelahrheit.

Verſchiedene kurze phyſikaliſch- philoſophiſch- und mediciniſche Betrachtungen. Herausgegeben von J. C. Schreiber, Doctor der Arzney- und Wundarzneykunſt. Berlin, bey George Jacob Decker, 1775. in groß 8. 3¼ Bogen.

Ganz entbehrliche Sächelchen über die electriſche Materie überhaupt, und ihren Nutzen bey Krankheiten; über die Entſtehungsart der Gewitter und zu gebrauchende Vorſicht, ſich wider dieſelben in Sicherheit zu ſetzen; über die Unwahrſcheinlichkeit der Exiſtenz des ſogenannten wun-

barbaren Nervensafts; und über den großen Nutzen des weissen Zuckers. Weiter können wir uns über Dinge, die schon so oft gesagt sind, nicht einlassen.

Bl.

Die Erzeugung der Menschen und Heimlichkeiten der Frauenzimmer, von Tißot. Zweyte Auflage. Frankfurt, 1774. Vier Theile in 8. Jeder Theil 6 Bogen.

Eine ganz unverzeihliche Unverschämtheit ist es doch in allem Betrachte, daß der Herausgeber sich erkühnet, seinem elenden Gewäsche, das beynahe unter aller Kritik ist, den Namen eines Tißot vorzusetzen. Es ist dem Rezensenten beynahe vorgekommen, als ob er jenes tröstliche Werklein, Albert. Magn. de secretis mulierum, läse, denn Unwissenheit, Dummheit und Aberglaube herrscht durch das ganze Buch. Unmöglich ist es uns, mehr davon zu sagen, denn es eckelt uns vor dieser losen Speise!

Des Herrn von Melon gründliche Abhandlung vom Mißbrauch des vielen Aderlassens, oder Beweis, daß die Aderlässe allezeit schädlich und oft tödlich seye. Aus dem Französischen übersetzt. Nürnberg, verlegts Wolfgang Schwarzkopf, 1774. in 8. 9½ Bogen. Salus populi suprema lex. Cicero.

Die Aderlässe soll und muß durchaus aus dem Gebiete der Arzneywissenschaft verdrungen werden, und dieserwegen giebt der V. zuerst eine Erklärung des Bluts und seiner Bestandtheile, entwickelt die Verdauungskräfte, führt einen Beweis, daß unsere Krankheiten allezeit ihren Sitz in denen Feuchtigkeiten haben, und niemals im Blute, welches der auszezogene Saft von denen Feuchtigkeiten seyn soll. — Ferner zeigt derselbe: wie sehr die Aderlässe der Kochung und gänzlichen Auflösung der Nahrungsmittel zur Hervorbringung eines guten Nahrungssafts zuwider sey — alles mit so seichten, französischen, und einer gesunden Physiologie zuwiderlaufenden Gründen, daß es einem

vernünftigen Aerzte jammern muß, daß man immer laut klagen muß, daß solch ein elendes Gewäsch ins Deutsche übersetzt wird, und daß dadurch die Dummheit und Unwissenheit immer noch genähret wird. Dem Recensenten ist es vorgekommen, als ob er den hundertjährigen Kalender vor sich liegen habe, denn man höre nur z. B. Seite 13. n. 7. „Die Herrschaft der Galle — Die Galle hat von neun „Uhr Morgens bis drey Uhr Nachmittags die Oberhand. „Während dieser Zeit sondert die Kraft der Natur die „Galle vom Blut ab u. s. w. Eben darum ist der Mensch „zu der Zeit eher aufgelegt, in eine Gemüthsbewegung „und in Zorn zu gerathen. n. 8. Die Herrschaft der „schwarzen Galle. Die schwarze Galle regiert von drey „Uhr Nachmittags bis um 9 Uhr Abends. Unter dieser „Zeit reinigt sich die Leber, und stößt den Schaum und „alles Ueberflüssige von sich, was die Natur von Seiten „des Milzes auswirft. Aus dem Grund ist zu dieser Zeit „der Verstand weniger frey, weil er von dicken schwarzen „Dünsten beschwert wird, die ihm die Munterkeit rauben, „und den Menschen tiefsinnig machen.

Wir schliessen hieraus, daß der Verf. sein Werk von 3 Uhr Nachmittags bis 9 Uhr Abends verfertigt habe, denn man trift darinn Spuren in reichem Maaße von dessen Blödsinnigkeit an.

Die Mutter nach der Anweisung der Natur, nebst einer Abhandlung von den Kinderkrankheiten. Aus dem Französischen des Herrn Deleurye. Frankf. und Leipzig, 1774. in 8. 16 Bogen. Quæ lactat, mater magis, quam quæ genuit. Phædr.

Die Ursachen der Entvölkerung, wovon der V. in der Einleitung redet, sind freylich größtentheils bey den Müttern selbst und ihrem Hange zur Eitelkeit und zum Luxus zu suchen. Alles dieses war freylich bey unsern Vorfahren nicht so häufig anzutreffen, als bey uns. Aus diesem Grunde werden die Generationen immer weichlicher und schwächer. Indessen ist alles das, was der V. hier seinen Landsleuten, den Franzosen, gepredigt hat, schon längst von unserm verehrungswerthen Zückert gesagt worden, denn wer kennt nicht dessen Diät der Schwangern, Diät der Wöchnerinnen, Diät der Säuglinge u. s. w? Noch

müs-

müssen wir denen der Arzneywissenschaft Unkundigen zur Warnung sagen, daß der Uebersetzer (der vermuthlich kein Arzt ist) sich verschiedener grober Fehler schuldig gemacht hat. Man sehe z. B. Seite 247 die Formul zu einem Clystiere: Nehmet drey bis vier Unzen Gerstenabsud; ungefehr eine Unze Aniesöl (wären zehen bis zwanzig Tropfen gnug) einen Eyerdotter; mischet alles wohl. Der zweyte Theil des Buchs von Kinderkrankheiten ist unterrichtend und angenehm, denn der V. beschreibt auch die chirurgischen Krankheiten zugleich mit, z. B. wie der Frosch zu behandeln; wie das Herabfallen der Hoden in den Geilensack zu behandeln u. dgl. mehr. Andere hierher gehörige Dinge hat Rosenstein schon besser abgehandelt.

Die Kunst, das menschliche Geschlecht fruchtbar zu machen. Langensalza, bey Johann Christian Martini, 1774. in 8. 13½ Bogen. Ars non habet osorem nisi ignorantem.

Mittel und Vorschläge in reicher Menge, wie solche nur immer die gröbste Unwissenheit und Betrügerey, trotz einer Zigeunersfrau! aushecken können. Als ein Vorschlag zur Heilung der Gebärmutter, um die Fruchtbarkeit hervorzubringen, mag folgendes zum Beyspiel dienen: Man thue eine Hand voll Andorn (marrubium) in ein athenienssisches Gefäß, und gieße vier athenienssische Maas Brunnenwasser darüber. Neun Tage nach einander lasse man es darinnen weichen, die andern neun Tage aber muß die Unfruchtbare davon nüchtern, nachdem sie sich gewaschen hat, zween Becher voll jeglichen Tag austrinken u. s. w. Nach Verfluß dreyer Tage soll sie Schierlingsblätter in das Feuer werfen, und sich neun Tage nach einander damit räuchern, sich nach dem Räuchern waschen, und wiederum davon trinken (etwa von dem Waschwasser?). Doch werden bisweilen verschiedene chirurgische Rathschläge aus Platners Chirurgie gegeben, und wörtlich findet man hier Hippocratis Meinung von der Unfruchtbarkeit der Weiber.

Or.

Abhandlung von den hysterisch- und hypochondrischen Nervenkrankheiten beyder Geschlechter, oder von

den Vapeurs, in welcher man bemühet ist, mit einer gründlichen Theorie eine auf Wahrnehmung gegründete Heilungsart zu verbinden, durch Herrn Pomme, der Arzneygel. D. in der Facultät zu Montpellier, rathgebender Arzt des Königs und bey der Falknerey. Nach der vierten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt von D. Joh. Ad. Gladbach, Fürstl. Anh. Zerbstischen Hofrath, Hofmedicus und Landphysicus. Breslau und Leipzig, bey J. E. Meyern, 1775. 1 Alph.

Wenn einmal den Deutschen alles übersetzt werden soll, so muß freylich wol Pommens Werk von den Vapeurs dabey seyn. Indessen wird schwerlich ein Arzt von irgend ein wenig Gelehrsamkeit seyn, dem dieß Werk, besonders wegen der vielen dadurch veranlaßten Zänkereyen, nicht schon bis zum Eckel bekannt wäre. Ganz schlechten Aerzten kan es mehr schädlich als nützlich seyn, weil Herr P. die Vapeurs, die doch durchaus nicht immer aus einerley Ursachen auf einerley Art entstehn, nach einer allgemeinen Theorie, auf einerley Art behandelt, und also in seinen Vorschriften eben so oft Recht als Unrecht hat, nachdem ers trift. Da es ganz unnütz wäre, dieß längst abgedrysche Werk nun erst zu recensiren, und das, worinn Herr P. Recht und Unrecht hat, bereits entschieden ist; so wollen wir nur anzeigen, daß die Uebersetzung verständlich und richtig genug, obgleich nicht fliessend noch äusserst genau ist. Unzähligemal ließt man denen, derer, für den, der. Das muß sich Herr Gl. abgewöhnen. Vom Seinigen hat er gar nichts hinzugethan.

Hm.

Jos. Warner — von den Krankheiten der Hoden und ihrer Häute, nebst ihrer Heilung. Aus dem Englischen übersetzt. Gotha, 1775, bey Ettinger. 8. auf 88 Seiten.

Da das Original eigentlich nicht in dem Umfange unsrer Bibliothek mit begriffen ist, so können wir nur von der Uebersetzung sagen, daß sie von Nutzen seyn wird, und

eben

eben nicht allein deßwegen erst nur gemacht werden durfte, damit der Uebersetzer eine Veranlassung hätte, einem guten Freunde etwas zu dediciren. Die Beurtheilung des Originals müssen neugierige Leser in Richters chirurgischen Bibliothek, B. III. St. 2. suchen.

Im.

Instituta facultatis medicæ Vindobonensis, curante Ant. *Störck.* — Vindob. 1775. 8. Auf 59 Seiten, ohne 24 Vorrede.

Eine kurze Geschichte der wienerischen Universität und medicinischen Facultät, nebst v. Swierens Verdiensten, nachher die Ordnung der Vorlesungen, so wird die Anatomie über Schaarschmidts Tabellen gelesen. Die practische Anführung in dem Hospitale ist wol der große Vorzug vor vielen andern Universitäten. Der Verf. fodert 5 Jahre zum medicinischen Studio. Wer ein Mitglied der medic. Facultät daselbst werden will, muß ausser den beym Examen erforderlichen Kosten noch 100 creminitzer Ducaten erlegen, die für die Wittwen aus der Facultät bestimmt sind. Zuletzt das Examen der Apotheker und Hebammen. Sr.

Das Fernglas der Arzneywissenschaft, nebst einigen andern Abhandlungen, Schiffe und Häuser vor dem Blitze zu verwahren, ingleichen ganze Städte und Districte vor dem Erdbeben in Sicherheit zu setzen, nebst einer Beschreibung der Erdbeben und verschiedenen neuen Beobachtungen und Entdeckungen in der physicalischen u. medicinischen Electricität, von Don Joseph Scudery, Doctor der Weltweish. und Arzneywiss. auf der Academie zu Turin. Aus dem Ital. übersetzt. Münster, bey Perrenon, 1775. 8 Bogen in 8. mit einem Kupfer.

Unter dem Ferngla[se] der Arzneywissenschaft versteht der Verf. den elektrischen erschütternden Funken, indem man dadurch, daß man auf der Stelle im menschlichen Körper merkt, wohin er hauptsächlich geht, den eigentlichen

vernünftigen Arzte jammern muß, daß man immer lau klagen muß, daß solch ein elendes Gewäsch ins Deutsche übersetzt wird, und daß dadurch die Dummheit und Unwissenheit immer noch genähret wird. Dem Recensenten ist es vorgekommen, als ob er den hundertjährigen Kalender vor sich liegen habe, denn man höre nur z. B. Seite 13. n. 7. „Die Herrschaft der Galle — Die Galle hat von neun „Uhr Morgens bis drey Uhr Nachmittags die Oberhand. „Während dieser Zeit sondert die Kraft der Natur die „Galle vom Blut ab u. s. w. Eben darum ist der Mensch „zu der Zeit eher aufgelegt, in eine Gemüthsbewegung „und in Zorn zu gerathen. n. 8. Die Herrschaft der „schwarzen Galle. Die schwarze Galle regiert von drey „Uhr Nachmittags bis um 9 Uhr Abends. Unter dieser „Zeit reinigt sich die Leber, und stößt den Schaum und „alles Ueberflüssige von sich, was die Natur von Seiten „des Milzes auswirft. Aus dem Grund ist zu dieser Zeit „der Verstand weniger frey, weil er von dicken schwarzen „Dünsten beschwert wird, die ihm die Munterkeit rauben, „und den Menschen tiefsinnig machen.

Wir schliessen hieraus, daß der Verf. sein Werk von 3 Uhr Nachmittags bis 9 Uhr Abends verfertigt habe, denn man trift darinn Spuren in reichem Maaße von dessen Blödsinnigkeit an.

Die Mutter nach der Anweisung der Natur, nebst einer Abhandlung von den Kinderkrankheiten. Aus dem Französischen des Herrn Deleurye. Frankf. und Leipzig, 1774. in 8. 16 Bogen. Quæ lactat, mater magis, quam quæ genuit. Phædr.

Die Ursachen der Entvölkerung, wovon der V. in der Einleitung redet, sind freylich größtentheils bey den Müttern selbst und ihrem Hange zur Eitelkeit und zum Luxus zu suchen. Alles dieses war freylich bey unsern Vorfahren nicht so häufig anzutreffen, als bey uns. Aus diesem Grunde werden die Generationen immer weichlicher und schwächer. Indessen ist alles das, was der V. hier seinen Landsleuten, den Franzosen, gepredigt hat, schon längst von unserm verehrungswerthen Zückert gesagt worden, denn wer kennt nicht dessen Diät der Schwangern, Diät der Wöchnerinnen, Diät der Säuglinge u. s. w? Noch

müs-

müssen mit denen der Arzneywissenschaft Unkundigen zur Barmung lachen, daß der Uebersetzer (der vermuthlich kein Arzt ist) sich verschiedener greber Fehler schuldig gemacht hat. Man sehe z. B. Seite 247 die Formul zu einem Klystiere: Nehmet drey bis vier Unzen Gerstenwasser; unter sehr eine Unze Anisöl (wären zehen das zwanzig Tropfen genug) einen Eyerdotter; mischet alles wohl. Der zweyte Theil des Buchs von Kinderkrankheiten ist unterrichtend und angenehm, denn der V. beschreibt auch die chirurgischen Krankheiten zugleich mit, z. B. wie der Frosch zu behandeln; wie das Herabfallen der Hoden in den Seitenkanal zu behandeln u. dgl. mehr. Andere hierher gehörige Dinge hat Rosenstein schon besser abgehandelt.

Die Kunst, das menschliche Geschlecht fruchtbar zu machen. Langensalza, bey Johann Christian Martini, 1774. in 8. 13½ Bogen. Ars non habet oloream nisi ignorantem.

Mittel und Vorschläge in reicher Menge, wie solche nur immer die gröbste Unwissenheit und Betrügerey, trotz einer Zigeunersfrau! aushecken können. Als ein Vorschlag zur Heilung der Gebärmutter, um die Fruchtbarkeit hervorzubringen, mag folgendes zum Beyspiel dienen: Man thue eine Hand voll Andorn (marrubium) in ein athenienssisches Gefäß, und gieße vier athenienssische Maas Brunnenwasser darüber. Neun Tage nach einander lasse man es darinnen weichen, die andern neun Tage aber muß die Unfruchtbare davon nüchtern, nachdem sie sich gewaschen hat, zween Becher voll jeglichen Tag austrinken u. s. w. Nach Verfluß dreyer Tage soll sie Schierlingsblätter in das Feuer werfen, und sich neun Tage nach einander damit räuchern, sich nach dem Räuchern waschen, und wiederum das von trinken (etwa von dem Waschwasser?). Doch werden bisweilen verschiedene chirurgische Rathschläge aus Platners Chirurgie gegeben, und wörtlich findet man hier Hippocratis Meinung von der Unfruchtbarkeit der Weiber.

Or.

Abhandlung von den hysterisch- und hypochondrischen Nervenkrankheiten beyder Geschlechter, oder von

vielen Jahren aufhörete, als höchst wichtig kennen werden, und die Verfasser dieses Werks jenen an Genauigkeit und Schärfe im Beobachten, auch Einförmigkeit der Methode, nichts nachgeben; wir dürfen ihnen nur die Namen Monro, Franklin, Rob. Whytt, Gilchrist, Alexander, Clark ꝛc. nennen, um ihre Neugierde rege zu machen. Dieser Band enthält 31 Abhandlungen, größtentheils medicinisch-practischen Innhalts, die, wenn gleich einige darunter schon vor vielen Jahren der Gesellschaft vorgelesen sind, nichts von ihrem Werthe verliehren. Die von dem Tarantulbisse, welche diesen medicinischen Roman noch weiter erkläret, S. 95. von der endemischen Krankheit in Schottland, Sibbens genannt, S. 147. vom Nutzen des Queckſilbers bey convulsivischen Krankheiten, S. 519. u. f. vom Nutzen der Electricität in Verstopfung der monatlichen Reinigung, S. 110. von denen allen uns aber kein umständlicher Auszug erlaubt ist, zumal da wir das Werk bloß als eine deutsche Uebersetzung anzusehen haben, müssen wir den Aerzten vorzüglich empfehlen. Die Uebersetzung läßt sich gut lesen.

Pd.

Kurzer Begriff von der Knochenlehre des Pferds, zu seinen Vorlesungen in der Vieharzneyschule zu Dresden entworfen von Christoph Friedrich Weber, der Arzneykunst und Chirurgie Doctors, Churf. Sächs. Oberthierarztes u. s. w. Dresden und Leipzig, bey Gerlachs Wittwe und Sohn, 1774. 5 Bogen in Großoctav.

Wir billigen es sehr, daß der Verf. nur einen ganz kurzen Entwurf dieses Theiles der Pferdeanatomie seinen Lehrlingen vorträgt, denn gewiß ist es, daß so weitläufige und ganz ins Detail gehende Beschreibungen der Theile des thierischen Körpers, wie andere gegeben haben, künftigen praktischen Viehärzten nicht nur ziemlich unnütz sind, sondern sie auch selbst von einem Studio abgeneigt machen, worinn gleich im Anfange ihr Gedächtniß gar zu sehr überladen wird. Wir würden doch aber aus eben der Ursache anrathen, nicht, wie der Verf. hier gethan hat, die einzelnen Knochen des Kopfes besonders durchzugehen, sondern, da diese Knochen ohnedem bey einem erwachsenen

Pferde

Pferde beynahe gänzlich unter einander verwachsen sind, vielmehr den Kopf, im Ganzen gleichsam, nach allen an den Knochen desselben sich findenden erheblichen Hervorragungen und Vertiefungen, den Lehrlingen bekannt zu machen suchen. Hingegen würden wir einige nähere Kenntniß von den Knochen des Kniees nicht für überflüssig halten, bey denen sich der Verf. hier nur ganz im Allgemeinen aufhält. Auch wäre es vielleicht nützlich, bey Gelegenheit der Knochen des Pferdes, die Abweichung in dem Bau der Knochen des übrigen Viehes zugleich mit beyzubringen, nicht davon etwa in einem besondern Werke zu reden: die Verschiedenheiten unmittelbar neben einander gestellt würden besser in die Augen fallen und überhaupt vielleicht sich tiefer dem Gedächtnisse eindrücken. Neue Entdeckungen wird im übrigen niemand in einem solchen Buche suchen; seine Güte besteht nur darinn, daß es das schon Bekannte ordentlich und faßlich vorträgt.

W.

D. *Georg Christiani Arnold*, Medic. et artis obstetriciae Practici Lesnae in Polonia majori, A N C. socii, Tractatus de partu serotino cccxxim dierum, ex oedemate uterino cum singulari graviditate et puerperio. Lipsiae, apud Hilscher, 1775. 8½ Bogen in 8.

Der Fall ist merkwürdig, und die Beobachtung genau angestellt; Herr Arnold zeigt sich darinn als einen geschickten Geburtshelfer und gelehrten Arzt. Sollten aber alle merkwürdige Fälle mit solcher Genauigkeit, Umständlichkeit und Nebengelehrsamkeit abgehandelt werden, als dieser, so — wehe dem Leser!

Eben diesen Ausruf wiederholen wir bey einer andern Schrift des Herrn Arnold, welche den Titel führt:

D. Georg Christian Arnold ꝛc. Gedanken von der Zulässigkeit der Meinung: die Mutter wirke in die Bildung ihrer Frucht durch die Einbildung; nebst einigen dahin gehörigen Beobachtungen.

Erster Versuch. Leipzig, bey Hilschern, 1775. in 8. 7 Bogen.

Der V. will untersuchen, ob die Wirkung der Einbildungskraft der Mutter in die Frucht eine ungegründete Meinung sey? Dieser ganze erste Versuch von 7 Bogen enthält nichts, als die Untersuchung, ob diese Meinung mit den Begriffen der Religion und den Gedanken von Gott bestehen könne, und ihm anständig sey? Aus der Anlage § 6. erhellet, daß die folgenden Versuche zeigen werden, ob auch diese Meinung dem gemeinen Wesen eher schädlich als nützlich, den einzelnen Gliedern desselben vortheilhaft, und ob in ihrem Lehrbegriffe Ordnung und die höchste Wahrscheinlichkeit sey? Wer es erlebt, daß der V. hiermit zu Ende kommt, der wird sehen, was für Nutzen er davon habe. Hier erfahren wir erst auf dem siebenten Bogen § 42. „daß es eine der Religion und den Gedanken „des Christen von Gott unanständige Meinung sey, die „Mutter bilde durch ihre Einbildung regelmäßige Mißgeburten. Gott ist vielmehr der Urheber der Mißgeburten: denn er hat ein unstreitiges Recht, Gestalten zu bilden, welche er will, weil er der Schöpfer und Herr der „Natur ist. S. 103.„ Nun, das ist er. Wir erkennens: aber auch, daß Herr Arnold ein sehr langweiliger Schriftsteller ist, dem wir seine übrigen Versuche in dieser Sache gern schenken wollten. Die Beschreibungen einiger Mißgeburten sind etwa hier einzelne Goldkörner im Sande.

Gz.

Le Medecin Interprete de la Nature, ou Recueil de Pronostics, sur le Caractere des Maladies, leurs Metastases, et leur suites funestes, par Mr. Klein, 2 Tomes. Paris, 1775. gr. 12.

Eine Uebersetzung des bekannten Werks: Interpres clinicus, so schon vor mehrern Jahren zu Frankfurt am Mayn gedruckt worden.

Mn.

Christ.

Christ. Ehrenfried Eschenbach, Ph. et Med. D. et in acad. Rostoch. Prof. P. O. ac vrbis Pol. Medicina legalis brevissimis comprehensa thesibus. Edit. altera, priori emendatior. Rostochi, bey Kopp, 1775. 8. 212 Seiten.

Eine neue vermehrte Auflage eines bekannten Buches, das unter die besten in diesem Fache gehöret, da der Verf. äusserst genau bey zweifelhaften Fällen, und dabey doch nicht weitschweifig ist. Wenn er nur nicht immer seinem ehrlichen Zittmann, Ammann, Alberti zu viel zutrauete, sondern die Autorität dieser guten Leute etwas mehr durch die Bekanntschaft mit neuern zuverlässigen Beobachtern unterstützte! Ueberhaupt wünschten wir, daß jemand blos eine Sammlung von solchen Beobachtungen aus den neuern Schriften machte, die entweder manche bisher noch immer beybehaltene Meinung von Lethalität ꝛc. widerlegten, fast allein chirurgischen Innhalts seyn müßten, und auf diese Art für den im Gerichte sitzenden Arzt und Rechtsgelehrten selbst höchstnützlich seyn könnten. Der neuere Streit der Franzosen über die naissances tardives, die neulichen Beobachtungen von de Haen über Extrauterinschwangerschaft ꝛc. könnten allein schon Stoff dazu geben.

Sr.

D. Gottwald Schusters, Poliatri und Physici provincialis zu Chemnitz, vermischte Schriften, als eine Fortsetzung des medicinischen Journals. Zweyte Cayeten. Chemnitz, bey Stössels Erben. 1774. 8.

Bekannter Mischmasch.

No.

Joachim Friedrich Henkels, Med. et Chir. Doct. etc. Abhandlung der chirurgischen Operationen; siebentes Stück. Von der Oefnung der Brust, der Oefnung des Unterleibes, dem sogenannten Wurm

am

vielen Jahren aufhörete, als höchst wichtig kennen werden, und die Verfasser dieses Werks jenen an Genauigkeit und Schärfe im Beobachten, auch Einförmigkeit der Methode nichts nachgeben; wir dürfen ihnen nur die Namen Monro, Franklin, Rob. Whytt, Gilchrist, Alexander, Clark ꝛc. nennen, um ihre Neugierde rege zu machen. Dieser Band enthält 31 Abhandlungen, größtentheils medicinisch-practischen Innhalts, die, wenn gleich einige darunter schon vor vielen Jahren der Gesellschaft vorgelesen sind, nichts von ihrem Werthe verliehren. Die von dem Tarantulbisse, welche diesen medicinischen Roman noch weiter erkläret, S. 95. von der endemischen Krankheit in Schottland, Sibbens genannt, S. 147. vom Nutzen des Quecksilbers bey convulsivischen Krankheiten, S. 519. u. f. vom Nutzen der Electricität in Verstopfung der monatlichen Reinigung, S. 110. von denen allen uns aber kein umständlicher Auszug erlaubt ist, zumal da wir das Werk bloß als eine deutsche Uebersetzung anzusehen haben, müssen wir den Aerzten vorzüglich empfehlen. Die Uebersetzung läßt sich gut lesen.

Pd.

Kurzer Begriff von der Knochenlehre des Pferds, zu seinen Vorlesungen in der Vieharzneyschule zu Dresden entworfen von Christoph Friedrich Weber, der Arzneykunst und Chirurgie Doctors, Churf. Sächs. Oberthierarztes u. s. w. Dresden und Leipzig, bey Gerlachs Wittwe und Sohn, 1774. 5 Bogen in Großoctav.

Wir billigen es sehr, daß der Verf. nur einen ganz kurzen Entwurf dieses Theiles der Pferdeanatomie seinen Lehrlingen vorträgt, denn gewiß ist es, daß so weitläufige und ganz ins Detail gehende Beschreibungen der Theile des thierischen Körpers, wie andere gegeben haben, künftigen praktischen Viehärzten nicht nur ziemlich unnütz sind, sondern sie auch selbst von einem Studio abgeneigt machen, worinn gleich im Anfange ihr Gedächtniß gar zu sehr überladen wird. Wir würden doch aber aus eben der Ursache anrathen, nicht, wie der Verf. hier gethan hat, die einzelnen Knochen des Kopfes besonders durchzugehen, sondern, da diese Knochen ohnedem bey einem erwachsenen

Pferde

offenbar, daß die Bogen blos ums liebe Brod voll geschrieben sind; nicht die mindeste Auswahl, nicht die kleinste Sorgfalt in der Anordnung der Nachrichten und für ihre anständige Einkleidung. Sprache, Lob, Tadel, Witz, Satire, alles ist so gemein, so platt, als ob es von einem Zuschauer von der Gallerie herrührte. Theaterliteratur, Correspondenz, Neuigkeiten, Anekdoten, Nachrichten von Feuerwerken, Balleton, Hetzen, Marionettenspielen, vom Theater in Wien, Prag, Esterhatz, Mayland, Venedig, Preßburg, Cassel, alles auf die buntscheckigste Art durch einander! Gar lustig und kurzweilig ist die Kritik über den Leipziger Musenalmanach, in ein Gespräch zwischen diesem und der Theaterchronik gemacht. Hier ist eine Probe dieses Gesprächs und zugleich des feinen Geschmacks dieser Schrift:

Chronik. Bonjour, Herr Almanach! Viel neues? Almanach. Sehr wenig, Schwester! Chronik. Hast du schon den 4. 5. 6. 7. und 8. Band des Wienertheaters gesehen? Almanach. O ja! — (spuckt) dergleichen schlecht Zeug bringt man auch zu uns! Chronik. Nicht so hoch mit der Nase, Herr Bruder! Ich denke, euer und unser Witz wird so ziemlich gegen einander aufgehen. Almanach. Ha! ha! ha! Weißt du auch, Schwester, wo ich her bin? Chronik. Aus Leipzig. Almanach. Dem Sitz der deutschen Musen! Chronik. Laß einmal hören, hochmüthiges Männchen! Was denkst du von unserm Theater. Almanach. Sehr wenig. „Izt, da es keine Seltenheit „mehr genannt werden kan, wenn wir von Wien aus „Schauspiele erhalten, die den gesunden Menschenverstand „nicht geradezu beleidigen. — — —„ Chronik. Halt ein, Unverschämter, was sprichst du hier? Sind dies Worte des höflichen, des weisen Sachsen? Das sind Schlacken aus Vulkans Werkstatt. — — — Weniger Stolz, Sachsenmann, dein Kopf ist zu enge, alle Weisheit zu fassen. Laß andern auch etwas; der Hirnschädel möchte dir sonst zerplatzen; sollte er auch von Meister Vulkan selbst mit eisernen Ringen gebunden seyn; u. s. f.

Dz.

Spatziergänge. Erster Theil. Berlin, bey Himburg, 1774. 15 Bogen in 8.

Spa-

Spatziergänge. Zweyter Theil. Ebendaſ. 16 B. in 8.

Joachim Chriſtian Blums Spatziergänge. Neue verbeſſerte und viel vermehrte Auflage. Leipzig, bey Weygands, 1775. Zwey Theile. 1 Alph. 3¼ B. in 8.

Es ſind Betrachtungen, meiſtens ſittlichen und lehrreichen Innhalts, zu deren jedesmaliger Veranlaſſung ein Spatziergang angenommen wird. Sie haben zwar keine beſondere Neuheit, ſind nicht Früchte eines angeſtrengten und ſcharfſinnigen Nachdenkens; indeß können ſie doch vielen Leſern in Erholungsſtunden, oder in ſolchen Augenblicken, wo die Einſamkeit, oder ein ſtiller, ländlicher Aufenthalt die Seele in ſich ſelbſt zurückführet, die angenehmſte und nützlichſte Unterhaltung verſchaffen, und ſehr dazu dienen, ſie auf Gegenſtände zu richten, über welche ſie erſt gemeinſchaftlich mit dem Schriftſteller, und dann für ſich weiter nachdenken kann. Und ein Verfaſſer, der dies Verdienſt hat, iſt uns allemal ſehr verehrungswürdig. Die Schreibart iſt edel und blühend; nicht neologiſch; ein neues, ſchätzbares Verdienſt! Durchgehends empfindet man bey der Leſung dieſer Betrachtungen, wie edel, gut, und wohlthätig ihr Verfaſſer geſinnt ſeyn muß; deſto wirkſamer muß ſeine Bemühung ſeyn, in den Herzen ſeiner Leſer gleichgeſtimmte Geſinnungen und Gefühle zu erregen. Er verehrt Noriks Grab, welches auf dem Titelkupfer der ältern Ausgabe abgebildet iſt; aber er gehört nicht unter ſeine überall von Empfindſamkeit lallende Nachahmer. Vielmehr erklärt er ſich im funfzehnten Spatziergange wider dieſelben, und beſtimmt daſelbſt ſehr glücklich den Charakter der wahren Gutherzigkeit. Den zwey und dreyßigſten Spatziergang empfehlen wir beſonders unſerm leſenden Frauenzimmer, und ſtimmen von ganzem Herzen in die Apoſtrophe des Verf. ein: (S. 258. der n. Ausg.) „Bitte für uns, heiliger Cervantes! wenn man uns mit Barden- und Minnegeſang heimſucht, wenn man uns in Chineſen und Celten verwandeln will, wenn man — o! bitte für uns, daß man uns nicht in Hottentotten- und Grockeſen verwandele!„ — Die neue Auflage iſt, auſſer manchen in die Augen fallenden Verbeſſerungen, mit fünf neuen

neuen Spaziergängen vermehrt, deren itzt in allen vierzig sind.

Der sächsische Prinzenraub oder Kunz von Kauffung, ein Trauerspiel in Versen und drey Aufzügen, aus dem Lateinischen übersetzt von Herrn P. F. J. Gera und Leipzig, bey Rothen, 1774. 5 Bogen in 8.

Die armen sächsischen Prinzen! — Ihr Räuber, Kunz von Kauffungen, und ihr ehemaliger epischer Herold, Triller, habens nicht ärger mit ihnen im Sinne gehabt, als sie dieser ungenannte dramatische Reimer behandelt. Kaum traut man seinen Augen, wenn man nur einige Verse dieses armseligen Trauerspiels gelesen hat, und dann auf die Jahrzahl des Titels zurücksieht. Schon vor funfzig Jahren wäre dies verworfene Reimerey gewesen. Oder weiß man was kläglicheres, als folgende Verse, die doch vielleicht nicht die schlechtesten sind; denn wir wählen sie nur zur Probe, wie sie uns in die Augen fallen. — Der Köhler erzählt dem Churfürsten den Verlauf der Sache:

Herr Churfürst, hört nur zu, ich will euch alles sagen,
Wie sich das ganze Werk ausführlich zugetragen:
Ich brannte Kohlen dort, und kam von ungefähr
Zu dem verfluchten Kerl als wie gerufen her,
Der euren liebsten Sohn mit Stricken fest gebunden;
Doch hat er gleich an mir den rechten Mann gefunden.
Ich schwur beym Schlapperment, gieb mir das Kind gleich frey,
Wo nicht, so schlag ich dir sogleich den Kopf entzwey.
Drauf gieng der Tanz erst an, u. s. f.

Mo.

Der Büchsenmacher, ein bürgerliches Trauerspiel in zwey Aufzügen. 1775. 2½ Bogen. in 8.

„Ein junger Mensch in Schwaben, der Rechtsgelehrsamkeit befliſſen, ſollte bloß das Factum aus gerichtlichen Ackten ziehen, woraus unter ſeinen Händen gegen

„gegenwärtiges Trauerspiel geworden ist. Jenes hat sich „würklich zugetragen, nasses Heu sich entzündet, Pulver „das Feuer gelöscht, die Personen geredt und gehandelt, „wie sie hier reden und handeln; und nachdem dieses fer„tig war; auch von ein paar Männern von Geschmack „und Urtheil, (denn seinem eigenen traut er gar nicht) für „schön gehalten werden wollen; so bedauert ers, daß er „nichts dabey gethan, sondern alles die liebe Mutter Na„tur.„— Und wir bedauren, daß der junge Mensch in Schwaben nicht lieber ganz allein bey seiner Rechtsgelehrsamkeit geblieben ist, sein Factum nicht ganz simpel aus den Ackten gezogen hat, von seinen kunstrichterlichen Freunden, die etwas abscheuliches für schön hielten, so jämmerlich hintergangen ist, auch sich in der Hülfe der lieben Mutter Natur so gröblich geirrt, und sie mit der bösen Stiefmutter Schreibsucht verwechselt hat. Sein Trauerspiel — so heißt es, weil es darinn brennt, und ein armes Mädchen, im Beyseyn und auf Veranlassung des Herzogs mit Flintenkolben in die Schläfe gestoßen und getödtet wird — ist tief unter der Kritick; die Sprache so schwäbisch pöbelhaft wie möglich, die Handlung selbst äusserst ungereimt, oft unanständig, und wie wir fürchten, hie und da sehr anzüglich; denn ist das würklich vorgefallen, so müste es doch auch ein nahmhafter Herzog seyn, der hier eine abscheuliche Rolle spielt. In dieser Rücksicht wünschen wir dem jungen Menschen in Schwaben, daß sich das Blat nicht wende, und daß nicht so, wie aus den Ackten ein Trauerspiel wurde, aus dem Trauerspiel wieder Ackten werden mögen.

Dz.

Der Minister. Ein Drama in fünf Aufzügen. Neue, durchaus veränderte Auflage. Wien, beym Logenmeister, 1775. 72 Seiten, in 8.

Klementine, oder das Testament. Ein Drama in fünf Aufzügen. Neue, durchaus veränderte Auflage. Wien, beym Logenmeister, 1775. 94 S. in 8.

Thos

Thamos, König von Egypten. Ein heroisches Drama in fünf Aufzügen. Neue und verbesserte Auflage. Frankfurt am Mayn, bey den Eichenbergischen Erben, 1775. 87 S. in 8.

Adelheid von Siegmar, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Neue und verbesserte Auflage. Frankf. am Mayn, eb. d. 1775. 84. S. in 8.

Der Adelsbrief oder Prädikat. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. Neue, veränderte Auflage. Wien, beym Logenmeister, 1775. 58 S. in 8.

Der Namenstag, oder die fünf Theresen. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Neue veränderte Auflage. Wien, beym Logenmeister, 1775. 26 S. in 8.

Der Terno, oder das Lottoglück. Ein Lustspiel in einem Aufzuge. Ebendas. 1775. 28 S. in 8.

Alle diese Schauspiele sind schon nach ihren vorigen Ausgaben in dieser Bibliotheck angezeigt und beurtheilt; die öftere Wiederholung ihres Abdrucks ist ein Beweis ihrer günstigen Aufnahme, und die jedesmaligen Verbesserungen des Verfassers machen seinem schon sonst von uns gerühmten kritischen Fleisse wahre Ehre; so, wie es auf der andern Seite dem Kunstrichter ein Vergnügen machen muß, wenn er sieht, daß seine Erinnerungen von den Schriftsteller, den sie angiengen, geprüft, und nach Gelegenheit genützt werden. Die Wienerischen neuen Auflagen des Ministers und der Klementine, sind der Dresdner gleichförmig, die wir im zweyten Stücke des XXVIsten Bandes angezeigt haben. Die Verbesserungen im Thamos sind, so viel uns die Vergleichung verschiedener Scenen lehrt, minder erheblich; so auch die in der Adelheid von Siegmar. In den drey letzten Stücken ist die Verschiedenheit von den ältern Ausgaben beträchtlicher; der Dialog besonders ist sorgfältig umgearbeitet, und weit natürlicher und geschmeidiger geworden.

Mo.

Das befreyte Ratenau, ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, bey Weygands, 1775. 8½ B. in 8.

Das besondere Interesse, welches dieses Stück für brandenburgische Unterthanen haben muß, verschaffte demselben, den Zeitungen zufolge, bey der ersten Aufführung in Berlin sehr vielen Beyfall, und den Vortheil einer öftern Wiederholung; auch das deutsche Publikum überhaupt wird durch die Erklärung des Verfassers, daß er vom Patriotismus gedrungen sey, das Andenken dieser That zu feyren, zu desto mehr Nachsicht gegen dasjenige aufgefordert, was es etwa in diesem Schauspiele unvollkommen und mangelhaft finden möchte. Auch hebt es sich, im Ganzen genommen, über die gemeine Klosse theatralischer Stücke merklich hervor, eben so sehr über die platten, seichten Arbeiten regelmäßiger Vielschreiber, als über die unnatürlichen, holprichten Werke regelloser Freybeuter unsrer Bühne. Es hat so viele Scenen, Anlagen und Reden, worinn man den Mann von Empfindung, Geschmack und Menschenkenntniß mit Vergnügen und inniger Theilnehmung entdeckt; nur den gebildeten dramatischen Dichter vermißt man zu oft, sowohl in der ganzen Vertheilung und Führung des Plans, als besonders in der Bearbeitung des Dialogs, dem es, einige Scenen ausgenommen, meistens an nöthiger Abänderung, Kürze und Geschmeidigkeit fehlt. Und irren wir nicht, so liegt der Grund dieses Fehlers hauptsächlich in der dem Verf. vielleicht bey andern Arbeiten geläufig gewordenen Neigung zur poetischen Zergliederung und Auszeichnung seiner Gedanken. Daher die weitschweifigen, mehr als seitenlangen Reden seiner Personen; daher die oft mit Zeit und Stand und Charackters so unverträgliche Kostbarkeit, und der manchmal fast poetische Schwung ihres Ausdrucks. Hierin war desto mehr Mäßigung nöthig, da die meisten handelnden Personen dieses Stücks Bürger einer kleinen Stadt sind, und in einer Zeit lebten, wo Sprache und Geschmack noch nicht so gebildet war, um sie mit einiger Wahrscheinlichkeit so reden zu hören, wie der Verf. sie meistens reden läßt. Nicht gerade die Sprache der damaligen Zeit, aber mehr simpeln, natürlichen Ausdruck hätten wir gewünscht. Folgender Monolog des Bürgermeisters von Ratenau S. 62. mag diese unsere Erinnerung rechtfertigen: „Göttliche Tugend,

„bren-

„nende Vaterlandsliebe, Treue des Unterthanen und Bür„gers! so hast du dir endlich einmal einen unbekannten „Winkel der Welt zu deinem Wohnsitz erlesen! so wirst „du denn einmal mit reinem Herzen verehrt! deiner „innern Schönheit und Güte wegen — nicht daß wir „Ansehen und Glück und des Nachruhms Unsterblichkeit „von dir erwarteten! — Patriotismus athme nur unter „Albions Himmel, oder auf Helvetiens Alpen? — Künf„tig soll mir das keiner einreden! — Allenthalben ge„deiht er, wo güldene Freyheit aufblüht. Und wo ist „Freyheit, als da, wo die Majestät der Gesetze aufrecht „erhalten, wo glücklicher in einem, als in vielen Regen„ten, der allgemeine Vater verehrt wird?„

Vorrede ohne Buch, von J. C. Ast. 1775. 5 Octavbogen.

Soll wohl sehr witzig seyn; wer nur alle die Anspielungen und Seitenblicke verstünde, die der Verf. mag im Sinne gehabt haben, der den Kennern unserer Theatergeschichte nicht ganz unbekannt seyn wird. Diesen kann es auch nichts neues seyn, ihn und den Gernwitz beysammen zu finden. Diese Vorrede kündigt einige Werke des Verf. an, bey denen es recht gut ist, daß er sie nur ankündigt, und sie nie zu liefern denkt. In diesem Betracht muß ihm das Publikum verbunden seyn, daß er ihm lieber eine Vorrede ohne Buch, als ein Buch ohne Vorrede liefert, worinn jene Sammlung enthalten wäre. Bey der Ankündigung eines dieser Werke, einer komischen Oper, Venus Kallipygos) setzt er alle Schamhaftigkeit bey Seite. Das letzte Werk, welches er verspricht, ist ein antiästhetisch-etymologisches Lexikon der gewöhnlichsten Namensendungen der deutschen Städte, Schlösser, Flecken und Dörfer. Er liefert hier eine ziemliche Anzahl Artickel zur Probe, bey denen der Verf. wohl recht Rabnerisch zu seyn dachte. Wer Lust hat, lese diese Probe; das Werk wird dem Titel völlig entsprechen, wenn antiästhetisch so viel heissen soll, als abgeschmackt.

„gegenwärtiges Trauerspiel geworden ist. Jenes hat sich „würklich zugetragen, nasses Heu sich entzündet, Pulver „das Feuer gelöscht, die Personen geredt und gehandelt, „wie sie hier reden und handeln; und nachdem dieses fertig war, auch von ein paar Männern von Geschmack „und Urtheil, (denn seinem eigenen traut er gar nicht) für „schön gehalten werden wollen; so bedauert ers, daß er „nichts dabey gethan, sondern alles die liebe Mutter Natur.„— Und wir bedauren, daß der junge Mensch in Schwaben nicht lieber ganz allein bey seiner Rechtsgelehrsamkeit geblieben ist, sein Factum nicht ganz simpel aus den Akten gezogen hat, von seinen kunstrichterlichen Freunden, die etwas abscheuliches für schön hielten, so jämmerlich hintergangen ist, auch sich in der Hülfe der lieben Mutter Natur so gröblich geirrt, und sie mit der bösen Stiefmutter Schreibsucht verwechselt hat. Sein Trauerspiel — so heißt es, weil es darinn brennt, und ein armes Mädchen, im Beyseyn und auf Veranlassung des Herzogs mit Flintenkolben in die Schläfe gestoßen und getödtet wird — ist kief unter der Kritick; die Sprache so schwäbisch pöbelhaft wie möglich, die Handlung selbst äusserst ungereimt, oft unanständig, und wie wir fürchten, hie und da sehr anzüglich; denn ist das würklich vorgefallen, so müste es doch auch ein nahmhafter Herzog seyn, der hier eine abscheuliche Rolle spielt. In dieser Rücksicht wünschen wir dem jungen Menschen in Schwaben, daß sich das Blat nicht wende, und daß nicht so, wie aus den Akten ein Trauerspiel wurde, aus dem Trauerspiel wieder Akten werden mögen.

Dz.

Der Minister. Ein Drama in fünf Aufzügen. Neue, durchaus veränderte Auflage. Wien, beym Logenmeister, 1775. 72 Seiten, in 8.

Klementine, oder das Testament. Ein Drama in fünf Aufzügen. Neue, durchaus veränderte Auflage. Wien, beym Logenmeister, 1775. 94 S. in 8.

Thor

Zerreißung, wie etwa bey dem Stachel eines kleinen Inſects, nöthig, und der gläſerne Glanz der Amiantfaden läßt ſich nicht mahlen. Die zuſammengetragenen Collectaneen vom Aſbeſt nutzen auch zu nichts. Wer ſie lieber franzöſiſch leſen will, kann ſie unter folgendem Titel kaufen:

Traité phyſique et microſcopique de l'Asbeſte, l'Amiante, le Lin de pierre — avec 6 planches.

Hiſtoriſche Mineralogie, oder Beſchreibung der Mineralien und Anzeigung der Oerter, wo ſie gefunden werden. Für Anfänger. Breßlau und Leipzig. 1775. 8.

Lauter überall bekannte Sachen, wahre und falſche Nachrichten unter einander. Wer nicht glauben will, mag ſeinem Unglauben einige Groſchen aufopfern, und die Bogen kaufen.

O.

Der königl. ſchwediſchen Akademie der Wiſſenſchaften Abhandlungen, — auf das Jahr 1771. Drey und dreyßigſter Band. Leipzig 1775. 8.

Ein Paar Aufſätze betreffen die Richtung der ſchwediſchen Gebürge. S. 46. wie in Norwegen die Kohlmühlen (Gadus virens) gefangen werden; wobey einige artige Anmerkungen zur Ichthyologie vorkommen. Lidbecks Nachricht von Buchſtaben, die im Holze verwachſen gefunden worden. Man hat dergleichen auch in Deutſchland ſchon oft beobachtet und beſchrieben. Kalms Verſuche über die Wärme des Meerwaſſers. Wille giebt ein Werkzeug an, womit man Waſſer aus der Tiefe herausholen kan; auch zieht er einige Schlüſſe aus ſeinen und anderer Beobachtungen. Ferbers botaniſcher Kalender für Carlscrona, nebſt einigen Nachrichten von den dortigen Mineralien. Man verbeſſert in Schweden den Geſchmack des Rindfleiſches, wenn man das Vieh, einige Zeit vor dem Schlachten, die ſalzigten Pflanzen am Meerufer freſſen läßt; eine neue Beſtätigung des Raths, dem Rindviehe Salz zu geben. Prof. Kölpins neue Beyträge zur genauern Kenntniß des Schwerdtfiſches. S. 122 findet man die wichtige Unterſuchung des Flußſpats und deſſen Säure von C. W. Scheler. Kalkerde und eine, wie es ſcheint, eigene Säure, ſind die Be-

Landtheile dieser Steinart. Prof. Bergmanns nützliche Anmerkungen über die Bereitung der Ziegel. Hallbin erwählt einen Versuch, Häuser aus Kupferschlacken zu bauen. S. 243. wie Hilfybutte und Flünder in Norwegen gefangen werden. Des Bergmeisters Hermelin, dem die Akademie viele gute Aufsätze zu danken hat, Verbesserung des Kupferschmelzens. Martin von den Fadenwürmern. Bergmann von der Vereinigung des Quecksilbers mit Salzsäure. Mallet von der Spaltung der Lichtstrahlen.

Von den äusserlichen Kennzeichen der Foßilien, abgefaßt von Abraham Gottlob Werner, der Bergwerkswissenschaften und Rechte Beflissenen. Leipzig. 1774. 304 Seiten in 8.

Die innerlichen oder chemischen Kennzeichen der Mineralien sind und bleiben auch nach des V. Meynung die einzigen Kennzeichen der Classen, Ordnungen, Geschlechter und Arten; aber da auch diese Arten (Species) noch mancherley geringe oder zufällige Abänderungen leiden, und diese sich nicht mehr aus der Mischung bestimmen lassen, so muß man zuletzt doch auch äussere Kennzeichen zu Hülfe nehmen, um zwar sehr ähnliche aber doch würklich verschiedene Dinge von einander unterscheiden zu können. Dieser Meynung pflichten auch nun Wallerius, Gerhard und andere wahre Mineralogen (nicht aber alle Petrefactensammler) bey. Inzwischen haben diese sich noch nicht die Mühe genommen, diese äusseren Kennzeichen genau zu erklären, zu bestimmen und mit festgesetzten Namen zu belegen; wiewohl doch H. von Linne auch dazu den Weg schon gebahnet gehabt hat. H. Werner ist weiter gegangen, und hat alles sehr umständlich aus einander gesetzt. Man findet hier alle Verschiedenheiten, welche Mineralien in der Farbe, im Zusammenhange, im Anfühlen, in der Kälte, Schwere, im Geruche und Geschmacke bemerken lassen, aufgesucht und bestimmt. Die vielen Benennungen, die auf solche Art nothwendig geworden sind, hat der V in bequeme Tabellen gebracht, die alles desto leichter übersehen lassen. Es ist zu wünschen, daß die Bemühung des V. dazu dienen möge, die Mineralogen zu veranlassen, ihre Benennungen äusserlicher Eigenschaften zu erklären, und dadurch allgemeiner zu machen. Denn allerdings müssen die Naturalisten mit dem Verfasser sagen: in verbis non simus faciles, vt conueniamus in re. Uebrigens beweisen auch diese Bogen, daß der V. mehr, als nur das Aeusserliche der Mineralien kennen gelernt hat, und wir hoffen daher von ihm noch wichtigere Beyträge. Zur Probe wollen wir die Beschreibung des Rußischen

oder

oder ächten Marienglases abschreiben. Ist von einer blassen gelblichgrauen Farbe, die sich etwas ins braune zieht; wird derb gefunden; hat eine unebene Oberfläche; ist äusserlich wenig; inwendig aber starkglänzend; und zwar von einem fast metallischen Glanze; zeigt auf dem Bruche grosse unbestimmte krumme Blätter; springt in scheibenförmige Stücke. In grossen Stücken ist es an den Kanten durchscheinend, in dünnen Scheiben aber durchsichtig. Giebt einen weissen Strich; ist weich, kommt aber dem halbharten nahe. In dünnen Scheiben ist es elastisch biegsam. Fühlt sich mager und ohne Kälte an; ist nicht sonderlich schwer, und geht schon ins leichte über.

A.

---

7. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Joh. Gottl. Schummels, Konventual des Kl. l. Fr. in Magdeburg, Uebersetzerbibliothek zum Gebrauche der Uebersetzer, Schulmänner und Liebhaber der alten Litteratur. Wittenberg u. Zerbst, bey Zimmermann, 1774. 368 Seiten. 8.

Ein Werk der Art, wie wir hier vor uns haben, das ein Verzeichniß aller bisherigen deutschen Uebersetzungen enthalten soll, zu liefern, ist an sich kein tadelnswürdiger Gedanke. Wenn es in der Anzeige besonders der ältesten Uebersetzungen einigermassen vollständig ist, so dient es dem Liebhaber der vaterländischen Litteratur, dem Uebersetzer, der noch kommen soll, und auch der Schulmann, sagt Hr. S. der oft gar keine gute Uebersetzung kennet, kan dieß Verzeichniß für sich brauchen. Es wäre so nach bey einiger Vollständigkeit auch ein gutes Supplement zum Fabricius, besonders zur latein. Bibliothek desselben, da doch der neue Herausgeber derselben die Uebersetzungen nicht vollständig hat angeben wollen. — Hr. S. sagt uns in der Vorrede, sein Buch soll ein Catalogue raisonné seyn, und vertheidigt sich wegen seines Raisonnements damit, daß es ihm unmöglich gewesen, bloße Titel gedankenlos hin zu schreiben, und er ein Urtheil über manche Uebersez-

tzungen zu fällen um so nöthiger gefunden, je mehr er bemerkt habe, daß man in Journalen die Uebersetzungen wenig achte, den Werth mancher völlig verkenne, und überhaupt den Ton zu hoch nehme. „Also glaubte ich, es würde „nicht ganz überflüssig seyn, aus eignen und entlehnten Urtheilen ein Ganzes von einer Generalkritik der neusten „und vorzüglichsten Uebersetzungen zusammen zu flicken.“ Ohne den Vorwurf, den er den Journalen macht, auf unsre Bibl. zu ziehn, das wir um so weniger für nöthig halten, da Hr. S. sehr oft, bald stillschweigend bald namentlich, ihre Urtheile von den neusten Uebersetzungen angeführt hat, erinnern wir nur, daß Hr. S. zu Zeiten in denselben Fehler, den er tadelt, gefallen sey, und uns am wenigsten das gefalle, daß er seine Generalkritik zusammen geflickt hat. Ja im eigentlichsten Verstande zusammen geflickt, aber zugleich an vielen Stellen auch dem richtigen und dem Körper seines Kindes passenden Maaß so sehr zuwider erweitert, daß man es leicht merken kan, Hr. S. verstehe das Handwerk noch nicht recht. Wir wollen unten Proben davon beybringen, und erst nur den Plan des Verf. kürzlich anzeigen. Er hat richtig zwey Hauptabtheilungen: Griechen und Römer gemacht, und bey jedem wiederum Dichter, Geschichtschreiber, Redner, Weltweise und andre Gelehrten, und endlich Kirchenscribenten unterschieden, am Ende des Werks, ausser einigen Zusätzen und Verbesserungen, ein Verzeichniß der noch unübersetzten Schriftsteller (auch wieder mit Raisonnements und einigen — vermuthlich unmaßgeblichen — Vorschlägen, wer diesen oder jenen Schriftsteller übersetzen soll, z. E. Hr. Meiners den Epictet u. s. f.) beygefügt. Ausgelassene Schriftsteller hat der Rec. nicht bemerkt, daß aber Uebersetzungen ausgelassen seyn sollten, kan man bey der Seltenheit der alten und dem Wust der neuen Uebersetzungen allenfalls a priori sagen, doch wirds keiner itzt schon dem Verf. zur Last legen; und der Recens. am wenigsten, der an einem Orte lebt, aus welchem er dem Verf. keine Zusätze liefern kan. Den Rath aber mögte er wol Hrn. S. mittheilen, daß er bey einer neuen Ausgabe, oder besser, bey künftigen Zusätzen sich einen Freund in Göttingen suche, wo die Bibliothek durch Gebauers Nachlaß im Fache der alten — in jedem Betracht schätzbarsten — Uebersetzungen einen vortrefflichen Zuwachs erhalten haben soll, der gewiß Hrn. S. zu statten kommen würde. Bey Erwähnung der

älte-

ältesten Uebersetzung von Cicero de Officiis (von Joh. Freyh. zu Schwarzenberg). S. 305 fgg. glaubt der Recens. sey eine, die er besitzt, nicht angeführt. Sie hat den Titel: Des Fürtreflichen Hochberhümpten Römischen Redners M. T. Ciceronis drey Bücher an seinen Sohn Marcum von gebürlichen Werken, ehrlichen Aemptern und Zugehörungen eines jeden wol unnd recht lebenden Menschen, Aus dem Latein im Teutsch verwandlet, mit kurzen Summarien in lustige Reimen verfasset und schönen Figuren gezieret. Allen Liebhabern der Gerechtigkeyt fast heilsam und nutzlich zu lesen. Jetzt von newen widerumb ersehen, corrigiert und über vorige Edition gebessert. Frkft am Mayn, bey Christian Egenolffs Erben 1565. 182 Seiten in Fol. Gleich auf dem Titel sitzt der Alt Cicero und Jung Cicero an zwey Seiten eines Tisches, jener wie ein Oberlandrabbiner, und dieser mit der Miene des Knaben im Orbis pictus, nebst der Ueberschrift: "Son, ganz ohne Zweiffel das beschließ, daß Frombkeyt sey der best Genieß." — Da weder eine Vorrede noch der Name des Uebers. dabey befindlich ist, sondern gleich nach dem Leben des Redners und Bürgermeisters in Kürze begriffen, die Uebersetzung selbst folgt, so könnte sie vielleicht ein Buchhändlerstreich und mit der Schwarzenbergischen einerley seyn, (ob es dergleichen im 16ten Sec. gegeben, wird M. Sebalds Freund Hieronymus am besten wissen) allein der Recensent zweifelt doch daran, weil er weder Noah noch Isaac, und überhaupt keine Anspielung auf biblische Geschichten, dergleichen Hr. S. aus jener, aber ohne Meldung der Seitenzahl, erwähnt, in den schönen Figuren und auch nicht die S. 307 angeführten Verse darinn findet. Der Nachdruker müßte denn zu derselben Uebersetzung andre Zierrathen erfunden haben. Wie dem auch sey, so liest Rec. mit eben dem Vergnügen diese alte treuherzige Uebersetzung, mit welcher Christ die Schwarzenbergische las, den, im Vorbeygehn gesagt, Hr. S. unbillig darüber tadelt, wie er auch die ganze Uebersetzung gar nicht nach dem Jahr 1533, sondern nach 1774 beurtheilt. Ein unsre schönen Geister oft übereilender Fehler! — Doch wir kehren von dieser Ausschweifung zurück, und wollen nur unsern oben angeführten Tadel, die Raisonnements des Herrn S. betreffend, noch kürzlich beweisen. Daß hie und da ein Urtheil von dem Werthe der Arbeiten hinzugefügt ward, war gut, und die Notizen von al-

ten seltnen Uebersetzungen, auch wenn sie häufiger hätten beygebracht werden können, würden willkommen seyn. So ist es z. E. mit der Nachricht von Jac. Mycilli Tacitus, die er aus dortiger Klosterbibliothek mittheilt. Nur konnte das beygefügte Original und allenfalls ein Theil der Anmerkungen wegbleiben. Aber dergleichen Nachrichten konnten aus leicht begreiflichen Ursachen nur wenig vorkommen. Und da ersetzt denn Hr. S. diesen Mangel durch seine sogenannten Raisonnements, die er zu Zeiten mit vollen Händen und an andern Stellen, z. E. bey den Uebersetzungen der Kirchenschribenten gar nicht ausschüttet. Oft verliehrt er sich dann in Sachen, die ganz und gar nicht zu seinem Zwecke gehören. Man sehe z. E. S. 10 fgg. seine unmaßgebl. Gedanken und Vorschläge über den Homer, wer den übersetzen müsse ꝛc. Wir wollen doch die letzte Periode hersetzen, in welcher der Verf. der empfindsamen Reisen ꝛc. kenntlich ist, dem seine Phantasie mehrmals den bösen Streich spielte, daß sie mit der Vernunft davon lief. "Ich "fürchte, ich fürchte, ehe nicht das Jahrhundert anhebt, "in welchem alle Ideale realisirt werden, ehe mögte wol "kaum der Mann geboren werden, der Griechisch versteht, "wie Reiske, deutsch wie Klopstock, der in Griechenland "und Kleinasien so zu Hause ist, wie Wieland, der solchen "Tiefsinn besitzt, wie Herder, solch feines Gefühl und solche Geduld zu feilen, wie Rammler, Musse wie Schach "Bachäm, und der nun, wie Slawkenberg seinem Buche "von Nasen, dem Homer sein ganzes Leben aufopfert, und "nur in ihm lebt und webt, um endlich, wie Buttler, Hungers zu sterben." Die Sucht, auf die Art witzig zu schreiben, überfällt Hrn. S. oft, und, was noch schlimmer ist, wird häufig beleidigend. — Will man ähnliche Beyspiele haben, wie Hr. S. fremde Dinge einmischt, so sehe man die Artikel Herodot (wo er des sel. Goldhagens Charakter eine Standrede hält,) Xenophon, Euklides, Josephus, Epictet, Plautus, Virgil, Caesar, und — es thut dem Recensenten leid, daß er es sagen muß, aber der Augenschein bestättigt es, — fast jeden Artikel. Dergleichen Ausschweifungen machen dem vernünftigen Leser das Buch äusserst eckelhaft. Was geht z. E. den die äusserst unzeitige Anmerkung an. S. 102. Bey der Uebersetzung des Euklides von Lorenz: "Eine mit vielem Fleisse verfertigte "Uebersetzung von einem Manne, der (wie der gute Flögel "in Jauer) in eine gar zu enge Sphäre für seinen Geist

"eine

"eingeschlossen ist, der auf der Schule, welcher er vorge-
"setzt ist, lange nicht die Helfte seiner weitläuftigen Kennt-
"nisse anbringen kan und der, was das allerübelste ist, das
"Unglück hat, ein so gar demüthiger und bescheidner Mann
"zu seyn, der mit seinen Wissen durchaus nicht prahlt,
"und nur immer an das denkt, was er noch nicht weis.
"Gewiß, wenn der Mann diesen garstigen Fehler nicht ab-
"legt, so bringt er sich um alles Glück, das er machen
"könnte. In unsrem (nicht unsrem sondern unserm: Hr.
"S. schreibt sehr nachlässig) muß geprahlt seyn, und je
"lauter je besser." — Ist das auch Raisonnement? Ist das eine Sprache, die sich vor den Ohren des Publicum schickt? Der Rec. kennt Hrn. Lorenz nicht. Aber wenn er ein Mann von Geschmack und vernünftiger Denkungsart ist, muß ihm nicht ein Lob der Art äusserst mißfallen? — Und der gute Flögel in Jauer! hat er etwann Hrn. S. um seine Fürsprache zur anderweitigen Beförderung ersucht? Ein Mann, der Empfindsamkeit haben will und so schreiben kan, was muß man von dem denken? Aber unsre jungen, rüstigen Scribenten fangen an, eine Sprache zu reden und zu schreiben, die der gesittete Mann sich höchstens nur gegen seinen Freund mündlich erlaubt, vielleicht ist das liebenswürdige, deutsche Offenherzigkeit, oder was ist es? Man macht manchen Predigern den gegründeten Vorwurf, daß sie die ihren Zuhörern schuldige Achtung verletzen, aber fehlt der Schriftsteller nicht zwiefach, der dergleichen drucken läßt, und bey dem allen ein witziger und verständiger Mann, ein Beurtheiler seiner Brüder seyn will? Hr. S. tadelt beym Tacitus den unnützen Notenschwarm des seel. Müller. Vielleicht könnte man den mit seinem Alter und dem Geschmack der Zeit entschuldigen, worinn er sich bildete, aber Anmerkungen von Hrn. S. wie diese und noch schlimmere sind, womit entschuldigt man die? Und Müller hat nicht einmal in seinem Notenschwarm dergleichen — würklich beleidigende und völlig unnütze Dinge! — Und wie? wenn ein Spötter den Schluß jenes herrlichen Raisonnements auf den Herrn Verf. anwendete? Data gnug giebt ihm das Werk an die Hand! — Eben so fremd zum Zweck des Buchs ist die Anmerkung über Bürgers Leonore bey Gelegenheit des von ihm nachgeahmten Catullischen Gedichts, oder die Vertheidigung der Mad. la Roche und des Fräul. von Schenk beym Cornelius v. Fräul. von Erath übersetzt, wo der Herr Conventual äusserst galant thut. —

An

An kindischem Witz, der einem Schulmann am wenigsten ansteht, der den C. Gottschling seinen Confrater nennt, fehlt es auch nicht: Man sehe zum Ovid S. 142. die Anmerk. und die Auszüge aus Lindner S. 143. und hin und wieder zum Horaz. Die Strenge, womit Hr. S. einige, zumal neue Uebersetzer behandelt, die zu Zeiten auch wol bis zum Muthwillen oder zur Grobheit geht, (man sehe die sechs der schlechten Uebersetzung des Florus gewidmeten Seiten) und worüber sich gleichwol der Verf. in der Vorrede sehr selbstzufrieden erklärt, sticht wunderbar mit der Partheylichkeit ab, die er an andern Stellen zeigt. Man vergleiche nur z. E. die niedrigen Schmeicheleyen, mit denen er die gereimten Braunschweigischen Uebersetzungen der Horazischen Oden anzeigt, mit dem zu harten Urtheil über die Anspachische Uebersetzung; oder man sehe die Verbeugungen, die er vor Borks Lukan macht, und das uneingeschränkte und übertriebene Lob, das er den Uebersetzungen des Hrn. Patzke beylegt, besonders dessen Tacitus, wo er endlich mit den Worten schließt: "Kein Wunder dann, "wenn unter hundert Uebersetzungen etwan nur einer solchen Dank vom Publiko davon trägt, wie dieser mein "theuerster Freund, mit dessen vertraulichem Umgange ich "mich nicht länger enthalten kann, ein wenig gegen das "Publikum groß zu thun" — Das Publikum danke für die freundliche Anzeige. — Auch die Beurtheilungen einzelner Stellen und Proben aus neuen Uebersetzungen, die jederman haben kan, gehörten in den Plan einer solchen Bibliothek nicht. Weder der Uebersetzer noch der Schulmann, noch der Liebhaber der Litteratur verlangte sie hier. Die ersten enthalten zuweilen einen guten Gedanken, (wiewol auch viel unreifes mit unterläuft, z. E. in dem weitschweifigen Urtheil über Ciceros Reden vom Heinze) aber wenn jeder bey jeder Gelegenheit seine gute Gedanken mittheilen wollte, wann wäre da des Bücherschreibens ein Ende? Und gewiß hat Hr. S. nur bey der Gelegenheit seine Noten, die er bey der Vergleichung der Uebersetzungen mit den Originalen, etwa zu seinem Schulbehuf, gemacht, (denn einmal erwähnt er seines angestrichenen Exemplars, das er nur ausschreiben dürfe) anbringen wollen. Aber ob es mit guter Manier geschah, überlegte er nicht. Das nunc non erat his locus ist gleichwol eine goldne Regel! Die angehängte Uebersetzung aus dem Ovid: Byblis und Caunus in reimlosen Versen (wir setzen hinzu:

auch

auch ganz ohne Sylbenmaaß) überlassen wir der Beurtheilung derer, welchen sie Hr. S. in der Vorrede, aber mit zu dreister Stirn, Preiß giebt, "den von ihm getadelten Uebersetzern." Ohne eben "ihr Müthchen nach Herzenslust daran kühlen zu dürfen," mögte mancher wol mit Recht den weitschweifigen prosaischen Ton, und am Ende gar die unglückliche Wahl des Stückes selbst tadeln können. Es ist kein gutes Zeichen, wenn ein junger Schriftsteller so gar dreist vor der Welt auftritt, und sich für gleichgültig gegen Lob und Tadel erklärt. Man kennt den Sinn solcher Erklärungen schon. — Doch genug von einem Werke, bey dem wir uns um deswillen länger aufgehalten haben, weil wir glauben, daß es einigen Nutzen haben könnte, wenn es ordentlicher eingerichtet wäre, d. h. wenn alle fremden beyläufigen, zum Theil thörichten Anmerkungen, selbst die vielen überflüssigen Auszüge und einzelne Stellen weggelassen, statt ihrer ein kurzes Urtheil mit wenig Worten, und zu Zeiten überall keines hergesetzt, nur bey den alten seltnen Ausgaben etwas länger verweilt wäre, und dann die Hülfsmittel, die dem Verf. bisher noch mangelten, gebraucht würden, sein Werk vollständiger zu machen. Gewiß kan Hr. S. mit einigen Jahren, und durch andre unterstützt, eine solche Arbeit liefern. — Sollte sie ihm aber auf die Weise zu trocken und verdrießlich scheinen, nun so schreibe er seine sogenannten Raisonnements auf besondre Bogen, schliesse sie in seinen Schreibpult, lese sie übrigens, so oft er will, zu seinem Amüsement vor, bey, und nach der Arbeit durch, und lasse das Trockne allein drucken. Recensent steht ihm dafür, daß das ehrsame Publicum für die Befolgung dieses Raths ihm vielen Dank wissen werde.

Alceste. Ein Trauerspiel des Euripides. Aus dem Griechischen. Nebst einer Abhandlung von David Christoph Seybold, Prof. in Jena. Leipzig, bey Weygand, 1774. 9 Bogen. 8.

Nachdem Hr. Wieland uns eine moderne Alceste geliefert und über die alte des Vaters Euripides seine unmaßgeblichen Gedanken im deutschen Merkur mitgetheilt hat, um seine Leser zu einem Urtheil nach Recht und Billigkeit in Stand zu setzen, war es kein unzeitiger Einfall, den Herren und Damen, die bisher nur aus dem von Hrn.

W.

W. gesagten, die alte Alceſtis kannten, ſie ganz vorzulegen. Und das thut Hr. S. auf eine Art, die, wie es ſcheint, den gerechten groſſen Vorzug der neuen Alceſte vor der alten beſtätigen ſoll. Doch nein! wir trauen Hrn. W. zu viel Einſicht zu, als daß wir glauben könnten, er ſey mit einer ſolchen Ueberſetzung zufrieden, wie wir hier vor uns haben. So ſehr iſt ſie uns durchgängig verfehlt und ihres Originals in allem Betracht unwürdig vorgekommen. Ueberall kein edler Ausdruck (den doch E. bey allen Plattheiten, die man dem guten Alten vorwirft, wol verdient) keine Würde, kein Wohlklang der Sprache, kein Schwung, deſſen die Proſe fähig iſt, und in den herrlichen in Verſe überſetzten Chören kein Schatten von Poeſie — ſo haben wir bey näherer Unterſuchung dieſe Ueberſetzung befunden, von der wir uns bey dem in der griechiſchen Litteratur nicht ganz unbekannten Namen ihres Verf. bey der Mine, die er ſich in der Vorrede giebt, und ſelbſt bey dem günſtigen Urtheil, das wir von dieſer Arbeit in den ſonſt in dieſem Fache ſo gründlichen und unpartheyiſchen Göttingiſchen Anzeigen laſen, alles Gute zum voraus verſprachen und leider! hinterher nicht fanden. War es Eilfertigkeit oder was war es ſonſt, daß Hrn. S. ſeine Arbeit nicht beſſer gerieth? Doch wir müſſen unſer hartklingendes Urtheil durch einige Proben beſtättigen.

Man höre gleich den Anfang im Prolog des Apoll:

„O Haus des Admet, in dem ich — eine Gott — „ſchlechte Koſt lieben lernte. Zevs hatte mit ſeinem Blitze „die Bruſt meines Sohns, des Aeſculap, zerſchmettert und „ihn getödtet. Im Zorn brach' ich ſeine Donnerſchmidte „die Cyclopen um, und er verdammte mich zu der Koſt eines Sterblichen.„ Wie wenig oder wie lang, und wie irrig drückt das letztere das Griechiſche aus: και με ἐνταυθα κατθανειν ἐκ τοῦδε τῶν δ' ἀπονήναγκασεν. Eben ſo unvollſtändig ſind die gleich folgenden Zeilen ausgedrückt, der matten kraftloſen Proſe nicht zu gedenken. — Auch die folgende Unterredung zwiſchen dem Apoll und Thanatos iſt ohne alle dialogiſche Kunſt, die im Griechiſchen doch ſo merklich iſt. Nur eine kleine Probe:

Apollo. Geh, führe ſie fort, dich zu bewegen kann ich nicht hoffen.

Than. Mich zu bewegen? ja daß ich tödte, wenn ich muß, Die Befehle heiſchen es von mir. (Wie ſchwerfällig! Das Griechiſche heißt blos: κτανειν δε αν χρη. τουτο γαρ τετακται)

Ap.

Ap. Nicht dieſes (ουκ) ſondern nur die abzurufen; welche allzulange auf der Erde verweilen (τους μαλλον δυναστον αμβαλειν.

Than. Faſt könnteſt du mich bereden. (heißt das im Griechiſchen εχω λογον γε και προθυμιαν εἰδεν?

Für einen Ueberſetzer des Euripides iſt es doch wol nicht genug, daß er nothdürftig den Sinn ausdrücke, ſondern man will auch, daß er ihn ſo viel möglich erſchöpfe, ihn aus, ſo viel möglich, in der Sprache wieder gebe, worinn er überſetzt. Aber faſt nirgend iſt das vom Hrn. S. geſchehn.

Jeder, der des Griechiſchen nur einigermaſſen kundig iſt, mag ſelbſt die Vergleichung, wo er will, anſtellen, und er wird unſer Urtheil beſtättigt finden. Selbſt der Leſer, der nur des Deutſchen recht mächtig iſt, muß das Kraftloſe der Ueberſ. fühlen und ſchlieſſen, daß unmöglich E. ſo geredet habe. Da mag man nun von ſelbſt ſchlieſſen, wie die Chöre, die herrlichen Chöre dem Ueberſ. gelungen ſeyn müſſen. Matt ſind ſie durchgängig ausgedrückt; oft iſt der Hauptzug ausgelaſſen, z. E. S. 11, v. 84. ſingt Hr. S. „Ach müſ„ſen wir die beſte Gattin, die Tochter Palias, Alceſte, be„klagen? oder wird vielleicht ſie ferner noch die Sonne „ſehen? Sieh', naht ſich jemand, ders uns ſage?„ Die ganze matte letzte Zeile ſteht gar nicht ſo und an der Stelle im Text, und wo iſt das εμοι ποσι τ'αριστη δοξασα γυνη ποσιν etc. geblieben? Steckt das alles in dem itzt ſo beliebten: Die beſte Gattin? Glückliche Kürze! Oft ſingt der ſel. Gottſched oder Hübner z. E. S. 12.

„Wer ſtets die Tugend hat verehret
„Muß ſelbſt, wenn Tugendhafte leiden,
„Mit ihnen gleiche Schmerzen fühlen.

Oder: S. 13. — — vergebens drum, vergebens
Hoff ich, gerettet dich zu ſehn.

S. 18. Treib den mörderiſchen Pluto ab!

Und S. 20: Welch eine bittre Fahrt!
Unglückliche! o welch ein Schmerz!

Oder S. 31. Gott Pluto, mit den ſchwarzen Haaren
Wiß, und es wiſſe Charon,
Der Alte, der die Todten überſchifft ꝛc.

S. 32.

S. 32. Die Mutter wollte nicht,
Der Vater wollte nicht
Für ihren einzgen Sohn
Den Leib der Erde geben
Und ihn nicht retten — wie verzagt!

Sind das Worte des Euripides? Gewiß nicht, und machte man noch so viele Exclamationen und Gedankenstriche dazu! Und doch sind diese Stellen nicht etwan ausgesucht. Man findet sie noch schwächer. Man sehe z. E. S. 18. den Chor, wo auch wieder eine matte Frage vorkommt, von der im Original keine Spur ist:

„Wenn deine Gattin du verliereſt,
„Was kannſt du thun? Was? mit ihr ſterben ꝛc.

Oder will man eine Probe der Treue dieſer Ueberſ. ſo ſteht ſie eben daſelbſt, und S. 19.

Nein, nennt nicht mehr, ihr die ihr dieſes ſeht,
Die Hochzeit eine Freudenquelle.
Der König, der das ſchönſte Weib umarmte,
Wird künftig, wie ihr ſeht,
Nur freudenleere Tage leben.

Ohne das Matte der beyden erſten Zeilen, die beym E. ganz anders lauten, zu rügen, ſo bemerken wir nur, daß Hrn. S. beliebt hat: αρισης αμπλακιων αλοχω vom umarmen zu verſtehn. Iſt αμπλακιων ein ſo wenig bekanntes Wort, daß man es etwan von πλεκειν herleiten kan? Wir dächten, wer den E. überſetzen will, müßte in ſo bekannten Sachen doch nicht irren, und hier wäre ein Seitenblick in die Verſion nicht unzeitig geweſen. Wir würden den größten Theil unſrer Leſer ermüden oder zu weitläuftig werden, wenn wir alle verfehlten Stellen anführen wollten. Wer indeß Luſt und Geſchick hat, das Original mit der Ueberſetzung zu vergleichen, dem wollen wir unter andern auf S. 19 fg. wo die herrliche Klage der mit ihrem Gemahl heraustretenden Alceſtis vorkommt, oder auf die gleichfolgende Rede in Proſe oder S. 31 fg. auf den vortreflichen Chor nach Alceſtis Tode oder auf die ganze Scene, da Hercules dem Admet ſeine Gattin aufdringt, verweiſen, und er wird bald ſchöne Amplificationen des Ueberſ. gegen die die Kürze

des

des Originals erbärmlich absticht, bald so wolfliessende und harmonische Prose, wie Reimreichs Verse nur immer seyn können, bald Plattheiten, von denen selbst Hr. Wieland keine bemerkt hat, antreffen, die unser Urtheil bestätigen. In identischen Sätzen ist Hr. S. stark, auch wenn Euripides es nicht ist: z. E. S. 27. "Wer todt ist, mit dem "ist es aus," S. 39." die Todten sind todt." Wie wahr und lehrreich! Euripides sagt es doch etwas anders. Auch giebt es den Chören des Uebersetzers einen besondern Schmuck, daß ihm zuweilen Reime entwischen, z. E. S. 12. 13. Die Diminutiven (die nur zum Unglück im Deutschen nicht immer edel sind,) scheinen Hrn. S. zu behagen: Schwesterchen und Kinderchen, die mehrmals vorkommen, sagt zwar der tändelnde Diminutivenfreund, aber nicht der ernstliche tragische Dichter. Weibsen und Jaucherte (S. 47) werden wol Provinzialismen seyn; wenigstens des letztern Bedeutung räth der Rec. nur aus dem Zusammenhange. Coronidis loco wollen wir doch noch die tröstlichen Schlußverse hersetzen, die gewiß keinem Stück der beliebten deutschen Schaubühne Schande machen würden:

"Wie vielfach sind des Schicksals Wege!
"Wie vieles schickt die Gottheit unverhofft.
"Was man sich wünscht, geschiehet nicht.
"Und der, der keine Rettung hofte,
"Wird oft, wie ich, von einem Gott gerettet.

Georgius Buchananus Scotus hat bekanntermassen die Alcestis des Euripides in lateinische Verse übersetzt und sie als ein galanter Mann seiner Zeit: *illustrissimae principi D. Margaritae Henrici secundi Francorum regis sorori* zugeeignet. Ob Ihro Hoheit diese Arbeit günstig aufgenommen, weiß Recensent so wenig, als er die Madame oder Demols. *** kennt, der Hr. S. seine Uebersetzung zugeeignet hat. Aber den Beweis übernähme Rec., der mehr als einmal die erst genannte mit Vergnügen gelesen hat, daß, wenn die alte und junge Dame von gleich gutem Geschmack wären, die erste gewiß mit mehr Vergnügen den Lateiner gelesen haben müsse, als die Mad. oder Demols. *** den allhier deutsch redenden Euripides. Doch läßt sich freylich vom Geschmack nicht urtheilen.

Die auf dem Titel erwähnte Abhandlung über die Alcestis ist fast blos Widerholung des Stücks ohne Urtheil

darüber, nebst einigen hie und da eingestreuten Komplimenten an Hrn. Wielands Alceste. Tadel der Fehler, welcher laut der Vorrede auch vorkommen sollte, finden wir nicht, es müßten denn die zwo Zeilen S. 122. seyn, wo Hr. S. auf eine sehr geschickte Weise von dem Zank zwischen Admet und seinem Vater nur das sagt: hier erhebt sich ein Zank zwischen dem „Vater und Sohn, über den wir hinweggehn veluti per ignes suppositos cineri doloso.„ Freilich das beste Mittel, um sich nicht zu verbrennen. Aber vielleicht überzieng H. S., aus Mitleiden gegen den armen Euripides dessen Fehler.

Og.

8.) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Todtengespräche über wichtige Begebenheiten der mittlern und neuern Geschichte von J. K. F. Frankfurt und Leipzig 1775. 4. 124 Seiten.

Um den Mann, dessen Andenken der Geschichte werth ist, nach seinem wahren Charakter zu schildern, und um ein Faktum, darum sich die Nachwelt bekümmert, aus seinen wahren Triebfedern und in seinen merkwürdigen Folgen darzustellen — ist unstreitig die beste Art des Vortrags, diejenigen Personen, die einst auf der Oberwelt eine wichtige Rolle gespielt haben, nun selbst hintennach im Reiche der Schatten, in der dort üblichen Sprache der Aufrichtigkeit, ihre Begebenheiten erzählen, und darüber mit andern sprechen zu lassen. Geschichtserzählungen, die solchergestalt dialogisirt werden, haben einen eigenen Vortheil, die Begebenheiten von allen Seiten in das helleste Licht zu stellen, und machen auf den Leser, der sich nun nicht mehr zu lesen, sondern vielmehr dem Gespräche zuzuhören dünkt, die vortheilhafteste Illusion. Den höchsten Grad der Vollkommenheit in dieser Art von historischer Kunst würden wir demjenigen zugestehen, dem es gelünge, wie D. Göethe seinen Götz von Berlichingen gedichtet hat, so auch die Personen aus dem Alterthum nach dem Kostüme ihres Zeitalters, ihre wahre Begebenheiten erzählen zu lassen. Wenn aber auch dies nicht überall zu erreichen wäre, so erfodern wir doch in allem, was dergleichen Personen in Mund gelegt wird, historische Wahrheit; und neben deme, damit nicht

ganz und gar des Zwecks und Vortheils dieſes beſondern Vortrags verfehlt wird, daß jeder, der ſo dialogiſirend erzählen will, ſich auch auf den Dialog verſtehe. Denn ſonſt läßt ſich noch beſſer eine gutgefaßte Erzählung leſen, als einem abgeſchmackt und langweiligen Geſpräche zuhören.

Herr Fäſi, der ſich ſchon durch andere Schriften, und vornemlich durch ſeine vortrefliche Erdbeſchreibung um das Publikum verdient gemacht hat, ſcheint allem Vermuthen nach der Verfaſſer dieſer gegenwärtigen Todtengeſpräche zu ſeyn. Die Abſicht dabey war, theils über merkwürdige Perſonen und Begebenheiten mehr Licht zu verbreiten, theils allgemeine Grundſätze aus der Geſchichte zu erläutern, und um dieſes alles deſto beſſer zu bewerkſtelligen, ſo entſtanden daraus folgende Geſpräche. I. Tod und Liebe für das Vaterland. Bruder Claus und Hans von Landenberg. II. Wahre Urſachen der Ausrottung des Ordens der Tempelherren. Jacob von Moley, letzter Großmeiſter. Peter von Boulogne, Sachwalter des Ordens. Enguerand von Marigni. III. Der Jeſuiterorden iſt ſchädlicher und gefährlicher als der Tempelherrn, dennoch wiederfähret ihm ein gelinderes Schickſal. — Die vorigen Perſonen. IV. Vertheydigung des Ordens der Tempelherrn. — Die vorigen. V. Verderbliche Staatsgrundſätze der Päbſte. Heinrich IV. Heinrich V. Heinrich von Niederlothringen VI. Fortſetzung. Die vorigen Perſonen. VII. Graf Rudolph von Habsburg war der Kaiſerkrone würdig. Rudolf I. Carl V. VIII. Perſönliche Tugenden ſind für Regenten von Wahlreichen nothwendige Eigenſchaften. — Die Theilung der öſterreichiſchen Staaten zu den Zeiten Carl V. hat die Macht dieſes Hauſes nur vergrößert. Bella gerant alii, tu felix Auſtria nube. Die vorigen Perſonen. IX. Fürſten, die der Religionsduldung abgeneigt ſind, ſchwächen ihre Staaten. Ferdinand II. Joſeph I. X. In der Ergebenheit Ferdinand II. an die Grundſätze der Jeſuiten liegen die Urſachen des 30jährigen Krieges in Teutſchland, und der Schwächung des öſterreichiſchen Hauſes. Die vorigen. XI. Joſeph I. handelte ſtaatsklug und gerecht, da er ſeinen proteſtantiſchen Unterthanen in Schleſien Kirchen zu erbauen geſtattete. Die vorigen. XII. Fürſten, welche die Schmeicheley lieben, machen ihre Staaten unglücklich. — Durch Staatsklugheit bey den Weſtphäliſchen Friedensunterhandlungen iſt das Haus Brandenburg das mächtigſte unter den Proteſtanten in Deutſchland geworden. Ludwig XIV. Friedrich der Große. XIII. Die Duldung in Religionsſachen trägt zur wahren Vergrößerung der Staaten weit mehreres bey, als Eroberungen. — Die vorigen Perſonen. XIV. Unterthanen von großen Verdienſten beſchimpfen ſich ſelbſt, wenn ſie bey Gefahren des Vater-

landes sich von dem Landesherrn um ihre Dienste bitten lassen. — Hofgünstlinge hindern oft große Feldherren an glücklichen Unternehmungen. — Tilly. Wallenstein. XV Bundsgenossen sind öfters die gefährlichsten Feinde. Maximilian von Bayern. Wallenstein. XVI. Die deutschen Reichsfürsten sind zu allen Zeiten berechtiget gewesen, sich durch Bündnisse den Unterdrückungen entgegen zu setzen. — Der Westphälische Friede hat die catholischen Stände geschwächt, die protestantischen aber mächtig gemacht. Adolph Friedrich von Mecklenburg. Wallenstein. XVII. Die Unentschlossenheit des Kaiserlichen Hofes zog demselben den Verlust der Spanischen Thronfolge zu. Carl II. Carl VI. Diesem angezeigten Plan nach verdient die Absicht des V. allen Beyfall. Die Personen zu den Dialogen sind gut gewählt; und wenn gleich nicht jeder nach seiner Weise und in der Manier seines Zeitalters spricht und urtheilt, so ist doch meist alles historisch wahr, was ihnen in Mund gelegt wird, und die Personen so wohl als die Begebenheiten werden die und da treflich in ihr wahres Licht gestellt. Aber da der Hr. V. die Sprache so wenig in seiner Gewalt hat, und auf den Dialog sich ganz und gar nicht verstehet, so würden seine Erzählungen offenbar nicht so langweilig gerathen seyn, wenn er undialogisirt erzählt hätte.

Pm.

D. Goldsmiths Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom, bis auf den Untergang des abendländischen Kaiserthums. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1774. 2 Bände in 8, zusammen 2 Alph. und 13 Bogen.

So wären uns denn wieder Ausländer in populärer Bearbeitung eines wichtigen Theils der Geschichte zuvor gekommen! Lange genug hätten wir an der Geschichte der Römer geputzt, hie eine Begebenheit bestätigt, dort eine als Fabel verworfen, da eine andre berichtigt; hätten in grossen und kleinen, vornämlich lateinischen Schriften, einzelne Zeiträume durch scharfe Kritik aufgehellet, andre durch undankbare Kompilationen wieder verdunkelt; hätten zugesehn, wie Grävius und Salengre viele unsrer Mühseligkeiten in Folianten zur Schau aufstellten; und immer noch, selbst nach unsrer, doch ziemlich verbesserten teutschen Geschichtsprache, blieben wir unthätig, aus so vielen Materialien ein mit Geist und Geschmack, ohne Verletzung der historischen Wahrheit, abgefaßtes

faßtes Buch in teutſcher Sprache, nicht zu umſtändlich und nicht zu kurz, zum gemeinen Beſten, beſonders für Ungelehrte und für Damen, zuſammen zu ſetzen? Das hat nun Doktor Goldſmith noch einige Jahre vor ſeinem Ende, (wo wir nicht irren, im Jahr 1769) gethan, und ein uns unbekannter Ueberſetzer giebt es uns hiermit in unſrer Mutterſprache zu leſen; zwar nicht immer rein Teutſch — denn hier und da ſchmeckts Britiſch; auch ſind bisweilen Redensarten, des teutſchen Geſchichttons unwürdig, eingefloſſen — aber doch, im Ganzen genommen, brav. Zum Beweiß unſrer Behauptung berufen wir uns unter andern auf des erſten Bandes 197 u. f. Seiten, wo es heißt: hier war es, daß er, als er einſt ꝛc. ꝛc. Korps — paſſiren — Avantgarde — diſciplinirt — Metzelung. S. 200 u. f. Aber man durfte dieſem edlen Volke eine Verbeſſerung in den Sitten oder im Kriege nur zeigen, ſo waren ſie gleich bereit ꝛc ꝛc. Immer Garniſon, ſtatt Beſatzung; Ordre ſtatt Befehl u. dergl. mehr. Nicht Pharſalia ſondern Pharſalus hieß der Ort, bey dem das berühmte Treffen zwiſchen Cäſar und Pompejus vorfiel. Bisweilen würde auch eine berichtigende Anmerkung nicht geſchadet haben, beſonders in der ältern Geſchichte der Römer, wo Goldſmith manche Fabel im hiſtoriſchen Ton erzählt, oder wo er offenbar partheyiſchen Nachrichten unkritiſch folget, z. B. im 1ſten B. S. 438, wo geſagt wird, Cäſars Verluſt in dem Treffen bey Pharſalus habe ſich nur auf 200, der gegenſeitige aber auf 15000 Todte belaufen. Auch die Zeitrechnung iſt nicht ſorgfältig genug am Rande angegeben. Doch, durch dieſe wenige Mängel laſſe ſich der Freund einer lehrreichen Geſchichte nicht abhalten, dieſes mit ſo gutem Geſchmack und Verſtand abgefaßte Werk zu wiederhohltenmahlen zu leſen. Ein wohleingerichtetes Regiſter iſt dem zweeten Bande beygefügt, wodurch der Mangel an Marginalien einigermaſſen erſetzt wird.

Vn.

Die Geſchichte von Hamburg für die Liebhaber der vaterländiſchen Geſchichte. Der erſte Theil. Hamburg, bey Fritſch und Compagnie 1775. 4. 60 S.

Die meiſten Hamburgiſchen Geſchichtsbücher ſind entweder zu kurz, zu flüchtig, zu partheyiſch oder zu lang, zu weitſchweifig und zu unbedeutend, auch wohl zu lateiniſch für unſere unlateiniſche Zeiten; deswegen haben ſich die ungenannten Verfaſſer oder der Verfaſſer, entſchloſſen,

eine Geschichte zu liefern, die keinen von diesen Fehlern habe, ohne jedoch in affektirten Witz und sinnreichen oder richterlichen Ton auszuschweifen. Sie theilen ihren Plan in 2. Hauptheile, in die ältere und neuere Geschichte. Der Stifter von Hamburg oder von der Burg Hochbuchi ist Carl der Grosse gewesen. Hamma bedeutet in der alten Sächsischen Sprache eine Handelsstadt, die in einen waldichten Flecken gebauet wird; daraus ist wahrscheinlich der neuere Name Hamburg entstanden. So weit geht dieser erste Theil. Wir behalten uns vor, bey den folgenden Theilen anzuzeigen, wie weit wir glauben, daß die Verfasser ihren Plan erreicht haben mögen.

Hk.

Das ehemalige Verhältniß zwischen dem Herzogthum Mecklenburg und dem Bißthum Schwerin, aus Urkunden und Geschichtbüchern berichtigt, bey Gelegenheit einer bevorstehenden Incorporation der zu letzterem gehörigen Ritterschaft in die Mecklenburgische. Schwerin, bey Bärensprung. 1774. 4. 102. S. und 66. S. Urkunden.

Ueber die Frage: ob das Fürstenthum Schwerin, ehe es in Mecklenburgische Hände gekommen, ein unmittelbares Reichsland gewesen, oder schon unter Mecklenburgischer Hoheit gestanden? ist vor einigen Jahren pro et contra geschrieben worden. Das Beste war pro, aber deswegen doch nicht das Gründlichste. Diesen Mangel der Gründlichkeit zu zeigen, dahin gehet der Plan gegenwärtiger Arbeit. Die erste Periode der Schwerinischen Geschichte fällt in die Zeit einer unstreitigen Reichsunmittelbarkeit des Bißthums; aber in der folgenden zwoken wird das Bißthum unvermerkt, durch unglücklicher Weise sich vereinbarte Umstände, in eine gänzliche Abhängigkeit von den Herzogen von Mecklenburg verwickelt. In der dritten Periode entschwingt sich das Domkapitul zwar noch zur rechten Zeit der Landeshoheit; wird aber von dem Bischoff selbst noch nicht genug dabey unterstützt, bis dieses erst in der vierten Periode geschieht, wo der Bischoff mit dem Kapitul gegen Mecklenburg gemeine Sache macht. Um eine sichere Auskunft zu finden, wurde endlich

in

in der fünften Periode das Bisthum für ein weltliches Reichsfürstenthum durch den Westphälischen Frieden erklärt, das unmittelbar vom römischen Kayser zu Lehen gehe, und dem Herzoglichen Hause Mecklenburg mit uneingeschränkter Sekularisationsbefugniß eigenthümlich zu überlassen sey; Und das Domkapitul, wie sich versteht, beruhigt sich dabey. Das sind die Hauptzüge des Verhältnisses beyder Gegenstände, wenn jetzt, da die Schwerinische Ritterschaft mit der Mecklenburgischen sich vereinigen will, über die Bestimmung dieses Verhältnisses unter den Hauspubliciſten gestritten wird. Wir wünschen, daß alle Schriften dieser Art in einem eben so lebhaften und dabey doch edlen und wahren Tone geschrieben werden möchten, an statt der gewöhnlichern trockenen Gründlichkeit unserer meisten Schriftsteller dieses Feldes, bey denen man Trockenheit und Paragraphenspiel für Gründlichkeit annehmen muß. Diese Schrift ist dem Herzogl. Mecklenburgischen Regierungsrathe Herrn D. Rudloff zugeschrieben, und sein würdiger Sohn Herr Friedrich August Rudloff ist der Verfasser davon.

Gm.

Pommerische Anekdoten und dessen Fürstengeschlechts Beschreibung in IV Büchern. Leipzig und Stralsund. 1774. 4.

Ist nichts als ein neuer Titel über das 1771 gedruckte, und von uns in dieser Bibl. XXIV. 2. S. 508 angezeigte Werk des Klemzen vom Pommerlande.

Bm.

Johann Siebmachers großes Wapenbuch. Fünftes Supplement. Nürnberg, im Verlag der Raspischen Handlung, 30 Kupfertafeln und $\frac{1}{2}$ Bogen Innhalt. Groß Folio. 1775.

Diese Fortsetzung eines ganz bekannten Werks darf nur bloß angezeigt werden.

Allgemeines deutsches Adelslexikon, darin von den alten und neuen gräflich-freyherrlich- und adelichen Familien, ihrem Alterthum, Ursprunge, Vertheilungen in unterschiedene Häuser, Verwandtschaften und denen daraus entsprossenen berühmtesten Personen gehandelt wird, herausgegeben von Johann Wilhelm Franz, Freyherrn von Krohne, S. Königl. Pohln. Maj. wirklichem Geheimenrath, des Brandenb. rothen Adlerordens Großkreuzherrn von ꝛc. Des ersten Bandes erster Theil, enthaltend die Buchstaben A. B. C. D. E. F. Lübeck, bey J. D. August Fuchs 1774. Fol. 340. S.

Der Hr. Verf. wohnt seit Jahr und Tagen zu Lübeck, und hat gegen die erhabene obrigkeitliche Personen von Lübeck in dieser Zeit so viel Dankspflichten auf sich geladen, als er durch die Dedikation dieses Theils an sie bezahlen zu können glaubt. Er verspricht in dem Vorberichte, das Werk so lange fortzusetzen bis es eines der vollkommensten dieser Art werden wird, wenn er so vielen Absatz finden wird, um die Kosten bestreiten zu können. Diese letztere Bedingung ist eine wirkende Ursache, daß alt und neuer Adel unter einander gemischt, und auf diesen, zumal auf diejenige Familien, die noch in keinem Adelslexikon vorgekommen, vornemlich gerechnet worden, weil ihnen, wie es im Vorberichte heißt, daran gelegen seyn muß, darinn angeführt, und in der Folge auch alt, stiftsmäßig und berühmt zu werden; denn die alten Familien haben schon ihre Bücher, in denen sie vorkommen, und woraus sie ihre Vollbürtigkeit beweisen können. Ein reizender Vortheil hiebey ist dieser, daß ein jeder Subscribent seine Familie gratis einrücken lassen kann, wenn nur die Nachricht nicht mehr als eine Seite einnimmt, und irgend einmal einer in der Familie oder mit ihr verwandt gewesen, der adelich war, und seinen Nahmen geführet hat; ein Vortheil, den H. Hörschelmann nicht anbot, der aber hier wichtiger zu seyn scheint, weil der, welcher ihn anbietet, selbst ein Freyherr und ein Großkreuzherr ist. Von den Familien, welche in diesem Theile vorkommen, wollen wir die Namen der Buchstaben

staben A. und B. anzeigen: Aaa (in Brabant) Abele (Verf. der seltsamen Gerichtshändel.) Abenberg, Abensberg, Abschatz, Achalm, Achill, Adelips, Adelmannsfelden, Adelsbach, Adelsdorf, Adelsheim, Adler, (Salvius, Schwedischer Staatsminister, hat in der Jugend vor den Thüren gesungen:) Adlerfeld, Adlezreiter, Adrom, Affeln, Affenstein, Aham, Aichen, Albich, Alden, Alten, Alvensleben, dazu gehört auch Eimersleben und Exrleben, Amelauxen, Appel, Bachof, Bähr, Barnewitz, Bastineller, Becquer, Behr, Benkendorf, Berkefeld, Bernsdorf, Beulwitz, Beust, Blitterstorf, Blomberg, Blum, Bobers, Bockwitz, Bodeck, Boetticher, Bollo, Borchgrave, Bossart, du Boy de la Fournelle, Brandenstein, Brandis, Braunek, Broembsen, Byddenbrock, Burkersrode ꝛc. damit unsere Leser das Verhältniß der Vermischung selbst beurtheilen können. Wenn doch einmal so ein Herr Autor darauf verfiele, auf den Fuß des gelehrten Deutschlandes, seiner Sammlung keine weitere Nachrichten einzuverleiben, als was die Herren und ihre Vorfahren, anstatt herausgegebener Bücher, für bekannte edle Thaten herausgegeben oder verrichtet haben, was für Kirchen, für Spitäler, Findelhäuser sie gestiftet, was für Fürsten zu ausserordentlichen schönen und grossen Handlungen sie angeführt, was für Prinzen sie gut unterrichtet, für wichtige Gesandschaften ausgerichtet, für Friedensschlüsse und Verträge vermittelt, was für Festungen vertheidigt oder erobert, was sie für Schlachten gewonnen haben, dann würden dergleichen Lexika allgemein interessant werden, anstatt, daß ein jeder anderer, der kein sehr naher Verwandter ist, (denn die weitläufige Vettern empfinden auch nichts dabey,) unfehlbar gähnt, wenn er mit weiter nichts als Wappenbildern im grünen, rothen, weissen ꝛc. Felde, mit Namen der Rittergüter und Dörfern, mit Beförderungen zu Kammerjunker- und Rittmeisterstellen, auch Beamtenstellen, mit Nachrichten von erhaltenen Orden und Belehnungen, von Dompräbenden, von Brunnencuren, Brustbeschwehrungen, Leichenbegängnissen und Epitaphien unterhalten wird.

Hk.

Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie, durch eine Gesellschaft von Gelehrten, in Deutschland und England

geland ausgefertigt. Acht und dreyßigster Theil. Verfaßt von Johann Georg Meusel. Halle, bey Gebauern 1774. 746. Seiten, in 4. ohne die Vorrede, nebst einigen auf dem Titelkupfer und beym Anfange des Theils abgestochenen Münzen.

Hr. Meusel fährt glücklich fort, die französische Geschichte zu beschreiben: und man kann ihm den Ruhm nicht streitig machen, daß vor ihm in Deutschland noch nicht so viel Fleiß auf den Gebrauch aller Quellen und Hülfsmittel dieser Geschichte gewandt worden sey. Freylich könnte manches in derselben nach unserm Geschmacke für Deutsche kürzer abgefaßt seyn: denn was liegt uns Deutschen daran, manche Hofbegebenheiten und Gefechte der Franzosen so ausführlich beschrieben zu lesen? Aber ausserdem, daß dieses von der Sorgfalt des Verfassers zeugt, wird es auch Leser genug geben, denen die weitläuftigste Erzählung die liebste ist, weil sie viele Zeit zu verbrauchen übrig haben.

Dieser Band fängt zwar mit Ludwig XI. an; aber auf den ersten 26 Seiten thut der Verf. noch einige Blicke in die erste Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zurück, indem er nach der Anleitung des Villaret, dieses Fortsetzers von Velly, die innere Verfassung Frankreichs unter Carln VI und Carln VII. von allen Seiten abschildert. Der Verf. hätte hier auch noch den Extrait du Catalogue des Livres de la Bibliothèque des Rois Charles V. Charles VI. et Charles VII. gebrauchen, oder doch anführen können, welcher in der Histoire de l'Académie Royale des Inscr. et Belles Lettres, T. I. Amst. 1719. 12. p. 384-394. sich befindet.

Allgemeine Betrachtungen über die Regierung Ludwigs XI. stehen am Ende derselben, S. 152. fg. wo wir doch nicht würden gesagt haben: Ludwig war von der Natur zu einem Tyrannen gebildet. Denn dieses hat die Natur wohl niemals gethan.

Die Geschichte geht in diesem Bande bis auf den Tod Heinrichs des dritten, (vom 20sten bis zum 27sten Buche: denn jeder König hat sein eigenes Buch;) in dem vierten Bande wird sie bis zum Jahr 1715. fortgeführt werden. Aber Ludwigs XIV. Regierung wird der Verf. nicht eher auszuarbeiten anfangen, bis er den nöthigen

großen

großen Vorrath an Schriften zu derselben wird beysammen haben: und er ersucht in dieser Absicht die Freunde dieses Werks und der neuern Geschichte um Unterstützung, die er auch allerdings verdient. Es ist merkwürdig, daß Hr. M. einigen Deutschfranzosen, wie er sie selbst nennt, wegen eben desjenigen mißfallen hat, weswegen ächte Deutsche seine Arbeit schätzen, nemlich gegen die Aufrichtigkeit, und der unpartheyischen Entwickelung französischer Hyperbeln.

Ml.

Johann Friedrich le Bret, der Geschichte ordentlichen Lehrers bey dem Gymnasio illustri zu Stuttgard u. s. w. Staatsgeschichte der Republik Venedig, von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeiten, aus ächten Quellen vorgetragen, und nach einer richtigen Zeitordnung geordnet. Des zweyten Theils zweyte Abtheilung. Riga, bey Hartknoch. 1775. Von der 577sten bis zur 1442sten Seite, in groß 4. nebst einer Charte der Gegend von Venedig.

Nun nähern wir uns auch dem Ende dieses grossen und wichtigen Werks. Der gegenwärtige Theil geht von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts bis zum Jahr 1582. im neunzehnten und den fünf folgenden Büchern. Die Händel und Kriege der Republik mit dem Mayländischen Hause Sforza, die Ligue von Cambray, der Friede von Bologna, der Türkenkrieg wegen Cypern, und die Staatsrevolution der Zehen, sind die vornehmsten Zeitpunkte, nach welchen diese Bücher geordnet werden.

Den Anfang des neunzehnten, welches sich vom J. 1450 bis zum Ende des Hauses Sforza erstreckt, machen unter andern die glücklichen Unternehmungen des Castriota oder Scanderbeg merkwürdig. Venedig war eine Zeitlang seine Feindin, und bekriegte ihn wegen einer kleinen Stadt, die er zu seinem Gebiete rechnete; erkannte aber bald den Fehler, welchen es durch die Entkräftung des fürchterlichen Feindes der Ottomannen begieng, und unterstützte ihn nachmals mit Gelde. Es erscheint hierauf im J. 1451. Lorenz Giustiniani, als der erste Patriarch von Venedig, nachdem das Patriarchat vom Grado unterdrückt worden war. Dieser Gelegenheit bedient sich der Vers. eine Geschichte aller Vene-

netianischen Bisthümer des festen Landes und der Venetianischen Levante, zusammen drey und zwanzig, einzuschalten, ingleichen von dem Ernennungsrechte der Republik zu den erledigten Bisthümern gute Nachrichten mitzutheilen. Die falschen Grundsätze der Republik in Absicht auf die Türken werden entwickelt: sie hätte die Seemacht der Türken in ihrer Geburt ersticken können, wenn sie nicht in Italien ihre besten Kräfte aufgewandt hätte. Eine Anzahl Venetianer half Constantinopel etwas länger vertheidigen; aber zur Rettung dieser Hauptstadt trug die Republik nichts bey. Sie schloß vielmehr Frieden mit ihrem Eroberer, und dieser ist noch die Grundsäule der Venetianischen Handlung und des Baillats daselbst, dessen Verfassung S. 635 fg. beschrieben wird. Die Entfernung der Papalini (oder der Anverwandten des Pabstes und der Geistlichen) aus den Collegien, gehört auch unter die merkwürdigen Handlungen dieses Staats. Vermählung des Cyprischen Königs Jacobs II. mit der Catharina Cornara, einer edlen Venetianerin: ein Schritt, der auf etliche hundert Jahre wichtige Folgen hatte. Die Schenkung der Bibliothek des Card. Beßarion an die Republik, und die Geschichte derselben. Von den bekannten neuesten Nachrichten, daß die Republik die Handschriften des Cardinals seit dem Jahr 1472 in einem feuchten Keller verwesen lasse, sagt der V. nichts. Die Republik verlor Negroponte gegen die Türken. Von dem ersten Steuerfuß zu Venedig und von allen Arten der Abgaben auf ihrem festen Lande wird S. 699. fg. ein Begriff gegeben. Eben so wird S. 711 fg. von andern beträchtlichen Anstalten im Staate unter dem Doge Trono Nachricht ertheilt, z. E. vom Arsenal, von den Rechnungsräthen, u. dergl. m. Viele andere Bewegungen, Kriege, Unterhandlungen übergehen wir, um nur noch zu berühren, daß der V. S. 748. gegen die neuern Venetianischen Geschichtschreiber gezeigt habe, ihr Staat habe allerdings die Türken zu einem Einfall in das Königreich Neapel gereizt.

Im 20sten Buche sind der Krieg mit dem Herzoge Hercules von Modena, das päbstliche Interdict gegen die Republik, die Erwerbung von Zante, Cefalonia und Cypern für dieselbe, das Betragen der Venetianer bey Carls VIII. von Frankreich Unternehmung in Italien und ihre Festsetzung im Königreiche Neapel, die Hauptbegebenheiten. Auch die bekannte Geschichte des wider den Willen der Republik von dem Pabste zum Cardinal und Patriarchen von Aquileja ernannten berühmten Hermol. Barbarus ist lesenswürdig. Wir suchten auch noch, da der Verf. einmal seinen Tod erzählt, die artige Grabschrift bey ihm, die man dem gedachten Gelehrten gesetzt hat, und fügen sie also zur Ergänzung bey:

Bar-

Barbariem Hermolaus Latio qui depulit omnem,
Barbarus hic ſitus eſt: utraque lingua gemit.
Vrbs Venetum huic vitam, mortem dedit inclyta Roma;
Non potuit naſci nobiliusue mori.

Eine lehrreiche Nachricht über die Venetianiſche Handlung und über den Verfall derſelben am Ende des 15ten Jahrhunderts, endigt dieſes Buch. Der V. zeigt unter andern, daß Venedig die von Spanien und Portugall um dieſe Zeit entdeckten Länder, zumal Oſtindien, vorher ſchon etwas gekannt haben; aber nicht im Stande geweſen ſind, davon Nutzen zu ziehen. Jetzt fielen auch dieſe Entdeckungen in ſolche Zeiten, da die Republik nicht nur mit Bajazet einen ſchweren Krieg hatte, der ihre Handlung nach dem ſchwarzen Meere und nach Tana vernichtete, ſondern auch wegen der Nachſtellungen von Spanien, Frankreich, dem Kayſer und dem Pabſte in der dringendſten Gefahr ſtand, ihre Länder in der Lombardey zu verlieren. Auf der andern Seite ſuchte der Sultan von Egypten ſie durchaus zu Alexandrien feſt zu halten, und es war zu befürchten, daß er, wenn ſie den neuen Handlungsweg ergriffen, ihre reichen Niederlagshäuſer in gedachter Stadt in Beſchlag nehmen möchte. Deſto weniger konnte der Senat das Erbieten annehmen, welches ihnen Emanuel von Portugall that, ſie möchten ihre Galeonen in ſeine Häfen ſchicken, wo ſie ihre Specereywaaren mit reichem Gewinne einnehmen könnten. Auch glaubten die meiſten zu Venedig eine Zeitlang, die Handlung nach Calecut könnte von keiner langen Dauer ſeyn.

Nun wird im 21ſten Bande die Geſchichte der Ligue von Cambray und was ſonſt in den Zeitraum derſelben gehört, mit derjenigen Sorgfalt (S. 872-1043) beſchrieben, welche ſie verdient. Die Fehler, welche die Venetianer ſowohl, als noch erſt die Ligue vorbereitet wurde, als in dem darauf gefolgten Kriege anfänglich begiengen, werden genau entwickelt. Hingegen hält Hr. Le Br. die berühmte Rede des Giuſtiniani an den Kayſer, welche man beym Guicciardini lieſt, vor eine Erdichtung dieſes Geſchichtſchreibers. Seine Gründe S. 924-926. laſſen ſich allerdings hören. Wenn ſich, ſagt der V. S. 1043 die Republik in dieſen acht traurigen Jahren ſelbſt übertraf, ſo hatte ſie es der Güte ihrer Verfaſſung, der Strenge ihrer Geſetze und der Eintracht der Edeln, wenigſtens des beſten Theils derſelben, zu danken.

Mit dem 22ſten Buche geht die neue Epoche der Republik an, die jetzt erſt, wie Hr. L. Br. ſich ausdrückt, in ihrer Handlung ganz andere Grundſätze zu befolgen genöthigt, und offenbar in den Zuſtand der mindern Mächte verſetzt war, in welchem ſie wohl zur Erhaltung des Gleichgewichts der Macht in Italien das

übrige

ihrige mit beytrug, sonst aber den Eindrücken der gröſsern Mächte so sehr ausgesetzt war, daß sie nun nicht mehr auf ihre Erweiterung, sondern allein auf ihre Erhaltung bedacht seyn mußte. Den morgenländischen Handel behielt sie zwar auf der alten Straße bey; aber den spanischen verlor sie seit Carls I. Zeiten. Deßmehr war sie auf seines Mitbewerbers um die Käyserkrone, Franz des I. Seite, der ihr auch einen sonderbaren Antrag, um ihm zu derselben zu verhelfen, thun ließ. In Carls und Franzens italiänischen Kriegen waren die Venetianer fast immer auf der letztern Seite, suchten auch den Pabst beynahe wider seinen Willen zu retten. Diese ausserordentliche Verwickelung von vielen Jahren hatte auch ihren Einfluß auf die innere Verfassung des Staats, welche daher S. 1134. fg. in einem lesenswürdigen Abrisse dargestellt wird. Nicht minder schätzbar ist S. 1151 fg. die ausführliche Nachricht von den Venetianischen Staatsabsichten bey dem Flore der Wissenschaften, von der ersten Einrichtung der hohen Schule zu Padua, ihren Reformatoren, von andern Anstalten des Staats für die Gelehrsamkeit, von den venetianischen Geschichtschreibern, darunter Bernhard Giustiniani der Vater der neuern Geschichte, so wie Andreas Dandolo der alten ist, von den Gesetzen wider den Ambitus, von den Censoren, und von den Künsten, sonderlich der venetianischen Mahlerschule. Unter den Geschichtschreibern haben wir uns gewundert, den berühmten Baptista Nani nicht gefunden zu haben.

Nur kurz gedenken wir noch der beyden letzten Bücher dieses Bandes, ob es ihnen gleich an wichtigem Inhalte gar nicht fehlet. Dahin gehören insonderheit die verbesserten Religionsbegriffe, die aus Deutschland auch in die Republick eindrangen, die aber, sagt der V., auf diesen Inseln nicht herrschend werden konnten, weil in einem Freystaate zween bis drey Cardinalshüte ganze Familien verpflichten, und ein Sauerteig werden, den ein minder reizbarer Zunder nicht vernichten kann. Weiter ragen hier das neue System der Republi? wegen der Mönchsorden, ihre Händel und Kriege mit der Pforte, ihre Angelegenheiten auf der Kirchenversammlung von Trient, die Aufnahme der Juden in derselben, der Cyprische Krieg und das Treffen bey Lepanto besonders hervor.

Den scharfsinnigen Kenner dieser und vieler andern Geschichten wird man auch in diesem Bande so wenig verkennen, als in den erstern, und wir finden durchaus nicht nöthig, zum Lobe eines schon so allgemein geschätzten Werkes mehr zu sagen. Die Weitschweifigkeit, die man demselben hin und wieder vorwerfen könnte, fällt hier weniger in die Augen, weil es neuere und gröstentheils beträchtliche Begebenheiten sind, die der V. entwickelt. Bey der

Begierde,

Begierde, schön zu schreiben ist der Verf. zuweilen ins Rednerische oder Gekünstelte gefallen; z. E. wie entschied das Venetianische Orakel? Eines bedauern wir aber vorzüglich, daß es nemlich dem Verf. nicht gefallen hat, häufiger und genauer seine Zeugen anzuführen: nicht, als wenn man zweifeln könnte, ob er auch die glaubwürdigsten verhört habe; sondern weil beydes, die sichtbare Gründlichkeit und die mannigfaltige Brauchbarkeit des Werks, durch die Verweisung auf ihre Aussagen, selbst merklich hätte erhöhet werden können. Vielleicht hat doch auch Hr. L. B. bisweilen über den Venetianischen, und überhaupt Italiänischen Geschichtschreibern, die Deutschen und Französischen, zumal Zeitgenossen, etwas zu sehr auf die Seite gesetzt. So fällt uns gleich auf der 581sten Seite bey, daß das Unglück einer deutschen Dame, welches der Verfasser das selbst beschreibt, vom damals lebenden Aeneas Sylvius (Historia Friderici III. Imp. p. 76. ed. Helmst.) in Ansehung des Umstandes: die Dame wollte lieber sterben, u. s. w. ganz anders erzählt wird, als vermüthlich von den Italiänern, deren sich Hr. L. Bv. bedienet hat.

Ml.

Vorläufige kritische Untersuchungen einiger Stellen in den alten Auctoren, das Persische Postwesen betreffend, mit der Ankündigung einer nach dem am Ende beygefügten Plane verfertigten und auf Pränumeration auszugebenden pragmatischen Postgeschichte, von Joh. Gottfried Amelang, Königl. Postsecretair zu Cleve. Leipzig, bey Jacobäern, 1774. gr. 8. 78 S.

Weil man das Persische Postwesen für das Original hält, wornach das Taxische deutsche und alle andere Postwesen copiret worden, so ist es unterhaltend, hier in einem sehr guten Tone die nähere Beschreibung zu finden, die aus guten Quellen, besonders aber aus dem Herodot, gezogen ist. Zur Zeit, da Xerxes bey Salamis geschlagen wurde, waren die Briefposten schon in Persien eingeführt, aber jede Station war eine Tagreise lang. Indessen ist Hr. A. nicht, wie andere, der Meinung, daß das Persische Postwesen original sey. Ein Postknecht, Asianda, war bey

den

den Persern die niedrigste und verworfenste Gattung Menschen; und doch ward aus einem Postknechte, Danus Codomannus, ein großer König. Der H. V. zeigt hier mit vielem Scharfsinn und einer guten Belesenheit, daß Danus kein Postillon, sondern ein Prinz und Oberpostdirector gewesen, daß also unter dem Wort astanda nicht weniger zu verstehen gewesen, als unter dem Worte Veredarius, welchen Titul sonst auch in Frankreich das Haus Montmorency geführet. So viel Licht und Leben der Hr. V. in die Persische Postgeschichte zu bringen weiß, eben so viel und noch mehr versprechen wir von seiner Bearbeitung der ganzen Geschichte, davon hier der Plan mitgetheilt wird. Eine Geschichte, die nicht etwa nur für Postsecretairs interessant seyn mag, sondern die für jeden Diener der Regierung, für jeden Freund der Geschichte, zu Ausfüllung solcher Lücken, über die man öfters kaum hinauskommen kan, ohne sich vom gebahnten Wege zu verlieren, unentbehrlich seyn wird. Er wird sogar da fliegende Posten finden, Tauben- Raben- Schwalben- und andere Geflügelposten, Pfeilposten ꝛc. Solche Unternehmungen müßten ernstlich unterstützet werden; denn wir gewinnen dadurch neue Standpuncte der Geschichte, woraus wir für das gemeine Leben und die gesellschaftlichen Verhältnisse entfernter Völker wichtige Entdeckungen machen können.

Fz.

Ludewig Adolph Baumanns, des neustadtbrandenburgischen Lycei Conrector, kurzer Entwurf der Universalhistorie, zum Gebrauch der Jugend auf Schulen. Brandenb. 1774. 18 Bog. 8.

Herr Baumann wollte bloß ein wohlfeiles Compendium für Schüler schreiben, das mag er gethan haben, obgleich La Croze noch wohlfeiler als sein kurzer Entwurf ist. Für ein brauchbares scheint er weniger gesorgt zu haben. Grobe Fehler und Unrichtigkeiten haben wir zwar nicht gefunden, die historische Irrthümer in seiner Schule fortpflanzen möchten, aber desto mehr Mangel an Auswahl und kleine Fehler im Detail, die Hr. Baumann zu eilfertig aus seinen Vorgängern abschrieb. Von dem Innhalt des ganzen Buchs können wir nichts weiter sagen, als daß Hr. Baumann sehr genau in der Chronologie ist, daß er über-

aus

aus pünctlich die Regentengeschichte eines jeden Landes, ihre Tugenden und Laster beschreibt, hingegen von den Hauptrevolutionen der Länder, ihren Einfluß auf ihre Nachbaren und aufs Ganze, und von eigentlichen universalhistorischen Begebenheiten desto weniger sagt. Bloß aus der Anzeige des Plans mag jeder Leser selbst von dem Werthe des Buchs und den universalhistorischen Ideen des Verfassers urtheilen. Der Verf. ist noch ein Freund der Monarchienmethode, und dieser zufolge theilt er sein Buch in die Geschichte des Volkes Gottes, der Assyrischen, Persischen, Griechischen und Römischen Monarchie. In der Geschichte des Volkes Gottes werden sehr ungeschickt die egyptische, phönicische und trojanische Geschichte eingeschaltet. Bey der griechischen Monarchie ist er so umständlich, daß er auch nicht eins der kleinen griechischen Staaten übergeht, worinn dieses Land vor seiner Kultur vertheilt war, und die römische Geschichte ist ein völliges Chaos. Ausser der Geschichte aller Völker, die dieß Reich ehemals zertrümmerten, wird nicht nur die Geschichte des deutschen Reichs und aller einzelnen deutschen Staaten eingeschaltet, als ob das deutsche und ehemalige römische Reich, nach dem Wahn des Mittelalters, wirklich in ein Reich zusammengeschmolzen; sondern Hr. Baumann handelt hier auch noch die Geschichte aller nordischen Reiche, die Geschichte von Polen, Preussen und Rußland ab, Staaten, die nie mit den Reichen der alten Weltstürmer in Verbindung standen. Von der Bearbeitung dieser weitläuftigen Materien brauchen wir keine Proben zu geben, da nach der Methode des Verfassers, bloß Regentengeschichte zu schreiben, und vorzüglich nur Tugenden und Fehler der Regenten anzumerken, nothwendig die alte Geschichte trocken und voller unerheblichen Kleinigkeiten, die neue aber zeitungsmäßig ausfallen mußte. Was hilft es einem Wissensbegierigen, der die vornehmsten Weltbegebenheiten, ihre Ursachen, ihre Theilnehmer, den Erfolg derselben, und ihren Einfluß auf das menschliche Geschlecht wissen will, daß Hr. Baumann ihm unter andern vom Kaiser Rudolph dem zweeten erzählt: daß 1582. wegen Besetzung der obrigkeitlichen Aemter in Aachen Streitigkeiten entstanden, und diese Stadt darüber in die Acht erklärt worden, daß der Churfürst Gebhard von Cöln, der die evangelische Religion angenommen, und sich vermählte, seine Staaten verlor, daß Maximilian, des Kaisers Bruder, die Krone Polen nicht behaupten, sondern ge-

fangen genommen worden, daß Markgraf Johann Georg von Brandenburg dem Cardinal von Lothringen endlich nach vergeblichem Widerstande das Bisthum Strasburg überlassen müssen, und mehr dergleichen Universalhistorie zu kleine Begebenheiten, die in der speciellen deutschen Reichsgeschichte vorgetragen werden müssen.

Et.

Geschichte des Ostindischen Handels vor Mohämmed, von Joh. Gottfr. Eichhorn. Gotha, bey Ettinger, 1775. 8. 82 Seiten.

Im Texte raisonnirt ein muntrer denkender Franzos, in den Noten beweißt ein schwerfälliger denkender Deutscher. Die Vereinigung dieser beyden Personen in eine ist bey uns, wie bey unsern Nachbarn, eine seltene historische Erscheinung: zum Nutz und Frommen der Geschichtkunde möchten wir sie wol öfter haben.

Ostindischer Handel vor Mohämmed, ein unerwartetes Süjet! Wer sollte denken, daß sich hievon 80 Seiten voll schreiben, und zwar nicht mit Vermuthungen, Digressionen und Raisonnemens, sondern meist mit wirklichen zur Sache gehörigen Factis voll schreiben liessen? Die Göttinger Societät der Wissenschaften fragte vor etwa 10 Jahren nach dem Handel über das Kaspische Meer im Mittelalter, und erhielt unsers Wissens keine einzige Antwort.

Der Verf. macht 5 Epochen, ohne sie deutlich auszuzeichnen, wenn er gleich in Sphen schreibt: Mose, Herodot, die Ptolemäer, Römer, und Byzantiner.

Mose kannte den Zimmt; folglich war unter Mose schon Ostindischer Handel: das ist, damals schon wurden Producte, die bloß Ostindien erzeuget (und für so eines hält man den Zimmet), in andere Gegenden unsrer westlichen Welt versandt und verbraucht.

Zwischen Mose und Herodot, in einem Zeitraume von 1000 Jahren, schweigt die Geschichte ganz vom Ostindischem Handel. Weder Egyptier, noch Phönicier, handelten dahin: weder Osiris noch Sesostris sind nach Indien gekommen; auch Phönicier haben niemals unmittelbar dahin gehandelt (daraus macht der Verf. S. 10 begreiflich, warum Mose nichts von Indien wisse). Beyde wichtige Sätze sind umständlich bewiesen; und das mußten sie, gegen den

Huet,

Huet, der hier, wie in andern Theilen der älteſten Handelsgeſchichte, geſchwärmet hat. Aber indiſche Waaren kamen doch auf die Meſſe zu Tyrus (aus dem Ezechiel): doch ſteht ausdrücklich dabey, daß ſie nicht unmittelbar aus Oſtindien, ſondern von einem Entrepot der Inſel Daden im perſiſchen Meerbuſen [eine Inſel, deren Manufacturen noch um das Jahr 670 nach Chriſto blüheten, *Aſſemanni* Bibl. Orient. IV. p. 744] nach Tyrus gekommen. — Alſo Egyptier und Phönicier hatten dieſe ganze Zeit über kein Verkehr mit Indien: aber Hebräer unter dem Salomo auch nicht? Kein Wort hievon ſagt Hr. Eichhorn; und wie gern hätte ich über dieſe noch immer ſtrittige Sache, von einem Orientaliſten von Profeſſion, in einer vorſetzlichen Oſtindiſchen Handelsgeſchichte, ein gedrungenes Urtheil gehört!

Zu Herodots Zeiten war Oſtindien ſchon ſehr bekannt [ſeit der Entſtehung des perſiſchen Reichs, das zu allererſt die Vorderwelt mit der tieferen öſtlichen verband; und noch mehr ſeit Darii Zuge nach Oſtindien]. Auch hier hätten vielleicht Herodots Oſtindiſche Nachrichten eine nähere Unterſuchung verdient, und dem denkenden Geſchichtforſcher Anlaß zur Ausgrabung mancher ganz verlornen Thatſätze geben können.

Eigentlicher Oſtindiſcher Handel fängt erſt unter den Ptolemäern in Egypten an. Hr. E. beſchreibt ihn umſtändlich, doch nicht aus dem Ameilhon und Schmidt S. 81. — Dieſer Handel blieb in den Händen der Alexandriner, ſelbſt wie Egypten unter Rom gekommen war; denn zu groſſen Handelsentwürfen waren bekanntlich die Römer zu dumm. — Aber wie Rom getheilet ward, und Egypten an Byzant kam, waren die Byzantiner ſchlau genug, unmittelbar nach Oſtindien zu handeln.

Wer je ein ähnliches Sujet aus der alten Weltgeſchichte bearbeitet hat, wird erſtaunen, wie der Verf. eine ſo auſſerordentliche Menge von Stellen aus alten Autoren aufzutreiben, und damit ſeinen Gegenſtand bey nahe zu erſchöpfen, das Glück gehabt. Charakteriſtiſch iſt es auch in dieſem kleinen Buche, daß man über griechiſche Stellen kaufmänniſche Raiſonnemens, nicht wie die *in uſum Delphini*, und mit unter gar in kaufmänniſchen Myn Heers Ausdruck vorgetragen findet; daß man mitten aus der älteſten Welt, durch Anſpielungen und Vergleichungen, die der Verf. in halben Zeilen hinſchleichen läßt, in unſre neuere

heutige Welt herüber gerückt, und an das: *c'est tout comme chez vous*, im Vorbeygehen erinnert wird; endlich, daß man so oft auf uralte statistische Anekdoten stößt, von denen gar kein Gedanke war, daß sie in einem alten Auctor stünden. Nur einige zur Probe. S. 59, Plinius schon klagte, daß Ostindien Rom erschöpfe (*exhaurit* India); und rechnete, daß jährlich 1 1/4 Mill. Rthlr. baar aus Europa dahin giengen. S. 68, im Handel mit Persien hatte Byzant die Unterbalance. S. 56, in Indien wechselten die Egyptier mit Vortheil indische und griechische Münzen gegen römische auf. S. 63, die Byzanter verboten bey Lebensstrafe, den Arabern Eisen zu verkaufen, damit diese keine bessere Marine erhielten, und etwa gerade nach Indien handeln möchten. S. 69, Justinian bewog die Homeriten, Seide unmittelbar aus dem Lande der Seren zu holen, die die Byzantiner bisher aus der zwoten Hand der Perser genommen hatten: aber die Perser kauften den Homeriten alles vor der Nase weg (wie jetzo die Britten den Handel der Franzosen in Ostindien vernichten).

Andre eingestreute frappante und neue Anmerkungen betreffen S. 15 die Gerräer, S. 33 eine Colonie von Griechen auf dem indischen Meere, S. 41 warum August die Provinz Egypten für sich behalten, S. 27 wie die Griechen, bey Gelegenheit der Ostindischen Seereisen, angefangen, asiatische Banisen zu schreiben, und S. 19 wie das römische Recht oder die römische Chicane in den arabischen Sandwüsten so viel Unheil gestiftet, wie in Deutschlands Sümpfen. — Alexandrien trug dem Kais. August in einem Monat mehr ein, als ganz Judäa im ganzen Jahr. S. 46. Ptolemäus Evergetes hatte 12000 Talente Einkünfte. [Was Egypten unter den Byzantinern abgeworfen, davon ist eine Stelle im Malchus p. 88]. — Den Prix-Courant-Zettel S. 75 — 80, was Ostindische Waaren um das Jahr 70 nach Christo in Italien gegolten, las ich, und verstand ihn nicht, und dachte dabey: "Was doch "noch alle für Nachrichten in den alten Griechen und Römern stecken, und ungenützt ewig darinn stecken bleiben, "wenn nicht entweder die Philologen Naturhistorie lernen, oder Naturhistoriker anfangen, solche Classiken heraus"zugeben, deren Auslegung über den Horizont der Philologen ist."

Es ist ein gewöhnlicher Ausdruck der Recensionenmacher: Das Buch verdient nicht, angezeigt zu werden.

Und

Und noch ein häufigerer Gedanke der Recensionenleser ist: der Recensent verdiente nicht, das Buch anzuzeigen. Um sich gegen diesen Gedanken zu verwahren, thut ein Recensent wol, wenn er zu einem Buche, das einen wirklich neuen Gegenstand bearbeitet, und ihn bey nahe erschöpft, statt eines schuldigen Creditivs, brauchbare Ergänzungen liefert. — Hier sind einige ausser denen oben schon in Klammern eingeschlossenen. Im Assemani und den Byzantinern finden sich noch ganze Nester von ostindischen Handelsnachrichten, besonders wenn man auch Persien und die Bucharei mit hieher zieht. Man sehe den Handels- und Friedenstractat zwischen Justinian und Kosru beym Menand. p. 140, vergl. mit den Vectigalibus Nisibenorum beym Assemani I, 264. Jeder Elephant, der in Constantinopel erscheint, gehört hieher: Menand. p. 117, Asseman. I, 265. Priscus p. 56 bringt, unter andern Geschenken, auch indischen Pfeffer an des Attila Hof. Ein saracenischer Emir wird von Justin als Krämer ausgeschimpft, Menand. p. 106. Das Wichtigste ist beym Menand. p. 106 die Gesandtschaft, die die Sogdier des Seidenhandels wegen nach Constantinopel abgehen lassen, und die den Türken die erste Bekanntschaft mit Europa verschaft. — Die Ankunft des Seidenbaues in Europa berührt Hr. Eichorn S. 71: mehrere Stellen hievon hat Hr. Stritter in seinen *Memoriis* gesammlet; diese Stellen aber widersprechen sich sehr, und verdienen eine eigne Untersuchung um so viel mehr, da Hr. Hansen (Geschichte des menschlichen Geschlechts I. S. 394) schon in dem alten Athen Seidenwebereyen angetroffen hat. — S. 40 meint der Verf., der unter dem Pompejus entdeckte Landweg nach Indien sey nie gebraucht worden: das Gegentheil macht eine Stelle im Erdbeschreiber Dionys, Vers 751, wenigstens wahrscheinlich.

Memoriae Populorum olim ad Danubium, Pontum Euxinum, Paludem Mæotidem, Caucasum, Mare Caspium, et inde magis ad Septentriones incolentium, e scriptoribus historiae Byzantinae erutae et digestae a *Joh. Gotth. Stritter.* Tomus II. Petropoli, 1774. gr. 4. 1070 Seiten.

Dieser 2te Band ist völlig wie der erste (s. oben . . .) in der Einrichtung, aber an Bogenzahl weit stärker.

Wir setzen blos den Innhalt her: theils für ächte Freunde und Kenner der Historie, die aus den Rubriken schon schliessen können, wie viel ganz neues sie hier zu suchen haben; theils für diejenigen Herrn, die gerne viel citiren, und ungerne viel nachschlagen. Denn seit einem fast halben Jahrhunderte (seit dem herrlichen Pfeffinger ad Vitrisium) ist kein zum Plündern so unvergleichlich brauchbares historisches Buch erschienen, als diese Stritterschen Memoriæ. Nur dienet zu wissen, daß der Hr. Verfasser noch lebt, auch allem Anschein nach noch lange leben wird, und folglich diejenigen, die sein Buch zwar stark aber nicht fein genug brauchen, actioniren könnte.

I. *Slavica*, p. 1 — 110. Eben der Aufsatz, der schon in Schlözers Allg. Nord. Geschichte steht, hier aber verbessert und vermehrt. II. *Servica* p. 111 — 382. (Ueber 30 Bogen von den so wenig bekannten Serben!) III. *Chrovatica* p. 383 — 402. IV. *Zachlumica, Terbunica, Paganica, Diocleica, Muravica* p. 403 — 420. V. *Bosnica* p. 421 - 438. VI. *Bulgarica* p. 439 — 890. (dritthalb Alphabete.) VII. *Valachica* p. 891 — 936. VIII. *Russica* p. 937 — 1044. IX *Lechica* p. 1047. *Lithvanica* p. 1050. *Prussica, Samotica* et *Permica* p. 1054. Tzechica p. 1056 — 1063.

Auf den dritten Theil warten wir mit Verlangen.

Marschalls Reisen durch Holland, Flandern, Deutschland u. s. w. Aus dem Englischen. 3ter Band. Danzig, 1775. 387 S. in 8.

Im 2ten Stück des 23sten Bandes dieser Bibliotheck haben wir bereits unsere Vermuthung bekannt gemacht, daß dieses Werk nichts weiter als ein Reiseroman sey, und wir finden selbige in dem nunmehr vor uns liegenden 3ten Theile noch mehr bestätigt. Der Uebersetzer selbst hat in seiner Nacherinnerung, einige, die Stadt Danzig, in welcher er zwey Jahre sich aufgehalten, betreffende Umstände angegeben, welche deutlich beweisen, daß Hr. Marschall eben so wenig dort gewesen als, wie er vorgiebt, von da aus mit dem Bürgermeister von Danzig im Jahre 1770 nach Warschau gereiset, indem seit Anno 1765 gar keine obrigkeitliche Person von Danzig nach Warschau gekommen. Sans Soucy ist nach Hrn. Marschall p. 304 ein

abge-

Huet, der hier, wie in andern Theilen der ältesten Handelsgeschichte, geschwärmet hat. Aber indische Waaren kamen doch auf die Messe zu Tyrus (aus dem Ezechiel): doch steht ausdrücklich dabey, daß sie nicht unmittelbar aus Ostindien, sondern von einem Entrepot der Insel Daden im persischen Meerbusen [eine Insel, deren Manufacturen noch um das Jahr 670 nach Christo blüheten, *Assemanni* Bibl. Orient. IV. p. 744] nach Tyrus gekommen. — Also Egyptier und Phönicier hatten diese ganze Zeit über kein Verkehr mit Indien: aber Hebräer unter dem Salomo auch nicht? Kein Wort hievon sagt Hr. Eichhorn; und wie gern hätte ich über diese noch immer strittige Sache, von einem Orientalisten von Profession, in einer vorsetzlichen Ostindischen Handelsgeschichte, ein gedrungenes Urtheil gehört!

Zu Herodots Zeiten war Ostindien schon sehr bekannt [seit der Entstehung des persischen Reichs, das zu allererst die Vorderwelt mit der tieferen östlichen verband; und noch mehr seit Darii Zuge nach Ostindien]. Auch hier hätten vielleicht Herodots Ostindische Nachrichten eine nähere Untersuchung verdient, und dem denkenden Geschichtforscher Anlaß zur Ausgrabung mancher ganz verlornen Thatsätze geben können.

Eigentlicher Ostindischer Handel fängt erst unter den Ptolemäern in Egypten an. Hr. E. beschreibt ihn umständlich, doch nicht aus dem Ameilhon und Schmidt S. 81. — Dieser Handel blieb in den Händen der Alexandriner, selbst wie Egypten unter Rom gekommen war; denn zu grossen Handelsentwürfen waren bekanntlich die Römer zu dumm. — Aber wie Rom getheilet ward, und Egypten an Byzant kam, waren die Byzantiner schlau genug, unmittelbar nach Ostindien zu handeln.

Wer je ein ähnliches Sujet aus der alten Weltgeschichte bearbeitet hat, wird erstaunen, wie der Verf. eine so ausserordentliche Menge von Stellen aus alten Autoren aufzutreiben, und damit seinen Gegenstand bey nahe zu erschöpfen, das Glück gehabt. Charakteristisch ist es auch in diesem kleinen Buche, daß man über griechische Stellen kaufmännische Raisonnemens, nicht wie die *in usum Delphini*, und mit unter gar in kaufmännischen Myn Heers Ausdruck vorgetragen findet; daß man mitten aus der ältesten Welt, durch Anspielungen und Vergleichungen, die der Verf. in halben Zeilen hinschleichen läßt, in unsre neuere

ner besondern Klasse von Bürgern aufgetragen, deren Kommentare nach Ablauf mehrerer Jahrhunderte selbst ein gesetzmäßiges Ansehen erhielten. Und wer diesen wiedersprach, wurde ein Ketzer, wer die Gültigkeit der Glaubensgesetze selbst angrif oder verwarf, ein Unglaubiger genannt. Damals, vor der Geburt und in der Kindheit der Logik wurden die Luftschlösser einer unregelmäßigen Einbildungskraft mit Vernunftschlüssen und erwiesenen Beobachtungen vermengt; daher sich lebhafte Köpfe die Freyheit, solche Schlösser zu erbauen, nicht nehmen liessen, aber nachdem sie muthig oder furchtsam waren, zur Befriedigung ihrer unordentlichen Begierde, verschiedene Wege einschlugen. Viele erklärten sich gerade zu für Vertheidiger der Freyheit zu untersuchen und zu denken, welche älter ist als alle Bibeln, so alt als die menschliche Seele. Als aber die Gewalt der Theologen durch diese Unternehmungen erschüttert wurde, bedienten sich dieselben gegen ihre Feinde der Trägheit, Unwissenheit und Politik einiger Regenten, und liessen diese frechen Philosophen an Leib, Ehr und Gut bestrafen; wodurch furchtsame Freydenker auf die Gedanken geriethen, ihr Lehrgebäude theils in gesetzmäßige, theils in unverständliche Ausdrücke zu verkleiden, selbst aber die Sprache und das äusserliche Ansehen besonderer Heiligkeit anzunehmen, und den Sinn ihrer dunkeln Worte nur vertrauten Schülern in Geheim zu entdecken. Durch diese Politik erhielten sie sich in Ansehn und Ruhe; dritthalb tausend Jahre lang unterrichteten sie, mit Beyfall selbst viel betrogener Theologen, besonders die Jugend, das andre Geschlecht und das Landvolk unter verschiedenen Abänderungen, in mancherley Ton, von ihren fast allezeit unverständlichen Lehren über Gott, die Welt, die Seele, die herrschenden Religionen, die bürgerliche Ordnung und den Ehestand. Zu allen Zeiten haben sie durch dieselben die Einbildungskraft und Neuerungssucht, bisweilen auch andre sinnlichere Triebe geschmeichelt, einsames Nachdenken dem Geräusch eines würksamen Lebens meistentheils vorgezogen und daher selten die bürgerliche Gesellschaft beunruhiget. Dies ist der Ursprung, Rang und Geist der Mystiker in der Geschichte des menschlichen Verstandes. Nachdem zu unsern Zeiten die oberste Macht in den meisten Staaten zur Erhaltung öffentlicher Ordnung und Ruhe gewaltigere Werkzeuge und Mittel, als in den vorigen Zeiten, ergriffen hat, ist die Einigkeit in Meynungen

gen entbehrlicher, das Ansehen der Priester aber, als ein gefährliches und, nach dem Zeugniß der Erfahrung, manchmal verderbliches Werkzeug, geschwächt, und an vielen Orten zerbrochen worden. Das Recht freyer Untersuchung spekulativer Meynungen ist von Regenten gestattet, durch die Gesetze der Logik geleitet und regulirt, von vielen Philosophen ohne Achtung gegen die Religionsgesetze bis zur Ausgelassenheit ausgeübt, ja ungestraft gemißbraucht, selbst von vielen Priestern anerkannt worden. Also dürfen auch die Mystiker ihre verborgene Lehre der Welt vorlegen; ihr uraltes System und die mannigfaltigen Modificationen desselben können, wo nicht auf die Entdeckung neuer Wahrheiten, doch zu richtiger Beurtheilung und Erklärung angenommener Meynungen beytragen. Da sie aber wegen vieler Ursachen selten fähig sind, dem Publikum diesen Dienst selbst zu leisten, hat nach dem Beyspiel des Canzlers von Mosheim und anderer Schriftsteller Herr Cämmerer Füßlin in diesem Buch durch Vergleichung verschiedener mystischer Schriften, theils den Sinn ihrer Meynungen, theils die Verwandschaft ihrer mancherley Gattungen, durch das ganze Mittelalter und bis auf unsere Zeiten, mit vielem Fleiß herauszufinden getrachtet. Dies Buch ist von allen andern Schriftstellern, welche in künftigen Zeiten diese Arbeit unternehmen werden, zu lesen und zu prüfen. Den Lesern der Bibliothek glaube ich hiemit den Gesichtspunkt zur Beurtheilung der Mystiker und ihrer Geschichtforscher angezeigt zu haben.

Iz.

Platonis Dialogi tres, Sophista, Politicus, Parmenides, Graece e recensione Henr. Stephani animadversionibus criticis illustrati ab *J. F. Fischero*, Lipſ. sumtu J. F. Langenhemii, 1774. 8. 19½ Bogen.

Man kennt Hrn. P. Fischers ähnliche Arbeiten, durch die er sich um die alte ächte Litteratur bisher verdient gemacht hat, zu sehr, als daß es einer weitläuftigen Empfehlung gegenwärtiger drey Platonischer Dialogen, womit er das Publicum aufs neue beschenkt, bedürfte. Wir wollen nur von der Einrichtung dieser Ausgabe etwas sagen, um die, für welche sie bestimmt ist, desto mehr zum Gebrauch derselben zu ermuntern. Im Ganzen ist Hr. F. derselben Einrichtung gefolgt, die er bey den übrigen sechs von

ihm herausgegebenen Gesprächen des Pl. beobachtet hat. Er hat den Text des Henr. Stephanus ganz unverändert abdrucken lassen, dabey aber die Aldin. Hopper. und Walder. Ausgaben beständig zu Rathe gezogen und ihre abweichenden Lesarten unter den Text gesetzt; ja dabey selbst die Druckfehler nicht vorbey gelassen, da diese oft die Quelle der wahren Lesart entdecken, wie er in der Zuschrift an Herrn Reusmann, den neuen Herausgeber des Devarius, an ein paar merkwürdigen im Sophisten vorkommenden Beyspielen zeigt. Nächstdem hat er die neulich von ihm herausgegebnen Eclogen des Cornarius mit Nutzen gebraucht, dessen Muthmassungen und Verbesserungen er oft stillschweigend in den Text aufgenommen oder für Lesarten eines Codex oder für seine eigene Verbesserungen ausgegeben hat, wie ers denn auch mit dem Ficinus nicht besser gehalten. (Beyde Anklagen belegt Hr. F. in den Gesprächen selbst mit häufigen Beweisen) Daß Hr. F. auch den Ficinus fleißig habe zu seinem Zwecke nutzen können und müssen, ist leicht zu erachten. Nächstdem hat er die Schriftsteller, welche diese Dialogen anführen, Galenus, Clemens, Alex. Eusebius, Strobarus u. a. wiewol weder alle, noch immer, namentlich aber die Grammatiker, des Timäus Glossemata und die vom seel. Reiske ihm mitgetheilten Excerpte eines Augspurgischen Scholiasten, verglichen und gebraucht. Aus den Anmerkungen des Cornarius, Serranus, Stephanus, und besonders einiger Holländer hat er nicht viel „cognovimus eas fere omnes esse ex [illegible] eas et vanas„ und er selbst hat bey dem Zwecke, wozu [illegible]rbeit bestimmt hat, nemlich den Schullehrern eine für [illegible]nd brauchbare Ausgabe in die Hände zu geben, lieber [illegible]üssigen Anmerkungen vermeiden wollen. Er glaubt nem[illegible]urch Ausgaben, wo man jede Stelle erklärt, könne die Ach[illegible] der Lehrer sehr leicht verlieren. Folgten die Lehrer dem [illegible]erausgeber, so würden die jungen Leute ein Mißtrauen in die Gelehrsamkeit ihrer Führer setzen; giengen sie aber von ihm ab, so würden die Schüler sie für schlechte Ausleger halten. Einem Mann, wie Hr. F., der aus Erfahrung redet, widersprechen, scheint zwar hart, aber doch glauben wir, es werde mancher Leser mit uns einen Mittelweg bey dieser Behauptung als möglich annehmen, und nicht jede mit Sachanmerkungen versehene Ausgabe für Lehrer und Schüler für unnöthig oder nicht nothwendig mit Hrn. F. ansehen. Aus den also blos kritischen, die Richtigkeit des Textes betreffenden Anmerkungen Exempel beyzubringen, erlaubt uns hier der Ort nicht. Vernünftige der Sache kundige Leser, werden sie indeß häufig im Buche selbst antreffen, und Hrn. F. danken, daß er durch diese auch äusserlich gut ins Auge fallende Ausgabe abermals drey neue Platonische Dialogen mehrern Lesern hat

in

in die Hände bringen wollen, ohne zu grübeln, ob ein Mann von Hrn. F. Gelehrsamkeit und Verdiensten nicht etwa noch mehr, selbst seinem Zwecke nach noch mehr hätte leisten können und mögen.

Su.

---

10) Erziehungsschriften.

Sittliches Erziehungslexikon, oder Erfahrungen und geprüfte Anweisungen: wie Kinder von hohen und mittlern Stande zu guten Gesinnungen und zu wohlanständigen Sitten können angeführet werden. Ein Handbuch für ädelempfindsame Eltern, Lehrer und Kinderfreunde, denen die sittliche Bildung ihrer Jugend am Herzen liegt. Erste Probe, von C. D. Küster, Magdeb. Conf. Rath, Inspekt. und Pred. Magdeburg, in der Scheidhauerschen Buchhandlung, 1774. 8. Eilf Bogen.

Mein, es kann nicht schaden, die guten Grundsätze zur beßern Erziehung auszubreiten und einzuschärfen. So viel bisher darüber geschrieben ist — und es wird zuverläßig noch mehr darüber geschrieben werden — so sind sie doch noch lange nicht so durchgängig bekannt, geschweige befolgt, als sie nach der billigen Forderung wahrer Menschenfreunde seyn könnten und solten. Und denn ists doch für viele noch ein weiter Weg bis zur Ausübung gutbefundner Vorschläge und Regeln zur gehörigen Erziehung der Kinder. Der V. bietet sich zu einem gefälligen Wegweiser an, deßen Sprache leicht zu verstehen, und es denen sonderlich recht bequem macht, die nur ganz wenig Zeit aufs Lesen solcher Sachen zu verwenden pflegen. Wohlgesinnte, aber unerfahrne Eltern und Lehrer, die zu dem Amte der Erzieher gelangt sind, ehe sie es dachten oder wusten, wie viel zu diesem wichtigen Amte gehöre, werden dem V. für seine freundschaftliche Mühe danken, daß er ihnen aufs künftige sichere Ursachen zu edleren Freuden an ihren Zöglingen verschafft hat, da sie bey ihrer nachläßigen Erziehungsart sich selbst den größten Gram gewiß zugezogen hätten. Da der V. Lust hat, dis Buch fortzusetzen; so trauen wir's ihm zu, daß er mit dem Gebrauch mancher undeutschen Wörter sparsamer seyn werde.

werde. Denn Timidität Attention, Dirigiren, Proßreßen, Societät, promt, Observationen, misanthropisch u. m. können wirklich gut deutsch gegeben werden, wie er leicht selbst würde gefunden haben, fals ihm genugsame Zeit zum nochmaligen Uebersehen seiner Aufsätze wäre gelassen worden. Auch möchten nicht alle Eltern verstehen, was S. 161. 162 sittlich mögliche Gefälligkeiten für welche sind, oder nicht gleich jemand haben, der sie es lehrete. Bey der S. 124. angebrachten Ermahnung, für öftere Leibesbewegung der Kinder zu sorgen, werden die Spiele mit darunter gerechnet. Es versteht sich, daß es nicht immer solche seyn müßen, wobey sie sitzen bleiben; und es sind mehrere, die mit uns wünschen, daß ein wohlthätiger Niederfreund solche Spiele bekannt machte, die sich für sie eigentlich schicken und die Absicht, Gesundheit zu befördern, beßer, als viele von den gewöhnlichen, erreichten. Sind doch für Erwachsene Anweisungen zu mancherley Spielen geschrieben. Bey S. 20. wollen wir nur erinnern, daß wir einen Knaben, der früher aufzustehen fordert, als es die Ordnung des Hauses mit sich bringt, für keinen Verbrecher erklären, sondern ihm lieber Anweisung geben würden, sich nützlich zu beschäftigen. Denn was wolte der strafende Lehrer oder Vater antworten, wenn der muntre Knabe mit aller Ehrerbietigkeit dächte oder spräche: Aurora Musis amica? — Bey einigen Artikeln sind psychologisch-pädagogische Fragen und Aufgaben eingestreuet, deren Beantwortung und Aufklärung er den Meistern in der Erziehungswissenschaft überläßt.

Zk.

Das in Dessau errichtete Philantropium: eine Schule der Menschenfreundschaft und guter Kenntnisse für Lernende und junge Lehrer, Arme und Reiche. Ein Fideicommiß des Publikums zur Vervollkommnung des Erziehungswesens aller Orten nach dem Plane des Elementarwerks. Den Erforschern und Thätern des Guten unter Fürsten, menschenfreundlichen Gesellschaften und Privatpersonen empfohlen, von Johann Bernhard Basedow, (oder in einigen Schriften Bernhard aus Nordalbingien.) Leipzig, 1774. 96. S.

Kaum hat Hr. Basedow eine große Arbeit vollendet, deren Vollbringung einem grossen Theile des Publicums unmög-

unmöglich schien; so beladet er sich mit einer noch viel schwerern Unternehmung. Er hatte es immer gesagt, daß das Daseyn guter Elementarbücher nicht das einzige Hülfsmittel sey, das Erziehungswesen zu verbessern; daß auch Männer gebildet werden müssen, welche diese Werkzeuge anwenden können und wollen, und daß in einer in dieser Absicht errichteten Anstalt solche Männer müssen gezogen, und die ersten Versuche mit seiner Lehrart gemacht werden. Diese Stiftung soll nun zu Dessau zu Stande kommen; sie soll dem Besten des ganzen menschlichen Geschlechtes geheiliget seyn, und sie soll deßwegen ein Fideicommiß für das Publicum werden. Herr Basedow giebt in der Schrift, welche wir anzeigen, Rechnung von demjenigen, was er verspricht, und von demjenigen, was er dagegen von dem Publicum fordert.

Eine in einem ganz besondern Geschmacke geschriebene Anrede an Staaten, Gesellschaften und Personen, fordert die Forscher und die Thäter des Guten auf, diese Unternehmung zu befördern. Den Schluß dabey macht ein überaus heftiger Ausfall wider den Gewissenszwang. Im Grunde ist alles vortrefflich, was da gesagt wird. Allein der Ton ist gar zu unnatürlich, gar zu schwülstig, bey nahe von dem schlimmsten Geschmacke, den man sich denken kan. Wenn nicht die ausnehmende Güte dessen, das gesagt wird, und die unendlich verehrungswürdige Absicht, in der es gesagt wird, den Leser entschädigte, so würde man das Werk bey der ersten Seite bey seite legen. Die Ankündigung selbst ist natürlicher und einfältiger geschrieben.

Nachdem Hr. B. die von ihm so oft erwiesene Nothwendigkeit einer durchgängigen Verbesserung des Erziehungsgeschäftes auf das neue und sehr nachdrücklich wiederholet hat, kommt er auf die Beschreibung seiner philanthropinischen Anstalt. Für Lehre und Uebung in den Wissenschaften, für Aufsicht, für Unterhalt, Bett, Wohnung, Wärme, Wäsche und Licht bezahlt ein Pensionist jährlich 250 Reichsthaler, nebst 20 Rthlr. Eintrittgeld. §. 2. Ihre Kleidung wird uniform und nicht kostbar seyn. Ihre Nahrung wird Abends nur in einem und Mittags in zwey Gerichten bestehen. Sollte dieses nicht gar zu sparsam seyn? Es sind Tage in der Woche bestimmt, an welchen wechselsweise die Unterschiede unter den Zöglingen beobachtet werden, welche in dem bürgerlichen Leben Platz haben; zwey Tage für die Verdienste, zwey für den Stand, zwey für den

Reichs-

Reichthum. Uns scheinet diese Eintheilung eine Quelle vieler Verwirrungen abgeben zu müssen. Die jungen Leute werden praktisch zur Erdultung physischen Ungemaches vorbereitet; vortrefflich. Der Gehorsam ist anfänglich blind, allmählich wird er erleuchtet. Zu Arbeiten des Geistes werden die Zöglinge nur aufgemuntert; nur die mechanischen stehn unter der Strafe. Arbeiten müssen sie zu gesetzten Zeiten. Wer die Arbeit des Geistes alsdenn verabscheuet, muß leibliche Arbeit thun. Fehler des Willens werden auch als physische Krankheiten behandelt. Die Zöglinge haben ihre militarische und andre Leibesübungen. Sie leben einige Monate wenigstens des Tages unter Zelten. Sie haben junge Aufwärter, und sie werden in den Pflichten der Herrschaft geübet. So auch in den Pflichten der Freundschaft. Keiner wird als ein Angeber des andern gebrauchet. Sie haben ein Richteramt, worzu diejenigen gezogen werden, welche sich am besten halten. Sie sind mehr in Bewegung, als daß sie still sitzen. Alle böse Beyspiele werden ihren Augen sorgfältig entzogen, und es wird vorzüglich darauf gesehen, daß nur rechtschaffene und wohlgesittete Leute sie umgeben. §. 3. Der Unterricht der Religion schränket sich so ein, wie es in einer Anstalt seyn muß, in welche junge Leute von allen Religionsparteyen aufgenommen werden, doch wird jeder Jüngling auch besondern Unterricht in der Religion seiner Eltern finden. §. 6. Herr B. hat einen vortreflichen Gehülfen an Herrn Wolke. Was dieser §. 8. mit einer reitzvollen Einfalt von sich selbst und von seinen Erfolgen in Erziehungsgeschäften erzählet, muß jeden Leser mit Hochachtung für ihn erfüllen. Er suchet einen zweyten Gehülfen, welcher im Stande seyn soll, Unterricht in der französischen Sprache und in andern Wissenschaften zu geben. §. 9. Er hat einen Unterlehrer, Hrn. Friedrich August Benzler, von 22 Jahren, welcher ein merkwürdiges Beyspiel ist, wie ein erwachsener Mensch, nach der Lehrart des Hrn. Basedow, allmählich zu einem nützlichen und brauchbaren Unterweiser gebildet werden kan; und ein Beweis, wie gegründet man hoffen könne, daß in seiner Anstalt gute Bediente und Dorfschulmeister können gezogen werden. §. 10. Er suchet noch einen lateinischen Hauptlehrer, und verspricht eine gute Chrestomathie aus den römischen Schriftstellern, von denen er nun eine bessere Meinung äussert. §. 11. Er fordert wohlthätige Bürger auf, Waisenkinder in das Philanthropinum

zu

zu schicken, welche man zu dem Stande von Bedienten so vorbereiten will, daß sie in den Häusern ihrer Herrschaften nützliche Werkzeuge der Erziehung abgeben können. §. 12. Auch junge Gelehrte sollen da Unterricht und Uebung in der schönen Kunst der Erziehung und der Unterweisung finden. §. 13. Eine solche Anstalt erfordert zu ihrer Errichtung und zu ihrem Unterhalte einen nicht geringen Aufwand. Die erste Anlage und die Ausgaben des ersten Jahres werden sich auf 22000 Rthlr. belaufen. Hr. B. fordert die Wohlthätigkeit des deutschen Publicum auf, dazu beyzutragen. Wir verhoffen, daß dieses die Ehre, welche es sich durch seine freygebige Unterstützung des Elementarwerkes erworben hat, durch die Begünstigung des noch wichtigern Philanthropins zu erhalten und zu vermehren bestreben werde.

Auch ist dieses Philanthropinum kein blosser frommer Wunsch mehr: Es ist bereits, obwol noch schwach, vorhanden, und Herr Basedow hat es den 27. Christm. 1774, als am sechsten Geburtstage des Erbprinzen von Anhaltdessau, durch eine feyerliche Rede eingeweihet, welche auch unter dem Titel,

Rede für das pädagogische Philanthropinum in Dessau, von J. Bernhard Basedow, in einigen Schriften Bernhard aus Nordalbingien, Leipzig, 1775. Auf 23 S.

gedruckt ist. Wenn diese Rede schon von der französischen Academie nicht als ein Muster der Beredsamkeit, und von einer deutschen Gesellschaft nicht als ein Muster der besten Schreibart wird anerkannt werden, so ist sie doch durch ihren innern Werth unendlich schätzbar.

Kurz, nachdem das Dessauische Philanthropinum eingeweihet war, kam der königl. franz. Envoyee in Graubünden, Herr Ulysses von Salis, ein Mann von tiefen Einsichten und von dem feurigsten Eifer für alles Gute, nach Dessau, um Herrn Basedow über seine Erziehungsanstalt in Marschlinz Raths zu fragen, und, um ihn, wenn es möglich wäre, nach Marschlinz zu ziehen. Da dieses letztere unmöglich war, und Hr. von Salis in Dessau alles so vortrefflich fand, als es ihm möglich schien; faßte er den Entschluß, seine Pflanzschule nach dem Muster der

Dess

Deſſauiſchen umzugieſſen, auch ein Philanthropinum daraus zu machen, und ſich mit Hrn. Baſedow zu dem Beſten ihrer Mitmenſchen brüderlich zu vereinigen. Ihre Vorkommniß iſt gedruckt unter dem Titel:

Unterſchriebene Vereinigung zweyer pädagogiſcher Philanthropinen in Anhaltdeſſau und in Graubündten. Deſſau, 1775.

Nun iſts in Marſchlinz alles nach dem Entwurfe des Hrn. Baſedow eingerichtet; und Hr. Dr. Bahrdt von Gieſſen hat die Direction dieſer ſchon lang berühmten Erziehungsanſtalt übernommen.

Pk.

Cosmopolitis nonnulla, legenda, cogitanda, agenda, de cœpto Deſſaviæ-Anhaltinæ Philanthropio, ſeu ſeminario pædagogico noviſſimæ indolis, quam vetuſtiſſimam eſſe oportuit. Rogatio ad parentes, ad litterarum ſtudioſos, ad beneficentiæ neceſſitatem vere credentes; ad eos, qui pauperioribus adoleſcentibus, emendandæ arti pædagogicæ eximie idoneis, geſtiunt bene facere; denique ad rerum publicarum conſiliarios, qui Monarchas ſuos, præter res fiscales & bellicas, de aliis bonis conſiliis ſuſtineant compellare. Conſcripta vel brevius iterata, certe ad augendam ſermonum copiam, a M. *J. B. Baſedovio*, P. P. Phil. Deſſ. curat. Lipſiæ, apud Siegfr. Lebr. Cruſium, 1775. in 4to. p. 52.

Für Cosmopoliten etwas zu leſen, zu denken und zu thun. In Anſehung eines in Anhaltdeſſau errichteten Philanthropins oder pädagogiſchen Seminars von ganz neuer Art, die ſchon alt ſeyn ſollte. Ein Antrag an Eltern, an Studirende, an ſolche, welche die Nothwendigkeit guter Werke practiſch glau-

glauben, an Wohlthäter, armer zur Pädagogie geschickter Genies, und an Staatsmänner, die ihren Monarchen von etwas anders, als von Finanzen und von Militz Vorstellungen thun dürfen. Mindestens zum Anlasse einiger Discourse aufgesetzt oder wiederholt von J. B. Basedow, Fürsorger des Philanthropins in Dessau. Leipzig, bey Siegfried Lebrecht Crusius, 1775.

Diese Aufsätze müssen angezeigt werden, um die Geschichte der philanthropinischen Unternehmungen des verdienstvollen Hrn. Basedow vollständig zu erhalten. Sie enthalten ungefähr das nemliche mit der im J. 1774 erschienenen Ankündigung des Philanthropinum. Zugleich mit denselben hat Herr Basedow auf deutsch und lateinisch drucken lassen.

An statt eines nach der Würde der Stände eingerichteten Schreibens an Cosmopoliten, denen für das Anhaltdessauische Philanthropinum eine gedruckte Schrift gesendet oder auf irgend eine Weise eingehändiget wird.

Dieses Schreiben kündiget den Entschluß des Hrn. Basedow an, seiner grössen Unternehmung zu entsagen, wenn er nicht bis auf Ostern 1776 eines Beytrages von zehntausend Ducaten versichert wird. Es empfiehlt die grosse Angelegenheit des menschlichen Geschlechtes dem Publicum mit grossem Nachdrucke. Wir wünschen, daß es mit einem gleich großen Erfolge geschehe, und geschiehet es nicht, so hat Basedow dennoch das Verdienst, alles, was in seinen Kräften stünde, gethan zu haben, um der Menschheit die größte Wohlthat zu erweisen. Wo lebt der Gelehrte, welcher in diesem Stücke so viel gethan hätte, wie er! Und den, der so viel thun wird, kennen wir noch nicht; denn Brechter ist tod.

Pl.

11) Kriegswiſſenſchaft.

Die Kunſt, Situationsplane mit Hülfe einer beſonders dazu verfertigten Schreibtafel auf verſchiedene Arten aufzunehmen und zu zeichnen. Nebſt 10 theils illuminirten Kupfertafeln. Zum Gebrauche junger Officiers und anderer Liebhaber ausgefertigt von Lucas Voch, Architekt und Ingenieur, auch der kaiſerlichen Akademie freyer Künſte und Wiſſenſchaften Ehrenmitglied. Augsburg, bey Conrad Heinrich Stage. 1774.

Dieſer kleine Aufſatz kann für einen jungen Officier, in manchen Fällen immer brauchbar ſeyn. Man findet darinnen eine gute Anweiſung zum Planzeichnen und die nothwendigſten Aufgaben aus der Geometrie, die dahin abzielen. Die von dem V. angegebene Schreibtafel iſt eben nicht zu verwerfen, beſonders wenn bey dem Aufnehmen einer Gegend eben nicht die gröſte Genauigkeit verlangt wird.

Friedr. Chriſtian Müllers Beſchreibung einer neuen und vollkommenen Art, Plans aufzunehmen und zu verzeichnen. Mit zwölf Kupfern. Frankfurt und Leipzig, bey Philipp Heinrich Perrenon, Buchhändler in Münſter. 1775.

Die Abſicht des Verfaſſers geht dahin, die Lage und Entfernungen der merkwürdigſten Gegenſtände auf einer Gegend von ohngefähr drey bis vier Stunden, (vermuthlich im Durchmeſſer) mit der gröſten Genauigkeit aufzunehmen. Alle bisher bekannte Methoden, dieſes zu bewerkſtelligen, ſind gar nicht nach ſeinem Geſchmacke. Denn das Ausſchreiten iſt ſehr mangelhaft, beſchwerlich und langweilig. Bey dem Aufnehmen mit der Bouſſole iſt das Viſieren ſehr mühſam und beſchwerlich, und das beſtändige Spielen der Nadel verurſacht vielen Aufenthalt und Störung. Das bloſſe Augenmaaß iſt nicht allein hinlänglich, weil es ſehr geübt ſeyn muß. Das Aufnehmen mit bloſſen Stäben und der Meßkette, mit der

Menſul

Mensul, mit dem Asterlabium ꝛc. Alles dieses sind Unvollkommenheiten in den Augen des Verfassers, und in unsern auch; leider! aber wo findet man in der Welt etwas vollkommenes? Es müßte denn die Methode des V. seyn, die wir jetzt anzeigen wollen.

Sie beruht auf dem Satz, daß, wenn man in einem Triangel mit der Grundlinie eine Linie parallel zieht, diese Parallellinien den abgeschnittenen Seiten des Triangels proportional sind, mit einem Wort auf dem zweyten Satz im 6ten Buch des Euclides. Diesen beweist der V. sehr weitläuftig, und leitet daraus einen Folgesatz, der zwar allen Geometern bekannt, aber für den V. eine Erfindung ist, und das von Rechtswegen, weil er ihn ohne Zuthun eines andern, allem Ansehen nach, ausgegrübelt hat. Auf diesen bauet er nun seine Methode, die in folgendem Verfahren bestehet.

Auf dem Felde suche man eine Ebene, auf der man die Gegenstände, deren Lage man aufnehmen will, sehen kann, und die vollkommen wagerecht ist, und wenn sie dies nicht ist, so mache man sie vollkommen wagerecht. Alsdenn tracire man aus einem willkührlichen Mittelpunkt auf der Erde einen Zirkel, dessen Halbmesser 5 Ruthen ist, und theile denselben genau in 4 gleiche Theile, (vollkommen genau muß es aber seyn) und stecke alsdenn in dem Mittelpunkt und in den 4 Theilungspunkten der Peripheriestäbe vollkommen perpendiculär ein. Sodann visire man nach den Gegenstand, den man aufnehmen will, und stecke in der Peripherie des tracirten Zirkels einen Stab vollkommen perpendiculär ein, so daß der Gegenstand, dieser Stab und der Stab im Mittelpunkt in einer geraden Linie liegen. Wenn dieses also geschehen ist, so gehe man zu einem von den Stäben, welche die 4 Theilungspunkte marquiren, sehe wieder nach eben dem Gegenstand, und stecke in der Peripherie des tracirten Zirkels wieder einen Stab ein, so daß eben der Gegenstand, dieser eingestochene Stab und der Stab im Theilungspunkt in einer geraden Linie liegen. Erit Factum.„

Man darf wohl eben kein Euler seyn, um den Werth und die angepriesene Vollkommenheit dieser Methode zu beurtheilen. Auch ein geometrischer Handwerker wird leicht einsehen, daß sie unter allen bekannten gerade die schlechteste ist. Denn wenn der Halbmesser des Zirkels, den er auf dem Felde beschreibt, nicht grösser als 5 Ruthen ist, so wird bey etwas grossen Entfernungen in seiner Hauptformel (pag. 16. 18.) $AD = \frac{EA}{EA - HF}$.

die Linie HF der Linie EA bey nahe gleich, und alsdenn der Nenner EA — HF sehr klein; folglich wenn man um eine Kleinigkeit

fehlt, so hat dieser einen grossen Einfluß auf die Länge der Linie AD. Wenn dahero der Gegenstand uns etwas weit entfernt ist, so entstehen dadurch in der Bestimmung der Lage desselben, sehr grobe Fehler, daß man sie gar nicht gestatten kann. Beyläufig wollen wir noch anmerken, daß alles, was der V. Seite 38 unten und 39 oben sagt, überflüßig ist; denn er darf nur die Linien GH und HA messen, so hat er in dem Viereck GHAC alle Seiten und die Diagonal AH, welche der Halbmesser ist, und dadurch bestimmt er den Punkt D eben so gut, als durch alle die Weitläuftigkeiten, die er macht. Uebrigens müssen wir dem V. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es ihm nicht an sinnreichen Einfällen fehlt, und dahero wäre zu wünschen, daß er sich die Mühe nehmen wollte, das Feld der Zirkelquadratur zu bearbeiten. Was könnten wir uns nicht für eine reiche Erndte versprechen!

Ausführliche Erzählung nebst Grundrissen der Belagerung der Festung Schweidnitz, durch die königlichen preußischen Truppen vom 7ten August bis den 9ten October 1762. zum Druck befördert von H... Hannover, bey Johann Wilh. Schmidt. 1774. 8.

Es ist dieses ein kurzes aber ziemlich richtiges Tagebuch von dem, was bey dieser merkwürdigen und von beyden Theilen gut ausgeführten Belagerung vorgefallen ist. Von den beyden Grundrissen stellt der erste die Festung Schweidnitz nebst der umliegenden Gegend und allen Arbeiten der Belagerer vor. Dieser ist mit vieler Sorgfalt gezeichnet, und beynahe bis auf alle Kleinigkeiten zuverläßig. Der zweyte zeigt, wie die Minen von beyden Theilen geführt worden, wobey auch nichts vergessen worden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Werk von einem Manne sey, der von allem ein Augenzeuge gewesen ist.

Q.

12) Finanzwissenschaft.

Das Mayerwesen, nach dessen Nutzen oder Schaden für den Staat, von J. C. Brasen. Hannover

meyer, in der Helwingischen Buchhandlung, 1775. 8. 176. Seiten.

Deutschland, sagt unser H. V. hat lange Zeit Ursache „gehabt, das Mayerwesen, welches sich in selbigem hin „und wieder befindet, für ein gutes Hülfsmittel zur Be„förderung des Ackerbaues zu betrachten. Allerdings hat „es demselben zu seinem Anbaue vieles zu verdanken. „Heutiges Tages, da die Erfahrung kräftigere Mittel, „den Fleiß des Landmanns zu ermuntern, gewiesen hat, be„urtheilt man es, wie die ersten Versuche in einer Kunst, „die noch dazu durch das Alter verschlissen sind.„ Um nun das deutsche Mayerwesen nach seiner ursprünglichen und gegenwärtigen Verfassung, und vornemlich nach seinem jetzigen Verhältnisse zum Systeme des Staats in sein wahres Licht zu stellen, so wird in dieser Abhandlung: vom Ursprunge des Mayerwesens; vom Gutsherrn; vom Mayer; vom Zinse; von der Gewalt der Gutsherrnn über ihre Mayer; von den Ursachen der Einschränkung der gutsherrlichen Macht; vom Verhältniß des Mayerwesens zu unserer Staatsverfassung; vom Verhältniß des Mayerwesens zu den öffentlichen Abgifften; vom Verhältniß des Mayerwesens zu dem besondern Nutzen und Schaden des Gutsherrn so wohl als des Mayers; von der Verbesserung des Mayerwesens; von der Aufhebung des Mayerwesens; — gehandelt. So wenig uns auch Herr Brasen in der Geschichte des deutschen Mayerwesens ein Genüge gethan hat, da er weder die altdeutsche Verfassung nach dem Tacitus, noch das Karolingische Staatssystem nach den Kapitularien aus dem wahren Gesichtspunkte gefaßt zu haben scheint, so richtig und genau kennt er dagegen das deutsche Mayerwesen, so wohl aus eigener Erfahrung als aus vielen mit großem Scharfsinne hierüber gemachten Reflexionen nach seiner jetzigen Verfassung. Vormals hieng der Mayer mit seinem Mayergute, gleich jedem andern Pachter, von dem Willkühr des Gutsherrn ab; mit Einführung der Nationalsteuren kam das Mayergut mit dem Staate in unmittelbares Verhältniß, und dadurch, daß ausser dem Gutsherrn auch dem Landesherrn von dem Mayergute Abgaben entrichtet werden mußten, wurde die gutsherrliche Macht durch Landesgesetze eingeschränkt. Mit vielem Scharfsinn bringt nun der Herr Verf. in alle die nachtheiligen Folgen ein, die aus dieser Einschränkung in

11) Kriegswiſſenſchaft.

Die Kunſt, Situationsplane mit Hülfe einer beſonders dazu verfertigten Schreibtafel auf verſchiedene Arten aufzunehmen und zu zeichnen. Nebſt 10 theils illuminirten Kupfertafeln. Zum Gebrauche junger Officiers und anderer Liebhaber ausgefertigt von Lucas Voch, Architekt und Ingenieur, auch der kaiſerlichen Akademie freyer Künſte und Wiſſenſchaften Ehrenmitglied. Augsburg, bey Conrad Heinrich Stage. 1774.

Dieſer kleine Aufſatz kann für einen jungen Officier, in manchen Fällen immer brauchbar ſeyn. Man findet darinnen eine gute Anweiſung zum Planzeichnen und die nothwendigſten Aufgaben aus der Geometrie, die dahin abzielen. Die von dem V. angegebene Schreibtafel iſt eben nicht zu verwerfen, beſonders wenn bey dem Aufnehmen einer Gegend eben nicht die gröſte Genauigkeit verlangt wird.

Friedr. Chriſtian Müllers Beſchreibung einer neuen und vollkommenen Art, Plans aufzunehmen und zu verzeichnen. Mit zwölf Kupfern. Frankfurt und Leipzig, bey Philipp Heinrich Perrenon, Buchhändler in Münſter. 1775.

Die Abſicht des Verfaſſers gebt dahin, die Lage und Entfernungen der merkwürdigſten Gegenſtände auf einer Gegend von ohngefähr drey bis vier Stunden, (vermuthlich im Durchmeſſer) mit der gröſten Genauigkeit aufzunehmen. Alle bisher bekannte Methoden, dieſes zu bewerkſtelligen, ſind gar nicht nach ſeinem Geſchmacke. Denn das Ausſchreiten iſt ſehr mangelhaft, beſchwerlich und langweilig. Bey dem Aufnehmen mit der Bouſſole iſt das Viſieren ſehr mühſam und beſchwerlich, und das beſtändige Spielen der Nadel verurſacht vielen Aufenthalt und Störung. Das bloſſe Augenmaaß iſt nicht allein hinlänglich, weil es ſehr geübt ſeyn muß. Das Aufnehmen mit bloſſen Stäben und der Meßkette, mit der

Menſul

Der Verfasser hat zwar durchaus blos das in den Hannöverischen Landen befindliche Mayerwesen vor Augen gehabt. Anderwärts giebt es aber auch eben so vermayertes Landeigenthum, und wenn gleich nicht überall unter einerley Namen, zum wenigsten doch eben dieselbe, oder eine ähnliche Sache; die um ähnlicher Gebrechen willen auch einer gleichmäßigen Verbesserung bedürfte. Die vom Herrn Brasen dazu gethanen Vorschläge sind werth, von jedem deutschen Biedermanne gelesen und geprüft zu werden. Möchten sie doch auch Patrioten finden, die allen erforderlichen Eyfer hätten, alle die damit erzielten Vortheile durch wirkliche Ausführung derselben zu bewerkstelligen.

Pm.

13) Handlungswissenschaft.

Anleitung zu Fabrick- und Manufacturanlagen. Von Gottfried Werner. Dreßden, 1775. In der Waltherischen Hofbuchhandlung. 78 Seiten, kl. 8.

„Ich habe mich, sagt Herr Werner, S. 5. seit vielen „Jahren mit Fabricksachen beschäftiget und alle „mögliche Mühe angewendet, mir eine richtige Kenntniß „des Fabrickwesens zu erwerben; ich habe richtige Begriffe „aus andern Wissenschaften mit denen des Fabrickwesens „verbunden und verglichen ꝛc.„

Der ersten Behauptung in dieser Periode widerspricht dies Werkgen nicht, das, wenn es für gewöhnliche Entrepreneurs geschrieben worden, sie wenigstens das Wesentlichste lehren kann — indem es so ganz gute, aber auch andern Personen sehr bekannte Vorschriften, in einem herzlich langweiligen Tone, fast methodo mathematica, hübsch in § § eingemauert, vorträgt, — Allein wie es mit den richtigen Begriffen aus andern Wissenschaften aussieht, deren sich Hr. W. laut der Einleitung, rühmt, davon mögen unsere Leser aus folgender Stelle S. 16. urtheilen!

„Der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet,

fehlt, so hat dieser einen grossen Einfluß auf die Länge der Linie AD. Wenn dahero der Gegenstand uns etwas weit entfernt ist, so entstehen dadurch in der Bestimmung der Lage desselben, so grobe Fehler, daß man sie gar nicht gestatten kann. Beyläufig wollen wir noch anmerken, daß alles, was der V. Seite 38 unten und 39 oben sagt, überflüßig ist; denn er darf nur die Linien GH und HA messen, so hat er in dem Viereck GHAC alle Seiten und die Diagonal AH, welche der Halbmesser ist, und dadurch bestimmt er den Punkt D eben so gut als durch alle die Weitläuftigkeiten, die er macht. Uebrigens müssen wir dem V. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es ihm nicht an sinnreichen Einfällen fehlt, und dahero wäre zu wünschen, daß er sich die Mühe nehmen wollte, das Feld der Zirkelquadratur zu bearbeiten. Was könnten wir uns nicht für eine reiche Erndte versprechen!

Ausführliche Erzählung nebst Grundrissen der Belagerung der Festung Schweidnitz, durch die königlichen preußischen Truppen vom 7ten August bis den 9ten October 1762. zum Druck befördert von H... Hannover, bey Johann Wilh. Schmidt. 1774. 8.

Es ist dieses ein kurzes aber ziemlich richtiges Tagebuch von dem, was bey dieser merkwürdigen und von beyden Theilen gut ausgeführten Belagerung vorgefallen ist. Von den beyden Grundrissen stellt der erste die Festung Schweidnitz nebst der umliegenden Gegend und allen Arbeiten der Belagerer vor. Dieser ist mit vieler Sorgfalt gezeichnet, und beynahe bis auf alle Kleinigkeiten zuverläßig. Der zweyte zeigt, wie die Minen von beyden Theilen geführt worden, wobey auch nichts vergessen worden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses Werk von einem Manne sey, der von allem ein Augenzeuge gewesen ist.

D.

12) Finanzwissenschaft.

Das Mayerwesen, nach dessen Nutzen oder Schaden für den Staat, von J. C. Brasen. Hannover

der ersten Einrichtung fast unvermeidlich waren. Noch eine Veränderung bestehet darinn, daß Herr K. die botanischen Artikul nicht mehr, wie bisher, unter den lateinischen Benennungen aufführet, weil, wie er in der Vorrede saget, einige Recensenten die Linnäischen, andere aber wiederum die Tournefortischen Namen begehret haben. Um also hierinn nirgend anzustossen, werden diese Rubriken künftig unter den bekanntesten deutschen Benennungen vorkommen, wodurch er zugleich seinen Wünschen gemäs eine mehrere Gleichförmigkeit mit dem Naturlexicon des Hrn. Marrini seinem Werke geben kan, in welchem er sich bey vielen Materien auf jenes beziehen wird.

So viel von der Fortsetzung dieses wichtigen Buchs überhaupt. Was wir bey einigen der vornehmsten Artikul in dieser Recension noch anzumerken für thunlich finden, bestehet in folgendem, als

1) Im dritten Theil.

August. Man soll in diesem Monath in der Pflanzschule an allen Bäumen, die im vorigen Jahre eingeäuget oder im Frühlinge gepfropft sind, alle diejenigen Sprossen, so unterhalb den Knospen oder gepfropften Reisern ausgeschlagen sind, abschneiden. S. 57. Dies muß aber viel ehender geschehen als hier gesagt wird, und ist allenfalls in diesem Monat zu wiederhohlen, wenn dergleichen wiederum vorhanden sind: S. 65. Der fleißige Hauswirth soll den übrigen Haber noch bey Zeiten hauen, kan wol nicht von Deutschland gelten, wo um diese Zeit noch alles Sommergetraide und oft noch der größte Theil des Wintergetraides auf dem Halm stehet. Unter die besten Gattungen des Laubfutters S. 67. vermissen wir die Pappel, die oben an stehen sollte, wie jeder Hauswirth mit Recht behaupten wird. Die Anmerkungen bey der Viehzucht im August S. 68. sind richtig.

Aurantium, der Pomeranzenbaum S. 85 — S. 153 ist ein sehr vollständiger Artikul, daraus der Gärtner, die Hausmutter und der Zuckerbecker vieles lernen können.

Ausbrüten S. 176. Nach der Erzählung des natürlichen Ausbrütens des Federviehes, kömmt das Künstliche vor, wo der Leser die Methode des Reaumur, Stulzer, Beguelin, Thym, benebst der Chineser- und Egyptierart, die Eyer auszubrüten, in einer angenehmen Kürze und Deutlichkeit vorgetragen findet.

Aus- und Einfuhre der Waaren S. 209. Dieser Artikul ist vorzüglich gründlich ausgearbeitet, und sind die Grundsätze und allgemeinen Regeln, nach welchen ein Finanzier bey der Direktion dieses schweren Geschäftes verfahren muß, sehr richtig angeführet.

Ausstocken (eradicatio lignorum) ist auch eine Rubrick, die wir dem Herrn V. zu danken haben, und welche alle die neuen Erfindungen enthält, die Waldbäume mit den Würzeln, oder deren abgehauene Stämme auszuheben. Unter allen denen hier beygebrachten Maschinen ist diejenige, mit welcher der berlinische Oberconsistorialrath Silberschlag zu Schöneiche, dem Landguthe des Banquier Schutz, Versuche gemacht hat, eine der vorzüglichsten, und die Erzählung der Versuche selbst merkwürdig.

Auster S. 282. Seneca hat schon nichts vortheilhaftes von den Austern gesagt, und Cicero schrieb: ich kan ohne Austern leben. Wer gern Austern isset, muß diese Abhandlung nicht lesen, denn die physikalische Untersuchung derselben, worinn ihre Krankheiten, die vielen Würmer, die sie haben u. d. g., vorkommen, sind keine Empfehlungen dieser Leckerbissen.

Bauanschlag ist ein langer Artikel von S. 634 — S. 650. worinn unter andern ein Schema aus dem schlesischen Baureglement anzutreffen, welches zum Muster für andere dienen kan. Unter denen hierauf folgenden Rubriken als Baucontrakt, Baudienste, Baugeräthe, Baumagazin, Baupolicey, Baurechnung, Bautage wird die ganze Materie vom Bauwesen dergestalt erschöpfet, daß der Leser seine Wisbegierde hievon hoffentlich sattsam befriediget sehen wird.

Baurengüter S. 768: auch dieser Artikul ist sehr gut ausgearbeitet. Wenn der Herr V. aber S. 771 u. f. nachdem er ein in Dännemark statt habendes fehlerhaftes Gesetz anführet, das zu der einem Staate allemal schädlichen Verminderung der Bauerhöfe, Thür und Thor öfnet, S. 774. aus einer königl. Preußl. Constitution die grossen Einschränkungen beybringet, unter welchen in Schlesien einem Dominio nur erlaubt wird, Baurengüter an sich zu kaufen, so dienet hier zur Ergänzung dieser Materie, daß nunmehro in denen sämmtlichen Preußl. Staaten sehr weislich verordnet ist, daß der Edelmann oder Guthsbesitzer schlechterdings für die Erhaltung der Baurenhöfe selbst sorgen muß, widrigenfalls der Landrath jeden Craises befugt

ist,

ist, ein ledig gewordenes Bauergut blos für die Traisla-sten, ohne Rücksicht auf die dem Edelmann davon gebüh-rende præstanda, zu verkaufen, welche landesväterliche Ver-ordnungen, so sauer auch der Adel dazu aussehen dürfte, in jedem Staate nachgeahmet werden sollte.

2) Im vierten Theil:

Baumsaame S. 27. Die Art und Weise, den Kiefern- und Lerchenbaumsaamen auszumachen. S. 31, ist irrig, und sind dem Forstverständigen andere und leichtere Mittel bekannt; auch ist daselbst bey denen Worten: ereignen sich wenige Schwierigkeiten, ein wichtiger Druckfehler ein-geschlichen, und soll heissen: ereignen sich nicht wenige Schwierigkeiten. Bey der Vorsicht, den Baumsaamen aufzubehalten S. 32, hätte noch müssen der nöthige Um-stand hinzugefügt werden, daß man nicht unterlassen soll, denselben auf Böden oder in Kammern, sonderlich im An-fang, öfters umzurühren, weil man sonsten, wenn er auch noch so dünne aufgeschüttet wird, bey einigen Gattungen vornehmlich, das Verdumpfen derselben gar nicht vermei-den kan.

Baumschule S. 45. Dieser Artikul wird in zwey Hauptabschnitte getheilet und zuerst die Baumschule von wilden Bäumen und so dann von Obstbäumen abgehandelt. Wir wünschten, daß der Herr V. bey der erstern die vor-treffliche Preisschrift des Herrn v. Brocke von Beschleuni-gung des Wachsthums der Forsten so gut genutzet hätte, als er bey der letzteren des Past. Henne Anweisung zu ei-ner Baumschule vom Obstbäumen im Grossen treflich ge-braucht hat, so würde dieser Artikul einer der vollkommen-sten geworden seyn. S. 53 vom Abbrechen des Keimen u. s. w. ist ein Irrthum.

Berechnung des Volks im Lande S. 210. Hievon ist sehr sorgfältig aus den besten Schriften das nöthige ge-sammlet, und von den beyden hieselbst befindlichen Tabellen verdienet die letztere des Herrn v. Justi vollkommen, als ein wahres Meisterstück, in diesem Werk mit abgedruckt zu seyn. Sechs und vierzig angezogene Schriften von dieser Materie beschliessen diesen Artikul.

Beschneiden. S. 160. Unter dieser Rubrik wird vom Beschneiden der Obst- und Waldbäume gehandelt, und zwar bey jenen 1) Vom Beschneiden der freystehenden hochstäm-migen Bäume; 2) Von dem Schnitt an den Geländerbäu-

men.

men. Bey diesen kommen acht Hauptregeln vor, die sehr gegründet sind. Von dem Schnitt eines jungen Baums S. 273. u. f. f. im ersten, zweiten, dritten und vierten Jahre. 3) Von dem Schnitt eines schon gebildeten Baums und der freystehenden Zwergbäume S. 281. u. f. f. Das Beschneiden der Waldbäume von S. 288 bis S. 295. ist nicht so ausführlich aber übrigens richtig.

Biene S. 417 — S. 805. Bey diesem weitläuftigem Artikul dünket uns nicht unschicklich zu seyn, dasjenige anzuführen, was der Herr V. hievon in der Vorrede selbst sagt, da es heisset: "Die Nothwendigkeit und der Nutzen "der in der Vorrede zum dritten Theil meiner oekonomi"schen Encyclopädie angezeigten, und von dem Buchstaben "B. an, wirklich vorgenommenen Veränderung in meinem "ehemaligen Plan, nach welcher ich nunmehro gegenwär"tiges Werk selbst ausarbeite, ohne mich an die Ordnung "des Vortrages der französischen Urschrift zu binden, wer"den denenjenigen zur Gnüge einleuchten, welche sich die "Mühe nehmen wollen, den in gegenwärtigem vierten "Theile auf 25 Bogen vorkommenden Articul Biene, mit "dem in der Yverdonschen Encyclopédie Oeconomique "nur 7 Bogen betragenden, zu vergleichen. Da in der "Bienenzucht von vielen gelehrten und sonderlich sogenann"ten Bienengesellschaften, und Privatbienenfreunden, seit "der Ausgabe der Urschrift, die wichtigsten Versuche und "Entdeckungen gemacht worden: so habe bey Ordnung "und Ausarbeitung dieser Materie, die Last des mir selbst "auferlegten Gesetzes, mein Werk zum möglichstvollstän"digsten Innbegrif der Oeconomie zu machen, allerdings "in ihrer ganzen Schwere empfunden; und ich hoffe, daß "meiner Aufmerksamkeit wohl wenig Bücher entwischt seyn "können, die von diesen nützlichen Insekten in verschiedenen "Ländern Europens geschrieben worden, wovon die bey je"der speciellen Materie nachgewiesenen litterarischen Nach"richten und angezeigten Quellen ein redender Beweis sind. "Da in dem theoretischen so wohl, als praktischen Theile "der Bienengeschichte und Bienenzucht noch manches, was "zu unerwiesenen Speculationen, Hypotheses und Proble"men gehöret, und zum Theil auch wirklich einander wider"sprechende Erfahrungen und Wahrnehmungen vorkom"men, deren Aufklärung einem spätern Zeitalter aufbehal"ten zu seyn scheinet: so habe jene blos angezeigt, ohne mich "dafür zu erklären, oder für deren Richtigkeit die Gewähr

zu

"zu leisten, und aus letzteren die Resultate und Folgerun"gen gezogen, welche beym Mangel eigener Erfahrungen
"zu einiger genauen Bestimmung der Wahrheit dienen
"werden. In Ansehung der zur Erläuterung der vorkom"menden Materien nöthigen Kupfer, habe so wohl die Be"friedigung einer edlen Wißbegierde der Naturliebhaber
"und Gelehrten, wie auch reicher Bienenherren, welche
"die Anlage und Betreibung der Bienenzucht mit dem Nu"tzen nicht so genau abwägen, als auch die wahre Brauch"barkeit für den mehr auf Nutzen sehenden praktischen
"Oeconom und armen Landmann, zur Absicht gehabt. Aus
"diesem Grunde wird auch der Herr Verleger allen Beyfall und Dank verdienen, daß er denenjenigen, welche
"sich das ganze Werk der oekonomischen Encyclopädie
"nicht anschaffen mögen, den Bienenarticul, als ein von
"jenem abgesondertes und unter einem besondern Titul
"gedrucktes Buch, zu nutzen, die Bequemlichkeit verschaffet
"hat." Der hievon angezogenen Bücher und einzelnen Abhandlungen sind zweyhundert und vierzig an der Zahl.

Wir wünschen zum Beschluß dem Herrn Verfasser und Verleger Leben und Gesundheit, um dies weitläuftige Werk zum Nutzen des Publicums und zur wahren Zierde der ökonomischen Schriften unsers deutschen Vaterlandes vollständig zu liefern, zumal es an Käufern und Lesern nicht fehlen wird, wenn die Liebhaber oekonomischer Abhandlungen mit der Zeit einsehen werden, daß sie bey diesem Buche eine ganze oekonomische Bibliothek füglich ersparen können.

L.

Das Wesentlichste der Bienengeschichte und der Bienenzucht, für den Naturliebhaber, Landmann und Gelehrten, von D. J. G. Krünitz, mit 20. Kupfertafeln. Berlin, 1774. bey J. Pauli. 400. S.

„Gegenwärtiges Werk, welches einen Theil des vierten Bandes meiner — ökonomischen Encyklopedie ausmacht, ist „denjenigen zu Gefallen, welche besagte Encyklopedie nicht anschaffen mögen, besonders abgedrucket worden.„ So sagt der gelehrte Herr Verfasser, und wir bestättigen, daß diese mühsame

Arbeit

Arbeit einen ziemlich vollständigen Inbegriff aller ältern und neuern Theorien, Beobachtungen und Versuche, die in so vielen Bienenbüchern enthalten sind, ausmache. Es können's aufmerksame Bienenfreunde dem V. nicht genug Dank wissen, daß, er das leere Gewäsch ausgemärzet, und dadurch die meisten Bienenbücher, womit wir eine nicht gar lange Zeit her gleich einer Sündfluth überschwemmet wurden, und die sich noch nicht ganz verlossen zu haben scheint, entbähren können: Denn er hat recht, daß nur wenige Bienenschriften Europens, die bis zur Ausfertigung seines Werkes herausgekommen waren, seiner Aufmerksamkeit entwischet sind. — Entscheidungen über sich einander widersprechende Schriftsteller dürfen die Leser nicht erwarten; der V. saget's aber auch in der Vorrede, daß er solche nur anzeige, ohne sich dafür zu erklären, oder für deren Richtigkeit die Gewähr zu leisten: er habe nur die Resultate und Folgerungen ausgezogen, welche beym Mangel eigener Erfahrungen zu Bestimmung der Wahrheit dienen könnten: und in diesem Betrachte hat er alles geliefert, was man von einem Theorethicker fordern kann. Schade ists freylich, daß es einem so einsichtsvollen Kenner an Zeit und Gelegenheit gefehlet, praktische Kenntnisse mit den theorethischen verbinden zu können: Das Publikum würde sich auch in diesem Stücke noch vieles zu versprechen gehabt haben. Wir müssen also in den spätern Zeiten getrost, wie der V. selbst sagt, von einem andern diese Aufklärungen erwarten.

Von S. 1. — 50. giebt sich der V. große Mühe mit der Waldbienenzucht. Die Nachrichten sind bündiger und angenehmer geordnet und vorgetragen, als man in der Schirachischen von Herrn Vogel herausgegebenen so genannten Waldbienenzucht nicht erwarten durfte, die nun aber auch durch des H. Doctor Krünitz Kompendium entbährlich wird. Hier entgeht uns der Wunsch, daß selbst zu mehrerm Nutzen der Bienenzucht in vortreflich gelegenen Waldgegenden bessere Vorschläge als in jenen Schriften nicht enthalten sind, hätten gethan werden mögen. Auch die Waldbienenzucht muß vernünftiger eingerichtet werden, wenn sie anders unserm Jahrhunderte in Ehren entsprechen, und für Bienen und Holzungen den wahren Nutzen abreichen soll. Dies vermissen wir ungerne, und wollen daher hier einiges einstreuen: Ueberleget man, daß die alte Art der Waldbienenzucht, wo jeder Bienenschwarm in einem besondern, und über das nicht geringem Holzstamme seine Wohnung eingehauen haben muß, bey dem täglich mehr einreißenden Holzmangel, die Aufmerksamkeit der Kameralisten blos deßwegen nicht verdienet: wie viel größer würde sie nicht werden, so bald man gelehret würde, auch in dieser Behandlung nach neuern und bessern Grundsätzen zu verfahren. Schon im XIX. Bande unserer Bibliothek, dem 2ten Stücke S. 661.

haben

haben wir einige Vorſchläge dazu gegeben. Den Schaden dieſer altmodiſchen Bienengeſellſchaften hat man bereits in den Königlich-Preuſſiſchen Churbrandenburgiſchen und mehreren Ländern eingeſehen, und die Zeidlergeſellſchaften von Bäumen ziemlich vertilget: ſetzet man einer ſo verſtreut in Bäumen befindlichen Bienenſucht, die über das mit mühſamen Klettern verknüpfet iſt, noch dieſes hinzu: daß ſie für manche ſonſt arbeitſame Männer nur einen Anlaß zum Müßiggange, zur Wild- und andern Diebereyen geben, ſo hat man doppelte Urſache, ſolche ganz abzuſchaffen, und eine vernünftigere Methode einzuführen. Iſt man doch im Stande, wenn aus einem vollkommenen Baume ein Hauß für viele Bienenſtöcke erbauet wird, auch hier die Bienen in bequemen Faldkörben nach der neuern Art zu pflegen. — Sie werden hier ſo gut wie in Gärten gegen Kälte, Diebe und Bären, wo noch von letztern vorfindlich ſind, geſchützet ſeyn. Bey ſolch einer Anſtallt würde man den Werth der Riemiſchen Verwandlung der itzigen Stodbienengeſellſchaften in Dorfbienengeſellſchaften erſt recht entdecken, und zu nutzen reiche Gelegenheit haben. Was S. 3. aus Schirachs Waldbienenzucht angeführet wird, daß nämlich Waldbienen mehr einträgen, als Gartenbienen, iſt eine leere Grille. Die Bienen ſind von einerley Fleiſe entflammet: ſtelle die Gartenbienen in den Wald, oder an Orte, wo ihnen die Nahrung nach iſt, ſo werdet ihr durch die Erforſchung mit der Wage leicht finden, daß jene nichts gegen dieſen zum voraus haben: mithin iſt und bleibt nicht nur die Schirachiſche, ſondern auch die hier angeführte Weichbildiſche Bemerkung für immer eine Chimäre. — Da wir unſer Urtheil ſchon breiter über Schirachs Waldbienenzucht in der Bibliothek ertheilt haben, ſo brechen wir hier ab, und gehen zum andern Theile des Buches über. Dieſer iſt für die Leſer intereſſanter, und machet auch den gröſten Theil des Buchs von S. 50 — 400 aus. Man findet darinnen das Vornehmſte aus den bis 1774. herausgekommenen Bienenbüchern vortreflich concentriret: aber wir haben ſchon ſo vielfach von allen dieſen Schriften geredet, daß wir blos Wiederhalungen machen könnten, wenn wir weitläuftig von den wohlgewählten Auszügen des Herrn Docktors ſeyn wollten. Dieſe Verſicherung mag den Leſern genug ſeyn. Der H. V. hat ſich, wie man leicht bemerkt, meiſt für die Riemiſchen Erfahrungen erkläret, und ſolche zu nutzen gewuſt. — Am Ende machet er uns noch mit der Mauer- und Siebbiene bekannt, welche letztere der Herr Docktor Martini in ſeinem Naturlexikon ausführlich beſchreibt.

Zs.

15) Deutsche Sprache.

Jacob Hemmers, Churpfälzischen Hofkapellans, Stiftsherrn zu Heinsberg ꝛc. deutsche Sprachlehre, zum Gebrauche der Churpfälzischen Lande. Mannheim, 1775.

Der Verfasser dieser Sprachlehre ist ein Schüler von Gottscheden gewesen, wie er selbst auf der 37. S. anzeiget, er folget aber seinem Lehrer nicht auf einbländige Weise nach, sondern widerspricht ihm an verschiedenen Orten, und verbessert die Fehler desselben.

Unsere Leser werden von seiner Arbeit urtheilen können, wenn wir ihnen den Inhalt derselben vor Augen legen, und dabey einige Anmerkungen machen.

Er theilet die ganze Sprachlehre in zwey Haupttheile, die Wortforschung und Wortfügung. Von der Rechtschreibung handelt er besonders.

Der erste Theil hat vierzehn Hauptstücke: 1) Von den Bestandtheilen eines Worts, oder den Buchstaben und Sylben. 2) Von dem Ursprunge der deutschen Wörter. 3) Von dem Unterschiede der deutschen Wörter, in Absicht auf ihre Bedeutung. 4) Von den verschiedenen Arten der deutschen Wörter, die eine Rede ausmachen. 5) Von dem Geschlechtsworte. 6) Von den Nennwörtern. 7) Von den Fürwörtern. 8) Von den Zeitwörtern. 9) Von den Mittelwörtern. 10) Von den Nebenwörtern. 11) Von den Vorwörtern. 12) Von den Bindewörtern. 13) Von den Zwischenwörtern. 14) Von den Abweichungen der Wortforschung.

Die Töne, ä, ö, ü, hält der Verfasser, mit Hrn. Heynatz, nicht für Doppellauter, sondern für wirkliche Selbstlauter, 22. u. 24. S. und die Buchstaben, ch, ng, und sch zählet er unter die einfachen, ob sie gleich zusammen gesetzet zu seyn scheinen, weil diese Zusammensetzung bloß ihre Abbildung, nicht aber ihren Ton betrift, welcher ganz einfach ist, und nicht getheilet werden kan. 23. S.

In des 2ten Hauptst. 3ten Abschn. von den fremden Wörtern, findet sich eine weitläuftige Ausschweifung auf den Ursprung der Sprache, wovon der Verfasser glaubt, die

die erste dem Menschen anerschaffene Sprache sey vieler Wahrscheinlichkeit nach die hebräische gewesen; darauf kommt er auf die Sprachenverwirrung bey dem babylonischen Thurmbaue; hernach auf die Ursachen der Veränderung der Sprachen in den folgenden Zeiten; weiter auf die Aehnlichkeit, welche man noch heut zu Tage in den mehresten Sprachen findet, und endlich auf die fremden Wörter, welche man aus dem Deutschen verbannen, oder darein aufnehmen soll. Bey dieser letzten fodert er ganz richtig 1) daß der Gebrauch derselben allgemein sey. 2) daß wir kein anderes, oder zum wenigsten kein besseres Wort zu Hause haben. 56. S. Und hierinn würde ihm gewiß ein jeder Beyfall geben, wenn auch die weitläuftigen Stellen aus Hrn. Scheller und Kust nicht wären angeführet worden.

Hr. H. nimmt nur ein Geschlechtswort an, nemlich das bestimmte der, die, das; was man sonst den unbestimmten Artickel nennet, hält er für nichts anders, als das Zehlwort, ein, eine, ein. 77. S. Allein möchte man nicht eben so gut sagen können, der, die, das, sey das Fürwort? Wenn das Wort ein zählet, so ist es dem mehreren entgegen gesetzet, und dann ist es eigentlich ein Zahlwort. In solchen Fällen aber, wo das Wort ein nicht zählet, sondern nur etwas unbestimmtes, oder die Art und das Geschlecht, zu welcher etwas gehöret, anzeiget, z. B. ein Mensch, ein Thier, er ist noch ein Junggeselle, was kanst du darinn für ein Vergnügen finden, u. dergl., ist es auch kein Zehlwort, und die Sprachlehrer haben es den unbestimmten Artickel oder Geschlechtswort genennet, um es von dem Zahlworte zu unterscheiden, und die eigentliche Verrichtung desselben in solchen Fällen zu erkennen zu geben. Wenn Hr. H. a. d. 78. S. sagt, „es zeige die Geschlechter der Hauptwörter nur unvollkommen an, indem „es das männliche vom ungewissen, nicht einmal gehöriger Maßen unterscheidet, ein Mensch, ein Thier,„ so hat der bestimmte Artickel im Genit. und Dativ eben den Fehler, des Menschen, des Thiers, dem Menschen, dem Thiere, und der ganze Plural unterscheidet die Geschlechter gar nicht, die Männer, die Weiber, die Thiere. Diese Ursach scheinet daher nicht hinlänglich zu seyn, daß man es darum für nichts anders, als das Zahlwort halten sollte.

Ueberhaupt drucket die Benennung Geschlechtswort nur das wenigste aus von demjenigen, wozu der Artickel

Deutschen gebraucht wird, und Herr Adelung sagt daher, „es sey unbillig den Artikel, das Geschlechtswort zu nennen, als wenn die Bezeichnung des grammatischen Geschlechts der Hauptwörter seine eigentliche Beschäftigung wäre,„ Wörterb. 1321. S. Will man aber diese Benennung beybehalten, weil sie von den Sprachlehrern angenommen ist, so kan sie auch füglich dem Worte ein in solchen Fällen gegeben werden, wo es nicht eigentlich als ein Zahlwort stehet, sondern nur etwas unbestimmtes anzeiget. Leibnitz hat schon bemerket, daß dieser Artikel, eigentlich nicht ein, wie das Zahlwort, sondern an oder en heissen müsse, Coll. Etym. p. 45. womit dasjenige verglichen zu werden verdienet, was Hr. Adelung sagt. Wörterb. 1546. S.

Bey Anhengung des Geschl. Wortes an verschiedene Vorwörter, wovon a. d. 79. S. gehandelt wird, hat man allezeit, sowol auf den Wohlklang, als auf den Gebrauch der Schriftsteller zu sehen. Hinterm, hintern, übern u. dergl. klingen freylich etwas hart, sie werden aber auch nur in der gemeinen Sprechart gebraucht, und man wird sie nicht bey guten Schriftstellern finden. Eben so ist es mit vorm beschaffen, wovon der Verf. sagt: „Doch hat sich „vorm in vorm Jahre festgesetzet„. Man sagt vorm Jahre, im gemeinen Leben, aber im Schreiben, ist es allemal schlecht. Hingegen hat sich beym noch fester gesetzet, denn man sagt nicht nur im gemeinen Leben ganz gewöhnlich, beym Tische, beym Spiele, das Buch ist beym Buchbinder, sondern es kan nach Frischens Urtheil auch wol im Schreiben entschuldiget werden. „Das schnelle Reden im „gemeinen Umgang, sagt er, so für bey dem nur auch beym „sagt; hat dieses auch im Schreiben, in gewissen Fällen „leidlich gemacht.„ Wörterb. 91. S. und man trift es wirklich, bey den besten Schriftstellern an. Gottsched braucht es Spr. K. 159. S. Beym männl. oder ungewissen Geschlechte. In Wielands Schriften stehet es sehr oft. Z. B. Comische Erzehlungen. Chlde.

Indem des Mädchens schwarze Locke
Sich beym ungelernten Tanz entstrickt.

Imgl. Musarion —

Beym frohen Fest, bey durchgescherzten Nächten.

S. 80. sagt der V. „In den Redensarten: Es gereicher ihm zur Schande, sie haben den erfahrensten Mann „zum

„zum Anführer, u. d. g. Heisset zur und zum so viel als „zu einer, zu einem. Hier ist also nicht der Endbuchstab „des Geschlechtswortes, sondern des Zahlwortes ein, mit „dem Vorworte verbunden.„ Man kan aber noch mit mehrerem Rechte behaupten, daß dieser Endbuchstab von dem unbestimmten Artickel herrühre, weil das Wort ein hier nicht zählet, und keiner Mehrheit entgegen gesetzet ist, sondern nur etwas unbestimmtes anzeiget. So sagt man auch: Zum Bau wird viel erfordert, in großer Noth lernt man beten. Hier ist der Endbuchstab nicht von dem Zahlworte ein, wodurch nur ein Bau, nur eine Noth mehreren entgegen gesetzet würde, sondern es wird unbestimmt ein Bau, eine große Noth angezeiget. Warum sollte man nun nicht in solchen Fällen das Wort ein von dem Zahlworte unterscheiden, da es eine ganz andere Bedeutung hat, und es das unbestimmte Geschlechtswort nennen können?

In den Declinationen ist der Verf. Gottscheden nachgefolget. Er zählet ebenfalls fünf Declinationen, nach den fünf Endungen des Plurals, berichtiget aber dabey verschiedenes, was in der Gottschedischen Sprachkunst noch fehlerhaft ist, und giebt sich besonders viel Mühe, sowol die zweyte Endung der einfachen Zahl, als auch die erste Endung der mehreren Zahl, worauf im Deutschen das mehreste ankommt, nach gewissen Regeln zu bestimmen: Allein diese Regeln sind sehr weitläuftig, sie leiden noch immer viele Ausnahmen, und bey dem allen, ist die Abänderung der eigenen Namen, nicht einmal darunter begriffen, wovon der Verfasser noch besonders, auf vierzehen Seiten zu handeln genöthiget ist, so daß die Lehre von Abänderung der Hauptwörter, 58 Seiten ausmacht. Wie ist es möglich so vieles zu behalten, oder auswendig zu lernen! Wenn man den Unterricht dagegen hält, welchen Hr. Heinze in seinen Anmerkungen über Gottscheds deutsche Sprachkunst gegeben hat, so wird man darinn, wo nicht weniger Schwierigkeiten und Ausnahmen, doch gewiß mehrere Kürze finden, und wie sehr werden nicht dadurch, einem Anfänger oder einem Ausländer, die deutschen Declinationen erleichtert!

Die Pfälzischen Benennungen der Zahlen oder Ziffern: Der einster, zweyter, dritter, u. s. w. welche der Verf. auf der 180 und f. S. zu entschuldigen sucht, können nach dem billigsten Urtheil, den Pfälzern als landschaftlich oder provinzial im gemeinen Reden überlassen werden, eben

wie man anderen Landschaften, ihre einser, zweyer, dreyer u. s. w. in der gemeinen Sprechart überläßt. Allein im Hochdeutschen, sind die Benennungen gar nicht gebräuchlich, und wer Hochdeutsch reden oder schreiben will, muß sich nach dem Gebrauch dieser Mundart richten, nicht aber seine Provinzialwörter mit einmischen. Dergleichen Provinzialwörter, könnten wol nur in dem einzigen Falle aufgenommen werden, wenn es der hochdeutschen Mundart, an einem so nachdrücklichen und richtigen Worte fehlen sollte; Und auch hiebey würde noch viel Vorsicht von nöthen seyn. Da wir aber im Hochdeutschen die Benennungen haben, die Eins, die Zwey, die Drey, u. s. w. so ist gar keine Ursach da, warum man noch andere aufnehmen, oder sie zum wenigsten im Hochdeutschen für gut erklären sollte. Wie viel dergleichen Wörter findet man nicht in allen Landschaften, die ihrer Ableitung nach vollkommen richtig, aber im Hochdeutschen doch nicht gebräuchlich sind, und daher in dieser Mundart, für schlecht gehalten werden.

Was der Verfasser S. 183 von der 2ten Ordnungszahl sagt, daß sie für alle drey Geschlechter aus zwey gemacht werde, und es eine übertriebene Neuerungssucht sey der zweente, die zwote zu sagen, ist vollkommen richtig.

Von den Vergleichungsstaffeln der Beywörter, wird a. d. 189 u. f. f. S. sehr gut gehandelt, wobey zugleich die Erklärung derselben, welche Gottsched gegeben hat, widerlegt und verbessert wird. Was der Verfasser den Urstand eines Beywortes nennet, heißt bey anderen Sprachlehrern die Adverbialform, oder sie sagen, das Beywort wird in ein Nebenwort, und in der That wird alsdann das Beywort mehr als ein Nebenwort gebraucht.

S. 202 tadelt der Verf. mit Hrn. Aichinger diejenigen Landschaften, welche den Beywörtern schon in ihrem Urstande ein e anhenken, böse, herbe, schöne, weise; allein dieses e ist das e euphonicum, wovon Hr. Adelung im Wörterbuche beym Worte böse und dem Buchstaben E nachgesehen zu werden verdienet. In schöne ist es unrecht, aber in böse, weise und dergleichen wird es von den besten hochdeutschen Schriftstellern gebraucht. Es würde übel lauten, wenn man sagte: Salomo war weis.

S. 208. Die Ursach warum man sagt, großen Theils, und nicht grosses Theils, scheinet wol diese zu seyn, weil in solcher Redensart, das Wort ein ausgelassen, aber doch

darun-

darunter begriffen ist. Grossen Theils, ist so viel als eines grossen Theils; Curpfälzischer Rath, so viel als ein churpfälzischer Rath.

S. 237. Was, für etwas, wird zwar in der gemeinen Sprechart gebraucht, aber in guten Reden und im Schreiben ist es nicht anzurathen, ja nicht einmal zu entschuldigen. Ich habe was gefunden; ich habe was davon gehört, klinget allemal schlecht.

In dem 8ten Hauptstücke handelt der Verfasser von den Zeitwörtern, und führet a. d. 242. S. auch solche an, welche von dem Laute, den der Ausgang eines Wortes hat, gebildet werden: Es ratet sich, es ummet sich; allein wenn man auch dergleichen Wörter in der gemeinen Sprechart duldet, so sind sie doch viel zu niedrig und schlecht, als daß man sie in guten Reden gebrauchen könnte.

Eben so ist es mit den Wörtern böckeln, nach dem Bocke riechen, fischeln nach Fischen schmecken, beschaffen, welche auch in die niedrige Sprechart gehören, und bloß provinzial, ja an den wenigsten Orten bekannt sind.

Hr. H. nimmt nur fünf tempora oder Zeiten an, und verwirft die Gottschedische ungewisse und bedingte künftige Zeit, ingleichen das fut. imper. die Supina und Gerundia, wovon er S. 275 und 276 seine Ursachen anführet. Ueberhaupt wird man in dieser Abhandlung, von den richtigen sowol, als von den unrichtigen Zeitwörtern, manche nützliche Anmerkung finden.

Die Abhandlung von den mittlern Zeitwörtern aber scheinet ihm nicht so gut gerathen zu seyn. Er führet erstlich die Regel an, welche Wippel gegeben hat, daß von diesen Wörtern diejenigen ein Thun anzeigen, das Hülfswort haben, diejenigen hingegen, welche ein Leiden anzeigen, das Hülfswort seyn, annehmen; allein diese Regel thut ihm nicht ein Genüge, und es ist wahr, daß sie verschiedene Ausnahmen leidet, daher sucht er selbst auf der 339. u. f. S. die Sache durch andere Regeln zu bestimmen, welche wir unseren Lesern vorlegen und mit einigen Anmerkungen begleiten wollen.

1ste Regel.

„Sobald die mittlern Zeitwörter eine thätige Bedeutung bekommen, brauchen sie das Hülfswort haben, wenn „sie gleich zuvor das Hülfswort seyn gehabt hätten. Z. B. „Ich bin geritten, ich habe das Pferd geritten.

In beyden Redensarten ist hier eine thätige Bedeutung. Wenn ich sage: Ich habe das Pferd geritten, so sage ich von mir selbst, daß ich es gethan habe, und eben so sage ich in der Redensart: Ich bin nach Wien geritten, von mir selbst, daß ich es gethan habe, warum muß denn hier das Hülfswort seyn stehen? Diese Regel thut also der Sache nicht ein Genüge.

2te Regel.

„Kehren die mittlern Zeitwörter zurück, so bekommen sie „ebenfalls das Hülfswort haben.„

Diese Regel ist richtig, und auch schon in Gottscheds Sprachkunst beschrieben.

3te Regel.

„Alle mittlere Zeitwörter nehmen haben an, wenn man ihnen aus vorsetzet und dadurch ein Ende anzeigen will.„

Auch diese Regel ist richtig; nur ist dabey zu bemerken, daß von solchen Wörtern, welche man mit aus zusammensetzet, um ein Ende anzuzeigen, wenige in der edlen Sprachart gebräuchlich sind. Zum wenigsten können diejenigen, welche hier angeführet werden, ausfahren, ausreisen, ausspringen, höchstens nur im gemeinen Leben gelten. Hr. Adelung hat ausfahren in dieser Bedeutung gar nicht, und ausspringen als niedrig angeführet. Von ausreisen, wenn es so viel heissen soll, als aufhören zu reisen, wird man eben das Urtheil fällen müssen.

4te Regel

„Hat das einfache mittlere Zeitwort seyn, so hat es auch das „davon herkommende zusammengesetzte, so lange es bey der Mittelgattung bleibet.„

Daß diese Regel ihre Ausnahmen habe, bemerket Hr. H. selbst, und gestehet zugleich, 341 S. daß so brauchbar auch diese Regeln sind, sie doch der Hauptsache kein Genüge thun, daher setzet er, nach Gottscheds Beyspiel, ein Verzeichniß der Wörter hin, welche haben oder seyn erfordern. In diesem Verzeichnisse wird bey den Wörtern, welche beydes, haben und seyn, zu sich nehmen, allemal die Anmerkung gemacht, daß seyn erfordert wird, wo eine Bewegung aus einem Orte in den andern vorgehet.

Allein auch diese Anmerkung ist nicht hinlänglich den ersten Gebrauch zu bestimmen, denn die meisten dieser Wörter führen den Begriff der Bewegung von einem Orte nach dem andern mit sich. Z. E. das Wort eilen, S. 343. wenn man sagte: Er eilete sehr auf seiner Reise, so giebt man eine Bewegung von einem Orte nach dem andern zu erkennen, und doch sagt man: Er hat auf dieser Reise sehr geeilet, imgleichen, mit dieser Arbeit hat er

gar

gar zu ſehr geeilet; obgleich das gegebene Beyſpiel richtig iſt: Er iſt in den Hörſaal geeilet, und man auf gleiche Weiſe ſagt: Er iſt nach Straßburg, er iſt nach Hauſe geeilet.

Eben ſo iſt es richtig, S. 344, das Huhn iſt in den Garten geflattert; aber man ſagt doch, es hat noch eine Zeitlang geflattert, als ihm der Hals abgeſchnitten war, ohngeachtet das Wort flattern auch hier den Begriff der Bewegung von einem Orte zum andern giebt, denn ohne ſolche Bewegung kann das Huhn nicht flattern. So ſagt man auch: Er iſt über den Strom geſchwommen, und er hat eine halbe Stunde im Waſſer geſchwommen: Das Schiff iſt nach Amerika geſegelt: Es hat in einer Stunde zwey Meilen geſegelt: Er iſt nach Hauſe gelaufen: Er hat den ganzen Tag gelaufen, und kann daher wohl müde ſeyn, und man wird dieſes bey allen denen Wörtern finden, welche eine Bewegung nach einem Orte, oder eine Ruhe an einem Orte zeigen. Würde die Regel alſo nicht richtiger ſeyn, wenn ſie ſetzte, daß ſolche Wörter, wenn der Ort oder der Zweck der Bewegung oder der Ruhe ausdrücklich genannt wird, das Hülfswort ſeyn, auſſer ſolchem Falle aber das Hülfswort haben zu ſich nehmen?

Von der Abwandlung der zuſammengeſetzten Zeitwörter, welche den Ausländern beſonders ſchwer wird, findet man ſehr gute und brauchbare Regeln. S. 351. f.

Bey den Nebenwörtern fraget der Verf. S. 372, was von dem e zu halten ſey, welches einigen derſelben angehänget wird, und will es nur denen verſtatten, die keine Beywörter ſeyn können. Es iſt aber ebenfalls das e euphonicum, welches den weichen Mitlautern b, d, g, s zuweilen angehänget wird, um ihnen, da ſie ſonſt am Ende hart klingen würden, ihre erſte gelinde Ausſprache wieder zu geben.

S. 374. Will Hr. H. die Pfälziſchen Redensarten, zu zweyt, zu dritt, zu viert u. ſ. w. für ſelbander, ſelbdritte u. ſ. w. vertheidigen, und führet zum Grunde an, „weil ſie nach allen ihren Zügen ſprachähnlich gebildet zu ſeyn ſcheinen, und man auf eben dem Schlag zuerſt und zuletzt ſagt.„ Allein erſt und letzt ſind gebräuchliche Nebenwörter, zweyt, dritt, viert u. ſ. w. aber, ſind weder als Nebenwörter, noch ſonſt im Hochdeutſchen gebräuchlich. Auch die Redensarten: Er hat ſich zu krank gelachet. Sie haben ſich zu todt geſoffen, ſind ebenfalls nur provinzial, dann ſo wird kein Hochdeutſcher ſprechen, alſo können ſie auch hier nichts beweiſen. 378 S. Wenn da eine beziehende Partikel iſt, wird man allezeit richtiger wo dafür ſetzen. Es wäre alſo beſſer: Die Gefahren, woraus er euch gezogen hat, als daraus er euch gezogen hat, wie der V. ſchreibt.

In dem letzten Hauptstücke von den Abweichungen der Wortforschung handelt der Verf. von den grammatischen Figuren, und giebt ihnen im Deutschen eben die Benennungen, welche ihnen Gottsched gegeben hat, nemlich Aphaeresis, Enthauptung. Syncope, Verbeissung. Apocope, Stutzung, u. s. w. wobey er zeiget, in welchem Falle dieselben gebraucht werden können oder nicht.

Der zweyte Theil dieser Sprachlehre, die Wortfügung, hat neun Hauptstücke: 1) Von Fügung des Geschlechtswortes. 2) Der Nennwörter. 3) Der Fürwörter. 4) Der Zeitwörter. 5) Der Mittelwörter. 6) Der Nebenwörter. 7) Der Vorwörter. 8) Der Bindewörter. 9) Der Zwischenwörter.

Bey den eigenen Namen der Menschen, von welchen man mit keiner sonderlichen Achtung spricht, will der Verf. S. 445. das Geschlechtswort gesetzt wissen. Z. B. Wo ist der Carl? Ist die Sophie nicht zu Hause? Aber auch hier wird es besser ausgelassen: Wo ist Carl? Ist Sophie nicht zu Hause? Es müßte denn seyn, daß man durch Vorsetzung des Artikels eine Person näher bestimmen, und von einer andern unterscheiden wollte. Eben das gilt auch bey Aussprechung seines eigenen Namens im gemeinen Reden, wenn der geringste Handwerksmann nicht einmal so schreibt, so muß man auch nicht so sprechen. S. 447. Nicht nur im gemeinen, sondern auch erhabenen Reden, kann das Geschlechtswort zuweilen vor den Titeln und Ehrennamen gesetzet werden. Z. B. Der Kayser Augustus pflegte zu sagen.

Auf der 448 S. ist die Regel gegeben: Die Unterscheidungswörter nehmen das Geschlechtswort zu sich, die Erklärungswörter nicht. Diese Regel ist nicht vollkommen richtig, man kann eben so gut sagen: Gustav Adolph der König in Schweden, als Gustav Adolph König in Schweden, und die letzten Beyspiele a. d. 450 S. Irene, griechische Kayserin, Scipio, römischer Feldherr klingen wirklich hart. Man wird besser sagen: Irene, die griechische Kayserin, Scipio, der römische Feldherr.

Die Regel, welche S. 482. §. 363 gegeben wird, werden unsere Dichter sich wohl nicht gefallen lassen. Im gemeinen Reden kann man freylich die Wörter, als, weil, wenn und dergl. nicht weglassen; ein Gedicht aber würde oft durch den Gebrauch derselben, matt und schleppend gemacht werden, darum muß der Dichter die Freyheit haben, der Sprache selbst, durch Auslassung solcher Wörter, einen erhabeneren Schwung zu geben, wenn es ohne Verletzung des Wohlklanges und ohne Veränderung des eigentlichen Sinnes geschehen kann. Nur muß er sich hüten, dergleichen Mittelwörter nicht gar zu sehr zu häufen.

Auf gleiche Weise ist die Auslassung des beziehenden Fürwortes bey den Dichtern zuweilen eine Schönheit, und die angeführten

führten Stellen aus Gellert und Jacharia verdienen gewiß keinen Tadel.

S. 576 fg. finden sich sehr gute Anmerkungen über den rechten Gebrauch der jüngst vergangenen und völlig vergangenen Zeit. Ueberhaupt ist in dieser Sprachlehre manches Gute, obgleich auch manches noch nicht vollkommen richtig ist, und der Verf. an einigen Orten hätte kürzer seyn können. Es würde aber zu viel Raum wegnehmen, wenn wir noch mehr anmerken wollten.

Pr.

Jacob Hemmers, Churpfälzischen Hofkapellans ꝛc. deutsche Rechtschreibung zum Gebrauche der Churpfälzischen Lande.

Diese Schrift hat fünf Abtheilungen. 1) Von dem Ursprunge und Laute der deutschen Buchstaben. 2) Von dem richtigen Gebrauch derselben. 3) Von der Trennung der Wörter und Sylben. 4) Von den gewöhnlichen Abkürzungen. 5) Von den Unterscheidungs- und andern im Schreiben gebräuchlichen Zeichen.

Aus der Aehnlichkeit der griechischen und gothischen Buchstaben, schliesset der Verf. a. d. vierten Seite, daß diese ihre Herkunft von jenen nicht verläugnen können. Allein die bloße Aehnlichkeit kann es noch nicht beweisen. H. Ihre zeigt mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß beyde, sowohl die Griechen als die Gothen, ihre Buchstaben von einem älteren Volke, nemlich den Scythen, bekommen haben, und dieses die Ursach ihrer Aehnlichkeit sey. S. Ihre Scripta vers. Ulph. illustr. p. 213. §. 33. seqq. Und da die Deutschen schon ihre Runen gehabt haben, ehe sie mit den Römern bekannt geworden, so können diese auch nicht, wie der V. a. d. 5ten Seite mit Gottscheden sagt, nur übel nachgeschnittene lateinische Buchstaben seyn, obgleich zwischen einigen derselben sich eine gewisse Aehnlichkeit findet. Richtiger ist es, daß unsere heutigen deutschen Buchstaben von den lateinischen abstammen.

Von den Laute des Buchstaben B, ist a. d. 13. S., die Anmerkung: "Stehet b zwischen zween Selbstlautern: "so klinget es wie ein w. z. B. haben, loben, u. s. w. spricht "man, wie hawen, lowen." Ohne Zweifel ist dieses nur von der Pfalz und einigen umliegenden Gegenden zu verstehen. Allein es hätte doch sollen angezeiget werden, daß diese Aussprache, nach der Mundart der meisten übrigen Deutschen, und sonderlich im Hochdeutschen falsch sey, so wie bey dem Buchstaben f, 16. S. bemerket worden, daß

die Auslassung desselben, in den Wörtern, welche mit pf geschrieben werden, fehlerhaft ist.

S. 15. Die Brandenburger, sprechen das e, in schnell, Feld, Knecht, wie die Sachsen, Hessen, und der größte Theil von Deutschland aus, sie haben also den stärksten Gebrauch auf ihrer Seite.

Das g, sprechen die Landschaften in Deutschland, auf verschiedene Weise aus; Vielleicht ist die beste Aussprache, bey den Niederdeutschen zu finden, welche es in allen Fällen, sehr genau von dem ch und k unterscheiden, und ihm einen ganz besonders weichen Laut geben. Unterdessen hat der Verf. 10. S., darinn Recht, daß es die Hochdeutschen im Anfange einer Sylbe viel weicher als k, und härter als ch aussprechen; Aber wenn das g, in einer Sylbe verdoppelt wird, so hat es doch nicht einerley Laut mit dem k, wie 17. S. b) gesagt wird, sondern es ist ebenfalls weicher. In der guten Aussprache, wird man allezeit die Egge eines Ackermannes, von der Ecke eines Hauses unterscheiden, und der Mitte eines Worts, als in Jagd, muß es ebenfalls von den ch und k unterschieden werden.

Hr. H. sagt a. d. 18. S., Es ist falsch, wenn einige das h, in frühe, verleihen, verzeihen, hören lassen, und Hr. Heinatz sagt: Es ist falsch, wenn einige verleien, verzeien, frue, sagen. Spr. L. 27. S. Wem soll man nun glauben? Man spreche so, wie die meisten Hochdeutschen sprechen, welche das h, im Anfange eines Wortes stark, in der Mitte und am Ende aber nur gelinde hören lassen. Der Verf. selbst schreibt fahren, willfahren, gedeihen, Spr. L. 344. S., und dergleichen, ohngeachtet in diesen Wörtern das h, nicht stärker gehöret wird als in den anderen, warum soll es nun in diesen stehen, und in den andern wegbleiben? Daß aber dieses h, wirklich zur Wurzel der Wörter gehöret und also billig ausgesprochen werden muß, siehet man daraus, weil es zuweilen in ch verwandelt wird. So führet Frisch aus dem Pict. verleichen, für verleihen an, und von verzeihen, kommt das Wort Verzicht. Auch wenn das Wort früh, einsylbig ausgesprochen wird, fällt das h nicht gänzlich weg, sondern wird sehr gelinde gehöret, daher hat die Anmerkung wider Hrn. Heinatz keinen Grund. Man spreche gehen, drehen, zehen geschwinde aus, so wird das h nicht stärker gehört, und doch lässet es niemand im Schreiben weg.

S. 35.

S. 35. Daß am Ende eines gemeinen Nennwortes, oder einer Sylbe, die für sich allein ausgesprochen wird, w wie ein b klingen soll, z. B. in Löw, und der ersten Sylbe von ewig, ist der guten Aussprache und besonders der hochdeutschen Mundart zuwider.

Auf der 38. S., heißt es: "Ein doppelt geschriebener "Mitlauter, wird niemals anders als einfach ausgespro"chen." Man kan dieses zugeben, wenn er am Ende eines Wortes stehet, in der Mitte aber, wird der eine in der ersten, der andere in der letzten Sylbe ausgesprochen. Darum lautet schnappen, welches der Verf. anführet, anders als schnapen, und es ist falsch, daß man bey dem Aussprechen eines p, die Lippen erstlich schliessen hernach wieder öffnen muß. Wenn ich die Sylbe schnap ausspreche, habe ich gar nicht nöthig nach dem Ton des p, die Lippen wieder zu öffnen, sondern kan sie geschlossen lassen: Will ich aber hernach die zweyte Sylbe pen aussprechen, so fodert der folgende Lautbuchstab die Oefnung des Mundes. Es scheinet aber diese ganze Anmerkung, vornemlich deßwegen hier gemacht zu seyn, damit der Verf. hernach einen Grund angeben könne, warum er in Trennung der Sylben den doppelten Mitlauter, zur ersten Sylbe ziehet.

43. S. Hier wird die Regel gegeben: „Man schreibe „jedes Wort mit solchen Buchstaben, welche die gute Aus„sprache desselben erfordert.„ Diese Regel ist der Grund der ganzen Rechtschreibung, aber der Verf. selbst richtet sich nicht allemal nach derselben. In den abgeleiteten Wörtern verändert die Aussprache oft die Töne, sie setzt weiche für harte Mitlauter, oder einen Selbstlauter für den andern, und dergleichen, und dann muß man sich billig nach dieser Regel richten. Der Verf. aber schreibt Pöpel, weil dieses Wort von Populus, bäsſer weil es von baß herkommt, obgleich die Aussprache aller Hochdeutschen in dem ersten Worte ein b, und in dem zweyten ein e hören läßt, und das e, in besser so alt ist, daß es schon beym Kero gefunden wird. Pezzir, S. Leibn. Coll. Etymol. p. 135; Wie denn auch alle deutsche Mundarten sowol, als die mit dem Deutschen verwandten Sprachen es brauchen.

Wenn man bäsſer schreiben will, weil es von baß herkommt, so müßte man aus eben der Ursach, auch zulätzt, der Lätzte schreiben, weil diese Wörter von dem alten Worte late herkommen, welches noch im Niederdeutschen gebräuchlich ist, und dieses thut doch der Verf. nicht.

Auf

Auf gleiche Weise, ist es wider diese erste Regel, wenn er Hilfe, Hilfwort schreibet, denn die gute Aussprache, läßt in diesem Wörtern, nicht ein i, sondern ein ü hören, und man findet mehrere Hauptwörter, welche von Zeitwörtern abstammen, deren Selbstlauter ein e ist, selbiges aber in u oder ü verwandeln. Von sprechen ist Spruch, Sprüchwort: Von brechen ist Bruch: Von werfen, Wurf, u. s. w.

Bey dem Worte mancher hingegen, folget der Verf. dieser Regel, und will daß man manchev schreiben soll, ob es gleich von mannig herkommt.

Wenn man nur auf den blossen Ton, und die Aussprache siehet, so ist es ganz richtig was Hr. H. 75. S. sagt, „daß in den Wörtern, du befiehlst, siehst, stiehlst, es geschieht, u. s. w. ein Buchstab zu viel sey, und das e, überall sollte weggeworfen werden;„ Aber das h, ist ein Wurzelbuchstab, welchen man nicht weglassen kan, und welcher in der guten Aussprache sehr deutlich gehöret wird, so bald das Wort zweysylbig ist. Man sagt nicht seen, gescheen, flieen, sondern sehen, geschehen, fliehen, und dergleichen, und dieses h wird in den abgeleiteten Wörtern, sogar zuweilen in ch verwandelt, z. B. Gesicht, Geschichte, Flucht, welches ein deutlicher Beweis ist, daß er zur Wurzel gehöret, und daher auch in den einfachen Wörtern müsse ausgesprochen werden.

Unterdessen könnte man doch auch für die Beybehaltung des e, den Grund anführen, daß diese Wörter, ihr Stamm e, nicht in ein kurzes i, wie brechen, sprechen, brichst, sprichst, sondern in ein langes i verwandeln, welches durch ie ausgedruckt wird, siehst, befiehlst, u. s. w. Das h stehet also hier nicht zur Verlängerung, sondern weil es ein Wurzelbuchstab ist, welchen man auch in der Aussprache, so gut als möglich, muß hören lassen; indem man saget, du siehst, verweilet der Ton etwas länger auf der Sylbe, und wird mit einem ganz gelinden Hauche hervorgestossen. Das ie hingegen zeiget an, daß in diesen Wörtern, das Stamm e, nicht wie in sprechen, sprichst, in ein kurzes i, sondern in ein langes i verwandelt ist, wie in lesen, du liesest. Daher hat man diese Wörter auch zweysylbig geschrieben, du siehest, du fliehest, es geschiehet, und das ist vermuthlich die Ursach, warum man das ie auch alsdann noch beybehalten hat, wann diese Wörter einsylbig geschrieben werden.

Das z, will Hr. H. gar nicht dulden, 81. S. aus dem Grunde, weil es so viel als ts, und also ein doppelter

Buch-

Buchstab ist. Allein Gottsched hat schon in seiner Sprk. 55. S. gezeiget, daß man das z, im Deutschen nicht für einen doppelten Buchstab halten müsse, und es scheinet würklich das tz zu Bemerkung der richtigen Aussprache nothwendig zu seyn. Wenn man schreibt Katze, sezen, so weiß man nicht, ob die erste Sylbe, lang oder kurz müsse ausgesprochen werden; Schreibt man hingegen Katze, setzen, so ist gleich zu sehen, daß die erste Sylbe kurz ist. Oder soll die Sylbe schon deswegen kurz seyn, weil das z so viel als ts, und also ein doppelter Mitlauter ist, warum wird sie denn lang, in duzen (du sagen) und einigen eigenen Namen, als Lizen die Comthurei, und dergl.

Auch das ß, in beißen, groß und dergl. Wörter, soll nach der 82. S., nicht statt finden, weil es ein doppeltes s ist. Sollte man aber von diesem Buchstab, nicht eben das sagen können, was der Verfasser in der Sprachlehre 22. S. von ng sagt. „Man stosse sich nicht daran, daß wir „ß in einigen Fällen unter die einfachen Buchstaben zählen, „da es doch zusammen gesetzet zu seyn scheinet. Diese „Zusammenfügung, betrift blos die Abbildung, nicht aber „den Ton, dieser ist ganz einfach.„ Daß ß ist in solchen Wörtern ein scharfes s, welches nur mit einem Tone ausgesprochen wird, und wir haben kein ander Zeichen in unserem Alphabeth, welches diesen Ton zu erkennen giebt. Da nun die gute Aussprache reisen und reißen, weisen und weißen, lesen und stoßen, sehr genau unterscheidet, so muß dieser Unterschied auch billig im Schreiben ausgedrukt werden, und dazu hat der Gebrauch, der meisten Schriftsteller und Sprachlehrer, das ß bestimmet. Darum schreibet man, wenn das doppelte s recht gehöret werden soll, hassen, Sprossen, hergegen wenn es blos als ein scharfes s lautet häßlich, Sprößling, Fuß, Füße, reißen und dergleichen. Auf solche Weise kan man sowol die Aussprache, als die Bedeutung der Wörter gleich unterscheiden. Nach der Rechtschreibung des Verfassers aber, findet man nicht nur keinen Unterschied in der Aussprache, sondern man würde auch oft, die Bedeutung eines Wortes, erst erklären müssen, wie er selbst bey dem Worte reisen, zu thun genöthiget ist, um es von reißen zu unterscheiden, S. Spr. L. 320. S. Reisen (eine Reise thun). Das ß, nach einem langen Selbstlauter, ist auch für die Unwissenden gar nicht betrieglich, wie der V. meinet, denn man darf sie nur lehren auf die Verlängerung Acht haben. Schloß, wird kurz

aus-

ausgesprochen, weil in der Verlängerung das ſ, doppelt gehöret wird, die Schlöſſer: Fuß wird lang ausgesprochen, weil man sagt die Füße, so auch Stoß, die Stöße. u. ſ. w.

Die Art, die Wörter wieder in eben die Glieder oder Sylben zu theilen, aus deren Zuſammenſetzung ſie entſtanden ſind, wovon a. d. 108ten S. gehandelt wird, würde freylich der beſte und am meiſten zu empfehlen ſeyn, wenn ſie nicht ebenfalls große Schwürigkeiten hätte. Der Verfaſſer geſtehet ſelbſt, a. d. 114. S. daß ſie bey denen Wörtern beſchwerlich iſt, deren Zuſammenſetzung und Ableitung ſehr verſteckt, oder ganz unbekannt iſt. Es finden ſich aber, in mehreren Wörtern Zweifel. Z. B. Die Sylbe er, wird den Hauptwörtern zuweilen angehenget, um das männliche Geſchlecht zu bezeichnen. Wie ſoll man nun die Wörter Bodmer, Bodmerei trennen? Bodmer, Bodmerei, oder Bodmer, Bodmerei? Soll man ſchreiben Bibrer, oder Biber? Bräutigam, Bräutigam, oder Brän-ti-gam? Dingsbrief oder Dingsbrief, und dergl. Es iſt wahr, die Lehrlinge werden unvermerkt in die Wortforſchung geführet; werden ſie aber auch nicht falſch ausſprechen lernen? Man laſſe ein Kind ſo buchſtabiren Gelegenheit, derjenige, ſo wird es auch in Zuſammenſetzung der Sylben, das Wort ſo ausſprechen, oder man muß ihm doch hernach ſagen, daß in der guten Ausſprache das g, und das n, zur folgenden Sylbe müſſe gezogen werden. Das iſt es zwar eben, was der Verf. nicht zugeben will; Allein er iſt doch ſelbſt genöthiget, in Anſehung des b, eine Ausnahme zu machen, wenn es zwiſchen zween Selbſtlautern ſtehet, 107. S. und auf der 117. S. geſtehet er, „der „Laut des Mitlauters vermiſche ſich mit dem Selbſtlauter, „womit die folgende Sylbe anfängt, oder gehe in demſelben über.„ Was will aber das anders ſagen, als daß der vorhergehende Mitlauter mit dem Selbſtlauter der folgenden Sylbe ausgeſprochen wird; Und muß er mit dieſem ausgeſprochen werden, ſo wird er ja auch zur folgenden Sylbe gezogen. Deßwegen aber braucht man gar nicht zu ſagen, „daß wir keine einfache Wörter haben, welche mit einem Mitlauter ſchlieſſen.„ Es ſind ſogar einige Wörter, in welchen der Mitlauter wirklich zur erſten Sylbe gehöret; allein dann lehret es auch ſogleich die Ausſprache. Enterbter, Zeugendung, welche der Verf. anführet, klingen ganz anders, als Enterbter, Zeugendung u. dergl. und wenn man genau auf die Ausſprache Acht hat,

ſo

S. 35. Daß am Ende eines gemeinen Nennwortes, oder einer Sylbe, die für sich allein ausgesprochen wird, w wie ein b klingen soll, z. B. in Löw, und der ersten Sylbe von ewig, ist der guten Aussprache und besonders der hochdeutschen Mundart zuwider.

Auf der 38. S., heißt es: "Ein doppelt geschriebener "Mitlauter, wird niemals anders als einfach ausgespro"chen." Man kan dieses zugeben, wenn er am Ende eines Wortes stehet, in der Mitte aber, wird der eine in der ersten, der andere in der letzten Sylbe ausgesprochen. Darum lautet schnappen, welches der Verf. anführet, anders als schnapen, und es ist falsch, daß man bey dem Aussprechen eines p, die Lippen erstlich schliessen hernach wieder öffnen muß. Wenn ich die Sylbe schnap ausspreche, habe ich gar nicht nöthig nach dem Ton des p, die Lippen wieder zu öffnen, sondern kan sie geschlossen lassen: Will ich aber hernach die zweyte Sylbe pen aussprechen, so fodert der folgende Lautbuchstab die Oefnung des Mundes. Es scheinet aber diese ganze Anmerkung, vornemlich deswegen hier gemacht zu seyn, damit der Verf. hernach einen Grund angeben könne, warum er in Trennung der Sylben den doppelten Mitlauter, zur ersten Sylbe ziehet.

43. S. Hier wird die Regel gegeben: „Man schreibe „jedes Wort mit solchen Buchstaben, welche die gute Aus„sprache desselben erfordert.„ Diese Regel ist der Grund der ganzen Rechtschreibung, aber der Verf. selbst richtet sich nicht allemal nach derselben. In den abgeleiteten Wörtern verändert die Aussprache oft die Töne, sie setzt weiche für harte Mitlauter, oder einen Selbstlauter für den andern, und dergleichen, und dann muß man sich billig nach dieser Regel richten. Der Verf. aber schreibt Pöpel, weil dieses Wort von Populus, bässer weil es von baß herkommt, obgleich die Aussprache aller Hochdeutschen in dem ersten Worte ein b, und in dem zweyten ein e hören läßt, und das e, in besser so alt ist, daß es schon beym Kero gefunden wird. Pezzir, S. Leibn. Coll. Etymol. p. 135. Wie denn auch alle deutsche Mundarten sowol, als die mit dem Deutschen verwandten Sprachen es brauchen.

Wenn man bässer schreiben will, weil es von baß herkommt, so müßte man aus eben der Ursach, auch zuläzte, der Läzte schreiben, weil diese Wörter von dem alten Worte lare herkommen, welches noch im Niederdeutschen gebräuchlich ist, und dieses thut doch der Verf. nicht.

Auf

Die Thätigkeit, mit der er ſich zum beſten ſeiner unglücklichen Mitbürger verwendet hat, iſt ungemein rühmlich; obgleich der Ton von kleiner Selbſtgefälligkeit, mit der er in dieſen Briefen (die offenbar nicht damals, ſondern erſt nachher geſchrieben worden,) alles erzehlet, dem Leſer auf den Mann, den man ſonſt ſeines Eifers und ſeiner guten Geſinnungen wegen lieben muß, zuweilen verdrießlich macht. Es iſt eine ſehr ſchwere Sache von ſich ſelbſt zu reden.

Mn.

Patriotiſche Reden des äuſſern Standes zu Berlin. in 8.

Betreffen Schlachten, Kriege und andre Begebenheiten, welche zur Befreyung des Schweitzerlandes beygetragen haben. Einige ſind kritiſch und wol geſchrieben; alle athmen einen patriotiſchen Geiſt. Ihr Hauptverdienſt iſt; daß ſie die Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte der aufblühenden Jugend wichtig und lieb machen, und ſie an die Nothwendigkeit dieſes Studium erinnern. Zugleich üben ſie in öffentlichen Reden vor einer Menge. Ja die Verfaſſer bereiten ſich durch dieſe Arbeiten vergnügte Augenblicke auf ihr Alter, indem ſie ein Denkmal ihres erſten Fleiſſes und ein aufmunterndes Beyſpiel für ihre Söhne ſeyn werden. Die alten Berner haben ihr Gebiet mit groſſen Heldenmuth erweitert; mit noch mehr Politick haben ſie die Stadt Bern zur Freyſtadt eines uralten und damals ſehr tapfern Adels gemacht, u. ihre Regierung nach den, ihnen damals unbekannten, Grundſätzen der Politik Monteſquieu's und der klügſten alten und neuen Ariſtokratien eingerichtet und erhalten. Dieſe Tapferkeit und Weisheit verdiente die aufmerkſame Betrachtung der jungen Berner. Die Nachwelt fodert allerdings Bekantmachung des Reſultates ihrer Studien, künftige Ariſtokratien werden von Bern lernen wollen, wie die Berner von Florenz und Venedig lernen.

Sh.

Neue Miſcellanien, hiſtoriſchen, politiſchen, moraliſchen, auch ſonſt verſchiedenen Inhalts. Erſtes Stück, Leipzig, bey Jacobäern, 1775. 12 B. in 8. Zweytes Stück, ebend. 1775. 13 B. in 8.

Der Vorrede zufolge, rührt dieſe Sammlung von einigen Freunden her, die einander allerhand literariſche Nachrichten mittheilen. Einer unter ihnen wählt die Aufſätze, die er für

das

das Publikum am interessantesten glaubt. Das erste Stück enthält: I. Voltairens Lobrede auf Ludwig XV. in seiner kleinen Privatakademie gehalten. Wir haben sie auch in dieser recht guten Uebersetzung mit Vergnügen gelesen, so wenig vollendet und ausgeführt auch die Schilderung des königlichen Charakters ist, den wir von einem Redner, der mit aller Freymüthigkeit reden durfte, aus mehrern Gesichtspunkten, und in mehrern Verhältnissen geschildert zu sehen, gewünscht hätten. II. Etwas aus der Lobrede des Abts Boismont auf eben diesen König, in der Französischen Akademie gehalten. Der Abt war, als Hofprediger, bey dem Ende des Königs zugegen gewesen. Das hier eingerückte Stück seiner Rede betrift dessen letzte Gemüthsfassung in Ansehung der Religion. Mit vielem Wortgepränge wird weiter nichts gesagt, als: der König war nicht so vorbereitet zum Todt, als er seyn sollte; man hätte ihm die nahe Gefahr nicht so lange verschweigen müssen; aber er gieng in sich, bereute seine Sünden, und starb selig. III. Ein Stück aus der Trauerrede des Bischofs von Senes bey dem Leichbegängnisse Ludwigs XV. Diese Stelle betrift die Aufhebung des Jesuiterordens, die der Bischof sehr schielend darstellt; man sieht am Ende wohl, daß er sie mehr mißbilligte, als gut hieß; aber doch krümmt und windet er sich gar possierlich dabey, um das Verfahren des Königs zu entschuldigen. Wir haben die ganze Rede nicht gelesen; aber, war sie so, wie diese Stelle, so war wohl Voltairens spöttischer Brief an den Verfasser nicht so ganz unverdient. IV. Schreiben eines Geistlichen über die Wiederaufnahme der Jesuiten in Frankreich. Es wird von einigen Voltairen beygelegt, und redet sehr nachdrücklich wider die Erneuerung des gedachten Ordens, und wider die geistlichen Orden überhaupt. V. Ein Brief aus Paris, die Madame du Barry betreffend. Er enthält Nachrichten von der Abkunft, Erziehung und den ersten Schicksalen der Gräfin, von der Art, wie sie des Königs Geliebte wurde, und von dem üppigen und prächtigen Fusse, auf den sie in der Folge lebte. Itzt hat man diese Nachrichten, wie bekannt, schon weit ausführlicher. VI. Anmerkungen über des Lords Chesterfield politische Maximen. Sie rühren, heißt es, von einem Lehrer her, der sonst über die Zeitungen liest, und werden hier von einem aufmerksamen Zuhörer mitgetheilt, der sie in die Feder fasste. Sie bedeuten eben nicht viel. VII. Ueber Herrn Lavater, von dem ein kurzer Aufsatz über die Worte: Ohne Blutvergiessung geschieht keine Vergebung, mitgetheilt wird, der zwölf Fragen enthält, die eine Art von Sorites ausmachen, und die Nothwendigkeit des Versöhntodes Christi aus physikalischen Gründen herleiten sollen, die uns sehr seltsam vorkommen. Die darüber gemachten Anmerkungen finden wir desto gegründeter;

Die Thätigkeit, mit der er ſich zum beſten ſeiner unglücklichen Mitbürger verwendet hat, iſt ungemein rühmlich; obgleich der Ton von kleiner Selbſtgefälligkeit, mit der er in dieſen Briefen (die offenbar nicht damals, ſondern erſt nachher geſchrieben worden,) alles erzehlet, dem Leſer auf den Mann, den man ſonſt ſeines Eifers und ſeiner guten Geſinnungen wegen lieben muß, zuweilen verdrießlich macht. Es iſt eine ſehr ſchwere Sache von ſich ſelbſt zu reden.

Mn.

Patriotiſche Reden des äuſſern Standes zu Berlin. in 8.

Betreffen Schlachten, Kriege und andre Begebenheiten, welche zur Befreyung des Schweitzerlandes beygetragen haben. Einige ſind kritiſch und wol geſchrieben; alle athmen einen patriotiſchen Geiſt. Ihr Hauptverdienſt iſt, daß ſie die Kenntniß der vaterländiſchen Geſchichte der aufblühenden Jugend wichtig und lieb machen, und ſie an die Nothwendigkeit dieſes Studium erinnern. Zugleich üben ſie in öffentlichen Reden vor einer Menge. Ja die Verfaſſer bereiten ſich durch dieſe Arbeiten vergnügte Augenblicke auf ihr Alter, indem ſie ein Denkmal ihres erſten Fleiſſes und ein aufmunterndes Beyſpiel für ihre Söhne ſeyn werden. Die alten Berner haben ihr Gebiet mit groſſen Heldenmuth erweitert; mit noch mehr Politik haben ſie die Stadt Bern zur Freyſtadt eines uralten und damals ſehr tapfern Adels gemacht, u. ihre Regierung nach den, ihnen damals unbekannten, Grundſätzen der Politik Monteſquieu's und der klügſten alten und neuen Ariſtokratien eingerichtet und erhalten. Dieſe Tapferkeit und Weisheit verdiente die aufmerkſame Betrachtung der jungen Berner. Die Nachwelt fodert allerdings Bekantmachung des Reſultates ihrer Studien, künftige Ariſtokratien werden von Bern lernen wollen, wie die Berner von Florenz und Venedig lernen.

Sh.

Neue Miſcellanien, hiſtoriſchen, politiſchen, moraliſchen, auch ſonſt verſchiedenen Inhalts. Erſtes Stück, Leipzig, bey Jacobäern, 1775. 12 B. in 8. Zweytes Stück, ebend. 1775. 13 B. in 8.

Der Vorrede zufolge, rührt dieſe Sammlung von einigen Freunden her, die einander allerhand literariſche Nachrichten mittheilen. Einer unter ihnen wählt die Aufſätze, die er für

das

das Publikum am interessantesten glaubt. Das erste Stück enthält: I. Voltairens Lobrede auf Ludwig XV. in seiner kleinen Privatakademie gehalten. Wir haben sie auch in dieser recht guten Uebersetzung mit Vergnügen gelesen, so wenig vollendet und ausgeführt auch die Schilderung des königlichen Charakters ist, den wir von einem Redner, der mit aller Freymüthigkeit reden durfte, aus mehrern Gesichtspunkten, und in mehrern Verhältnissen geschildert zu sehen, gewünscht hätten. II. Etwas aus der Lobrede des Abts Boismont auf eben diesen König, in der Französischen Akademie gehalten. Der Abt war, als Hofprediger, bey dem Ende des Königs zugegen gewesen. Das hier eingerückte Stück seiner Rede betrift dessen letzte Gemüthsfassung in Ansehung der Religion. Mit vielem Wortgepränge wird weiter nichts gesagt, als: der König war nicht so vorbereitet zum Todt, als er seyn sollte; man hätte ihm die nahe Gefahr nicht so lange verschweigen müssen; aber er gieng in sich, bereute seine Sünden, und starb selig. III. Ein Stück aus der Trauerrede des Bischofs von Senes bey dem Leichbegängnisse Ludwigs XV. Diese Stelle betrift die Aufhebung des Jesuiterordens, die der Bischof sehr schielend darstellt; man sieht am Ende wohl, daß er sie mehr mißbilligte, als gut hieß; aber doch krümmt und windet er sich gar possierlich dabey, um das Verfahren des Königs zu entschuldigen. Wir haben die ganze Rede nicht gelesen; aber, war sie so, wie diese Stelle, so war wohl Voltairens spöttischer Brief an den Verfasser nicht so ganz unverdient. IV. Schreiben eines Geistlichen über die Wiederaufnahme der Jesuiten in Frankreich. Es wird von einigen Voltairen beygelegt, und redet sehr nachdrücklich wider die Erneuerung des gedachten Ordens, und wider die geistlichen Orden überhaupt. V. Ein Brief aus Paris, die Madame du Barry betreffend. Er enthält Nachrichten von der Abkunft, Erziehung und den ersten Schicksalen der Gräfin, von der Art, wie sie des Königs Geliebte wurde, und von dem üppigen und prächtigen Fusse, auf den sie in der Folge lebte. Izt hat man diese Nachrichten, wie bekannt, schon weit ausführlicher. VI. Anmerkungen über des Lords Chesterfield politische Maximen. Sie rühren, heißt es, von einem Lehrer her, der sonst über die Zeitungen liest, und werden hier von einem aufmerksamen Zuhörer mitgetheilt, der sie in die Feder fasste. Sie bedeuten eben nicht viel. VII. Ueber Herrn Lavater, von dem ein kurzer Aufsatz über die Worte: Ohne Blutvergiessung geschieht keine Vergebung, mitgetheilt wird, der zwölf Fragen enthält, die eine Art von Sorites ausmachen, und die Nothwendigkeit des Versöhntodes Christi aus physikalischen Gründen herleiten sollen, die uns sehr seltsam vorkommen. Die darüber gemachten Anmerkungen finden wir desto gegründeter;

wenn sich gleich noch manches andere dabey erinnern ließ, wolte aber hier der Ort nicht ist. VIII. Von dem Leben der Eudoxia, Petrys des Grossen ersten Gemahlinn. Dieser Aufsatz ist, wenn wir nicht irren, aus den Loisirs des Ritters D'Eon de Beaumont genommen, und scheint nur ein Auszug daraus zu seyn.

Das zweyte Stück dieser Miscellaneen enthält folgende Aufsätze: IX. Uebersetzung eines Briefes aus Paris, den berühmten Prozeß des Grafen de Guines betreffend. Nach der Erzählung dieses Briefes fiele alle Schuld auf den Sekretair des Grafen, für den jedoch Falconet eine beredte Vertheidigung geschrieben hat, aus welcher hier eine Stelle eingerückt wird. X. Schreiben eines Frauenzimmers, die Zurückberufung des Französischen Parlaments betreffend, enthält die verschiedenen Meynungen darüber, welcher einer von der königlichen Parthey, ein andrer mehr Patriotischgesinnter, und ein noch freyer Engländer in einer Gesellschaft äussern. XI. Von den Schröpferischen Geisterercheinungen. Es wird hier das Crusiusche Bedenken, und der im XXVIsten Bande dieser Bibliothek mitgetheilte Mendelsohnsche Aufsatz darüber, auch einiges von dem Verf. selbst eingerückt, der aber kein Augenzeuge gewesen ist, und die Sache unentschieden läßt, ob er gleich geneigt ist, sie, wie alle Vernünftige, für gaukelnde Betriegerey zu halten. XII. Etwas von Cromwell, in Ansehung seines Charakters. Der Verf. hält ihn für einen Enthusiasten, und theilt einen Brief des Protektors an den Obersten Hammond mit, in dem freylich dieser Charakter sehr sichtbar hervorleuchtet. XIII. Eine Abhandlung vom Enthusiasmus, bey Veranlassung des vorhergehenden Aufsatzes geschrieben, enthält einen Auszug dieses Artickels der Encyklopädie, und die noch bessern Gedanken eines ungenanten Philosophen darüber, scharfsinnig und einleuchtend; hernach auch einen Auszug aus Sulzers Theorie. XIV. Eine Toilettenmetaphysik, für eine Dame aufgesetzt, auf einem Bogen, und dem Zwecke gemäß, sehr von der Oberfläche abgeschöpft. XV. Betrachtungen eines Hausvaters über drey Stellen aus dem Sirach, fromm und wohlgemeint. XVI. Etwas von der Handlung, und den Streitigkeiten in England mit den Kolonisten, ein Auszug aus des bekannten Dr. Tuckers vier politischen Abhandlungen, dem der Uebersetzer verschiedne eigne Anmerkungen einschaltet, und den Auszug einer andern Englischen Schrift, verwandten Inhalts, beyfügt. XVII. Rede des Herrn Turgot vor dem Parlamente zu Paris, bey Gelegenheit der Wiedereinsetzung desselben gehalten, mit vieler Wärme und Beredsamkeit geschrieben. XVIII. Etwas aus der Russischen Kirchengeschichte, betrift

haupt-

hauptsächlich den Zustand und Einfluß der dortigen Geistlichkeit, und die verbesserte Einrichtung dieses Standes durch Peter den Großen. XIX. Nachricht von der wunderbaren Erhaltung einiger Schiffsleute, aus dem Journal Encyklopedique gezogen, welches die Quelle mehrerer Artikel dieser Sammlung zu seyn scheint. Die Erzählung betrifft vier vor mehr als dreyßig Jahren an eine wüste Insel verschlagene Seeleute, und beschreibt ihre mehr als sechsjährliche kümmerliche Erhaltung auf derselben rührend und interessant XX. Etwas von den Lebensumständen Pabst Clemens XIV. ist aus einem Französischen Bändchen dieses Innhalts, oder vielleicht aus dessen Recension gezogen. — Man sieht, daß die beyden ersten Stücke dieser Miscellaneen manches Angenehme und Interessante enthalten, besonders für diejenige Classe von Lesern, deren Hülfsmittel zur neuern Lektür selten und eingeschränkt sind.

Mo.

Simon Elsassers, gewesenen Prälaten zu Murrhardt u. s. f. nützliches und angenehmes Calendergespräch, in welchem auf eine sehr faßliche Weise ein Unterricht ertheilet wird von der Natur der Planeten, Himmelszeichen und Jahreszeiten ꝛc. samt einen Auszug von des berühmten Herrn Wilhelm Kocks Grundregeln, woraus bishero Herr Pfarrer Hahn von Kornwesten seine muthmaßliche Witterungsanzeigen in den Sprengerischen Landwirthschaftscalender verfertiget. Herausgegeben von Herrn Rath und Prälat Oetinger, im Closter Murrhardt. Mannheim, bey Tobias Löfler, 1774. 8. 7 Bogen, mit eingedruckten Holzschnitten.

Auf dem Revers dieser Titelseite stehet etwas wie eine Vorrede, darinn wird gesagt, der hochgelehrte und scharfsinnige Theolog und Philosoph, Herr Pfarrer Hahn, habe die Kockischen Regeln untersucht, Doctor Schlütter, Juris Consultus in Hamburg, und Doctor Stahl in Halle, sie bestätiget; wer sie aber brauchen wolle, der müsse einen guten Nürnbergischen oder auch hinkenden Bottencalen-

der haben, auch sich auf nachfolgende Zwölf Capitel gründen; von denen wir, zur Probe, das ganze Neunte hier abschreiben wollen: Cap. IX. Von der Betrachtung der Generalursachen. Cometen machen dürre Zeit, auch Sonnenfinsternissen; oder wenn Gott das Land mit verderblicher Witterung straft, Amos 4, 7.

Hierauf folgt denn das angenehme Gespräch selbst. Es ist zwischen dem Herrn Pfarrer und Nachbar Hans; und in funfzehen Schulstunden abgetheilt. Hans hat eine ganz gute Anlage etwas zu lernen, nur Schade daß er nicht früher angefangen hat; er ist, wie wir sehen, schon bey weibt. Höflich ist er auch: das ist wahrlich eine schöne Anweisung! man muß bekennen, daß dies ein artlicher Grif! An einem andern Ort: bin schier nicht mehr so keck, daß ich weiter frage. Der Herr Pfarrer hatte ihn nemlich etwas angeschnarcht: Nachbar Hans, ich sollte euch billig einen Filz geben, weil ihr unter allen heiligen Festen zum ersten nach solcher Freßzeit fraget: (Hänßgen hatte gefragt, wie die Calenderschreiber den gewissen Tag der Fastnacht wissen könnten) — wir Geistliche müssen über solche Sachen eifern.

Der Vortrag des Herrn Pfarrers ist ganz faßlich und der Innhalt hier und dar nicht uneben. Daß er noch etwas auf die Aspecten hält, die Erde in die Mitte setzt und das Firmament mit den Sternen sich um sie drehen, und von der Sonne erleuchten läßt, dazu wird er vermuthlich seine Ursachen haben. Daß Bronnen auf hohen Bergen entspringen, geschieht, wie wir hier lesen, durch das große Wallen und her- und darziehen der beeden Meeren unter den Polarsternen — zumal auch durch das Wallen, welches Feuer und Wind verursacht, etwann in der Erden: Item die Eb- und Fluth treiben das Wasser in die Canäl der Erden, und wie sie in die Höhe getrieben werden, also bleiben sie hernach in der Höhe, ziehen auch bisweilen, wenn sie einmal in Lauf kommen, immer das Hinterwasser hernach (da haben wirs!) wie am besten an einem Weinzieher abzunehmen: denn wenn er einmal angezogen wird, so lauft der Wein, so nieder er im Faß, doch hinauf und folglich dem Vorhergehenden nach u. s. f. Auf die Frage, warum man bisweilen warme Winter und kalte Sommer bekomme, antwortet der Hr. Pfarrer: das macht, weil noch mehr Sterne vorhanden, die bisweilen die Hitz und Kält vermehren, oder hindern helfen; obwohl der Allerhöchste,

aus

aus seinen heiligen Ursachen, öfters was ausserordentliches geschehen lässet. Aus der Länge lernt man, wie weit die Länder von einander liegen, nemlich so viel Grad so viel 15 Meilen. Demnach, weil Moscau hat 75, und Engelland nur 25. so liegen sie von einander 50 mal 15 Meilen, das sind 750. (Hier hätte Hanns billig fragen sollen, ob denn die kleinen Grade eben so viel Meilen halten als die Großen? und ob man denn die Weite der Oerter immer vor sich hin, von Morgen gegen Abend, messen muß, wenn gleich das eine weit rechts und das andere weit links liegt?)

Pi.

Nachricht.

Des Herrn Abts Jerusalems Betrachtungen, des Herrn O. C. A. Spaldings Werk vom Werthe der Gefühle, und die Geschichte des Lebens Jesu sind ins Dänische übersetzt worden.

---

17) Teufeleyen.

Eine Fortsetzung der vorigen. *)

Zur Schande der Religion und der gesunden Philosophie erhält sich die Streitigkeit über die Macht des Teufels noch immer, und in Oberdeutschlande machten die Gaßnerischen Teufeleyen noch immer grosses Aufsehen, bis endlich, wie wir schon gemeldet, nach Regensburg ein kaiserlicher Befehl zur Abstellung dieses Unfuges ankam, und kurz darauf der merkwürdige Hirtenbrief von dem Erzbischofe zu Prag im Drucke erschien, der allen, die je sehen wollten, die Augen öffnete. Unausstehliche Zänkereyen (wie insgemein die Zänkereyen der Theologen sind, die so gern einander verketzern) Pasquille, Verläumdungen, wirkliche Verfolgungen — giengen fort, wie am Anfange. Wir würden einen halben Band liefern müssen, wenn wir alle Schriften, die herausgekommen sind, und wovon die meisten eben dasselbe nur mit andern Worten sagen, weitläuftig beurtheilen wollten. Sie verdienen es wahrhaftig auch nicht. Wir wollen uns also wiederum nur bey

*) S. XXVII. B. 2tes St. S. 596.

den Merkwürdigsten aufhalten, und über die übrigen etwas kürzer weggehen. Vielleicht scheint vielen unserer protestantischen Leser, die sich nicht vorstellen können, daß es Menschen geben könne, die solche Fratzen für wichtig halten, selbst diese kurze Anzeige überflüßig. Aber sie mögen nur nicht vergessen, daß noch ganze Provinzen Deutschlandes von diesen Teufelsgeschichten mit größter Ehrfurcht reden, und daß selbst Lavater sie vertheidigt hat.

Nach den bereits angezeigten Schriften erschien zuerst:

1) Zweytes Sendschreiben eines Gottesgelehrten am Tauberflusse an seinen Freund, einen Weltweisen nächst dem Donaustrome, worinn der erstere über das zeitherige Betragen des hochwürdigen Herrn Pfarrer Gaßners seine aufrichtige, den Grundsätzen des Christenthums, und einer ächten Gottesgelahrtheit angemessene Meynung eröffnet.

2) Drittes Sendschreiben — worinn nachgeholt wird, was zur weiteren Erklärung und für alle Stände, Zeiten und Alter ersprießlichen Anwendung des Systems, nach welchem der hochwürdige Herr geistliche Rath und Hofkaplan Gaßner zeither in Bezwingung der verworfenen Geister verfahren, dienlich seyn kann. 1775. 5½ B.

Zweytes und drittes Sendschreiben! Wo ist also das erste? — Der Verfasser, der im Jahre 1767 den Versuch eines Vertrages zwischen den im Hexenkriege verwickelten Gelehrten wagte, schrieb auch im Jahre 1770 das erste Sendschreiben eines altgläubigen Theologen bey dem Tauberflusse an seinen Freund einen Philosophen nächst dem Donaustrome von sieben abentheuerlichen Sätzen in der Geisterlehre. Der Recensent, der diese drey abentheuerlichen Sendschreiben ohngefähr vor drey Wochen zu gleicher Zeit erhielt, fand in dem ersten so viel abgeschmacktes und aufgewärmtes Zeug, als in dem zweyten und dritten. Und was konnte man anders von einem alten Prälaten hoffen, der, wie man zuverläßig weiß, in seinen jungen Jahren sehr viel zur Verbrennung der bekannten Renata beygetragen hat? Noch riecht sein ganzes System nach dem Scheiterhaufen. Das Beste ist, was er auf die Frage antwortet: Warum hört man

keine

keine fremden Sprachen aus dem Munde der (Gallneriſchen) Beſeſſenen?— Ja, ſaget er, dieß geht wohl ſo geſchwinde nicht. „Die Zunge des Beſeſſenen iſt an die Landesſprache gewöhnt, — „und nicht jeder beſitzende Geiſt hat ſich ſo eine geraume Zeit in „andern Ländern aufgehalten, daß er der fremden Landesſpra„chen mächtig genug wird.„ Der dumme Teufel, der doch ſonſt nach dem Exorciſtenſyſteme ſo weiſe, als mächtig iſt!— Wie verſchiedene Geſtalten und Eigenſchaften muß er wohl annehmen, je nachdem ihn jeder Exorciſt nach ſeinem Begriffe vermetamorphoſirt. Dafür könnte der Recenſent bey nahe Bürge ſeyn, daß kein Teufel ſo geſchwinde mehr portugieſiſch ſpricht; denn ſeitdem in Portugall auf königliche Verordnung alle Leute die ſich für beſeſſen ausgeben, gerade zu in das Zuchthauß geführt werden; ſo giebt es in Portugall keine Beſeſſene mehr. Uebrigens iſt freylich ein Mann, wie unſer Verf. nicht zu widerlegen. Man höre

3) Die aufgedeckten Sterzingeriſchen Lügen und Unwiſſenheit aus unwiderſtößlichen Wahrheiten beleuchtet. 1775. B. 7. in 8. Ohne Benennung des Druckortes (zu Ellwang gedruckt, zu Augsburg zu finden)

Der erichriftlichkatholiſche Verfaſſer, der bereits durch ein ähnliches Werkchen: Der entlarvte Lügner ꝛc. bekannt, und zuverläßigen Nachrichten nach ein Hofrath von Ellwangen iſt, verläßt ſich auf das si fecisti, nega. Er ſchimpft, widerſpricht, läugnet, oder verdreht die Erzählungen, die P. Sterzinger als Augenzeuge von Ellwangen mitbrachte, und nach der Hand in den Druck gab. Nach S. 11 fieng H. Gaßner ſeine Exorciſmen von ſich ſelbſt an. Er war vier Jahr lang von einer Krankheit geplagt, die bald einem Zehrfieber, bald einem nahen Schlagfluß glich. Es half keine Arzney, wiewohl er, um ſich zu helfen, viele Mediciner las, *) und ſelbſt die mediciniſche Facultät in Inſpruck zu Rathe zog. Was war alſo natürlicher, als daß er das Uebel für ein unnatürliches, und in der Folge — ſich ſelbſt für beſeſſen hielt. Ohngefähr überfiel ihn ein Schwindel unter der Meſſe (leſen denn die Obſeſſi oder Circumſeſſi auch Meſſe?— wie verträgt ſich Jeſus und der Satan in einem und eben demſelben Körper des Menſchen?—) dann fieng er mit ſeinen praeceptis an, fuhr da-

*) Es iſt bekannt, daß ein trübſinniger Kranker allemahl unheilbar wird, wenn er auf den unglücklichen Einfall kommt, mediciniſche Bücher zu leſen.

mit fort, und wurde ſo geſund, daß er ſeit ſechzehn Jahren keiner Arzney mehr bedarf. Nachdem er ſich den Teufel ausgetrieben hatte, trieb er ihn auch anfänglich ſeinen Pfarrkindern, und nach der Hand einer Menge von Leuten aus, die ihm nachliefen. Er ſchuff ſich die Schriften der berühmteſten Exorciſten, und machte ſich das Handwerk ſo geläufig, daß er nunmehr im ganzen Deutſchlande berühmt geworden. Selbſt durch dieſe Erzählung werden Leſer, die die Gewalt einer verderbten Einbildungskraft kennen, von der ganzen Sache ſich einen Begriff machen können. Es iſt Gaßnern gegangen, wie faſt allen Schwärmern, Beſeſſenen und Wunderthätern; On commence par être dupe, on finit par être fripon.

Bey den merkwürdigen Heilungen und Factis, die nach S. 108 vorkommen, müſſen vernünftige Leſer die Achſeln zucken und würden ſehr viel noch zu erinnern haben, beſonders S. 30 bey der Comödie der beſeſſenen Fräulein von K--- aus Würzburg,*) allein eine Erinnerung von Naturaliſten, Spöttern und Ungläubigen (und nur dieſe ſind es S. 12, die an ihn anfänglich ins Aſterle, und nachgehends S. 16 am Hofe zu Mörſeburg nicht geglaubt haben) würde ihm ſehr gleichgültig ſeyn. Der Ton des ganzen Werkchens iſt grob und beleidigend, wie ſelbſt der Titel. Dieſem Werkchen iſt beygelegt ein

4) Ex-

*) Das Fräulein, welches ſchon etliche Jahre beſeſſen war, wurde lateiniſch alſo exorcirt: Z. B.

Agitetur caput --- factum eſt. Ceſſet! --- ceſſauit.
Surgat e ſella et fugam arripiat! --- fecit.
Agitetur pes dexter! --- factum eſt. Quieta ſit! - fuit.
Moueatur iſta perſona ad triſtitiam et riſum! - factum eſt.
Diſcedat triſtitia et rideat! --- riſit.
Habeat modo deſiderium ingrediendi monaſterium.
Et edicat hoc deſiderium --- reſpondit in aurem: Ich will eine Nonne werden.
Loquatur in delirio! --- dixit: Wir wollen uns jetzt ſchlafen legen et varia alia inepta.
Loquatur latine --- dixit: non poſſum.
Signa morientis et mortuae habeat! --- habuit ad ſtuporem.

Hoc ita contigiſſe teſtamur teſtes praeſentes Joh. Bapt. von Exting, Statthalter. Freyherr von Stein, Novitius. Böttinger, Hofmedicus von Mergentheim. Eugenius Montag, Monach. Ciſterc. in Ebrah. Ernſt Simon, Hoch- und Deutſchmeiſter, geiſtl. Rath.

Wahrhaftig! man muß ſich vor unſer Jahrhundert ſchämen, wenn man ſiehet, daß wackere Leute ſolchen Unſinn mit ihrer Namensunterſchrift betheuren wollen.

4) Ermahnungsschreiben an den hochwürdig- hochgebohrnen Herrn Maximilian von Ginsheim, Probsten der Theatiner in München. Regensburg, den 20 Julius 1775. S. 4. in 8.

Der Verfasser dieses Schreibens unterschreibt sich J. F. G. P. V. C. W. (warum nicht A. V. C. D. E. F. u. s. f.?) und bittet den Herrn Probst, er möchte doch seinem Untergebnen dem P. Sterzinger nachdrücklich vorstellen, wie viele Feinde er dem Orden (ein schönes argumentum ad hominem, wodurch schon mancher, der dem Esprit de Corps fröhnen muste, verhindert worden ist, die Wahrheit zu sagen) und wie viele Verachtung er sich wegen seiner übermessenen Einbildung in der vernünftig christcatholischen Welt zuziehe. Alle wunderbare Dinge fänden Widerspruch. Das heilige Evangelium erzähle selbst, daß die gelehrtesten Pharisäer die Wunder Christi, die er in Gegenwart so vieler 1000 Menschen wirkte, widersprochen, geläugnet, und zernichtet hätten. Und nun? (wie stark ist das argumentum a simili?) läugnete Sterzinger alle bewundernswürdige Sachen, sie möchten von dem Teufel oder von Gott (wo hat aber Sterzinger das letztere jemal behauptet? — —) herkommen. Johannis am 9. stände geschrieben: jam enim conspiraverant, ut, si quis eum confiteretur esse Christum, extra synagogam fieret. Mit eben diesem niederträchtigen Eigensinn wäre Sterzinger nach Ellwangen geretset; iam enim conspiraverat, die Wirkungen des Exorcismus zu läugnen und zu zernichten. Veni also sancte spiritus et emitte coelitus lucis tuæ radium. Und was soll dieser radius wirken? — „Daß der „P. Sterzinger seine Schriften auf die Mühle tragen, „sie bis zu Ende der Welt mit Einmischung seiner Beur„theilungskraft zwischen den Mühlsteinen zermalmen las„sen, und sich überzeugen soll, daß seine Entscheidung nur „grobe Kleyen der Unwissenheit und den Staub des Ei„gensinns hervorbringen wird.„ Erbaulich? Und was „soll der Hr. Probst von Ginsheim? — — seinen unter„gebenen Mithruder gebührend zu züchtigen soll er sich an„gelegen seyn lassen. Der Herr Probst wird aber wohl klüger seyn? — —

Hieher gehören noch

5) Der nach aller Möglichkeit entschuldigte Herr P. Don Ferdinand Sterzinger, in Betreff der aufgedeckten Gaßnerischen Wundercuren, von einen Freunde so wohl des H. geistl. Rath Gaßners, als des H. F. Sterzingers in den Druck gegeben 1775. B. 7. in 8. und

6) An den unglücklichen Aufdecker der Gaßnerischen Wundercuren gedruckt im Jahr 1775. B. 3. in 8.

Zwo Schriften vom gleichen Schrot und Korne. Die erste ist etwas bescheidner, und schreibt den Eifer des P. Sterzingers einer Uebereilung zu; doch aber hat P. Sterzinger Unrecht. Die zwote wirft schon mit Lügen, Ketzereyen, und dem Materialismus um sich.

7) Der triumphirende Namen Jesus. In Druck gegeben von Franciscus Antonius Reichle, SS. theolog. Lic. p. t. Dechant und Pfarrer in Scherr. Constanz 1775. in 8.

Möchte doch der Hr. Licentiat in der Theologie den Namen Jesu nicht so wörtlich verherrlichen, und alles, wobey der Name Jesu gesprochen wird, durch die Kraft dieses Namens geschehen lassen!

7) Der im Namen des Hochwürdigen Herrn Johann Joseph Gaßners ꝛc. redende Dichter, oder der christliche Poet in moralischen Ueberlegungen wider Spötter des H. Gaßners und Klügler des Glaubens. Augsburg, bey Bullmann, 1775. 1 B. in 8. nebst den Portrait des H. Gaßners.

Ein elender Reimschmid, der, wie er sagt, für Hr. Gaßner und das Christenthum denkt, quackt ein paar hundert Verse gegen die freydenkerische Vernunft.

8) Kur-

8) Kurze Verzeichniß einiger Schnapphanen itziger Zeit bey den Gaßnerischen Begebenheiten zu Ellwangen. 1775. ohne Druckort.

Das elendeste Geschmiere, das man je lesen kan, in keiner andern Absicht geschrieben, als bey Gelegenheit des gaßnerischen Lärmens mit den Auctoren, Buchdruckern, Buchhändlern, Kupferstechern Agnus Deischmieden, die alle, wie der Verfasser sagt, schnappen auch etliche Kreutzer mit zu erschnappen.

9) Lebensbeschreibung des Hochwürdigen, und hochgelahrten Herrn Johann Joseph Gaßners ꝛc. nebst einem Anhang von merkwürdigen Heilungen und Factis aus dem ellwangischen Protocoll. Augsburg, 1775. bey Bullmann. 2. B. in 8.

Die Heilungen und Facta sind ein zweyter Abdruck von der erbaulichen Schrift: die aufgedeckten sterzingerischen Lügen, (Man sehe oben Num. 3) und die Lebensbeschreibung ist ein unrichtiger Auszug davon.

10) Vorschlag zur gründlichen Entscheidung der Begebenheiten zu Ellwangen. Augsburg 1775. 3 B. in 8.

Täglich sehen wir viele Wirkungen in der Natur, die ganz natürlich sind, ohne daß wir begreifen, wie sie's sind. Die außerordentlichen Wirkungen, die wir in unserm Gemüthe, in unsrer Seele fühlen, sind uns manchmal noch unbegreiflicher als die wir in körperlichen Dingen wahrnehmen. Wer einen Taschenspieler das erstemal sieht, ohne von seiner Kunst einen Begrif zu haben, der hält ihn für einen Teufelskünstler. Die Ellwanger Begebenheiten werden durch viele Umstände und verschiedene Erzählungen so verwickelt, daß auch Leute von Einsicht überrascht; oder durch vermeinte Wunderwerke gar leicht getäuscht werden können. Es ist also Behutsamkeit, und eine Untersuchung nöthig, wozu der Verfasser Vorschläge, sehr vernünftige Vorschläge giebt. Hätte man diese Behutsamkeit gebraucht, und eine Untersuchungscommißion

von

von geſchickten und redlichen Männern aufgeſtellt, ehe man Herrn Gaßner auf die Bühne treten ließ, ſo wären viele Aergerniſſe verhütet; vieler Leute Koſten erſparet, und vielen Verwirrungen vorgebeugt geweſen. Auch würden viele Schriften zurücke geblieben ſeyn, die den geſittet und aufgeklärt ſeyn ſollenden Deutſchland keine Ehre machen. Nun aber leſe man alle Protocollen, die gedruckt ſind, was wird man daraus ſchließen? Leute von verſchiedenen Ständen und Charakteren ſahen zu, und ſtaunten Herrn Gaßnern an, und gaben zum Protocolle, daß ſie geſehen und geſtaunt haben. Die oben angebrachte Gleichniß von einem Taſchenkünſtler iſt nicht unſchicklich hieher. Die Leute ſehen und bewundern ihn, und was beweiſet denn ein Protocoll, daß ihn Leute geſehen, bewundert und bekannt haben: Bey dieſer Sache wäre es nicht natürlich zugegangen? Nimmermehr! Dergleichen Leute können zwar teſtes de Facto; aber nicht teſtes de modo ſeyn, wie, und in weſſen Kraft die Sache geſchehen ſey, die ſie geſehen haben. Wenn die Unterſuchungscommiſſarien nicht Leute ſind, die auf den Grund ſehen können; die theoretiſch- und praktiſche Kenntniſſe zugleich von der Sache haben, die ſie unterſuchen; die über das ohne Vorurtheil, ohne Nebenabſicht, ohne Heucheley, ohne Rückſicht auf die Unterſtützung deſſen, der unterſucht wird, frey von der Bruſt, bloß aus Liebe zur Wahrheit, urtheilen; ſo nutzen dergleichen Unterſuchungen ſehr wenig. Kömmt die Sache zu weit (und würklich war ſie zu weit gekommen) ſo laufen dergleichen Unterſuchungscommißionen insgemein fruchtlos ab, und es iſt kaum mehr zu helfen als durch die mächtige Hand eines Großen, der dergleichen Aergerniſſe und Verwirrungen mit allem Ernſte gehoben wiſſen will.

11) Was ſoll man an den Kuren des Herrn geiſtlichen Raths Gaßner, die er bisher im Namen Jeſu gemacht hat, noch unterſuchen, ſo nicht ſchon längſt hundertmal iſt unterſucht worden? Frankf. u. Berlin, 1775.

Der Recenſent möchte den Verfaſſer dieſer Schrift gerne fragen: was iſt denn im Ernſte in der gaßneriſchen Sache unterſuchet worden, und wie iſt es unterſuchet worden? Man ſehe die gerade vorher (Num. 10.) geſagten

Erin-

nerungen. S. 28 beziehet sich der Verfasser auf das eil hochansehnlicher Glieder verschiedener Facultä- der berühmten churfürstlichen Universität zu Ingolstadt, . Professor Prügger, Leveling, Gabler und Statt- Von dem Exjesuiten, dem dermaligen Procancellar Stattler wird ein Attestat beygebracht, welches nach- r der Erlanger Zeitung für ein Urtheil von vier öf- hen Lehrern ausgegeben wurde. Nach einer hohen n München anbefohlenen Untersuchung (so sagen uns ssige Nachrichten aus Baiern) fand es sich aber, ses Urtheil oder Attestat weiter nichts, als ein Brief Stattler an den H. geheimen Rath und Protomer on Wolter war. Von dem gedruckten Werkchen, es eingerückt ward, wußten alle Professoren kein Zudem möchten wir beynahe sagen, daß Ingol- wenig wie Ellwangen der Ort wäre, woher man artheyische Untersuchung dieser Teufelsfratzen er- könne.

12) Sendschreiben des P. Don Placidus dens Theatiners in Prag an H. Gaßner. , 1775. 1 B. in 8.

13) Beurtheilung der Gaßnerischen Wun- derkuren, von einem Seelsorger und Eiferer für die katholische Religion. 1775. ohne Druckort. 5 B. in 8.

Interessant sind eben diese zwo Schriften nicht: beyde sind aber sehr vernünftig und bescheiden geschrieben. P. Suadens war ein Freund und Mitschüler des P. Gaß- ners, da er noch in Prag studierte. Schon damal beur- theilte Hr. Gaßner verschiedene Gesichtszüge von Personen, die er sonst einmal gesehen, sehr richtig, und P. Suadens fiel auf den Gedanken, Gaßner müsse ein Secretum natu- rale haben. Nun höret er ganz ausserordentliche Dinge von ihm; er ist aber nicht überzeugt, daß die Facta wirk- lich vom Teufel herkämen, oder daß sie durch die Kraft des Exorcismus gehoben wurden. Eben so denkt der Verfas- ser der Beurtheilung, der Herrn Gaßner zwar nicht für einen förmlichen und öffentlichen Betrüger, wohl aber für einen

von geſchickten und redlichen Männern aufgeſtellt, ehe man Herrn Gaßner auf die Bühne treten ließ, ſo wären viele Aergerniſſe verhütet; vieler Leute Koſten erſparet, und vielen Verwirrungen vorgebeugt geweſen. Auch würden viele Schriften zurücke geblieben ſeyn, die den geſittet und aufgeklärt ſeyn ſollenden Deutſchland keine Ehre machen. Nun aber leſe man alle Protocollen, die gedruckt ſind, was wird man daraus ſchließen? Leute von verſchiedenen Ständen und Charakteren ſahen zu, und ſtaunten Herrn Gaßnern an, und gaben zum Protocolle, daß ſie geſehen und geſtaunt haben. Die oben angebrachte Gleichniß von einem Taſchenkünſtler iſt nicht unſchicklich hieher. Die Leute ſehen und bewundern ihn, und was beweiſet denn ein Protocoll, daß ihn Leute geſehen, bewundert und bekannt haben: Bey dieſer Sache wäre es nicht natürlich zugegangen? Nimmermehr! Dergleichen Leute können zwar teſtes de Facto; aber nicht teſtes de modo ſeyn, wie, und in weſſen Kraft die Sache geſchehen ſey, die ſie geſehen haben. Wenn die Unterſuchungscommiſſarien nicht Leute ſind, die auf den Grund ſehen können; die theoretiſche und praktiſche Kenntniſſe zugleich von der Sache haben, die ſie unterſuchen; die über das ohne Vorurtheil, ohne Nebenabſicht, ohne Heucheley, ohne Rückſicht auf die Unterſtützung deſſen, der unterſucht wird, frey von der Bruſt, bloß aus Liebe zur Wahrheit, urtheilen; ſo nutzen dergleichen Unterſuchungen ſehr wenig. Kömmt die Sache zu weit (und würklich war ſie zu weit gekommen) ſo laufen dergleichen Unterſuchungscommißionen insgemein fruchtlos ab, und es iſt kaum mehr zu helfen als durch die mächtige Hand eines Großen, der dergleichen Aergerniſſe und Verwirrungen mit allem Ernſte gehoben wiſſen will.

11) Was ſoll man an den Kuren des Herrn geiſtlichen Raths Gaßner, die er bisher im Namen Jeſu gemacht hat, noch unterſuchen, ſo nicht ſchon längſt hundertmal iſt unterſucht worden? Frankf. u. Berlin, 1775.

Der Recenſent möchte den Verfaſſer dieſer Schrift gerne fragen: was iſt denn im Ernſte in der gaßneriſchen Sache unterſuchet worden, und wie iſt es unterſuchet worden? Man ſehe die gerade vorher (Num. 10.) geſagten

Erin-

Erinnerungen. S. 28 beziehet sich der Verfasser auf das Urtheil hochansehnlicher Glieder verschiedener Facultäten der berühmten churfürstlichen Universität zu Ingolstadt, des H. Professor Prügger, Leveling, Gabler und Stattler. Von dem Exjesuiten, dem dermaligen Procancellarius Stattler wird ein Attestat beygebracht, welches nachher in der Erlanger Zeitung für ein Urtheil von vier öffentlichen Lehrern ausgegeben wurde. Nach einer hohen Orts in München anbefohlenen Untersuchung (so sagen uns zuverlässige Nachrichten aus Baiern) fand es sich aber, daß dieses Urtheil oder Attestat weiter nichts, als ein Brief des H. Stattler an den H. geheimen Rath und Protomedicus von Wolter war. Von dem gedruckten Werkchen, worinn es eingerückt ward, wußten alle Professoren kein Wort. Zudem möchten wir beynahe sagen, daß Ingolstadt so wenig wie Ellwangen der Ort wäre, woher man eine unpartheyische Untersuchung dieser Teufelsfratzen erwarten könne.

12) Sendschreiben des P. Don Placidus Suadens Theatiners in Prag an H. Gaßner. Prag, 1775. 1 B. in 8.

13) Beurtheilung der Gaßnerischen Wunderkuren, von einem Seelsorger und Eiferer für die katholische Religion. 1775. ohne Druckort. 5 B. in 8.

Interessant sind eben diese zwo Schriften nicht; beyde sind aber sehr vernünftig und bescheiden geschrieben. P. Suadens war ein Freund und Mitschüler des P. Gaßners, da er noch in Prag studierte. Schon damal beurtheilte Hr. Gaßner verschiedene Gesichtszüge von Personen, die er sonst einmal gesehen, sehr richtig, und P. Suadens fiel auf den Gedanken, Gaßner müsse ein Secretum naturale haben. Nun höret er ganz ausserordentliche Dinge von ihm; er ist aber nicht überzeugt, daß die Facta wirklich vom Teufel herkämen, oder daß sie durch die Kraft des Exorcismus gehoben wurden. Eben so denkt der Verfasser der Beurtheilung, der Herrn Gaßner zwar nicht für einen förmlichen und öffentlichen Betrüger, wohl aber für

einen

einen geistlichen Arzt oder Bader ansieht, der ein Arcanum weiß, Nervenkrankheiten kommen zu lassen, und sie wiederum zu vertreiben. Einem Geistlichen stunde es nun nicht wohl an, diese Profession modo profano zu treiben; er triebe es also modo spirituali und mache einen Exorcisten; zwar wiederum nicht nach der Vorschrift der Kirche, sondern nach eigner Erfindung. Ein Enthusiast oder Phantast war er ohnehin; weil er dem Teufel so eine große Macht einräumte. Besorgt für die katholische Religion wünschet der Verfasser, daß Herrn Gaßner das Handwerk möchte niedergelegt werden.

14) Ehrenrettung des S. T. Herrn Johann Joseph Gaßners und seiner in Deutschland so viel Aufsehens machenden Teufelsbeschwörungen wider die unverschämte Lästerungen eines ehrlosen Zeitungsschreibers und seiner Helfershelfer. 1775. 3 B. in 8. Mit dem Vorspruche: Diese aber lästern alles, was sie nicht verstehen. Jud. 10.

Das Frankfurter Journal sagte den 16. Junius, St. 95. dem H. Gaßner so viele unangenehme Dinge, die er und seine Freunde nicht verdauen konnten. Zum Treffen also! Das Signal ist am Anfange und am Ende: Es lebe Jesus! Der Zeitungsschreiber ist ein Kalumniant, ein boshafter, ehrloser Mann, ein Narr, und oben drauf ein Protestant, dessen Religion die wahre nicht ist. Es lebe Jesus! Und nun — ist doch wol Herrn Gaßners Ehre gerettet!

15) Oeffentliche Anzeige und Beschwerde an das Publicum gegen den Frankfurter Journalisten, Mannheim, 1775. 1 B. in 8.

Der Frankfurter Journalist ist ein Religionsspötter, und ein frecher Beleidiger des menschlichen Geschlechtes. Das Signal: Es lebe Jesus, gehöre freylich nicht hieher; es müßten aber doch Heyden und Türken, wenn sie die Teufelsbeschwörungen des H. Gaßners sähen, den Hanauer Christen unter den Bart sagen, daß sie Lügner wären. Ein Elias soll wiederum aufstehen, der von Gott

Gott erbitten möchte, daß der Journalisten Lästerzungen so lange gelähmt, und ihre Hände, womit sie die Feder ergriffen, so lange starr würden, bis sie vom H. Gaßner im Namen Jesu wiederum curirt würden, das heißt, sie würden ewig lahm bleiben müssen. Denn Gaßner kan leicht katholischen alten Weibern und einfältigen Mädchen einbilden, sie wären curirt, aber einen protestantischen Journalisten wird er weder curiren können noch wollen. Aus Mannheim hätten wir übrigens so ein Werkchen im Jahr 1775 nicht mehr erwartet.

15) Lustiges Abentheuer eines geistlichen Don Quixotte Pater Gaßners Teufelsbeschwörers in Ellwangen nach der Wahrheit erzählet von einem pr...schen Officier an seinen Freund in Berlin. Berlin, 1775. 5 B. in 8.

Ein preußischer Officier, der eben in den Gegenden um Ellwang auf Werbung war, begab sich nach Ellwangen, und stellte sich an, als ob er an Gaßners Mirakel glaubte. Er sah die Exorcisationen mit an, bewunderte sie, und im Herzen — — lachte er darüber und hielt sie für das, was sie sind, eine Charlatanerie. Nach seiner Auskunft in Berlin saget er dieß nun ganz freymüthig, erzählt die lächerlichen Auftritte, bey denen er mit auftrat, erzählt sie mit einer offenen Miene, die Redlichkeit verräth. Wir wünschten, die Schreibart wäre besser; überhaupt aber ist sie doch besser deutsch, als es mancher katholische Theolog schreibt: S. 47 wird er ernsthaft, und geräth in einen polemischen Eifer. In dem Bopfinger Schreiben dürfte die Verstellung doch zu weit getrieben seyn. Die kleine Schrift ist merkwürdig. Man hat in Ellwangen diesen Preußischen Officier als einen Augenzeugen für die Gaßnerischen Mirackel angeführt. Hier kan man nun finden, was der Augenzeuge gesehen hat.

17) Heilsame Erinnerung an den Herrn Recensenten der Frankfurter gelehrten Anzeigen Nro. XXXIII. über die Geschichte der Gaßnerischen Schriften von dem Verfasser der unpartheyischen Gedan-

Gedanken. Gedruckt von eben demselben Verleger. 1775. in 8.

Das einfältigste Geschmiere von der Welt.

18) Eines großen Gottesgelehrten Gedanken über H. Gaßners Teufelaustreibung. 1775. 1½ B. in 8.

Eine kleine, aber sehr merkwürdige Schrift. Etwas Wirkliches und absolut Beweisendes für eine göttliche Wirksamkeit findet der große Gottesgelehrte bey den Gaßnerischen Curen nicht, und das, was Herr Gaßner ex hypothesi seiner Kirche voraussetzt, ist eine Petitio principii. Nach protestantischen Grundsätzen besteht die Kirche in der Gemeinde, in dem Volke Gottes, das aus lauter Schülern besteht. Christus ist der einzige Meister. Die Lehrer und Vorsteher der Kirche sollen nur Diener am Worte Gottes seyn; und wenn sie selbst Sacramenta oder sogenannte sacramentalische Dinge machen wollen, so wagen sie einen Eingriff in die Majestätsrechte der Gottheit, und versündigen sich. Die katholischen Theologen werden den ersten, und die protestantischen den zweyten Satz für wahr erkennen. Hr. Gaßner, heißt es gleich im Anfange, sey ein Exjesuit, eine Nachricht, die machem Leser noch neu seyn dörfte.

19) Johann Martin Maximilian Einzingers von Einzing, Kaiserl. Hof- und Pfalzgrafen ꝛc. Dämonologie oder systematische Abhandlung von der Natur und der Macht des Teufels, von den Kennzeichen, eine verstellte oder eingebildete Besitznehmung des Teufels von einer wahren am leichtesten zu unterscheiden, sammt den natürlichsten Mitteln, die meisten Gespenster am sichersten zu vertreiben, dem Gaßnerischen Teufelssystem entgegen gesetzt. 1775. 9 Bogen in 8. nebst

20) Christian Thomasii gelehrte Streitschrift von dem Verbrechen der Zauber- und Hexerey, aus dem Lateinischen übersetzt, und bey Gelegenheit der Gaßnerischen Wunderkuren zum Besten des Publikums herausgegeben. 1775. B. 6. in 8.

Einzinger lebt in Bayern, und von Bayern erhalten wir doch immer Schriften, die den Aberglauben bestreiten und Zeugnisse geben, daß aufgeklärte Köpfe da sind, die Wissenschaft und Muth genug haben, dem Bigotismus und dem verkappten falschen Religionseifer die Larve abzureissen. Einzinger sagt zwar in der Hauptsache nichts Neues; er sagt es aber gut, nach theoretischen und praktischen Grundsätzen, und was treffend ist — zu rechter Zeit. Aus diesem Grunde haben wir auch sehr gerne gesehen, daß die bekannte Schrift Thomasii übersetzt, und dadurch in dortigen Gegenden bekannter geworden ist.

21) Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen, mit eignen vielen Anmerkungen herausgegeben von Johann Salomon Semler. Halle, bey Hemmerde. 1775. 20 B. in 8.

22) Auszug aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen No. 38. 39. den 12 May 1775. Ein Beytrag zur gelehrten Geschichte unserer Zeit. ½ B. 8.

23) Des unpartheyischen Arztes Betrachtungen über Herrn Lavaters Gründe zur Untersuchung der Gaßnerischen Curen, nebst einem Anhange von Convulsionen. Sulzbach. 1775. 5 B. 8.

Bisher hatte man in der protestantischen Kirche dem Gaßnerischen abergläubischen Gaukelspiele, ohne sonderlich daran Theil zu nehmen, zugesehen. Wie hätte man auch darin um dieses läppische Blendwerk aus einem andern Interesse, als aus Neubegierde, sich bekümmern können? H. Lavater hat es zuerst ausser der kathol. Kirche wichtig zu machen gesucht; indem er es gern mit solchen Lehren

des Christenthums in Verbindung setzen möchte, die ohne diese mißliche Hülfe jedem Wohldenkenden schon sonst ehrwürdig genug sind. Wir hoffen, daß wir den Zusammenhang seiner Gedanken recht gefaßt haben; wenigstens verstellen wir ihn nicht wissentlich.

Sein erster Brief an den D. Semler fodert diesen freymüthigen und scharfsinnigen Gelehrten auf: „die Wahrheit der Gaßnerischen Wunder, so fern sie Thatsachen sind, entweder selbst zu untersuchen, oder durch einen andern zuverläßigen Mann, dem Hr. L. sechs Louisd'or *) zur Reise anbietet, untersuchen zu lassen. Herr Lavater selbst ist von der Aufrichtigkeit Gaßners und der Aechtheit seiner Wunderkraft überzeugt. „Ich gestehe aufrichtig, daß ich für meine Person Gründe genug zu haben glaube, Gaßnern für aufrichtig, und seine Wunderkraft für ächt zu halten.„ Wir wollen hier noch nicht die Absicht des H. L. in Erwägung ziehen; wir wollen noch bey seiner Aufforderung selbst stehen bleiben. Sie lautet so: „(S. 5.) „Noch mehr: Ich anerbiete dem, der hingeht, in ihrem Namen „zu untersuchen, wofern Sie selbst hinzugehen nicht im Stande „seyn sollten, wenn er die Facta unrichtig oder betrüglich findet, „an seinen Reisekosten 6 neue Louisd'or zu geben. Ich sage Facta; „(denn hier ist nicht von dogmatischen Irrthümern und Meynungen die Rede, welcher unserer wohlherrlichen Philosophen so viele „so gern verwechseln werden, um dadurch Halbdenkern Staub in „die Augen zu werfen: sondern die Frage ist von Thatsachen,) „— Nicht ob dieser Gaßner ein Katholik sey, und als Katholik „Vorurtheile habe, die uns lächerlich und abgeschmackt vorkommen. — Nicht ob seine Schriften Dinge enthalten, die uns „unevangelisch, unphilosophisch, unvernünftig scheinen müssen; „nicht das möchte ich von Ihnen oder durch Sie untersucht wissen; — Sondern

Ob Johann Joseph Gaßner in dem Namen Jesu Christi unheilbare Krankheiten vollkommen heile?

So wie hier die Frage von H. L. gestellt ist: so dünkt uns, sie könne zwar mit Gewißheit eine verneinende, aber nie eine bejahende Beantwortung erhalten. Unsere Gründe sind diese. Hr. L. meynt, um die Frage mit Gewißheit bejahen zu dürfen, brauche man nur zu beweisen:

„daß die Krankheit notorisch unheilbar gewesen,

„daß die notorisch unheilbare Krankheit notorisch gehoben.

Hier möchten ihm nun wohl die wohlherrlichen Philosophen das Spiel verderben und es mit Achselzucken ansehen, daß er gar nicht

*) Ich dächte, es wäre natürlicher gewesen, Hr. Lavater hätte selbst einen solchen Mann ausgesucht. Der Weg von Zürich nach Ellwangen ist doch viel näher, als von Halle dahin.

nicht weiß oder nicht wissen will, wis zur Erfahrungsgewißheit gehört; — daß er nicht weiß, was man erfahren und was man nicht erfahren kann. Wenn sich der Untersucher auf das einschränkt, was eigentlich an dieser ganzen Begebenheit empfindbare Thatsache ist: so läuft es auf nichts mehr, als auf das bloße Materielle hinaus. Ein Mensch mit solchen Bewegungen oder ohne sie, Gaßner mit solchen Formeln und Betasten, und diesen Formeln und diesem Betasten Aufhören oder Hervorbringen besagter Bewegungen. Das ist alles, was sich hier ehrlich erfahren läßt. Was sich aber nicht erfahren läßt, ist: 1) ob die Gaßnerischen Worte die wirkende Ursach der erfahrenen äussern Erscheinungen sind. 2) Wenn sie es sind, ob sie es unmittelbar oder mittelbar sind. Was den ersten Punkt betrift: so ist es bewiesen, daß er mit Gewißheit nicht kann ausgemacht werden. Denn es würden entweder Obersätze dazu gehören, die eine Vernunfterkenntniß enthalten müßten, welche ausser der Sphäre des menschlichen Verstandes liegt, oder eine Induction, die nicht vollständig gemacht werden kann. Die Glieder würden nemlich seyn mechanische oder physische Mittel der Körperwelt, natürliches Einwirken der Geisterwelt, und übernatürliches Einwirken der Geisterwelt. Ehe man, nach H. L. Wuns, das Letztere annehmen dürfte, müßte man die Unmöglichkeit dargethan haben, daß die Wirkung nicht durch die beyden ersteren Wege habe erfolgen können. Wer diesen Beweis übernehmen zu dürfen glaubt, der weiß schwerlich, was er übernimmt. Eine Krankheit, die durch bekannte Kräfte des menschlichen Körpers, oder anderer Theile der Körperwelt, kan gehoben werden, wird von den Aerzten heilbar genannt. Daraus ist augenscheinlich, daß man nur über die Heilbarkeit einer Krankheit in abstracto einen unbedingten bejahenden nicht aber verneinenden Ausspruch thun kann. Die Unheilbarkeit einer Krankheit kann daher wohl notorisch, das ist, von einem grossen Theil Menschen angenommen seyn, ohne daß sie darum streng erwiesen wäre. Alle diese strengen Beweise liegen also dem Herr Lavater ob: wenn er mit Gewißheit will sagen können: Gaßner thut Wunder.

Umgekehrt aber kan die Frage verneinend mit Gewißheit beantwortet werden. Denn 1. man kan, wie schon erinnert, wissen, welche Krankheit in abstracto unbedingt könne heilbar genennt werden. 2. Man kan erfahren, ob wirklich eine Krankheit da sey. 3. Ob Mittel aus der Körperwelt gebraucht worden, die sie zu heilen pflegen. 4. Ob natürliche Mittel aus der Geisterwelt dazugezogen, (nemlich durch die Einbildungskraft, Gemüthsbewegungen, Furcht,

Schrecken ꝛc.) 5. Ob die Heilung nicht erfolgt. Von allen fünf Punkten, die eigentliche empfindbare Thatsachen sind, hat man ungezweifelte Erfahrungen, daß sich aus einem oder dem andern die Gaßnerischen Wunder erklären lassen. Hr. D. S. hat also ganz recht, wenn er sagt, ich kan die Falschheit der Gaßnerischen Wunder beweisen, ungeachtet ich sie nicht gesehen habe; und er hätte nach dem, was wir angeführt haben, noch hinzusetzen können, und ich würde ihre Aechtheit nicht beweisen können, wenn ich sie auch gesehen hätte. Wir setzen hier den Gaßnerischen Fall noch immer auf das Vortheilhafteste für ihn; wir lassen seine abgeschmackte, alberne Handlungsart bey Seite; wir sehen die Sache als eine Frage an, und untersuchen, ob durch die Erfahrung Data genug da seyn können, diese Frage bejahend zu beantworten. Wir denken also, daß uns von Hrn. L. der Vorwurf nicht werde können gemacht werden, daß wir „die Thatsachen überhüpfen;„ denn wir halten uns gerade allein an diese Thatsachen. Es erfolgte ein zweyter Brief des Hrn. Lavaters an Hrn. Semler. Diesen zweyten Brief hebt Hr. L. damit an: daß er sich darüber beklagt, daß D. Semler seines Briefes in einer Anzeige, die er in die hallische gelehrte Zeitung einrücken lassen, gedenke, und daß er seinen Sinn nicht recht ausgedruckt. Sein Sinn, wie unsere Leser gesehen haben, ist: daß Gaßner Wunder thue durch Aussprechung des Namens Jesu. Hr. S. druckt diesen Sinn so aus: (S. 120.) „Er (Hr. „Lavater) fände sich gedrungen, diese ganz notorischen Thaten und Wunder, welche Herr Gaßner im Namen Jesu „verrichte, mir vorzuhalten: weil es ausgemachte Thatsachen seyn, woran er, nach langer Sammlung aller Zeugnisse ꝛc. und genauer Prüfung gar nicht zweifeln könne.„ Wir fragen einen jeden, der zwey Augen hat, ob er hier einen Unterschied finden könne? auch zeigt ihn Hr. L. nicht an, sondern behilft sich mit der allgemeinen, nun an ihm fast zum Eckel gewordenen Ausflucht, die er gegen alle seine Gegner braucht, man verstehe ihn nicht, ohne doch recht zu sagen, wie er wolle verstanden seyn. — Oder schämt etwan Hr. L. seiner eignen Gedanken sich, wenn sie in D. Semlers Aufsatze stehen? — Hr. L. bricht in die bittere Klage aus: (S. 129.) „Ich werde selten recht re„censiret, und in der That ist nichts schwerer in Concreto, „so leicht es in abstracto scheint.„ Um nicht solche Klagen mit zu veranlassen, habe ich, der Recensent dieser Samm-

lung,

lung, in Hr. L. Briefen nichts als den wesentlichen Inhalt derselben abgeschrieben, und ihn beurtheilt, wie man einen Satz im Euklides beurtheilen würde, bey dem man kein Interesse hat, sey er falsch oder wahr, und zu dessen Beurtheilung weiter nichts als Kenntniß der Sache gehört. Ich enthalte mich auch, dergleichen Klagen mit ihrem wahren Namen zu benennen, obgleich einem ehrlichen Leser die Geduld reissen möchte, wenn er siehet, daß Hr. L. sich beständig unbedachtsam, unvollständig, unrichtig ausdrückt; als ob er recht geflissentlich unentschieden lassen wollte, was seine eigentliche Meinung sey, und denn doch beständig klagt, daß man ihn nicht verstehe.

Also weiter. Hr. L. besteht noch auf der Wahrheit der Gaßnerischen Thaten. Nur so weit stimmt er nun seine Meinung herab; es sind nicht mehr Wunder. „Zwar," heißt es (S. 135.) „geb' ich nun den Begrif von Wunder" (nach Gaßners eigener Idee von Wunder) „auf. Es ist „keine apostolische Wunderkraft da. Aber es ist Glaubenskraft da, evangelische. Seine Beschwörungen geschehen nicht mit ernstem Anstand, Würde und Simplicität," (S. 134.) „Er muß," (S. 131.) „den Kreis „der teufelischen Wirksamkeit ungemein erweitern, sein „Glaube, um Glaube zu bleiben, muß alles in Besitzungen und teufelische Einwirkungen umformen. Seine Theorie muß uns abgeschmackt vorkommen." (S. 130.) Nun was ist also Gaßner? „Ein Priester, der einfältig glaubt! „Sein Glaube wirkt, so weit er reicht." (ebend.) „Er „ist bey ihm Kraft in irrdenem Gefässe." (S. 135.)

Wir gestehen, daß wir diesen Unterschied zwischen Wunderkraft und Glaubenskraft nicht verstehen; zwischen apostolischer Wunderkraft und evangelischer Glaubenskraft; — nicht verstehen, wie und warum die evangelische Glaubenskraft zwar mit dem Teufel fertig werden könne, weiter aber nicht reiche, und das Schwerere der apostolischen Wunderkraft überlassen müsse. Uns ist der Unterschied zwischen dem Glauben und der Heiligkeit, den Hr. L. dem Gaßner in den Mund legt, (S. 131.) nicht begreiflich; nach welcher Gott „nur dem Heiligen gehorcht," und Gaßner sich also, „aus einer Art von Bescheidenheit, mit Teufels„beschwörungen begnügen muß." (S. 142.) Sollen etwan die Grundsätze zu dieser hohen Theorie in folgenden Worten liegen: (S. 137.) „Wer weis, was Gaßners Kraft ist; wer weiß, „was im Menschen ist, als nur der Geist des Menschen, der in

„ihm ist? der Gottkennende redliche Menschenfreund soll „aufstehen und zeugen, ob eine solche belebende Kraft von „ihm ausgehe? —, wie nun immer diese Kraft sich formen „mag, in welche Gestalten und Ausdrücke sie sich kleiden „mag — in Gebeter, Seufzer, Berührung, Exorcism „mus — — Kreutzmachen ꝛc. Die Kraft kan ebendieselbe einfache Gottteskraft im Menschen seyn — wer diese „nie gefühlt, sie nie regend in sich gefühlt hat, — der ist „gewiß noch ψυχικος — wer sie aber gefühlt hat, sollte der „nicht trachten, die Gabe zu erwecken, die in ihm ist? und „die bald so, bald so sich regt.„ Wer mit solchen Gedanken, und darf ichs sagen, mit unverdauten halb verstandenen Grillen, den Gaßner und seine Possen ansieht: der wird sie bald für Wunder, oder was man will, halten. Es drängen sich hier dem Recensenten so viel niederschlagende Betrachtungen auf, daß er nicht weis, welche er zuerst hinschreiben soll. Der Glaube etwas physisches! Seine Kraft Bewegungskraft in der Körperwelt! Wer ihn so nicht fühlt, ist ein ψυχικος! Welcher Unsinn, und welcher Eigendünkel! Wenn es wahr ist, was Hr. L. sagt, wie wir nicht daran zweifeln: „Mir ists um Hülfe für „Hülfsbedürftige zu thun:„ so dünkt uns, diese Hülfe sey auf dem gewöhnlichen, ordentlichen Wege am besten zu finden, und die Wissenschaft des Arztes sey eine zuverläßigere Hülfe, als die Gauckeleyen des Charlatans Gaßner. „Mir ists um Kraft zur Liebe, zum Gutesthun., Auch zu diesem Gutesthun ist die Sphäre in den Bedürfnissen, denen durch natürliche Mittel abgeholfen werden kan, weit genug. Kraft zur Liebe giebt aber wol am besten der vernunftmäßige, erleuchtete Glaube an Gott, durch Bewegungsgründe und Antriebe zum Guten, nicht ein unerklärliches Ding vom Glauben, das nach mechanischen oder physischen Gesetzen wirkt.

Wenn wir nun zurücksehen auf die ganze Veranlassung und Bestimmung dieses Briefwechsels! Ein solches Gewebe von abergläubischen, phantastischen, einfältigen Blendwerken als ein Problem legt Lavater einem Manne wie Semler, einem Manne von erkanntem Scharfsinne, vor, um dessen Bemerkungen über die Thorheiten und Betrügereyen der Zeiten der Unwissenheit, die er in den historischen Denkmalen entdeckt, mit einem Schlage nieder zu werfen, und die Gesinnungen der Liebe, als das Wesentliche des Evangeliums, dem kein gutdenkender Mensch

seine

seine Ehrfurcht versagt, auf solche Stützen, deren sich ein denkender Mensch schämt, zu bauen?

H. Lavater solte sich wahrhaftig seiner Uebereilung schämen. Man kennt freylich wohl seine seltsame Meinung, von der Wunderkraft des Gebets und des Glaubens, über die er sich bald so, bald so, bald so, erklärt, und immer geklagt hat: man verstehe ihn nicht, so daß man fast glauben möchte, er verstehe sich selbst nicht. Diese seine Lieblingshypothese zu bestätigen, würde nun ein Wunderthäter, wie Gaßner, der im Namen Jesu Kranke heilt, gar sehr nützlich gewesen seyn. Daher wünschte wohl Hr. Lavater, daß Gaßners Curen wahr seyn möchten. Aus dieser oder einer ähnlichen Lieblingshypothese waren auch wohl die Gründe gezogen, nach welchen Hr. Lavater schon im voraus Gaßners Wunderkraft für ächt hielt, ehe er Hrn. Semler fragte, ob er sie gleich, nachdem er Hrn. Semler wieder schrieb, für keine Wunderkraft, sondern für eine Glaubenskraft (vielleicht wieder in Rücksicht auf diese Hypothese) erklären will. Was sind das für seltsame Winkelzüge, die ein andächtiger und verständiger Mann nicht erlauben sollte.

Das No. 22. besonders abgedruckte vorher in die Frankfurtischen gelehrten Anzeigen eingerückte Schreiben macht bey einem unbefangenen Leser Hrn. Lavater noch weniger Ehre. Welchen Eigendünkel! Welche Selbstgefälligkeit! Welches unbestimmte Geschwätz, unter dem man doch die heimliche Freude über den Triumph, dessen er schon gewiß zu seyn glaubte, durchschimmern siehet! Und wo ist er nun jetzt geblieben, dieser Triumph, da die Gaßnerischen Betrügereyen und Gaukeleyen täglich mehr an den Tag kommen.

Der unpartheyische Arzt No. 23. springt hin und wieder und sagt in der Hauptsache so viel als nichts. Die Sache soll untersucht werden. Ja freylich! Wenn nur bey den in den katholischen Ländern herrschenden Vorurtheilen die Untersuchung nicht so schwer würde. Wenn eine solche Untersuchung nicht ganz frey seyn kann, so möchte es gehen, wie bey den Untersuchungen auf Concilien. Es möchte entweder nichts, oder nur das festgesetzt werden, was die meisten schon dachten und festgesetzt hatten, ehe sie zusammenkamen.

Wir ersuchen unsere Leser D. Semlers Sammlung (No. 21) sorgfältig durchzulesen. Seine Anmerkungen sind sehr lehrreich, auch was er über die Schröpferischen Alfanereyen sagt.

24) Briefe eines Frauenzimmers an einen ihrer Freunde die Gaßnerischen Wunderkuren betreffend.

send. 1776. Cölln, bey Marteau. 4 Bogen, in 8.

Es mag nun ein wirkliches Frauenzimmer seyn, das schreibt, oder ein anderer unter dem Namen eines Frauenzimmers schreiben, so zeigen doch diese drey Briefe viel Rechtschaffenheit, und eine gute Denkungsart an. Den Streitschriften überhaupt ist dieses Frauenzimmer eben so wenig gut, als den Controverspredigten, wobey S. 5. der Domprediger Merz in Augsburg, der etliche mal für Gaßnern (man weis, warum?—) declamirt hat, nicht am besten fährt. S. 8. wird Lavater für einen wirklichen Apologisten des Hrn. Gaßners angesehen, und freylich weis man nicht, was man von Hrn. Lavaters unüberlegtem Eifer denken soll. Folgende Anekdote ist seltsam genug: „Ein lutherischer Geistlicher „in der Nachbarschaft der Verfasserin, der ehedessen in Harnisch „gerieth, wenn man Lavatern einen Enthusiasten nannte, heißt ihn „itzt freywillig einen Schwärmer, und ein reformirter Amtschrei„ber, der ehedessen seiner Aussichten in die Ewigkeit spottete, wür„de sich itzt für ihn todt schlagen lassen. — Andern, denen Lavater „durch seinen warmen Eifer für die Ehre der geoffenbarten Wahr„heit der Lieblingsapostel seiner Glaubensgenossen war, wird er „durch diesen Schritt ein Aergerniß, eine Thorheit.„ Der zweyte Brief ist ziemlich unterhaltend; der dritte unwichtig; denn er enthält ein bloßes Verzeichniß der Hexenschriften, das vermuthlich aus dem ersten Theile unsrer Zauberbibliothek entlehnt ist.

25) Das Vorurtheil, Glaub und Unglaub bey den Gaßnerischen Kuren, oder etwas für diejenigen, die keinen Teufel glauben, nebst einem Verzeichniß von den pro und contra herausgekommenen Schriften. 1776. 5 B. in 8.

Nach einer Menge Fragen und Gegenfragen, Zweifeln und Gegenzweifeln; nach einer allenthalben angebrachten Belesenheit und Kenntniß von Namen großer Männer, vom Plato biß Leibnitz, vom Bayle bis zum Weisen zu Sanssoucy, von Zeno bis auf Rousseau und Voltaire, Bacon und Locke; Malebranche und Neuton, Büffon und Montesquieu; Racine, Pluche, und Blakmor; Machomet und Bolingbrok; Petrus und Paulus; Gaßner, Mesmer und Lavater u. s. f. Nach einer Menge gelehrter Stychelchen, die den Leser auf jeder Seite zum Denken auffodern; hoffet endlich der Verfasser dieser Schrift erwiesen

zu haben, daß nach der Vernunft — und Naturlehre (ohne Strichelchen konnte er davon nicht reden) nur Eine wahre Religion, und diese die christliche sey; — daß es Teufel gebe, — daß die Teufel in unsere körperlichen Seelenkräfte — wirken können; — daß eben diese Religion auch die Waffen an die Hand gebe, den Teufel mit leichter Mühe schnell, und allezeit zu überwinden, und endlich — daß Hrn. Gaßners einziges Ziel sey, alle Christen nach der Vorschrift des Evangeliums in diesen Waffen zu üben, und uns geschickt zu machen, daß wir am Rande der Ewigkeit mit dem Weltapostel im heroischen Tone hellfauchzend ausrufen können: Ich lebe, itzt nicht ich, sondern in mir lebt Christus, der da heißt Jesus. So verwirrt sieht es in dem Kopfe dieses Schriftstellers aus.

26) Ueber Gaßners Aufenthalt und Wesen in Sulzbach. Frankfurt und Leipzig. 1776. 5 B. in 8.

Hier sind Thatsachen über Gaßners Aufenthalt in Sulzbach, in einer sehr guten Schreibart, deutlich und bestimmt erzählt. Sie sind denen von Ellwangen und Regensburg so ähnlich, wie ein Ey dem andern. Man siehet eben die einfältigen und zum Theil ärgerlichen und abgeschmackten Gauckeleyen, die zuletzt nicht die geringste daurende Wirkung gehabt haben. Ohngeachtet des prahlenden Lärmens, den das sulzbachische Intelligenzblatt Num. IX. den 5. Oct. machte, heißts S. 26. „Es trete in Sulzbach und dessen Gegend ein einziger krank oder gebrechlich gewesener Mensch, der uns dafür bekannt war, auf, und zeige mir ist geholfen! — da ist keiner.„ Ein von Gebrt aus stummes sechsjähriges Bürgerskind von Sulzbach erhielt die Sprache, hieß es in der gedruckten Nachricht; allein der Verfasser dieser Schrift saget: das Mägdchen, das die Sprache erhalten haben soll, redet nicht besser als vor der Operation, d. i. gar nichts. Es konnte vorher nichts als mit Mühe einige unarticulirte Töne hervorbringen, und mehr kan es jetzt auch nicht. „Ist es aber nicht „erstaunlich, fährt der Verfasser fort, ist es nicht die gröste „Unverschämtheit vor den Augen einer ganzen Stadt, wo „ein jeder sich so leicht von der wahren Beschaffenheit der „Sache überzeugen kan, eine solche Nachricht nieder zu „schreiben, drucken zu lassen, der Welt als eine Wahrheit

„zu verkaufen, und dabey sich gleichsam auf das Zeugniß „eines hohen Regierungsdicasteriums zu berufen.„ Bey manchen Leuten wurde das Uebel weit ärger nach der Cur, als es vor der Cur war. S. 35. So gar wurden etliche nach der Cur mit neuen Krankheiten und Uebeln überfallen, mit welchen sie die Tage ihres Lebens niemal behaftet waren. So wird S. 37 ein Beyspiel von einem Handwerksgesellen beygebracht, der vor der Cur nur an Kopfschmerzen litt; kaum applicirte Herr Gaßner seine Hand und seine Beschwörung an ihm an, so bekam der arme Mensch die fallende Sucht. Ein Vorfall, der bloß aus der Wirkung der Einbildungskraft auf die Nerven sehr leicht zu erklären ist. Selbst Leute, die gesund waren, und nur aus Neugierde die Curen mit ansahen, fuhr Herr Gaßner an, schüttelte sie, und auf der Stelle wurden sie mit der fallenden Sucht überfallen. So ein Beyspiel wird S. 39 von einer schwangern Frau angebracht. S. 40 kam eine wohlgekleidete Weibsperson, und sagte selbst, sie wäre gesund, bäte aber nur um die heil. Benediction. Hr. Gaßner legte ihr die Hände im Namen Jesu auf, und sie bekam die Mutterfrais. Manchmal plagte und marterte Herr Gaßner die Leute so sehr, daß sie gar gern sagten, es wäre ihnen geholfen, und diese nur, um der Plage los zu werden. S. 41 starb ein Mann und ein Kind ein paar Tage nach der Operation.

S. 50 kömmt ein merkwürdiger Auftritt vor. Eine Bürgerstochter aus W** versicherte H. Gaßnern, sie habe den Teufel in den Brüsten. Sie muste die Brüste entblössen, damit er die Hand darauf legen, und den Teufel austreiben könnte. Die Brüste wurden unter seiner Hand aufgetrieben. Endlich mit vielfältigen Beraßen brachte er sie wieder in ihre gewöhnliche Form. S. 52. wird eine Begebenheit erzählt, die aller Aufmerksamkeit würdig ist. Ein Mägdchen von 9 oder 10 Jahren, eine Tochter von ansehnlichen Aeltern, überhaupt ein munters Mägdchen, an der man die Tage ihres Lebens nichts wahrnahm, lief aus Neugierde in die Kapelle, in der H. Gaßner seine Operationen vornahm. Hr. Gaßner erblickte und fragte sie, ob sie vielleicht auch eine Operation mit sich vornehmen lassen wollte. Ja, sagte das lustige Mägdchen, warum nicht? Nach einer Reihe von Manövern, die andern erzählten ähnlich sind, muste sie singen; freundlich, oder mürrisch seyn; bekam Zuckungen und Convulsionen

und

und endlich wurde der Teufel mit aller seiner Gewalt, die er in dem Mägdchen ausübte, vertrieben. Noch eben denselbigen Tag wurde in einer Gesellschaft, da Gaßner gegenwärtig war, von dieser seltenen Begebenheit gesprochen, und etliche Personen von der Gesellschaft äußerten den Wunsch, daß sie's doch selbst möchten mit angesehen haben. Das kan noch seyn, sagte Gaßner. Kurz, das Mägdchen wurde nochmal vorgenommen, und mußte nochmal das ganze Exercitium spielen. Unter andern mußte sie auch verliebt werden, und dies zwar so, und mit solchen ihr Alter und wahrscheinliche Erfahrung übersteigenden Aeußerungen, Blicken, wollüstigen Stellungen, und Gebährden, daß sich selbst ein Gaßnerianer darüber aufhielt. Aehnliche Begebenheiten sind uns aus Regensburg und München bekannt. Wenn das den Namen Jesu nicht auf die unverantwortlichste und abscheulichste Art mißbrauchen heißt, so ist gar kein Mißbrauch möglich. Gaßner muß ein nichtswürdiger Mensch seyn, wenn er solche schändliche Gauckeleyen vornehmen kan. Der Verfasser, der allenthalben einen reinen Eifer für die gute Sache, und eine unverdächtige Wahrheitsliebe verräth, wendet sich am Ende seines Werkchens an Herrn Lavater. „Lavater, sagt er, „dich verehre ich; denn ich kenne dein rechtschaffenes redliches Herz, und deine Wärme, womit du alle Menschen „gern mit Liebe und Vertrauen umfassen möchtest! Du „wurdest hintergangen von Leuten, die vielleicht auch hintergangen waren. Oder es war Gaßners Betragen damals noch behutsamer, noch vorsichtiger.„

Wir wollen auch hoffen, Hr. Lavater sey auch bloß hintergangen worden. Aber wäre es nicht seine Pflicht, nachdem er die in dieser und andern Schriften enthaltene Thatsachen gelesen hat, den Schaden, den er durch seinen öffentlichen unüberlegten Schritt gethan hat, wieder öffentlich gut zu machen.

Wir hören übrigens, daß der Verfasser dieser Schrift wegen derselben viele Verfolgungen hat ausstehen müssen. Wir bedauern ihn. Aber jeder Vernünftiger wird leicht einsehen, wie schwer die Untersuchung abergläubischer Gauckeleyen in solchen Ländern werden müsse, wo man dem, der die Wahrheit freymüthig sagt, verfolgt und verketzert.

27) Gespräche im Reiche der Lebendigen, zwischen Lucius Sylvander, einem katholischen Pfarrer, und dem Herrn von Redlich, einem Niedersächsischen Cavalier, über die heilsamen Beschwörungen und Wundercuren des höchwürdigen Herrn Gaßners, worinn zugleich die deswegen herausgekommenen Schriften beleuchtet, und viele merkwürdige Umstände und Anekdoten erzählet werden. Erstes Stück 1775. 8½ Bogen in 4. — Zweytes Stück. 23 Bogen in 4. Drittes Stück.

Gespräche über Sachen gesprochen, die schon vierzigmal gesagt sind; — Sätze und Gegensätze, Beweise und Gegenbeweise aus den bisherigen Gaßnerisch- und anti-gaßnerischen Schriften gezogen, in einen Dialog eingekleidet, unpartheyisch dargelegt, erträglich geschrieben. Neues findet man schlechterdings nicht. Am Ende des dritten Stücks wird die Fortsetzung versprochen.

28) Unpartheyische Gedanken oder etwas vor (für) die Aerzte von der Curart des tit. Herrn Gaßners, herausgegeben von Schiselt, 1775.

Herr Schiselt kennt von Magnet keine andere Würkung als das Anziehen, und Zurückstoßen. Er vergleicht sie also mit der Schwere, und berechnet sie sogar nach Maas und Distanz; um über die Anziehung so ziemlich spaßen zu können. Von der Hypothese des thierischen Magnetismus, von der Heilung der Zahnschmerzen bloß durch Berührung mit Fingern, (Man sehe das Berlinische Magazin, 3 Band. S. 485.) von der Aehnlichkeit des magnetischen, elektrischen fluidi mit den thierischen Lebensgeistern weis er kein Wort. Zum Beweise seiner Unpartheylichkeit redet er uns gleich auf der ersten Seite seiner Schrift von der Uebermannung (d. i. von der überwiegenden Kraft) durch die Stärke des Glaubens, und S. 18 fordert er von Aerzten einen Anhang zur Semiotik wegen der Unterscheidungszeichen der natürlich- und übernatürlichen Krankheiten. Daß es aber übernatürliche Krankheiten gebe, beweiset er S. 13. und 14 gründlich dadurch — weil es Herr Gaßner saget. Genug.

So

So beweisen und schleßen Bettelmönche, wenn sie bey Gelegenheit ihrer Sammlungen in Dörfern den Arzt machen, und die Leute mit Exorcismen curiren.

29) Frage: ob und wie die natürliche wechselweise Würkungen unter den Engeln und Menschen zugelassen seyn? wider die Feinde des hochwürdigen Herrn Johann Joseph Gaßners als eines berühmten Exoreisten, beantwortet von Sebastian Hagemayer, der Medicin Doctor, und Physiker der Churfürstl. Stadt Scherbenhausen in Bayern. Mit Erlaubniß der Obern. Gedruckt zu Neuburg an der Donau, bey Grießmayer. 1775. 2 B. in 8.

Wie kan doch Herrn Hagemayer so dreiste seyn, und seine unverdauten Gedanken, die er der Welt über die Gaßnerischen Curen mittheilt, ein System nennen? Zuerst führt er zweyerley Meynungen an. Einige, sagt er, sprechen den Engeln alle Kraft in materialische Dinge zu würken kurzum ab; andere lassen die unmittelbare Würkung der Geister in die Materie zu. Die Gründe davon führt er sehr seicht, verworren, ohne Zusammenhang und in der elendesten Schreibart an. Nun aber kömmt sein entscheidendes Urtheil. Beyde Meynungen haben unrecht; ich wähle die Mittelstraße und mein System ist: Ein Engel (es mag ein guter oder böser Engel seyn) kan unmittelbar in den Körper wirken. Er wirkt in die Seele unmittelbar, und durch die Seele mittelbar ohne unser Bewußtseyn in den Körper. Der menschlichen Seele, die von ihren eigenen Kräften selbst nur eine dunkle Kenntniß hat, macht er bisweilen Bilder erscheinen, die nur in der Einbildungskraft der Seele wahr sind. S. 25 wird der Engel Raphael ein Betrüger; denn er rieth dem frommen Tobias eine Fischgalle nur auf den Schein, da er indessen in die Seele wirkte, und die Empfindungskraft wiederum herstellte, gerade, als wenn Tobias oder seine Seele die Empfindungskraft verlohren gehabt hätte. Auf diese Art erklärt er auch die Verletzung der Hüfte bey Jacob, und erzählt uns eine Geschichte von einer Mutter, die sich an einer Engelsstatue ersehen, und ein Mägdchen ohne Arm

gebo-

gebohren hatte, vermuthlich zum Beweise, daß auch die hölzernen Engel in die Seele wirken können. Nun glaubt er die Sache entschieden, und den Gegnern Gaßners einen empfindlichen Streich beygebracht zu haben; denn sagen, daß alles, was Gaßner machet, auf eine natürliche Weise möglich sey, dieß findet er kalt, und in einer gesunden Logik ungegründet. Wie denkt, raisonnirt und schließt aber Herr Hagmeyer? — eben so, als wenn er gerade warm von einer Bettelmönchlogik herkäme.

30) Zauberbibliothek. 1776. B. 6½ in 8.

Der Titel sowohl, als die Recensionen von den ersten 27 Heren- und Zauberschriften sind (etliche Anmerkungen und Zusätze ausgenommen) von Wort zu Wort aus dem 2ten Stücke des 24ten Bandes unsrer Bibliothek ausgeschrieben. Der Herausgeber kannte doch die guten und schlechten Schriften, und setzte die Recensionen fort — zuweilen matt und langweilig genug.

31) Die Ehre des Hrn. P. Don Ferdinand Sterzingers, wider die Angriffe eines ellwangischen Pasquillanten gerettet. 1776.

Der Verfasser der aufgedeckten Sterzingerischen Lügen (Man sehe oben Num. 3.) hatte den H. P. Sterzinger mit sehr beleidigenden Ausdrücken angegriffen. P. Sterzinger wird nun durch eine fremde Hand vertheidigt: weil er selbst schwieg; der Hr. Regierungsrath von Sartory in Ellwangen wird hier für den Verfasser der aufgedeckten Lügen angegeben und für einen Pasquillanten erklärt. Wahr ist es, der P. Sterzinger hat wirkliche Verdienste um die gute Sache, besonders in dortigen Gegenden, wo er seines Eifers und seiner Verdienste wegen vielleicht viel zu leiden hat. Seine Ehre verdiente gerettet zu werden. Hätte aber dieß nicht auf eine würdigere Art geschehen können? — Mußte der Ton wieder in den Wald zurücke gehen, wie er herausgesetzt hat? — Persönliche Angriffe in öffentlichen Schriften sind allemal abscheulich, allemal verwerflich: und was gewinnt die gute Sache dadurch? —

32) Hirtenbrief des Hochwürdigsten und Hochgebohrnen Fürsten und Herrn, Herrn Anton Peters, von Gottes Gnaden Erzbischofs zu Prag ꝛc. an die sämmtliche Geistlichkeit der Prager Erzdiöces; abge-

abgelassen den 6ten December 1775. B. 3. in Fol. Der Nachdruck B. 2. in 8. mit Beysatze: Gaßnern und alle neue Exorcisten betreffend. Prag. 1776.

Immer versicherten uns zuverläßige Nachrichten aus Oberdeutschlande, daß nicht alle Bischöfe und Erzbischöfe so dächten, wie der Fürst Bischof von Regensburg, der H. Gaßnern unterstützte, an seinen Hof zog und zum geistlichen Rathe wählte. Ueberzeugt durch Erfahrungen weissagten wir, und stellten uns die angenehme Aussicht vor Augen: Die Wahrheit wird und muß doch einmal siegen. Da wir uns eben mit diesem befriedigenden Gedanken unterhielten, vernahmen wir mit Vergnügen aus dem Wiener Diarium und der Münchner Zeitung, daß der Kayser sich in das Mittel gelegt, und den Gaukeleyen ein Ende gemacht habe. Nun haben wir auch einen Hirtenbrief eines der ansehnlichsten und würdigsten Erzbischöffe vor uns liegen, der die falschen Grundsätze und die beleidigenden Erfindungen, womit die Exorcisten so wohl Gott als dem Ansehen der Kirche zu nahe treten, und von aller gesunden Philosophie und Gottesgelahrtheit weit entfernt sind, in seinem Kirchensprengel getilget wissen will. Heil dir, würdiges Oberhaupt! Heil deinen würdigen Räthen! Heil deinen löblichsten Absichten, die von den erwünschtesten Folgen seyn werden. Wenn wir auch mit den Grundsätzen in Absicht auf die Exorcisten nicht durchgehends verstanden sind, die in diesem Hirtenbriefe nach den Grundlehren der römischen Kirche abgefaßt sind, so verehrten wir doch den heiligen Eifer, und schätzen den sehr gut und nachdrücklich geschriebenen Inhalt, und versprechen uns (wenigstens in dortigen Gegenden) mehr gute Wirkungen davon, als von allen andern. Verschiedene Briefe versichern uns auch wirklich, daß Gaßners Ansehen merklich gefallen sey, und daß das läppische Spiel in Kürze der Zeit bald gar ein Ende haben werde.

Amtsveränderung.

Herr Matthias Claudius hat einen Ruf zu der Stelle eines Landcommissionssecretär in Darmstadt erhalten, und solchen auch angenommen.

Druckfehler.

In des XXV. Bandes I. Stück.

S. 244. Z. 14. lies hamburgischen Correspondenten. Z. 15. del. Correspondenten.

In des XXVI. Bandes II. Stück.

S. 535. Z. 1. für 358. 358 l. 358. 359. Z. 5. κλινόμενα l. κατακόμενα. Z. 5. unmoglich. l. unmöglich. Z. 23. Geschlechts, Theseus, l. Geschlechts, wie Theseus. Z. 25. fallen die Worte weg: wie Herkules. Z. 33. Verfasser l. Recensent. S. 536. Z. 15. sondern l. Aegis aber.

In des XXVII. B. I. Stück.

S. 217. Zeile 32. lies von der Höhe. S. 218. Zeile 14. statt Diaz lies Diaz. Zeile 16. lies Tormentoso. Zeile 34. ließ Sofala. S. 219. Zeile 11 von unten, lies Calicut. S. 220. Z. 6. lies Handlungsgeschichte statt Geschäfte. S. 221. Zeile 8 von unten, statt die lies der. S. 222. Zeile 20. lies müssig statt mäßig. Zeile 26. lies le Bret. Z. 8 von unten, fehlen nach: sagt der die Worte: Vers. erst in der. S. 223. Z. 7. muß statt ungeimpften stehen umgeimpften, oder eingeimpften. Z. 7 von unten, ließ über. S. 224. Z. 7. lies Elba. S. 156. Z. 9. lies Reveries poetiques. S. 179. letzte Zeilen lies Sammlungen. S. 180. Z. 15. muß nach dem letzten Wort Steinsalz, eingeschoben werden: entstanden sey. S. 181. Z. 10. von unten lies Ternbeatuliten. S. 200. Z. 11. von unten lies: a) 3) die compositz. S. 201. Z. 4. von unten statt nach vers. lies: noch darzu. S. 202. Z. 15. lies præpositionibus. Z. 2. von unten statt in lies ist.

In des XXVII. B. II. Stück.

S. 310. unterste Zeile Carga lies Targa. S. 312. unterste Zeile nach sein. Auch waren alle Aerzte geistlichen Stans

In des XXVII. B. II. Stück.

S. 310. unterſte Zeile Carga lies Targa. S. 312. unterſte Zeile nach ſein. Auch waren alle Aerzte geiſtlichen Standes, bis auf die Juden. S. 313. Z. 5. Kiliam lies Lilium. S. 314. Z. 10. Mouſſet lies Rouſſet. S. 315. Z. 2. Panuw lies Paauw. Z. 14. Panarcla lies Panarola. Z. 3. von unten Weismanns lies Wiſemanns. S. 316. Z. 11. Hoore lies Hoorn. S. 317. Z. 1. Bellaſte lies Belloſte. Z. 6. Woolhoute lies Woolhuſe. S. 318. Z. 1. Amels lies Anels. Z. 6. Triones lies Trioens. Z. 20. Mauqueß lies Mauqueſt. Z. 24. Gargeannot lies Garengeot. Z. 6. von unten S. Yvens lies S. Yves. S. 319. Z. 5. von unten Attius lies Atkins. S. 320. Z. 1. Caßne lies Coſme. Z. 14. Bronafield lies Bromfield. S. 323. Z. 10. Bey Meiboms wird zugeſetzt Werk de abſceſſ. int. S. 324. Z. 3. Noten lies Secten. S. 325. Mitte Garagnot lies Garengeot. S. 326. Z. 5. Doch l. Noch. S. 343. Mitte de la Bon lies de le Boe. S. 344. Z. 10. von unten Horee lies Horn. S. 348. Mitte Vinuſſens lies Vieuſſens. S. 401. Z. 26. tauts lies teuts. S. 502. in der Anmerkung. Z. 3. von unten lies des neuen Canals ſtatt neuen Landes. S. 504. Z. 18. lies Fiſh ſtatt Fiſt.

Auſſerordentliche Preisfrage der K. Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin.

Da Se. Majeſtät, der König, erfahren, daß man das Geheimniß erfunden habe, dem Sande die Dauer und Härte der Steine zu geben, und ihn dadurch zu Säulen und Statuen zu gebrauchen: ſo haben Sie Ihrer Academie befohlen, einen Preis auf die Auflöſung dieſes Problems zu ſetzen. Er beſteht in ſechzig Friedrichsd'or; und diejenige Schrift erhält ihn, welche den Proceß dieſer Arbeit deutlich und vollſtändig angiebt, und mit einer Probe, die dieſe erforderlichen Eigenſchaften hat, begleitet iſt. Sie müſſen alle der Academie vor dem 1ſten May 1777 eingeſchickt ſeyn. Der Preis ſoll in ihrer Verſammlung vom 24ſten Jenner 1778 zuerkannt werden. Die Verfaſſer werden zu ihren Schriften eine Deviſe zu

setzen belieben, und sie nebst einem versiegelten Billete, worinn diese Devise, ihr Name und ihr Aufenthalt steht, an den beständigen Secretair der Academie, den geheimen Rath Formey einsenden.

* * *

Folgende Nachricht wird auf Verlangen eingerückt.

Von Lavaters ungedruckten Aufsätzen. . .

So heißt die XXVI. Aufschrift des III. Stückes der Neuen Miscellanien bey Jacobäern in Leipzig.

Ungedruckte — Aufsätze eines öffentlichen Schriftstellers? Versuche? Skitzen? Experimente im Denken, im Phantasiren, im Schwärmen, — die man für sich anstellte, und welcher denkende Kopf hat nicht Dutzende dergleichen in seinem Pulte? Aufsätze, von denen das Publikum kein Wort zu wissen hat, diese, ohne Wissen, ohne Erlaubniß, zum — Nachtheil eines Verfassers bey seinem Leben herausgeben? Nicht herausgeben? Recensiren, ins Deutlichere, wie man sagt, übersetzen? Bruchweise publiciren? beurtheilen? belachen? beseufzen? — — Menschen, Bürger, Mitglieder der gelehrten Republik — wollen wir, können wir diese bisher übliche Gewaltthätigkeiten länger ertragen?

Aber, wenn denn noch diese Aufsätze, die man unter unserm Namen so mißhandelt, nicht einmal unser sind? Wenn sie voll Abgeschmacktheit und unausstehlichen Zeuges sind? Wenn sie eine Menge Dinge enthalten, die geradezu wider unsere notorische Grundsätze laufen? Wenn wir dadurch vor aller vernünftigen Welt prostituirt werden sollen? Wenn wir uns kaum einen andern, als einen sehr unedlen Weg gedenken können, wie dergleichen Aufsätze auf unsere Rechnung gesetzt worden, — — Guter Gott, und billiges Publikum! — Welche neue entscheidende Probe, was gewisse Leute sich gegen gewisse Leute erlauben?

Kurz und gut: Publikum! Von allen diesen neun Aufsätzen, welche hier ganz entscheidend und mit vielem Bedauren mir zugeschrieben werden, gehört keine einzige Sylbe mir; und sie enthalten, bey manchem mißkanntem Gutem,

Sätze

Sätze und Hypotheſen, zu denen ich nimmermehr ſtehen, und die ich auch im Traume nicht für wahrſcheinlich halten könnte.

Ich traue es dem ſinnreichen, guten, edlen, und durch ſo viele Verdienſte ſich auszeichnenden Verfaſſer dieſer Aufſätze, nach allem, was ich von ihm weis, zu, daß er, falls jemand unbillig genug wäre, an der Wahrheit dieſer meiner Ausſage zu zweifeln, billig genug ſeyn würde, mich öffentlich zu entſchlagen.

Mehrers werd' ich nächſtens in einem Schreiben an meine Freunde — ſagen.

Zürich,
den 22. Febr. 1776.

J. C. Lavater.

* * *

Nachricht

Von dem Anhange zum *XIII* bis *XXIV*ten Bande dieſer Bibliothek erſcheinet in der Oſtermeſſe 1776 die erſte und zweyte Abtheilung, deren jede einen Band von vierzig Bogen ausmacht. Sie enthalten Recenſionen von Büchern, die in den Jahren 1769 bis 1773 erſchienen ſind. Die Menge von Büchern, und der daraus erwachſene Vorrath von Recenſionen, iſt ſo anſehnlich, daß dieſesmal der Anhang zu den zweyten zwölf Bänden nicht, ob man es gleich ſehr gewünſcht hätte, in zween Bände hat gebracht werden können. Es wird daher, wenige Wochen nach der Oſtermeſſe, die dritte Abtheilung erſcheinen, welche ein mäßiges Bändchen ausmachen kan. Er wird enthalten: 1) Die wenigen noch übrig gebliebenen Recenſionen von 1769 bis 1773. 2) Das Verzeichniß der in den drey Abtheilungen des Anhangs recenſirten Bücher. 3) Die ſehr vollſtändigen Regiſter über den XIII. bis XXIVten Band, und über den ganzen Anhang dazu.

Auszug aus einem Schreiben eines Correspondenten von Brüssel, den 20. Decemb. 1775.

Ich bin Ihnen — noch den Beschluß meines litterarischen Journals aus Holland schuldig. Mein Aufenthalt daselbst ist zu Ende, und ich schreibe Ihnen diesen Brief schon aus Brüssel. Sie haben also nichts weiter von den hochgelehrten theologischen Federkriegen zu erwatten, deren ewiges Einerley Sie doch wol endlich auch ermüden soll. Auf mich, als Zuschauer, haben diese tragisch-komischen Auftritte schon seit geraumer Zeit diese Wirkung gehabt. Nur bloß aus Gefälligkeit für Sie, — da Sie die heilsame Gabe besitzen, sich an einem schlechten Trauerspiele durch Lachen über die pomphaften Sprünge des Poeten zu ergötzen. — Bloß aus so einer Gefälligkeit bin ich hingetreten und habe mit gegafft, aber warlich nicht gelacht. Sie schreiben das meiner Milzsucht zu — aber lassen Sie sehen, ob Sie noch lachen werden, wenn Sie lesen, was folget:

Hr. Professor van Goens hat des Hrn. Moses Mendelssohns Abhandlung vom Erhabenen und Naiven ins Holländische übersetzt, unter dem Titel: Verhandeling over het verheven en naive in de fraye Wetenschappen; uyt het Hoogduitsch van Moses Mendelszoon. Tweede Uytgave met Verbeteringen. Utrecht, by S. de Waal, 1774. Das habe ich Ihnen bereits gemeldet. Es wird Ihnen nicht zu Sinne wollen, daß auch hieran die Theologen gebissen haben. Gleichwol ist es geschehen. Hören Sie, wie? Unter den Anmerkungen, die der Uebersetzer der Abhandlung beyfügt, findet sich auch folgendes unbeträchtliches Vademekumsgeschichtchen, aus dem französischen Vademekum: Dictionaire des anecdotes genannt. T. I. S. 168. „daß ein grämlicher „Dorfpriester, der ein Feind von Hochzeitsschmäusen war, „einsmals, da er gegen dergleichen Gastmahle gepoltert, durch „das Beyspiel Jesu sey in die Enge getrieben worden, der auch „einem Hochzeitschmause beygewohnt, und dabey sein erstes „Wunder gethan. Nu, nu, antwortet hier der Pfarrer in „der Angst; Er hat auch wol bessere Thaten gethan.„ Bey dieser Kleinigkeit sollte Hr. von Goens gefaßt werden. Darauf und auf die Verachtung einer elenden schwülstigen, obgleich vielleicht gutgemeinten Schartecke über das Erhabene in der heil. Schrift, Haag, 1766. wurden die Anklagen gegründet.

Es

Es kommt in Amſterdam ſeit einiger Zeit ein Journal heraus, unter dem Titel: *Nederlandſche Bibliothek, waarin Beknopte ling en Berigten van verſcheidene Boeken etc. etc. worden opgegeven. Alles tot Bevorderíng van Geleerdheid & Steetenſchappen, & voornamelyk ingerigt tot Beveſtiging & Verdeediging van den Chriſtelyken Godsdienst in't gemeen, & van den gereformeerden inſonderheid.* Und unter dem Schild dieſer Kneipſchenke ſteht zum Motto, *candide & modeſte.* Auf den meiſten Recenſenten dieſes Journals ruht der vertragſame Geiſt *Bogerman's, Smouth's,* und wie die fromme, ſanftmüthige Väter alle hieſſen, ſiebenfältig.

In dieſem Journal wurde die zweite Auflage der van Goensſchen Ueberſetzung über das Erhabene und Naive recenſirt, und nach einer Lobrede auf die Abhandlung ſelbſt, „welche alles übertráfe, was „wir von dieſem gelehrten Hebräer hätten, indem ſolche durch „nichts übertroffen würde,“ dem Ueberſetzer Schuld gegeben:

1. daß Er ſich bey Gelegenheit des angeführten ſchwülſtigen Werkgens über das Erhabne in der H. S. auf eine Art ausgedruckt hätte, die nur allzuſehr den Geſchmack verſchiedener betitelten Litteratoren verriethe, die, weil ſie einen Catull bewunderten, die H. S. und ihren Styl mit gerümpfter Naſe über die Achſel anſähen.
2. Daß die Anführung obiger Geſchichte in dem Werkgen des gelehrten Juden nicht allein unſchicklich, ſondern auch unchriſtlich ſeye, weil ſie wenigſtens einigen Anlaß geben könne, mit dem geſegneten Heiland Jeſus zu ſpotten, und das würde Hrn. van Goens Endzweck nicht ſeyn: wenigſtens hätten Ihn ſein gottesfürchtiger Vater, und ſein Lehrmeiſter, der große Wesſeling, anders gelehrt.
3. Daß Er beſſer gethan hätte, dem Mangel an bibliſchen Beyſpielen in Moſes Mendelsſohn abzuhelfen. Doch was ſoll man ſagen? fügen Sie mit einem frommen vergifteten Seufzer candide & modeste hinzu, diejenige, bey denen Dalembert, Diderot, Hume und Voltaire in ſo großer Achtung ſind, können ſich mit Moſes und den Propheten, und deren Styl nicht viel aufhalten. Wie ſchmerzt es uns, daß wir's ſagen müſſen! Wie! daß Moſes Schrift durch dieſe eine Beyfügung auf keine Art verehrt iſt.

Man nahm dieſe hämiſche Recenſion in Utrecht ſehr hoch auf, ſo daß der Magiſtrat daſelbſt ein Placat dagegen heraus gab, des Innhalts: Daß, da der Prof. van Goens in der Niederl. Bibl. als ein Mann beſchrieben würde, der die heilige Schrift mit Verachtung anſähe, und bey welchem gewiſſe vor öffentliche Beſtreiter der chriſtlichen Religion bekannte Schriftſteller in ſolcher Achtung ſtünden, daß Er ſich mit Moſes und den Propheten nicht viel aufhalten könne; während dem van Goens die überzeugendſte Beweiſe gegeben habe, daß Er die chriſt. Religion nicht nur aufs alleroertheureſte empfehle, ſondern auch gegen ungläubige Anfälle vertheidige; Ihr Magiſtrat aber nicht zugeben könne, daß einer ſeiner Profeſſoren, und dadurch die ganze Aca-

demie, ja Er selbst, so empfindlich beschimpft würden: so erklärte Er besagtes Journal vor ein Ehr- und guten Nahmen raubendes Paßkwill, (Libel) worinnen die sich verdeckthaltende Verfasser unter dem Schein, dem wahren christl. Gottesdienst vorzustehen, sehr boßhaft und liebloß Ihre würckliche unchristliche Denkungsart und Handelsweise gegen den Nechsten, samt Ihrer Verdammungslust und Lästersucht, aufs klärste an den Tag legten --- verbietet zugleich den Verkauf des Journals in Utrecht, bey Strafe von 100 Ducatons oder Fl. 318. ---

Dieses Verfahren schiene mir als einem Fremden einigermassen rasch, da Hr. van Goens sich bey vernünftigen Leuten leicht rechtfertigen konnte, und bey unvernünftigen weder durch Gründe noch Placate doch nichts auszurichten ist; allein in einem Lande, das zum Theil noch so sehr von geistlichen Vorurtheilen beherrscht wird, wie Holland, war es vielleicht sehr nöthig und heilsam. — Das Beyspiel des von den Geistlichen verdächtig gemachten und durch eine theologische Cabale abgesetzten Prof. Vandermarks ist noch in frischem Andenken --- und wenigstens hatte der Recensent das Brandmerk doppelt verdient.

Stellen Sie sich aber die, wie soll ich's nennen? Dreistigkeit eines gewissen Joh. Habbema S. S. Theol. D. und reformirten Predigers in Rotterdam vor, der das Herz hatte, in den nächsten Zeitungen einrücken zu lassen: da Er, als Sammler und Herausgeber der Niederl. Bibl. obgleich nicht der Verfasser der Recension, welche zu der Resolution des Utrechter Magistrats Anlaß gegeben habe, keine Schwierigkeit fände, sich, ohnerachtet dieser Resolution, durch welche Er sich selbst um so mehr dazu verbunden halte, als den Herausgeber des Journals bey dem Publikum anzugeben: so habe Er nöthig geurtheilt, mit Beybehaltung der schuldigen Ehrerbietung gegen den Magistrat, einen Jeden, der ohne Vorurtheil seye, zum voraus versichern zu müssen, daß weder Verfasser noch Herausgeber der Recension je die Absicht gehabt hätten, den Professor van Goens zu beleidigen, noch weniger die ganze Akademie in dessen Person zu verhöhnen, oder den Magistrat selbst verdächtig zu machen, als wäre Er in Ansehung der Grundsätze, die man der akadem. Jugend beybrächte, gleichgültig; und daß, selbst weit entfernt, diese Absicht gehabt zu haben, Er sich anheischig mache und getraue, seiner Zeit aus dem Inhalt der Recension selbst überzeugend zu beweisen, daß darinnen nichts dergleichen gefunden würde, was ein Löbl. Magistrat darin supponire, und, mit Ehrerbietung gesagt, bloß durch eine Schlußfolge daraus ableite. Welches auch Prof. van Goens selbst nicht schiene entdeckt zu haben, weil man sonst natürlicher weise hätte erwarten müssen, daß Er den Drucker oder Verfasser gewöhnlichen Weg Rechtens würde belangt haben.

Einige Zeit nachhero, nachdem Doctor Habbema sich vergeblich bemüht hatte, durch ein sehr künstliches, dem Anschein nach, kur-

äuſſerſt demüthiges Schreiben an den Magiſtrat in Utrecht, eine günſtige Erklärung des Placats zu erhalten; erſchien auch würklich die Vertheidigung, worin alle Kunſtgriffe angewandt ſind, die Recenſion des von einem chriſtlichen Profeſſor überſetzten Jüdiſchen Werkgens! ſo hieß es nun durchgängig, zu beſchönigen und zu rechtfertigen, und doch deren gehäſſige Folgen abzuleugnen. Eine philoſophiſche Abhandlung eines Juden von einem Chriſten überſetzt! Sie lachen, daß ſo was bey den Holländiſchen Klaſſen und Synoden ein Verbrechen iſt. Sie haben gut Lachen, da Sie auſſer dem Schuß ſind, aber wer mitten unter ihnen iſt! — Doch hören Sie weiter. Das Vademekumsgeſchichtchen, warum war das ſo ein abſcheuliches Ding, weil, heiſt es, ſo etwas allem Vermuthen nach Gelegenheit gäbe, daß der hartnäckige, verſtockte Moſes, der mit Abſcheu und einem hölliſchen Haß gegen den Nahmen Jeſus beſeelt ſeyn müſſe, weil Er auf die Herausfoderung Lavaters kein Chriſt geworden, ſondern ein Jude geblieben wäre, mit Jeſu ſpotten würde, und, merken Sie ſich dieſe feine Anmerkung: „Es iſt dem „Himmel bekannt, wie viel Hunderte von Juden, bey dem Leſen „der Worte Nu, nu ꝛc. ꝛc. auf die Erde geſpieen und zwi„ſchen den Zähnen Uſſoum hamizri gemurmelt, oder ſonſt „ihren Muth über dieſe Spötterey gekühlt haben. — Dieſe „erlauchten theologiſchen Schriftſteller ſtehen gerade noch da, wo unſere Hosmanne vor 50 — 60 Jahren ſtanden.

Hr. van Goens trat endlich ſelbſt hervor mit einem ziemlich beträchtlichen Oktavbande von S. 350. *Berichs van den Profeſſor van Goens zakinde de Recenſie van ſyne Vertaling etc. etc.* Er erzehlt darinnen den Verlauf der Sache, und widerlegt den Recenſenten und D. Habbema ſo bündig, daß dieſe ſchwerlich noch etwas zu ſagen haben werden; auch war bey meiner Abreiſe von Utrecht noch nichts erſchienen, oder zu erwarten. Die Vertheidigung des angeführten Beyſpiels vom Hochzeitfeind, und die Widerlegung der übrigen Vorwürfe darf ich Ihnen wohl nicht ausziehen, ich würde Sie zu beleidigen glauben, wenn ich dächte, daß Sie ihrer bedürften, und Gottlob! ſo weit iſt bey uns der Unſinn doch noch nicht gekommen, daß man wegen der Citation einer ſolchen Erzehlung, und der Verachtung eines elenden obgleich gutgemeynten Werkgens, in die Klaſſe der iſten und aner verſetzt wird. Unſern redlichen Moſes rechtfertigt Hr. van Goens ſehr gut.

„Daß es nemlich eine offenbare muthwillige Lüge vom „*Doctor S. S. Theol. Habbema* ſeye, daß Moſes mit Abſcheu „gegen Jeſum beſeelt wäre, daß aus der ihm bekannten „Dedikation Lavaters ſonnenklar das Gegentheil erhelle, und „daß der ehrliche Doctor endlich aus einer Stelle von Moſes „Antwort an Lavater auf die ſchändlichſte Weiſe einige „Zeilen verſchwiege um Moſes in einem falſchen Lichte zu zeigen.

Er fordert endlich den Recenſenten auf, wann Er ſich ſo lauterer unſchuldigen Abſichten bewußt ſeyn, und da Er vor die gute Sache der Orthodoxie ſtritte, öffentlich hervorzutreten; und verſichert, daß Er das ganze Complot ſehr wohl kenne; vorizo aber noch ſchwiege Er ſpricht im Vorbeygehen auch vom *Advocat der Vaderlandſchen Kerk*, und weil man bey deſſen Erſcheinung viel vom Hrn. Hofſtede

in

in Rotterdam ſprach: ſo wird's zuletzt vielleicht herauskommen, daß auch dieſer orthodoxe Mann mit im Spiel war.

Noch eine ſeltſame Erſcheinung muß ich Ihnen dieſer Sache wegen anführen: Hr. Nieuwland, ein bekannter reformirter Prediger im Haag, wurde vom Cento Orthydoxus einem Pamphlet, das ein Freund des Hrn. van Goens geſchrieben, nicht undeutlich für den vermuthlichen Verfaſſer der Recenſion angegeben. Hr. Nieuwland ſchriebe darüber an Hrn. van Goens, und verlangte, daß dieſe Nachricht widerrufen würde, unter der Verſicherung: „ich will „meine Ehre und tauſend Ducaten für die Utrechter Armen „verlieren, wann mir je durch jemand bewieſen werden kann, „daß ich einige wie auch genannte Correſpondenz oder Antheil „an dem Schreiben der N. Bibl. habe; alle Doppelſinne, Æ-„*quivocationes* (Zweydeutigkeiten) und *Reſervationes mentales* im „ſtärkſten Sinne hiebey eingeſchloſſen.„ Wie gefällt Ihnen dieſe Clauſul aus der Schule des heil. Ignaz von einem proteſtantiſchen Prediger? Hr. van Goens ſchriebe darüber dem Cento, dem Er, wie natürlich, eine Abſchrift von dem Brief ſandte, der dann auch unter Anführung obiger Worten wiederriefe: dieſes mißfiel Hrn. Nieuwland, der es mit der andern Partie doch auch nicht verderben wollte, die Ihm durch den ſtreitenden Doctor heftig gedroht hatte, durch welche Drohung Er, warum, mag er ſelbſt am beſten wiſſen, in Furcht geſagt wurde. Ueber dieſen Vorfall entſtand ein Briefwechſel zwiſchen Ihm und Hr. van Goens, den der letztere genöthigt worden iſt, in obigem *Berigt* ganz abdrucken zu laſſen. Hr. Nieuwland ſpielt darinn eine ſehr zweydeutige Rolle, denn nach jener Verſicherung mit beygefügter Renunciation auf alle Doppelſinne ꝛc. ließ Er nun in ein theyl. Journal *de Boekzaal* einrücken, „daß Er von dem Verfaſſer des Cento bloß die Widerrufung „verlangt habe, daß Er N. nicht der Verf. der bewußten Recen-„ſion ſeye, die Verſicherungen, die Er hierüber dem Prof van „Goens in einem Privatſchreiben gegeben habe, ſeyen bloß zur „hiſtoriſchen Gewißheit vor beſagten Hrn. van Goens gewe-„ſen, ohne daß Er dadurch im allergeringſten den Werth der „Nederl. Bibl. habe herunterſetzen, oder einige Abneigung „gegen dieſes löbliche Journal zu erkennen geben wollen; der „Verfaſſer des Cento ſeye mithin nie von Ihm, Nieuwland, „erſucht worden, die Beweiſe anzuführen; welche Er in ei-„nem Particulierbriefe des Hrn. van Goens zwar gegeben „habe allein zu einer ganz andern Abſicht, als wozu ſolche vom „Verf. des Cento angeführt ſeyen. Er erklärte daher öffent-„lich, zu wünſchen: daß gedachter Cento ſeinen Bericht in den „Zeitungen nicht in den Form gegoſſen hätte, worinn Er er-„ſchienen ſeye, da in derſelben *prout jacet* (und es waren doch die eigene Worte Hrn. Nieuwlands) „eine groſſe Benachtheilung für „die Verfaſſer der N. B. zu liegen ſcheine, über welche Schrift „Er, ſo viel das Weſentliche anbelange, ſo ungünſtig nicht „dächte, als aus dem Bericht möchte vermuthet werden, wel-„cher Vermuthung Er ſehr gern alle Anleitung hiemit beneh-„men möchte.„ —

Alles vermuthlich ad majorem Dei Gloriam. —

Wie ſehr freue ich mich auf die Hofnung, Ihnen von Paris aus aufkeimende tolerantere und beſſere dem Geiſt Chriſti angemeſſenere Geſinnungen der Geiſtlichkeit melden zu können. u. ſ. w.

Allgemeine deutsche Bibliothek.

Des acht und zwanzigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. und Churfürstl. Brandenburg. allergnädigster Freyheit.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1776.

Verzeichniß

der in dieſem zweyten Stück des acht und zwanzigſten Bandes recenſirten Bücher.

XIII. *Mart. Lippenii* bibliotheca realis juridicæ ſupplementa ac emendationes. Collegit & digeſſit D. *Aug. Frid. Schott.* 313

XIV. Oekonomiſche Encyklopädie, von D. Joh. Georg Krünitz, 5ter und 6ter Theil. 322

XV. Joh. Conr. Pfenningers fünf Vorleſungen. 332

XVI. Epiſtolarum ab eruditis viris ad Alb. Hallerum ſcriptarum, Vol. III. 343

XVII. — — Vol. IV. 351

XVIII. Syſtematiſche Einleitung in die Forſtwiſſenſchaft, von D. Joh. Gottl. Gleditſch, 2ter Band. 356

XIX. *Car. Henr. Mölleri* primæ lineæ uſus practici diſtinctionum feudalium, &c. Accedunt animadverſiones *Jac. Henr. Baleke* & *Jo. Chriſt. Woltaer.* 373

XX. Hiſtoria & Commentationes Ac. El. ſcient. & litt. Theodoro-Palatinæ, Vol. III. phyſicum. 388

XXI. *Jo. Matth. Geſneri* primæ lineæ iſagoges in eruditionem univerſalem &c. Accedunt nunc Prælectiones ipſæ per *Jo. Nic. Niclas*, Tom. II. 389

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Fried. Sam. Beck historia antitrinitarionum, Tomi primi pars prima. 401

Aufgaben einer Gesellschaft von Geistlichen, über die Verhältnisse, den Charakter und die Pflichten des Geistlichen. 407

Erklärende Umschreibung der vier Evangelisten. 413

Ueber die moralischen Zwecke und Verpflichtungen der Taufe, aus dem Engl. 421

Anmerkungen eines katholischen Geistlichen über die Schrift: die Taufe der Christen. 424

Eines Anhaltiners Lossagung von dem Vermächtniß für die Gewissen. 425

Breves lineæ theologiæ dogmaticæ, ductæ a M. *J. Gottl. Lindnero.* 426

Dav. Klemanns Abhandlung über die Ordnung des Heyls. 432

Schreiben an Hrn T... Kleemanns Ordnung des Heyls betreffend. 433

Stoff zum Denken über wichtige Angelegenheiten des Menschen. 436

2) Rechtsgelahrheit.

Die Ordnung der Gläubiger beym Gantprocesse von Lr. Christ. Gottl. Gmelin. 439

D. Carl Friedr. Walchs vermischte Beyträge zum deutschen Rechte, 4ter Theil. 441

Dissentuum in praxi, præprimis jure Saxonico occurrentium, Centuriæ VI. Auctore *Tobia Barthio.* 441

Christ. Frider. Georg Meisteri principia juris criminalis. 442
D. *Justi Claprothi* jurisprudentiæ heurematicæ, pars prior & altera, editio altera. 442
Materialien zum Gebrauch ſeiner Landesleute in der Oberlauſitz, geſammlet von Chriſt. Gottfr. Meißnern, 1tes Stück. 443
Joh. Gottl. Heineccii elementa juris civilis ſecundum ordinem inſtitutionum, cum animadverſionibus *Jo. Georg Eſtoris*, edidit *Hæpfner*. 445

3) Arzneygelahrheit.

Joh. Friedr. Boltens fortgeſetzte Nachricht von dem mit den künſtlichen Magneten gemachten Verſuche in der Nervenkrankheit. 450
Der philoſophiſche Arzt, 2tes Stück. 455
Chriſt. Godofr. Gruneri commentatio de Dæmoniacis a Chriſto ſoſpitatore percuratis. Accedit *D. W. Trilleri*. 456
Mediciniſche Commentarien, 1ter Theil, 2. 3. u. 4tes Stück. 457
— — deſſen 2ten Theils 1. — 4tes St. 458
Abhandlung vom Urſprunge der Venusſeuche. Aus dem Franz. von Georg Heinrich Weber. 461
Sammlung merkwürdiger Erfahrungen, die den Werth der Pockeninoculation näher beſtimmen können, 1. 2. u. 3tes Stück. 462
Von der Lebenskraft, eine Vorleſung, von Friedr. Caſpar Medikus. 466
Joſephi Stahlingi methodus generalis explorandi aquas medicatas. 470
Der ſchleſiſche Arzt, 2ter Theil. 473
Jac. Reinb. Spielmanns Abhandlung zur Kenntniß der Arzneymittel, aus dem Lateiniſchen. 474
Pharmacopœa Auſtriaco-Provincialis. 474
D. Jac. Lind's Abhandlung vom Scharbock, aus dem Engl. von D. J. N. Pezold. 475
N. D. Falk's Abhandlung über die veneriſchen Krankheiten, 3 Theile, aus dem Engliſchen. 475

Dionysii Halicarnassensis opera græce & latine, cum annotationibus *Henri Stephani* — *J. J. Reiske*, V. Volumina. 573
Glossarium manuale ad scriptores mediæ & infimæ latinitatis ex magnis Glossariis *Car. du Fresne*, Tom. III. 574
Maximi Tyrii Dissertationes e recensione *Jo. Davisii*, editio altera, addidit *J. J. Reiske*. 574

12) Erziehungsschriften.

Der Freund der Jugend, aus dem Engl. 575
Populärer Religionsbegriff für evangelische Schulen und Gymnasien, 2te Aufl. 576
J. J. v. Felbigers 2 Reden bey Versetzung der Wiener Normalschule nach St. Anna. 576
Unterredungen zum Unterrichte lehrbegieriger Kinder, von D. Fr. H. W. Martini, 7. u. 8tes Gespräch. 577

13) Kriegswissenschaft.

Neue Kriegsbibliothek, 1tes Stück. 580
— — 2tes Stück. 584
— — 3tes Stück. 586
Coup d'oeil militaire, von J. D. C. Pirscher. 589
Ebendasselbe französisch. 590
Neue Verfassung des Kriegswesens, aus dem Franz. 2 Theile. 593

14) Finanzwissenschaft.

Des Churfürstenthums Sachsen allgemeine, und der Stadt Dresden besondere Polizeyordnung, von G. Schmieder. 596
Die Schädlichkeit der Zahlenlotterie. 600

15) Haus-

5) Schöne Künste, Mahlerey und Kupferstecherey.

Joh. Caſp. Füeßlins Geſchichte der beſten Künſtler in der Schweitz, 4ter Band. 493

6) Weltweisheit.

Urbegriffe von der Beſchaffenheit, dem Urſprunge und Endzwecke der Natur. 497
J. G. Darjes Weg zur Wahrheit, aus dem Lateiniſchen. 501
B. L. Tralles Gedanken übers Daſeyn der menſchl. Seele. 501
Chr. G. Schützens Einleitung in die ſpeculative Philoſophie oder Metaphyſik. 501

7) Mathematik.

J. P. Süßmilchs göttliche Ordnung, 2ter Theil, neue Aufl. 502
J. Prieſtleys Geſchichte und gegenwärtiger Zuſtand der Optik, aus dem Engl. 2ter Theil. 503
Praktiſche Abhandlung von den Gränzzeichen, von P. J. B. Koppels. 504
Anfangsgründe der Mathematik, 1ter Theil, von Leopold Unterberger. 505
Joh. Andr. v. Segners aſtronomiſche Verleſungen, 1ter Theil. 507
Gründliche Nachricht vom Bauweſen in Franken. 510
W. Bailey Beförderung der Künſte, der Manufacturen und der Handelſchaft, aus dem Engl. von J. K. 511

Unpartheyische Prüfung der Mindenschen Wittwenpflegegesellschaft. 514
C. *Zumkley* matheseos sublimioris principia, pars I. 515

8) Physik.

J. F. Glasers Preißschrift, wie die Feuerlöschanstalten zu verbessern sind. 575
Hrn. Sage Anfangsgründe der Mineralogie, aus dem Franz. von Nath. Gottfr. Leske. 518
D. Ambrosius Mich. Siefferts Versuche mit einheimischen Farbenmaterien, 1tes Stück. 520
Caroli à Linné systema vegetabilium, Ed. XIII. adornata a *Jo. Andr. Murray*. 521
Tyrocinium botanicum hertulanorum. 524
Anton Baume' erläuterte Experimentalchymie, aus dem Franz. von D. Joh. Carl Gehlern, 2ter Theil. 524

9) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte, 9ter Band. 528
— — dessen 10ter Band. 531
Geschichte der englischen Colonien in Nordamerika, 2 Theile, aus dem Engl. 534
Reisen durch die mittlern Colonien der Engländer in Nordamerika, von M. Andr. Burnaby, aus dem Engl. 535
Ausführliches Handbuch der ältern allgemeinen Geschichte, von Jul. Aug. Remer. 539
Buda sacra sub priscis Regibus. Authore P. *Xysto Schier*. 542

XIII.

Mart. Lippenii Bibliothecæ realis juridicæ supplementa ac emendationes. Collegit & digeſſit D. *Aug. Frid. Schott*, antiquitatum juris in acad. Lipſ. Prof. publ. Lipſiæ, ſumtibus Caſp. Fritſch, 1775. Fol. 504 Seiten, ohne den Indicem der Verfaſſer von 138 Seiten.

Da die von dem ſeel. Jenichen bey der im J. 1757. veranſtalteten Ausgabe der Lippeniſchen Bibliothek verſprochene Supplemente in ſo vielen Jahren nicht erſchienen, ſo machten wir uns die Hofnung, der Verleger werde ſämtliche Exemplarien abſetzen, und uns hiernächſt eine verbeſſerte neue Ausgabe liefern können. Alsdenn würde man des itzt ſehr unangenehmen doppelten Aufſchlagens überhoben geweſen ſeyn, und Hr. Profeſſor Schott hätte ſich nicht genöthigt geſehen, der von den vorigen Herausgebern gewählten Ordnung zu folgen. Er beklagt ſich ſelbſt hierüber in der Vorrede, und wir würden daher ungerecht handeln, wenn wir um deßwillen auf ihn unwillig werden wollten, weil wir uns noch ferner genöthigt ſehen, mit vielem Zeitverluſt Sachen unter generellen Rubriquen aufzuſuchen, welche unter der ihnen eigenen ſpeciellen Rubrique weit leichter zu finden geweſen ſeyn würden. Wie unbequem iſt es nicht z. E. wenn wir unter dem Worte conjugium alles dasjenige ſuchen müſſen, was ſchicklicher unter den Worten

dos, pacta dotalia, ſponſalia, diſpenſatio, arrha nuptialis, conſenſus parentum, donatio propter nuptias, bannum nuptiale, communio bonorum, portio ſtatutaria, divortium, ſeparatio a thoro & menſa, deſertio &c.

hätte vertheilt werden können. Eben ſo unangenehm iſt es, daß man, um die ſonſt mit vieler Sorgfalt geſammlete ſtatutariſche Rechte zu finden, alles dasjenige, was Reichsſtädte betrift, mit unter der allgemeinen Benennung Civitates Imperiales, was hingegen Städte betrift, welche einzelnen Reichsſtänden unterworfen ſind, nicht unter ihrem Namen, ſondern unter dem Namen der Provinz aufſuchen muß, worinn ſie belegen ſind. Viele Juriſten werden gewiß ohne vorherige Nachſchlagung eines geographiſchen Lexici ſich nicht gleich erinnern können, daß ſie Gengenbach, Hammersbach, Rauenſpurg, Weiſſenburg unter dem Worte Civitates imperiales, dahingegen Waſungen, Themar, Buchholz, Laucha, Geithayn unter der Hauptrubrik Saxonica, und wiederum die zwey erſten unter der Unterabtheilung der der Erneſtiniſchen, und die drey letztern unter der Unterabtheilung der der Albertiniſchen Linie zugehörigen Städte ſuchen ſollen. Solchergeſtalt verſchwindet ein großer Theil des Nutzens, den ſonſt die alphabetiſche Ordnung gewährt, zumal ſelbſt anſehnliche Reichsſtändiſche Lande unter die Benennung des Kraiſes, worinn ſie belegen, verwieſen ſind, und man daher z. E. Münſter, Osnabrück, Paderborn ꝛc. unter dem Wort Weſtphalica ſuchen muß. Hiedurch wird dieſes Werk oft unverdienterweiſe einer Unvollſtändigkeit beſchuldigt werden, da derjenige, welcher das Wort Paderborn vergeblich geſucht, und nicht daran gedacht hat, daß er es unter der Hauptbenennung Weſtphalica vielleicht finden

den könne, den Herausgeber in den Verdacht haben wird, daß die Paderbornischen Rechte vergessen worden. Wir zweifeln nicht, daß Hr. Prof. Schott, wenn künftig, wie wir wünschen, eine neue Ausgabe der Lippenischen Bibliothek unter seiner Aufsicht veranstaltet werden sollte, durch Abstellung solcher Mängel dieses Werk gemeinnützliger machen werde. Er hat, wie er in der Vorrede meldet, über 20000 Nachträge geliefert, ohnerachtet er doch, da schon im J. 1774 mit dem Abdruck der Anfang gemacht worden, mehrentheils nur die bis zum Jahr 1773 herausgekommene Schriften anführen können. Daß diese Arbeit annoch einer reichen Nachlese fähig sey, gestehet er selbst, und er hat gewiß alles geliefert, was man von der Belesenheit eines einzelnen Gelehrten erwarten konnte. Sammlungen dieser Art können erst durch die wiederholten Bemühungen mehrerer Mitarbeiter zur Vollständigkeit gebracht werden. Um hiezu auch seinerseits ein Scherflein zu liefern, will der Recensent hier einige in seiner Disputationssammlung befindliche Stücke aufzeichnen, welche er weder in der Jenichenschen Ausgabe des Lippenii de 1757 noch in dem itzigen Supplementenbande finden können, ohnerachtet sie bereits vor dem Jahre 1774 herausgekommen sind. Vielleicht kann Hr. Prof. Schott künftig diese Beyträge nutzen, und inzwischen mancher Gelehrter solche in seinem Exemplar nachtragen.

1. Joh. *Arend* de ministris obediendo peccantibus. Gedani, 1715.
2. Pet. Christ. *Beurhusius* de obligatione ex contractu institoris oriunda. Trajecti ad Rhenum, 1712.
3. Joh. van *Bockhoven* de pignoratitia actione. Ib. 1713.

dos, pacta dotalia, ſponſalia, diſpenſatio, arrha nuptialis, conſenſus parentum, donatio propter nuptias, bannum nuptiale, communio bonorum, portio ſtatutaria, divortium, ſeparatio a thoro & menſa, deſertio &c.

hätte vertheilt werden können. Eben ſo unangenehm iſt es, daß man, um die ſonſt mit vieler Sorgfalt geſammlete ſtatutariſche Rechte zu finden, alles dasjenige, was Reichsſtädte betrift, mit unter der allgemeinen Benennung Civitates Imperiales, was hingegen Städte betrift, welche einzelnen Reichsſtänden unterworfen ſind, nicht unter ihrem Namen, ſondern unter dem Namen der Provinz aufſuchen muß, worinn ſie belegen ſind. Viele Juriſten werden gewiß ohne vorherige Nachſchlagung eines geographiſchen Lexici ſich nicht gleich erinnern können, daß ſie Gengenbach, Hammersbach, Rauenſpurg, Weiſſenburg unter dem Worte Civitates imperiales, dahingegen Waſungen, Themar, Buchholz, Laucha, Geithayn unter der Hauptrubrik Saxonica, und wiederum die zwey erſten unter der Unterabtheilung der der Erneſtiniſchen, und die drey letztern unter der Unterabtheilung der der Albertiniſchen Linie zugehörigen Städte ſuchen ſollen. Solchergeſtalt verſchwindet ein großer Theil des Nutzens, den ſonſt die alphabetiſche Ordnung gewährt, zumal ſelbſt anſehnliche Reichsſtändiſche Lande unter die Benennung des Kraiſes, worinn ſie beleaen, verwieſen ſind, und man daher z. E. Münſter, Osnabrück, Paderborn ꝛc. unter dem Wort Weſtphalica ſuchen muß. Hiedurch wird dieſes Werk oft unverdienterweiſe einer Unvollſtändigkeit beſchuldigt werden, da derjenige, welcher das Wort Paderborn vergeblich geſucht, und nicht daran gedacht hat, daß er es unter der Hauptbenennung Weſtphalica vielleicht finden

den könne, den Herausgeber in den Verdacht haben wird, daß die Paderbornischen Rechte vergessen worden. Wir zweifeln nicht, daß Hr. Prof. Schott, wenn künftig, wie wir wünschen, eine neue Ausgabe der Lippenischen Bibliothek unter seiner Aufsicht veranstaltet werden sollte, durch Abstellung solcher Mängel dieses Werk gemeinnützliger machen werde. Er hat, wie er in der Vorrede meldet, über 20000 Nachträge geliefert, ohnerachtet er doch, da schon im J. 1774 mit dem Abdruck der Anfang gemacht worden, mehrentheils nur die bis zum Jahr 1773 herausgekommene Schriften anführen können. Daß diese Arbeit annoch einer reichen Nachlese fähig sey, gestehet er selbst, und er hat gewiß alles geliefert, was man von der Belesenheit eines einzelnen Gelehrten erwarten konnte. Sammlungen dieser Art können erst durch die wiederholten Bemühungen mehrerer Mitarbeiter zur Vollständigkeit gebracht werden. Um hiezu auch seinerseits ein Scherflein zu liefern, will der Recensent hier einige in seiner Disputationssammlung befindliche Stücke aufzeichnen, welche er weder in der Jenichenschen Ausgabe des Lippenii de 1757 noch in dem itzigen Supplementenbande finden können, ohnerachtet sie bereits vor dem Jahre 1774 herausgekommen sind. Vielleicht kann Hr. Prof. Schott künftig diese Beyträge nutzen, und inzwischen mancher Gelehrter solche in seinem Exemplar nachtragen.

1. Joh. *Arend* de ministris obediendo peccantibus. Gedani, 1715.
2. Pet. Christ. *Beurhusius* de obligatione ex contractu institoris oriunda. Trajecti ad Rhenum, 1712.
3. Joh. van *Bockhoven* de pignoratitia actione. Ib. 1713.

dos, pacta dotalia, ſponſalia, diſpenſatio, arrha nuptialis, conſenſus parentum, donatio propter nuptias, bannum nuptiale, communio bonorum, portio ſtatutaria, divortium, ſeparatio a thoro & menſa, deſertio &c.

hätte vertheilt werden können. Eben ſo unangenehm iſt es, daß man, um die ſonſt mit vieler Sorgfalt geſammlete ſtatutariſche Rechte zu finden, alles dasjenige, was Reichsſtädte betrift, mit unter der allgemeinen Benennung Civitates Imperiales, was hingegen Städte betrift, welche einzelnen Reichsſtänden unterworfen ſind, nicht unter ihrem Namen, ſondern unter dem Namen der Provinz aufſuchen muß, worinn ſie belegen ſind. Viele Juriſten werden gewiß ohne vorherige Nachſchlagung eines geographiſchen Lexici ſich nicht gleich erinnern können, daß ſie Gengenbach, Hammersbach, Rauenſpurg, Weiſſenburg unter dem Worte Civitates imperiales, dahingegen Waſungen, Themar, Buchholz, Laucha, Geithayn unter der Hauptrubrik Saxonica, und wiederum die zwey erſten unter der Unterabtheilung der der Erneſtiniſchen, und die drey letztern unter der Unterabtheilung der der Albertiniſchen Linie zugehörigen Städte ſuchen ſollen. Solchergeſtalt verſchwindet ein großer Theil des Nutzens, den ſonſt die alphabetiſche Ordnung gewährt, zumal ſelbſt anſehnliche Reichsſtändiſche Lande unter die Benennung des Kraiſes, worinn ſie beleaen, verwieſen ſind, und man daher z. E. Münſter, Osnabrück, Paderborn ꝛc. unter dem Wort Weſtphalica ſuchen muß. Hiedurch wird dieſes Werk oft unverdienterweiſe einer Unvollſtändigkeit beſchuldigt werden, da derjenige, welcher das Wort Paderborn vergeblich geſucht, und nicht daran gedacht hat, daß er es unter der Hauptbenennung Weſtphalica vielleicht finden

den könne, den Herausgeber in den Verdacht haben wird, daß die Paderbornischen Rechte vergessen worden. Wir zweifeln nicht, daß Hr. Prof. Schott, wenn künftig, wie wir wünschen, eine neue Ausgabe der Lippenischen Bibliothek unter seiner Aufsicht veranstaltet werden sollte, durch Abstellung solcher Mängel dieses Werk gemeinnützer machen werde. Er hat, wie er in der Vorrede meldet, über 20000 Nachträge geliefert, ohnerachtet er doch, da schon im J. 1774 mit dem Abdruck der Anfang gemacht worden, mehrentheils nur die bis zum Jahr 1773 herausgekommene Schriften anführen können. Daß diese Arbeit annoch einer reichen Nachlese fähig sey, gestehet er selbst, und er hat gewiß alles geliefert, was man von der Belesenheit eines einzelnen Gelehrten erwarten konnte. Sammlungen dieser Art können erst durch die wiederholten Bemühungen mehrerer Mitarbeiter zur Vollständigkeit gebracht werden. Um hiezu auch seinerseits ein Scherflein zu liefern, will der Recensent hier einige in seiner Disputationssammlung befindliche Stücke aufzeichnen, welche er weder in der Jenichenschen Ausgabe des Lippenii de 1757 noch in dem itzigen Supplementenbande finden können, ohnerachtet sie bereits vor dem Jahre 1774 herausgekommen sind. Vielleicht kann Hr. Prof. Schott künftig diese Beyträge nutzen, und inzwischen mancher Gelehrter solche in seinem Exemplar nachtragen.

1. Joh. *Arend* de ministris obediendo peccantibus. Gedani, 1715.
2. Pet. Christ. *Beurhusius* de obligatione ex contractu institoris oriunda. Trajecti ad Rhenum, 1712.
3. Joh. van *Bockhoven* de pignoratitia actione. Ib. 1713.

4. Henr. de *Boden* de eo, quod juſtum eſt circa teſtimonia hiſtoricorum, Halæ, 1750.
5. Jo. *Behrent* de inſignioribus juris matrimonialis capitibus, matrimonii natura, triplici ejus fine, obligatione ad contrahendum, conjugio ſenum, ſenis cum juvencula, juvenis cum vetula, hermaphroditorum & pumilorum. Regiomonti, 1689.
6. Jo. Frid. *Böckelmann* de paſcuis publicis & privatis, Heidelbergæ, 1666.
7. Chriſt. Ad. *Bœnhart* de ſimul inveſtitis feudum individuum poſſidentibus morte unius ad renovationem non adſtrictis, Marburgi, 1760.
8. Theod. *Boltz* de morte, Regiomonti, 1707.
9. Joh. Chriſt. *Boltz* de ſponſionum jure. Ibid. 1708.
10. Chr. Henr. *Breuning* de ſponſalibus durante matrimonio contractis. Lipſ. 1765.
11. Juſt. *Claproth* de non uſu decreti D. Marci & pœnæ privationis in viam facti ſtatutæ ad l. 13. ff. quod. metus & l. 7. C. unde vi. Gœttingæ, 1757.
12. Guil. *Cruſius* Uter potior in beneficio a principe duobus conceſſo. Duisb. 1695.
13. Jo. Juſt. Hartm. *Fiſcher* de probatione negativæ. Marburgi, 1665.
14. Abr. Corn. le *Gillon* de activa teſtamenti factione. Trajecti, 1705.
15. Jo. Gottl. de *Hackemann* de die concurrentiæ mutui debiti. Francof. 1753.
16. Lud. Jul. Frid. *Hæpfner* Progr. quo problema, Hommelio irreſolubile viſum, reſolvitur. Giſſ. 1771.
17. Jo. Henr. *Hoyer* de privata damni incendio dati reparatione. Regiomonti, 1706.

18. Phil.

18. Phil. *Hoffmann* de duobus reis. Heidelbergæ, 1618.
19. Jo. Henr. *Hoyer* de diviſione majoris & electione minoris. Regiomonti, 1713.
20. Ejusd. de ſolenni rei debitæ depoſitione. Ibid. 1714.
21. Abr. *Käſtner* de crimine capitatæ hæreditatis. Lipſ. 1736.
22. Car. Frid. *Lau* de dependentiis in genere. Regiom. 1686.
23. Car. George Gottfr. *Glave* de pœna rapinæ ad art. 126. C. C. C. Hal. 1771.
24. Ge. Sam. *Madihn* de vera indole agrorum vectigalium ſecundum doctrinam juris Romani. Berol. 1773.
25. Ejusd. Progr. Creditorem in pignore media diligentia non ſemper liberari, ad l. 13. §. 1. ff. de pignor. act. Hal. 1764.
26. Jo. *Mitzeln* de vectigalibus. Regiomonti, 1673.
27. Dan. *Nicolai* de ſpoliato non reſtituendo. Ib. 1708.
28. Joh. van *Noortwyck* ad legem Rhodiam de jactu. Trajecti ad Rhenum, 1714.
29. Jo. Chriſt. *Ochs* de contractu aſſecurationis. Lugd. Bat. 1699.
30. Theod. Chriſt. *Pauli* de judicio ex eventu. Ib. 1707.
31. Joh. Lud. Ern. *Püttmann* Progr. de judicio Curiano. Lipſ. 1765.
32. Adam *Riccius* de ſervitutibus. Regiom. 1660.
33. Chriſt. Gottl. *Reinhardt* de teſtibus jurisjurandi religione arctatis a Conſtantino M. iisdem tamen jam ante hujus tempora in foro Romano jurandi neceſſitati ſubjectis. Halæ, 1744.

34. L. Chriſt. *Rosteuſcher* de retractu conſanguinitatis. Dantiſci, 1679.
35. Ejusd. de communione bonorum Flamingicali. Gedani, 1680.
36. Henr. *Schönfeld* de jure hoſpitaturæ. Regiomonti, 1691.
37. Phil. Rich. *Schröder* de renunciatione Sc̃ti Vellejani juri civili non contraria. Ibid. 1714.
38. Pet. *Schweuner* de liberatione fidejuſſoris ante ſolutionem ad L. 4. T. 13. Art. 2. §. 7. juris Prutenici. Ibid. 1706.
39. Jo. Theoph. *Seger* de re ſingulari e pluribus uno pretio venditis retrahenda. Lipſ. 1766.
40. Jo. Fridr. *Starke* de legatis perſonis incertis relictis. Serveſtæ, 1753.
41. Thom. *Stolley* de mora. Baſileæ, 1685.
42. Balth. *Tileſius* de modis, quibus circa monetam peccatur, eorumque pœna. Regiom. 1710.
43. Ejusd. de jure neceſſitatis in vitam innocentis. Ibid. 1717.
44. Phil. Frid. *Ulrich* de jure mercipotus in contractibus, vulgo Weinkauf. Marburgi, 1769.
45. Car. Frid. *Walch* de jure liberorum bona a parentibus adquiſita retrahendi. Jenæ, 1763.
46. Sam. Frid. *Willenberg* de foris concurrentibus delinquentium occaſione, l. 1. C. ubi de crim. Gedani, 1715.
47. Diet. Herm. *Kemmerich* de inveſtitura per baculum & annulum; & jure patronatus regio. Jenæ, 1750.
48. Ge. Sam. *Madihn* de cautelis tutelarum. Francof. 1773.
49. Frid. Gottl. *Zoller* de beneficio diviſionis correis debendi non tributo. Lipſ. 1772.

50. Christ. *Wildvogel* Progr. de simplariis venditionibus ad l. 48. §. fin. ff. de aed. ed. Jenæ, 1721.
51. Frid. Guil. *Zintgraff* super remissione canonis in Emphyteusi. Cassel. 1772.
52. Jo. Christ. *Koch* de alienatione bonorum uxoriorum pactim valida partim invalida, ex jure præcipue Francofurtano. Giessæ, 1773.
53. Jo. Ad. Theoph. *Kind* de beneficiis jure Cariæ concessis eorumque a feudis discrimine. Lipsiæ 1773.
54. Christ. Hartm. Sam. *Gatzert* Progr. de S. R. J. Principum Comitumve liberis ex matrimonio conscientiæ illegitimis. Giessæ, 1773.
55. Eberh. Christ. *Canz* de jure detractus speciatim Wurtembergico. Tubingæ, 1773.
56. Ge. Frid. *Holzhauer* de jure uxoris res suas ipsa consentiente a marito debitore oppignoratus repetendi. Halæ, 1773.
57. Ge. Steph. *Wiesand* de pacto remissorio. Vitemb. 1773.
58. De patrono ecclesiæ vocante parochum ad formulam non adstricto. Erfordiæ, 1767.
59. Christ. Henr. *Breuning* an evictio præstanda evicta servitute. Lipsiæ 1773.
60. Jo. *Mitzeln* de compensationibus. Regiom. 1673.

und um dieses trockene Verzeichniß mit einem lustigen Gegenstande zu schliessen

60. Joh. Cornicerus *Cornutus* de nobilissima & frequentissima Hanreitatum materia. Hanripoli, 1697.

Der Herausgeber hat dieſem Werk dadurch einen groſſen Vorzug verſchafft, daß er die in den gröſſeren Leyſerſchen, Steuberſchen, Cramerſchen, Brockenſchen Werken enthaltene einzelne Abhandlungen nach alphabetiſcher Ordnung gehörigen Orts eingeſchaltet hat. Er macht uns auch in dem 61ten Stück ſeiner unpartheyiſchen Kritik über die neueſten juriſtiſchen Schriften Hofnung, bey einer künftigen Ausgabe dieſe ſehr gemeinnützige Arbeit zu erweitern. Ein jeder practiſcher Juriſt, der in ſeinen Ausarbeitungen Beleſenheit zeigen will, verlieret dadurch einen groſſen Theil ſeiner Arbeitsſtunden, daß er, wenn ihm beſondre Materien vorkommen, zuweilen funfzig Regiſter durchlaufen muß. Bey der ungeheuren Menge von Schriften, die uns in jeder Meſſe geliefert werden, iſt es zu verwundern, daß noch niemand darauf gekommen, ein Repertorium über die practiſchen Schriften der berühmteſten Juriſten zu liefern, deren Namen in den Gerichtshöfen für ehrwürdig geachtet werden. Wie bequem müßte es nicht ſeyn, wenn man dasjenige an einem Ort zuſammen getragen fände, was man itzt in den Regiſtern über die Schriften eines Juſt. Henn. Böhmer und ſeiner Söhne, Stryck, Puffendorf, Voetius, Mevius, Leyſer, Berger, Carpzov, Huber ꝛc. mit ungemeinem Zeitverluſt aufſuchen muß. Einem ſolchen Repertorio könnten wir gewiß viele Käufer verſprechen, beſonders wenn es unter der Aufſicht eines Mannes, wie Hr. Prof. Schott, mit Fleiß und Genauigkeit ausgearbeitet würde.

* *

Nachſchrift zu der vorſtehenden Recenſion.

Von den vielen Berichtigungen, welche in der Lippeniſchen Bibl. zu machen wären, und die man hier noch

noch anzeigen könnte, wenn man sie nicht lieber Herrn Schott schriftlich mittheilen wollte, wollen wir nur Eine anführen.

S. 726 nennt die Bibl. unter den Commentatoren der Institutionen: *Petrus Friderus* (*Mindanus*) ad Institutiones. Giss. 1614. 4. und S. 728 ist angeführt: *Ægidii Hortensii* commentarius ad quatuor Institutionum libros, Frf. 1605. Giss. 1614. Urselliis, 1605. 4. In dieser Anzeige liegen zwey große literarische Fehler: 1) giebt es keinen Commentarium *Friderici Mindani* über die Institutionen, und 2) der in Giesen angeblich im J. 1614. edirte Commentar dieses Juristen ist nichts anders, als der Commentar von Aegidius Hortensius. Nemlich im Jahr 1605 wurde des Hortensius vortrefflicher Commentar (wenige kennen den Werth des Buchs,) zu Ursel, einer Stadt im Mainzischen, von einem Frankfurter Buchhändler, und zwar, wie höchst wahrscheinlich ist, zum erstenmal zum Druck befördert, und in Quart herausgegeben. Daß er auch in eben diesem Jahre zu Frankfurt gedruckt sey, glauben wir nicht eher, als bis wir die Edition gesehen haben. Im Jahr 1614 wurde das Buch in Giesen auch in Quart wieder aufgelegt. Der Titel heißt: Commentarii ad IV. Instit. D. Justiniani Imp. libros &c. Dni. ÆGIDII HORTENSII Anetensii &c. *Editio germanicæ nationis altera*, (Hätte man eine Frankfurter Edition von 1605. so wäre die Giesische *tertia*.) Cui additus de materia possessionis ad Tit. de acquir. vel amitt. possess. commentarius synopticus in Institut. semper desideratus, viri clarissimi Dn. PETRI FRIDERI MINDANI, J. C. &c. Weil der Name des Hortensius schwarz und mit kleinen Lettern, der Name Friderus Mindanus hingegen groß und roth gedruckt ist: so hielten die, welche den Titel nur obenhin ansahen, das Buch

für einen Commentar von dem letztern Juristen, der doch nicht den geringsten Antheil daran hat; ja der Fortsetzer der Gundlingischen Discurse über die Litterargeschichte preiset sogar den Commentar von Hortensius ausnehmend an, und den von Friderus erklärt er, den von Ludewig in vit. Justinian. nachbetend, für ein unbedeutendes Buch. Wir hoffen, daß diese Nachricht den Liebhabern der juristischen Litteratur nicht ganz unwichtig seyn wird.

⊙

XIV.

Oeconomische Encyclopädie oder allgemeines System der Land- Haus- und Staatswirthschaft, in alphabetischer Ordnung; von D. Johann Georg Krünitz, — — Mit Kupfern. Fünfter Theil, von Bier bis Blume. 2 Alphab. 3 Bogen.

— — Sechster Theil, von Blut bis Brop. 2 Alphab. 3 Bogen. gr. 8. Berlin, 1775.

Behält noch immer seinen vorigen Werth, so wol was die Reichhaltigkeit der Materien, als die gründliche Ausarbeitung derselben betrift. Wir wiederholen daher unser vortheilhaftes Urtheil, welches wir über dieß schöne Werk bey Gelegenheit der vorigen Theile gefället haben, um so viel lieber, und rathen allen Lesern ökonomischer Schriften an, sich solches anzuschaffen, da die immer mehr sich zeigende Brauchbarkeit desselben die Entbehrlichkeit einer Menge

Menge anderer Bücher auſſer allen Zweifel ſetzt. Unſerer Gewohnheit nach wollen wir einige der vornehmſten Artikel hier näher erörtern, als

Im fünften Theil

Bier, Cereviſia, S. 1 — 39. iſt ſchon vor mehr als 2000 Jahren im Gebrauch geweſen. Archilochus, der 720 Jahr vor Chriſti Geburt gelebt, nennet es, ſowol als Aeſchylus und Sophocles, Vinum hordeaceum. Der Herr V. führet bey dieſer Gelegenheit zwar aus dem Diodor. Sicul. die bekannte Stelle an, da geſagt wird, daß Oſiris, König der Egyptier, die Menſchen das Bier zu machen zuerſt gelehret habe; er hätte aber eben ſo leicht, und noch mit mehrerer Gewißheit, darthun können, daß eigentlich die egyptiſchen Prieſter — dieſe Meiſter der höhern Naturkunde — die erſten Bierbrauer geweſen ſind. Die Urſachen des ſo mancherley Unterſchiedes der Biere ſind hier S. 3 u. ff. angeführet, und aus der Schrift des Hofrath Neumanns entlehnet. Das Verzeichniß der berühmteſten Biere, nach dem Alphabet angefertiget, füllet zwey volle Bogen an. Vom ökonomiſchen Gebrauch des Bieres, S. 35. heiſſet es: „Ueberhaupt läſſet ſich dieſes als allgemein ſa„gen, daß das Bier nahrhaft ſey und fett mache.

Bierbrauen, Braxatio, S. 39 — S. 256. Zuerſt von Anlegung einer Bierbrauerey und der Erbauung des Brauhauſes, S. 40 u. ff. Vom Brauofen, S. 43. Hiebey iſt der Herr V. auf eine vortheilhafte Art weitläuftig, und giebt ſonderlich zur Holzerſparung vortreffliche Regeln. S. 53. Von dem zum Bierbrauen erforderlichem Waſſer. Man ſoll nach S. 56 das Waſſer nicht zu lange und zu heftig kochen laſſen, weil der flüchtige Geiſt, ein weſentlicher Beſtandtheil eines jeden Waſſers, ſonſten ausgejagt

gesagt, und selbiges zum Bierbrauen gewissermassen verderbet wird — und der Hr. Verfasser hat Recht. — Die weichen Wasser sind besser zum Bierbrauen als die harten, obgleich D. Hofmann schon bemerket, daß selbige zwar ein schmackhaftes aber nicht so dauerhaftes Bier geben als die harten S. 57. Mittel das Wasser zu verbessern S. 58 — S. 60. Bey dem Malz und Darrhause sind die von Alström beschriebenen brabantischen Darrhäuser zum Muster angegeben, und dessen Abhandlung ist S. 66 u. ff. eingerückt und mit Kupfern erläutert, wie denn deren noch verschiedene andere folgen, welche aber, wie der Herr Verf. sehr richtig anmerket, sämtlich davon zeugen, daß die Werkzeuge des Malzdörrens noch nicht den möglichsten Grad der Vollkommenheit erreichet haben. S. 129 u. ff. Vom Hopfen. Nach welchen Vorbereitungen denn S. 135. das eigentliche Geschäfte des Bierbrauens seinen Anfang nimmt und nicht ehender als S. 208 geendiget wird. Hierauf folgt S. 213 — S. 256 eine cameralistische und policeymässige Betrachtung des Bierbrauens, welche lesenswerth und aus den besten Schriften gesammlet ist. Am Ende folgt noch ein starkes Verzeichniß der Schriften, welche ganz oder zum Theil von diesem wichtigen Gegenstand handeln, und die der Herr Verfasser durch diesen weitläuftigen und besonders gründlichen Artikel seines Buchs gewissermassen entbehrlich gemacht hat.

Birke, Birkenbaum, Betula, S. 330 — S. 350. Von den Herunterhängen der Aeste an der so genannten Hangelbirke führet der Herr Verfasser S. 334. Döbels, Mosers und Büchtings Meinungen an, unter denen der letztere es wohl am besten getroffen hat, wenn er den Grund davon in den vielen schlanken Nebenästen sucht welche die Birken zum

Theil

Theil treiben, und grösstentheils vor sich schon so beschaffen sind, daß sie sich wegen ihrer Schwäche unterwärts neigen müssen, wozu noch kommt, daß sich im Winter an diesen zarten Aesten öfters ein dicker Duft anhängt und dieselben mit Eiß und Schnee beschweret, wodurch die Zweige zu einer solchen Richtung gleichsam gewöhnet werden, und wegen der zarten Fibern nicht das Vermögen haben, sich hernach wieder aufzurichten. Der Recensent setzt hinzu, daß die Menge Laub im Sommer zumahl wenn solches von Regen und Nässe noch schwerer gemacht worden, das Seinige auch dazu beyträgt. S. 337 wird die alte Sage von dem zweymaligen Saamentragen der Birken widerlegt. Von der richtigen Anmerkung, daß nach einem abgetriebenem Tannenwalde anfänglich öfters Birken gewachsen, werden zwar S. 339 die verschiedenen Meinungen angeführet, die Sache selbst aber ist unentschieden gelassen. Uns dünket indessen der sehr leichte Birkensaamen dennoch den ersten Grund davon zu enthalten, den der Wind gar füglich Meilenweit fortführen kan. Lebendige Birkenzäune auf die Art anzulegen, wie hier S. 341 gelehrt wird, ist die allerschlechteste Methode, und giebt es deren viel bessere und die ehender zum Zweck führen. Richtig ist die Anweisung hingegen S. 344, fünf und mehrjährige Birken nach dem Verpflanzen auf der Erde abzuschneiden, um häufige und schnellwüchsige Lohden zu erhalten. S. 346 u. f. ist des Herrn von Münchhausen Vorschrift, sandigte Felder mit Birkenhecken zu befriedigen, aus dem Hausvater wörtlich eingerückt.

Birnbaum, Pyrus, S. 392—S. 493. Dieser Artikel füllet gerade hundert Blattseiten an, und enthält alles, was vom Baum und Frucht in aller Absicht gesagt werden kan.

Bisam,

Bisam, Moschus S. 494 — S. 498. Hierbey beruft sich der Herr Verfasser auf des Herrn Martini Naturlexicon, was den Ursprung und die Beschaffenheit, auch den innerlichen Gebrauch des Bisams betrifft, und schränkt sich bloß auf die ökonomische, merkantilische und Kunstgeschichte desselben ein. Dergleichen Artikel kommen mehrere in diesem Werke vor, und muß sich der Leser erinnern, daß solches in der Vorrede zum zweyten Theil von dem Herrn Verfasser angezeigt worden ist.

Blume, flos, S. 738 — S. 796. In dieser Rubrik findet der Leser ebenfalls nur das Practische, und wird in Absicht der Naturgeschichte der Blumen auf Herrn Martini Naturlexikon verwiesen. S. 740 wird das Vorurtheil widerlegt, daß, um gefüllte Blumen zu erhalten, man solche im zunehmenden Mond säen und pflanzen müsse. Der wahre Grund der Doppelheit der Blumen ist eine überflüssige Menge von Nahrungssaft, S. 741. Allerley Vortheile, solche zuwege zu bringen S. 742. u. f. f. Von Veränderung der Farben der Blüthe S. 748; hier kommen Kunststücke vor, um grüne und blaue Nelken u. d. g. zu erhalten. S. 750 u. f. f. wird von der Winterflor oder der Art und Weise, Blumen im Winter zu treiben, sehr ausführlich gehandelt. S. 764. was bey Versendung der Blumen zu beobachten. S. 765 Blumen aufzutrocknen.

Im sechsten Theil.

Blutegel, Blutigel, Hirudo S. 7. Dessen Gebrauch in mancherley Zufällen anstatt des Aderlassens und Schröpfens, als S. 8. in epidemischen, grassirenden Krankheiten; bey jungen und zarten Kindern; bey Pocken und Masern; bey Leuten, die einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Aderlassen haben;

in

in anhaltenden Fiebern; in der Hirnwuth oder Entzündung des Gehirns, in langwierigem Schwindel; in den Entzündungen der Augen und des Zahnfleisches, Ohrenschmerzen u. s. w. Darauf folgen S. 12 einige Regeln der Vorsicht beym Gebrauch der Blutigel. Die besten Egel zum Gebrauch sind nach S. 13. die lichtgrauen, dunkelgrauen oder schwarzen, wenn sie nur acht gelbe Ränder und auf denselben schwarze Tüpfelchen haben. Die beste Zeit, sie zu fangen S. 14. ist, wenn die Fische in der ersten Frühlingswärme laichen. Der Blutegel giebt auch eine Art von lebendigem Barometer ab S. 16, wenn man ihn in einer gläsernen Flasche voll Wasser aufbehält, da er bey heiterm Wetter auf dem Boden der Flasche ruhig in einer Schneckenlinie gekrümt liegen bleibt; wenn es regnen will, einige Stunden vorher auf der Oberfläche des Wassers steigt und daselbst so lange liegen bleibt, bis es sich wieder aufheitert; wenn der Wind wehen will, sehr unruhig das Gefäß vorher durchläuft, bis es wieder stille wird; bey bevorstehendem Gewitter Zuckungen bekommt u. s. w. In dieser seiner Gefangenschaft muß er wöchentlich einmal frisch Wasser haben.

Bohne S. 110. derer vielerley Sorten sind, als 1. Phaseolen oder Schminkbohnen, deren es wiederum verschiedene Arten giebt, unter welchen die Caracalla mit hochrother Blüte perennirend ist, und in Portugall zur Bedeckung der Lauben dienet, bey uns aber vor der Kälte im Gewächshause gesichert werden muß. Alle andere Arten der Phaseolen sind plantæ annuæ S. 112. und findet man der Farbe und Zeichnung nach deren über 200 Sorten. Der Anbau der Bohnen wird von S. 113 — S. 130 mit allen dahin gehörigen Umständen sehr gut abgehandelt. 2) Garten- Feld- Futter- Pferde- oder Saubohnen

S. 131.

S. 131, deren es wiederum drey Hauptarten giebt S. 132. Ihre Bestellung, Nutzen u. d. g. ist S. 132 — S. 140 beschrieben.

Borax, Boras, Borax, S. 209, ist ein Salz, welches in Ostindien aus gewissen Wassern durch die Evaporation bereitet wird, und in diesem Zustande vorher Borax heisset. Nachgehends wird er durch wiederholte Solution gereiniget und von den Holländern und Venetianern in dieser Gestalt geliefert. Schon vor Alters war er den arabischen Schriftstellern unter dem Nahmen Alexandrinisches Niter bekannt. Die Raffinirung des Borax ist lange ein Geheimniß geblieben, endlich aber doch bekannt worden, und wird hier S. 210 — S. 213. ausführlich beschrieben. Der Borax bestehet gröstentheils aus einem alcalischen Salz S. 214 und befördert am allerbesten den Fluß aller schwerflüßigen Cörper, sonderlich Metallen, bey deren Schmelzung er überdem noch verschiedene andere Vortheile zuwege bringt. Wenn man Tiegel, darinn die edlen Metalle geschmolzen werden, inwendig mit Borax reibt, so werden sie unterm Schmelzen ganz mit einer dünnen gläsernen Schaale überzogen, so daß das Metall hernach sehr sauber ausgegossen werden kan S. 215. Wenn man Gold mit Borax schmelzet, muß man Salpeter oder Salmiak dazu thun, um zu verhindern, daß das Gold nicht bleich werde. Bey dem Zusammenlöthen der Metalle ist er unentbehrlich S. 216. Von dem medicinischen Nutzen des Borax ist des Herrn Martini Naturlexicon nachzuschlagen. Die Alten hatten auch einen grünen Borax, den man aber jetzt nicht mehr findet. S. 217.

Braache, Braachfeld, Dreesch S. 303. Nachdem der Herr Verfasser zuerst den Begrif der Braache festgesetzt, und die mancherley Eintheilung der

der Felder in verschiedenen Ländern angeführet hat, so sagt er S. 305. „Ich werde hier kürzlich dar„thun, daß die zeitherige Beybehaltung der Braach„felder auf dem von Alters her so gewesenen Fuß, „dem Boden keine würkliche Ruhe und Stärkung „gebe„ sondern daß diese Meinung sich auf bloße „Vorurtheile gründe.„ S. 306. werden vier Ursachen und Absichten von der Beybehaltung der Braache angegeben und im folgenden näher betrachtet, davon die dritte in der Ordnung eigentlich nur den obigen Satz angehet, und folglich hätte hier eine andere Ordnung des Vortrags gewählet werden können. Von S. 309— S. 319 wird denn endlich die Ackerruhe widerlegt, und hat der Herr Verfasser aus den besten Schriftstellern die Gründe dawider gesammlet und beygebracht. S. 319 u. f. f. wird noch etwas von dem vortheilhaften Gebrauch der Braachen angemerket, davon das meiste bekannt ist und im Anbau der Küchengewächse und Hülsenfrüchte auf den Braachfeldern bestehet. S. 325 kommt die Würderung des Braachschlages beym Anschlag der Güter vor. Den Beschluß macht, wie gewöhnlich, ein Verzeichniß der Schriften, darinn von dieser Materie gehandelt wird.

Brand im Getreide. Uredo. S. 380. Der Unterschied zwischen diesem und dem so genannten Mutterkorn (clavus secalinus) wird angegeben, und unter dieser Rubrik nur von dem erstern gehandelt, das letztere aber bis dorthin versparet. Von dem erstern heißt es: „der Brand ist diejenige Krankheit „des Getreides, da ganze Aehren, ja zuweilen alle Aeh„ren, die auf einem Saatkorn auf verschiedenen Hal„men gewachsen, so wohl wenn sie noch in den Kappen „sind, als auch wenn sie schon aus selbigen hervorge„kommen, schwarze gleichsam ausgebrannte Körner ent„halten — die einen schwarzen Staub in sich schließen,

„und folglich gar nicht gebraucht werden können. „Alle Gattungen der Feldfrüchte, welche ihr Korn in „Aehren setzen, sind demselben unterworfen, — vor„nehmlich aber der Weitzen u. s. w.„ Wahr ist es leider, was der Herr B. S. 381 sagt: „Die geschicktes„ten Naturkündiger und Wirthschaftsverständige „haben nach vielen und beschwerlichen Untersuchun„gen über die eigentliche Ursache des Brandes im „Getreide bis jetzt noch nichts als Vermuthungen vor„gebracht, deren Wahrscheinlichkeit blos den Graden „nach verschieden ist.„ — Das Uebel ist so wichtig, daß es allemahl die Aufmerksamkeit des Naturforschers und des Oekonomen verdienet. Schon vor 2000 Jahren haben die Landwirthe unter den Griechen und Römern darüber geklaget, und dem allen ohnerachtet hat man noch kein souveraines Mittel dawider finden können. Unter der Menge von Meinungen über die Entstehungsart und den Ursachen des Brandes und denen dawider angegebenen Hülfsmitteln, welche der Herr Verfasser aus den besten ökonomischen und physikalischen Schriften beybringt, ist indessen wohl die wahrscheinlichste diejenige, welche S. 393. aus dem Hausvater des Herrn von Münchhausen angezogen wird, der nach den genauesten Untersuchungen und Beobachtungen mit den besten Vergrösserungsgläsern und einigen hundert angestellten Versuchen gefunden hat, daß der Brand in einer Menge unglaublich kleiner Insekten und ihren Eyerchen bestehe, welche mit dem Halmen in die Höhe wachsen, in den Saamenkörnern den feuchten Kern verzehren, und anstatt des Mehls den schwarzen Staub, welcher eine unendliche Menge Eyer ist, zurück lassen. Dahero das beste Mittel darwi der darinn bestehet, den Saatweitzen ein Jahr liegen zu lassen, während welcher Zeit die an selbigem befindlichen Eyerchen vertrocknen, und also das folgende

Jahr

Jahr bey der Aussäung desselben nicht mehr wie sonsten in der Erde auskriechen und die Pflanze anstecken können. Herr von Münchhausen hat auf diese Weise binnen 20 Jahren keinen Brand in seinem Weitzen gehabt, und die wiederholte Erfahrung des Recensenten und einiger seiner Bekannten bestättigen diesen Satz. Indessen werden doch noch mehrere Versuche in mehreren Gegenden erfordert, ehe dies Mittel souverain heissen kan. Muß man ja frischen Weitzen säen, so weiche man den Saamen in einer Lauge von Kalk und beygemischtem Kochsalze, so zerplatzen die Eyerchen augenblicklich, und die künftige Saat bleibt vom Brande befreyet. Die Einwendungen und Zweifel gegen diese thierische Beschaffenheit des Brandes im Getreide, welche Herr von Rohr in seinen ökon. Reliquien S. 27 — S. 129 anführet, wollen nicht viel sagen, so wahrscheinlich sie auch vorgestellet worden. Am Ende folgen noch bis S. 402 eine Menge Schriften und Abhandlungen, welche von diesem wichtigen Gegenstand der Landwirthschaft handeln, und deren Verzeichniß manchem Leser sehr angenehm seyn wird.

Brandtwein, S. 419—S. 505 ist noch ein sehr weitläuftiger Artickel, vortreflich ausgearbeitet und voller gründlichen Anmerkungen so wohl aus der Oekonomie als Physik, von dem wir gern ein mehreres hier anführen mögten, wenn wir Raum dazu hätten.

Brennen der Ackerfelder, S. 596—S. 614. und

Brodt, S. 718—S. 753 sind ebenfalls sehr gründlich, allein wir müssen abbrechen.

Die Titelkupfer in diesen beyden Bänden sind die zwar gut gestochenen aber schlecht getroffenen Bild-

niſſe des Cammerrath Wöllners zu Berlin und Professor Schrebers zu Leipzig.

V.

XV.

Johann Conrad Pfenninger, D. G. W. fünf Vorleſungen von der Liebe der Wahrheit. Von dem Einfluß des Herzens auf den Verſtand. Von fehlerhafter und richtiger Methode, die heilige Schrift zu ſtudiren. Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlein und Comp. 1774. 8. 215 Seiten.

Der Rec. hat ſie mit Nutzen und Wohlgefallen geleſen. Hier iſt der kurze Inhalt davon.

I. Aechte Wahrheitsliebe, die ſich durch keine Vorurtheile von irgend einer Art binden läßt, iſt freylich nicht jedermanns Ding. Mancher giebt ſie vor, und hat ſie doch nicht. Entweder der Kopf oder das Herz, und nicht ſelten beyde, ſind ſchon zuvor wider die Wahrheit eingenommen, ehe man an ihre Unterſuchung, die doch frey heiſſen ſoll, kömmt. — Mache dich von allen Vorurtheilen frey, iſt leicht geſagt, aber ſchwerer ausgeübt, als man glaubt; denn bey nahe einem jeden Vorurtheil ſteht ein anderes gegen über, welches man, ohne es gewahr zu werden, oft deſto ſchneller annimmt, je ſorgfältiger man jenem zu entkommen ſucht; und dann iſt auch allen Vorurtheilen wirklich etwas wahres beygemiſcht. Daraus ergeben ſich gewiſſe zu beobachtende Regeln der Behutſam-

samkeit. II. Die Liebe zur Wahrheit ist, in dem eigentlichen Sinn des Worts, eine Beschaffenheit des Herzens. — Dies sind ihre Empfindnisse in der Seele des Wahrheitsfreundes, — jenes ihre Wirkungen, ihre sichere und zweydeutige Kennzeichen. — Schönes Gemählde des Wahrheitsforschers! III. Der moralische Charakter hat einen großen Einfluß auf die Erkenntniß der Wahrheit. Der Verstand bequemet sich nach den Neigungen des Herzens. Die niedrigen Triebe, Sinnlichkeit und Trägheit schwächen die Lust zum Nachdenken und tödten sie zuletzt. Für sich allein würken sie Gleichgültigkeit gegen Wahrheit; mit andern übelthätigen Leidenschaften vereinigt, noch über dies Abneigung und Haß der Wahrheit, daß es auf mancherley Art schwer wird, sie zu erkennen und anzunehmen. — Daher hunderterley Trugschlüsse, — Eigennutz, Ehrgeitz, Stolz und andere Leidenschaften interessiren den Menschen entweder mittelbar für oder wider gewisse Sätze, ohne daß diese in einer eigentlichen Beziehung mit seinem Herzen stünden; oder unmittelbar für oder wider solche Sätze, an deren Wahrheit oder Falschheit an und für sich selbst seinen Neigungen viel gelegen ist. Jede verkehrte Neigung, Thorheit, Leidenschaft macht ihren Mann zum fertigen Sophisten. IV. Der gröste Schade davon ist der, daß man sich endlich eine Fertigkeit im Sophistisiren angewöhnt, wodurch denn der Wahrheitssinn, oder moralische Geschmack in verschiedenen Graden geschwächt und verdorben wird. Und wenn endlich Neigungen und Leidenschaften uns verleiten, die erkannte Wahrheit nicht in Uebung zu bringen, so kan vieles sehr Wichtiges, das sonst durch Erfahrungen erkannt worden wäre, unerkannt bleiben, und die Menschen können desto eher in Labyrinthen von Raisonnements ohne Erfahrung herumirren. — Kurze

Anwendung des bisherigen auf Jünglinge, die sich den Studien gewidmet haben, und auf den gegenwärtigen Zustand des denkenden Publikums. V. Wie soll man die Bibel lesen und ihren Inhalt erforschen? Gerade so, wie jedes andere Buch eines Verfassers. Bekanntermässen muß man, um dessen Sinn zu verstehen, nicht seinen Sinn, nicht seine Art über dieselben Sachen zu denken, nicht sein System hineinbringen. Kraft dieser ersten hermeneutischen Regel muß man eben so wenig in der Bibel finden wollen, was nicht darinn steht, als nicht darinn finden wollen, was doch darinn steht. Bey beyden Manieren verfehlt man ihren Sinn. — Verstöße neuerer Philosophen, die alles in der Bibel vernunftmäßig finden wollen, wider diese Regel. Wenn es gleich an dem ist, daß wahre Offenbarung und durch Vernunft richtig erkannte Wahrheit sich unmöglich widersprechen können, so heißt doch die heilige Schrift erklären was anders, „als nach der ehrenvollen Präsumtion, daß nichts ungereimtes in der „Bibel stehen könne, die Stellen so auslegen, daß „sie einen mit der Philosophie übereinstimmenden „Sinn erhalten.„ Gewisse Ausleger, um ihren philosophischen Ueberzeugungen die Bibel zu konformiren, mißbrauchen historische Sätze, die sie nicht in Harmonie mit ihren übrigen Kenntnissen bringen können, und machen Allegorien daraus; — die starken Bilder der morgenländischen Sprachart, welche sie nicht aller ihrer Stärke nehmen; den Zusammenhang und die besondere Absicht des Schriftstellers, da sie oft einen in der Absicht und in diesen Umständen gesagten Satz deshalb nicht für allgemein wollen gelten lassen, welches er dessen ohnerachtet doch seyn kan, es müßte denn aus anderweitigen hermeneutischen Gründen dargethan werden, daß er in seiner Anwendung auf einzelne

zelne Fälle nicht allgemein seyn könne — die Parallelstellen, indem sie nur die Stellen, deren deutlicher Sinn ganz harmonisch mit ihren philosophischen Begriffen ist, klar heissen, obgleich jede Stelle, in welcher der Sinn des Autors auffällt, sey er nun, was er wolle, hermeneutisch klar ist. — Wider diese Fehler und Mißbräuche an sich ganz richtiger hermeneutischen Regeln, ist kein anderes Mittel, als: Man lese die Bibel, so lange man sie untersuchend lieset, wie jedes andere Buch, setze von ihren Verfassern nicht mehr und nicht weniger voraus, als von jedem braven redlichen Schriftsteller — Schultheologie, kirchliche Confession, Philosophie, alles muß bey Seite gesetzt werden; denn eines, wie das andere, sind Hindernisse, den rechten Sinn der heiligen Schrift zu finden, weil sie dem Leser präoccupiren. Das philosophische Genie ist für den Interpreten gut, aber die systematische Philosophie taugt nicht. — Man lese mit dem steifen festen Entschluß der Unpartheylichkeit, den wahren Sinn zu finden, es komme heraus, was für einer wolle. — Und da ein jedes Buch seinen eigenen Geist hat, in dem es geschrieben ist, welcher gleichsam den Hauptschlüssel dazu abgiebt, so suche man durch öfteres cursorisches Lesen der Bibel ihren Geist erst herauszufinden, hernach kan man an das Detail ihrer Lehren kommen, und sehen, wo die häufigsten Stellen hinführen, sey es, wohin es wolle. — Die Bibel ist gröstentheils ein Geschichtbuch, das durch historische Erzählungen allerley Menschen über die Religion belehrt. Die meisten haben aber die Idee, es solle und müsse ein dogmatisches Lehrbuch seyn. Ihnen sind die dogmatischen Stücke das Wesentliche. Besser wäre es, man legte die historischen Stellen, die meistens von der gröstten hermeneutischen Evidenz sind, zur Erklärung der dogmatischen ähn-

lichen Innhalts zum Grunde, so würden diese von jenen Licht bekommen. — Der Bibelleser und Bibelausleger, der nicht hermeneutische Wahrheit und philosophische Richtigkeit nach seiner Einsicht mit einander verwechselt, muß sichs durchaus gleich seyn lassen, komme heraus, was wolle, wenn er nur den Sinn der Verfasser kennen lernt, — und ihm allein kann dieses nicht fehlen. Er muß die biblischen Bücher besser verstehn lernen, als jeder, der es anders macht. — „Aber sie könnten vielleicht am Ende nicht zu seiner Philosophie stimmen? Er könnte wol gar hie oder da etwas ungereimtes, etwas widersinniges herausbringen? Er könnte die Bibel vielleicht so antisophisch finden, daß er nicht wüßte, was er damit machen sollte?„ — Mags doch! so ist das eine ganz neue, mit dem ersten Lesen und Forschen, was in ihren Büchern der wahre Sinn der Verfasser sey, niemals zu vermischende Arbeit. — Indessen ist diese einzige richtige Art des Schriftstudiums so selten gebraucht. Noch immer wird Theologie und Philosophie studirt, ehe man an die simple Interpretation der h. Schriften kömmt, welche doch die möglichste Uneingenommenheit unnachlässig erforderte. Nicht Geistliche allein, sondern auch redliche Wahrheitliebende Weltleute sollten nach der beschriebenen Methode die Bibel lesen und studiren, da sie Dinge enthält, die allen Menschen wichtig sind.

Hr. Pfenninger gesteht S. 195 gern, daß er mit dem allen eigentlich nichts neues, nichts unbekanntes sage. Er hält es aber doch der Mühe werth, dergleichen höchst evidente und allgemein bekannte Sachen, die leicht vergessen werden, und, ohne daß man es merkt, unangewendet bleiben, den Leuten wieder ins Andenken zu bringen. Und darinn hat er Recht. Wer so, wie er, seine Gedanken über interessante Materien

terien mit so vieler Vernunft, Ordnung, Bescheidenheit und Wärme des Herzens, das ganz für die gute Sache der Wahrheit eingenommen ist, vorträgt, den werden andere vernünftige Leute auch gern reden hören. Durch die lebhafte Wendung und Einkleidung, die er dem Vortrage zu geben weiß, wird sein Buch doch eine neue unterhaltende und nützliche Lectur, besonders für junge Theologen, denen gewisse heilsame Lectionen nicht genug eingeschärft werden können. So ernsthaft und wie sichs zu der Würde der Sachen passet, männlich, wir auch sonst den ganzen Ton, in dem Hr. Pf. schreibt, gefunden haben, so scheint er doch da nicht am rechten Ort ins spashafte zu fallen, wo der V. S. 12 sagt: „Da es mir begegnen könnte, daß „ein Trupp Herren von einer gewissen galanten Secte „(die aber bald eine herrschende Kirche werden könnte) „gerade da vorbey kämen, einen Augenblick stille stünden, und wenn sie mich homuncionem so vieles von „der Liebe der Wahrheit schwatzen hörten, mit Pontius Pilatus die Nase rümpfen, und en passant „fragen möchten: Was ist Wahrheit? so gebe ich „solchen Herren, von was Namen, Herkommen, Gelehrsamkeit, Weltkenntniß und Frisur zur Antwort ꝛc.„ — Den Punkt, die hermeneutische Wahrheit der Bibel muß ohne Rücksicht auf Conformität mit unsern philosophischen Einsichten gesucht werden, betreffend, pflichtet der Rec. dem Hrn. V. in dem völlig bey, was er wider die Anhängigkeit an diesem oder jenem ältern oder neuern philosophischem System bey Auslegung der heil. Schrift einzuwenden hat, wodurch von je an viel verdorben worden. Die Propheten, Evangelisten und Apostel hatten zwar auch an ihren jüdischen Nationalmeinungen das ihrige, waren aber freylich keine Wolfianer, konnten also auch nicht als solche denken und schreiben.

Aber Geist der Philosophie, den der Verf. selbst, als vom System wohl unterschieden rühmt, philosophischer Wahrheitssinn, gesundes Wahrheitsgefühl, oder moralischer Geschmack, auf den Hr. Pf. in der vierten Vorles. so sehr dringt? Dieser wird uns doch sicherlich am leichtesten die hermeneutische Wahrheit finden helfen? Der größte Sprachgelehrte, dem dieser Geist fehlt, möchte zu allem in der Welt taugen, nur zum Bibelausleger nicht. — Dem Hrn. Probst Teller muß man, unpartheyisch erwogen, wohl zugestehen, daß er ihn in einem hohen Grade besitze. Daher hat mich der Vorwurf einigermaßen befremdet, den Hr. Pf. diesem Gelehrten macht, als habe er in seinem Wörterbuch des N. T. unter dem Artickel Satan und Besessene „offenbar die Regel von der „hermeneutischen Klarheit aus den Augen gesetzt, und „der modernen philosophischen Delicatesse ein „Opfer gebracht, das ihr nicht gebührte„ Recens. kann wenigstens in beyden Artickeln keine Spur von unzeitiger Philosophirsucht finden. Soll Hr. T. nicht, wie er thut, aus der Sprache der Ebräer erklären? Oder heißt das auch philosophiren? Wenn nicht gerade an dem Sprachgebrauch zunächst die hermeneutische Wahrheit hängt, woran hängt sie denn? Leugnet etwa Hr. T. oder ein anderer, daß die Juden leibliche Teufelsbesitzungen geglaubt haben? Mich dünkt, es sey alles die erweislichste historische Wahrheit, was er dort von den jüdischen Meinungen darüber, von deren Ursprung und dem Verfahren Christi dabey anführt. Er sagt ausdrücklich: „die Wahrheit der Geschichte erforderte, die Foderung der Wahnwitzigen, „als vom Teufel vorgebracht, zu beschreiben.„ Wörterb. Ausg. 1772, S. 42. Ist das der neuern Philosophie zu Gunsten gesprochen? Mit moderner und ohne moderne philosophische Delicatesse hätte Hr.

T.

T. doch nie das Gegentheil behaupten können. Hr. Pfenninger, „der sich zur Ehre des Teufels unter „Hrn. Gözens Fahne in den Krieg wider Alberti „um noch so viel Handgeld nicht möchte dingen las„sen, weint auch nicht, daß der jüdische Teufel wegpa„ralleliſirt worden.„ Nur der Weltweisheit zu Liebe hätte er nicht sollen wegparalleliſirt werden. Und mich dünkt, die Weltweisheit, die ihn in der Geschichte stehen läßt, wo und wie er da steht, war ganz unschuldig daran.

Darinn wären wir also mit Hrn. Pf. vollkommen einig, daß die Philosophie der Secte nichts bey Auslegung der heiligen Schrift zu thun habe, sie eben so wohl verderbe, als die Schultheologie nur immer kann. Aber wie wird es mit gewissen Erzählungen, mit gewissen Sätzen in der Bibel, die der Vernunft und Erfahrung geradezu widersprechen, wenn jene nicht Allegorie, diese nicht partikular, sondern allgemein zu nehmen sind? Z. B. mit der mosaischen Erzählung vom Sündenfall, die als Allegorie, als poetische Fabel betrachtet, den Ursprung des moralischen Böſen in der Welt in dem treffendsten Bilde darstellt, als buchstäblich zu nehmende Geschichte und Thatsache aber schlechterdings unglaublich wird? Mit der Verheiſſung Christi an seine Schüler: So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird er's euch geben, die, partikular genommen, nach der Geschichte bey den ersten Zeugen des Evangeliums in Erfüllung gieng, aber allgemein, auf alle Christen gedeutet, die tägliche Erfahrung wider sich hat? Wie wirds damit? fragen wir. — Komme heraus, was da wolle, sagt der V. mehr als einmal. Ob es vernünftiger Weise zu glauben, oder nicht zu glauben stehe; ob es die Kennzeichen der Wahrheit von Gott, oder der Unwahrheit und des Irrthums

von Menschen an sich habe, das bedarf einer andern Untersuchung, die für den Ausleger, als Ausleger, nicht gehört. Es sey so. Und diese von dem Geschäfte des Auslegers abzusonderade Untersuchung nun für sich allein angestellt, wo wird sie hinführen? Ich fürchte, auf unwidersprechliche Vernunft- und Erfahrungssätze, welche die heiligen Schriftsteller, wofern die und die Erzehlung nicht Allegorie, der und der Satz nicht partikular wäre, über gewisse Dinge um all' ihr Ansehn, um alle Glaubwürdigkeit bringen müßten. Denn daß, um bey den angeführten Beyspielen zu bleiben, eine Schlange Schlange seyn, und doch mit der Eva habe sprechen und disputiren, oder ein unsichtbarer Verführer durch die Schlange mit dem Weibe habe reden können; daß Gott in Eden herabgestiegen sey, den versteckten Adam aufgesucht, auch zuletzt gefunden, und auf das Gespräch, welches ihm Moses in den Mund legt, sich mit ihm eingelassen habe, sind doch hier unmögliche Dinge. Und daß alle wahre Christen aller Zeiten auf ihr Gebet die Kraft Wunder zu thun von Gott erlangen können, wird durch die Erfahrung widerlegt. Ich dächte, die biblischen Verf. hätten allen ihren verständigen Lesern und Auslegern von der ganzen Nachwelt zugetrauet, sie würden aus der Natur der Sache mit der Erfahrung verglichen, von selbst begreifen, welche Sätze in ihren Schriften allgemein, oder nicht allgemein wären; ob sie würkliche Begebenheiten erzehlten, oder moralische Wahrheiten nach morgenländischer Art in poetische Fictionen und allegorisirte Geschichte einkleideten. Der gesunde, durch Seckenphilosophie weder erkrankte noch geschwächte Wahrheitssinn wird auch hier einen jeden die heiligen Schriftsteller verstehen lehren. Wenn es für ihre Leser und Ausleger nicht Regel seyn soll, gleich vom Anfang auf diesen Unterschied

schied zu merken, was soll denn Regel seyn? — Ja, sagt Hr. Pf., die Regel an sich ist nicht zu verwerfen, aber die Mißbräuche damit taugen nicht. „Die Manier bey historischen Sätzen oder ganzen Erzählungen, die man nicht mit seinen übrigen Kenntnissen „in Harmonie bringen kann, sich damit zu helfen, daß „man Allegorie daraus macht; ist doch offenbar fehlerhaft, und giebt den Gegnern der Offenbarung das „Recht in die Hände, in die Faust zu lachen, und zu „denken, und bey Gelegenheit auch laut zu sagen, daß „man auf die Weise aus jedem Buche machen könnte, „was man wollte." Ein seltsames Beyspiel hievon ist „das Eden, das Ao. 1772 herausgekommen ist." Dieses Buch, dessen Vertheidigung im Ganzen ich nie über mich nehmen werde, geht mich hier nicht an. Aber wenn die Vorgänge in Eden, wie sie Moses beschreibt, nicht Allegorie, sondern buchstäblich wahre Geschichte sind, so möchte ich wohl belehrt seyn, ob und wie Hr. Pf. sie mit seinen übrigen Kenntnissen, die ich als auf ungezweifelten Wahrheitsgründen beruhend voraussetze, leichter, als ein anderer, in Harmonie zu bringen wisse. Weiß er es nicht, und ist an dieser Harmonie auch nichts gelegen, so wird es seine Sache seyn, den Gegnern der Offenbarung das laute Lachen über Mosen zu verwehren, und den heiligen Geschichtschreiber, überall vom Dichter getrennt, bey Ehren zu erhalten. Längere oder kürzere Abschnitte in den biblischen Büchern, auch Geschichtbüchern, die augenscheinlich das Gepräge der Dichtkunst und allegorischen Parabel haben, darnach erklären und auslegen, heißt deßwegen noch nicht aus diesen Büchern machen, was man will. Ließ sie mir Verstand, spreche ich Hrn. Pf. nach. Hast du Wahrheitssinn, er wirds dich sicherlich lehren, wofür du sie zu nehmen hast, und wie sie zu verstehen sind.

Wir

Wir möchten uns gern noch über einige andere Punkte mit Hrn. Pf. unterhalten, zum Beweise, daß wir sein lesenswerthes Buch auch selbst mit Aufmerksamkeit gelesen haben. Wir müssen aber hier abbrechen. Nur das eine wollen wir noch anmerken: Die Gedanken, welche der V. S. 203 folg. von der Absicht der Bibel, durch Geschichte auf eine faßliche Art allerley Menschen zu belehren, worüber man aber gemeiniglich wegsieht, weil man sie hauptsächlich als ein dogmatisches Lehrbuch betrachtet, beyläufig hinwirft, verdienten eine weitere Ausführung, wobey die Regeln der Behutsamkeit, wenn man auf Geschichte Dogmen bauen will, wohl genau bestimmt werden müßten. — Ob die Art der Bibellesung, welche Hr. Pf. vorschlägt, je allgemein bey uns werden möchte, steht mehr zu wünschen, als zu hoffen. So viel ist gewiß, wenn die h. Schrift so gelesen würde, so würde man mit dem wahren Geist der christlichen Religion, mit dem Hauptzweck, wohin am Ende der ganze wohlthätige Unterricht der Schrift abziele, bald bekannter werden. Alles, was die Besserung und Seelenruhe der Menschen für dieses und das zukünftige Leben sicher gründet, würde sich, wegen seiner ausnehmend einleuchtenden Klarheit, als göttliche Wahrheit an jedem redlichen Gemüthe rechtfertigen. Und was von den dunkleren, schwerer zu fassenden Sachen in der Bibel, die man nach den Worten nehmen soll, wie sie da geschrieben stehen, worüber aber von je an so viel Streitens gewesen ist, und niemals alle gleicher Meinung seyn werden, zu halten sey, davon würde sich das Resultat aus den besondern Untersuchungen, die Hr. Pf. darüber angestellt haben will, dann auch schon mit der Zeit von selbst ergeben. Das Dogma von der Inspiration möchte wol sehr dabey leiden.

XVI.

Epiſtolarum ab eruditis viris ad Alb. Hallerum ſcriptarum, Vol. III. epiſtolæ ab a. 1749-1755. Bern. ſoc. typogr. 1774.

Mekel theilt ſeinem ehemaligen Lehrer ſeine anatomiſchen Bemerkungen vom Urſprung des Intercoſtalnervens, von den Geſichtsnerven, und manchen anatomiſchen Seltenheiten mit. Ein epileptiſcher Jüngling empfand nach dem Zufalle Linderung, wenn er das Haupt vorüber ſenkte. Bey der Leichenöffnung fand Ludwig das Adergeflechte voll Waſſerblaſen, und Waſſer gieng aus den vordern Hirnhöhlen durch den Trichter, der aber mehr löcherig und ſchwammig, als von weiter Höhle war, zur Schleimdrüſe herab. Schobinger erhebt des alten Frieds große Verdienſte, wie auch andre Halleriſche Zuhörer gethan. Wie ſelten nöthig er die Zange fand, S. 18. Deſto weniger ſind ſie mit le Riche zufrieden, der den Thränenſack nicht zu öffnen wußte. Ueber Lieberkühn, Eller und Buddeus kommen S. 27. 35. Anmerkungen vor, die wol nicht geſchrieben ſind, um gedruckt zu werden. Auch bittet Mekel darum. Hilmer hat le Drans Frau glücklich operirt, da die franzöſiſchen Oculiſten dem Fehler nichts anhaben konnten. In Paris waren die Aerzte mit Senacs Betragen gegen den H. v. H. nicht zufrieden: ſagten aber nichts, weil ſie fürchteten, S. würde erſter Leibarzt werden, wie er auch ward. Den la Mettrie hat der Marſchall von Sachſen ſehr hart von ſich gewieſen, als einen Menſchen, der ehe des Zuchthauſes, als einer Belohnung werth wäre. Gmelin giebt von den Sachſiſchen Kräuterabbildungen auf Holz

Nach-

Nachricht, die noch nicht herausgegeben sind. J. B. Böhmer hat von der Krappwurzel selbst die Zähne und die Galle eines Schweins geröthet gefunden. Gegen die nach einer hitzigen Krankheit und vielem Blutlassen nachgebliebne Schwäche bey dem H. v. H. räth Mekel bittere Extracte, und Gärtner äussere stärkende Umschläge und das Gürten des Unterleibes. Schobinger sahe eine wahre Leberentzündung ohne Gelbsucht; welches Boerhave leugnete; Brendel aber behauptete. Kessel war doch nicht der eigentliche Verfasser der Neumannischen Chymie, sondern ein Prof. in Halle. Ludwig ist mit der Dictatur unzufrieden, deren Linne sich anmaßt, und bemerkt, daß viel Spieleides und Abartiges im Geschlechte der Pflanzen sich finde. Mekel fand eine so kleine Aorta, daß sie kaum den dritten Theil des Diameters der Lungenschlagader betrug: desto mehr erweitert über diesem Widerstande war das Herz. Mit Mißvergnügen vermissen wir hier die beygelegte Krankengeschichte, und finden nur nachher einen zitternden Puls angeführt. Bey einem andern, der an den Pocken starb, und bey dem innerlich keine Pocken zu sehen waren, wie H. Mekel auch nie gesehen, war die rechte Herzkammer sehr weit und schlaff; die linke aber sehr derbe. Ein ausbleibender Puls, viel Angst, und auf mäßige Bewegung Ohnmachten waren die vorhergehenden Zufälle. Elsner in Berlin hielt sich für den gelehrtesten Mann von Europa. Schreiber, von dem noch oft unzufriedne Briefe vorkommen, warf nach einer Lungenkrankheit eine Menge in Aeste gebildeten Schleims aus, den er für die innere Haut der Luftröhre hält. (Der Schleim hatte wol die Gestalt angenommen.) Geßner von zwo zusammengewachsenen Leibesfrüchten. Schreiber von dem Werkzeugen des Hustens, warum einige Thiere gar nicht husten.

ſten. Ob die Hunde huſten, zweifelt er. Von Pferden und Schaafen iſts gewiß. (Auch von Hunden.) Er glaubt aus einigen ſehr ſpeciellen Fällen, daß die Scheitel eine beſondre Mitleidenſchaft mit der Bruſt habe, die einen Huſten erregen könne. Er meint, die beſänftigenden Bruſtmittel, wenn ſie langſam verſchluckt würden, ſchlichen ſich unvermerkt längs der Luftröhre in die Lungen hinab, wie des Hippokrates ſchwarze Flüſſigkeit den Schleim der Luftröhre gefärbt hätte. Mekel ſahe einen Leichnam, in dem die linke Niere völlig fehlte. Sauvages hat geſehen, daß der elektriſche Schlag ſelbſt in einer allgemeinen Waſſergeſchwulſt (leucophlegmatia) von großem Nutzen geweſen. Eine Diebsrotte in der Languedoc gab den Reiſenden Wein, der auf Strammonienſaamen angeſetzt worden war, und plünderte die Schlaftrunkenen dann mit guter Weile. Die Elenden erwachten aus einem langen Schlummer, tanzten und raſeten von den anmuthigſten Träumen. Auribillius erzählt manches aus Ferreins Vorleſungen. Sehr hoch ſchlug derſelbe ſeine Erfindung der weiſſen Schlagadern an, die er im Auge, möglich auch in der Mutter, vornemlich aber in der äuſſern Subſtanz der Nieren und in den Gallen entdeckt zu haben glaubte. Ruyſchens Verdienſte ſchätzte er ſo hoch nicht, als des Malpighi, obgleich dieſer oft Drüſen geſehn hatte, wo keine waren. Ueber den innern Bau der Leber und der Milz geſtand F. ſeine Unwiſſenheit. Der würdige Ludwig giebt S. 151. u. 52 allen zu arbeitſamen Gelehrten vortreffliche Räthe. Mekel hat einen Leichnam geſehen, in dem das Herz mit ſeinem Beutel nach einer Entzündung in eine wahre Eiterung übergegangen war. Ein andermal ſah er die Eingeweide des Unterleibes bey Wöchnerinnen mit dickem Eiter überzogen. Mit Unwillen lieſt man die rohe Zergliederung

einer doppelten am Unterleibe zusammengewachsenen Mißgeburt zu Wetzlar. Auch H. Zinn sendet seinem ehemaligen Lehrer anatomische und botanische Bemerkungen. Das thut auch Oeder, der Pflanzen um Schleswig und Thoren beschreibt. Zinn fand bey einer 55jährigen Frau die Klappen der Schlagadern des Herzens verknorpelt. Die Eyerstöcke waren voll jauchiger Blasen, und Eine besonders war voll von Blut und verdicktem Eiter. Derselbe sah einen auf eine Spanne langen Vorfall des Afters, an dem er noch die wurmförmige Bewegung wahrnahm. Von Lieberkühns Beobachtungen erhält man S. 188 u. 196 keinen sonderlichen Begriff. Einmal soll er behauptet haben, er unterstünde sich, aus dem männlichen Saamen, mit Hülfe einer feuchten Wärme, einen Menschen zu machen. Man weiß, wozu dieß Gelegenheit gegeben. Geßner beschreibt eine Viehseuche, bey der die Milz sehr groß war, und die, so das Vieh öffneten, mit bösartigen Blattern behaftet wurden, die leicht in den Brand übergiengen. Schreiber bekennt doch aufrichtig den wenigen Nutzen, den die Kunst von mathematischen und anatomischen Subtilitäten habe. Ramspeck hatte die Paloria bey Basel gefunden. La Mettrie trug kein Bedenken, zu bekennen, seine Schmähschrift gegen den H. v. H. sey aus Erdichtungen zusammen gesetzt, und als Maupertuis ihm sagte: in Frankreich würden die Galeeren sein Lohn seyn, antwortete er: er freue sich, daß er nicht in Frankreich sey, und daß man bey Berlin keine Galeeren habe. Edel wars vom H. v. H., daß er den Calumnianten verachtete. Der wahre Verfasser des homme machine ist sonst nicht la Mettrie, sondern ein noch lebender S*, dessen Name verschwiegen wird: So heißt es einmal: aber wiederholt wird doch nachher bestättigt, daß de la Mettrie es sey. Sigwart

ward

ward in Tübingen zum Prof. der Anatomie ernannt, mit dem Befehle, ſich erſt ein Jahr lang in Paris und anderwärts der Anatomie zu befleißigen. Albrecht berichtet einen ſonderbaren Fall. An der rechten Seite des Schedels entſtand ein Geſchwulſt, der nach und nach ſo groß ward, daß er bis an die Schulter reichte. Das rechte Schedelbein war aus ſeinen Verbindungen gewichen, und lag frey und los; das Hirn war vereitert und der Menſch an einem zehrenden Fieber geſtorben, ohne daß er je unſinnig oder nur irre geweſen wäre. Oeder wollte, als er nach Kopenhagen gieng, Zinn nach Schleswig ziehen; aber der Vater deſſelben wollte es nicht zugeben. Springsfeld nahm Hambergers Partie wegen der Luft in der Bruſthöhle aus ziemlich ſeichten Gründen. Da Maupertuis den ſchlechten Charakter des de la Mettrie ins Licht ſetzen wollte, ſo mußte gegentheils auf hohen Befehl dem la Mettrie eine Lobrede gehalten werden. Maupertuis hätte nach Mekels Meinung unſchwer gerettet werden können; aber er dünkte ſich ſelbſt zu weiſe, und ließ ſich ſo oft Blut nehmen, daß er für Schwäche weder reden noch gehen konnte. Eine Reiſe in ſein Vaterland gab ihm noch einige Kräfte wieder. Geßner ſah einen Stengel vom gemeinen Wieſenranunkel, aus dem auch Stiele mit wahren Bellisblüten ſproßten. Jederman bezweifelte die Erſcheinung: aber der Augenſchein überzeugte ſie, ſelbſt den H. v. Haller. Schreiber will nicht zugeben, daß das neue Syſtem der Reitzbarkeit und Empfindlichkeit erſt in Göttingen jung worden ſey. Es hätten ſchon Cowper, Cheſelden und Robinſon die Unempfindlichkeit der Sehnen und der Beinhaut gelehrt. Gerne wollte er auch wiſſen, wie Leute, die lange nach der Geburt haben hören und reden können, auf einmal und zugleich taub und ſtumm werden kön-

nen. Eine von mehrern Ursachen, glaubt er, sey der Druck des achten Nervenpaares, zumal da Muralto angemerkt, daß ein Hund nach demselben taub geworden sey. Und Littre bezeugt, ein Jüngling, dem man die Kehle scharf gedrückt, sey davon taub und stumm geworden. Vom schlechten Zustande der Anatomie in Straßburg unter Eisenmanns Professorate. Der Prosector daselbst demonstrirte Mekeln den Bogen der Aorta. Es geschah dieß 1752. Fried und Spielmann werden gerühmt, auch Pouteau. In Paris trieb man die Anatomie damals ziemlich nachlässig. Den jüngern Pallas, der ein bösartig Fieber hatte, hätte man in Paris beynahe mit Blutlassen, Brech- und Purgiermitteln getödtet. Petit wird gerühmt, und selbst in der Geburtshülfe dem Levret vorgezogen, obgleich dieser viel Geräusch machte. Dadurch und durch seine Vielversprecherey beschneußte er die jungen Leute, und ließ sich gewaltig bezahlen. Eben solch Geräusch und viel Geschwätz mißfiel Mekeln in der Akad. der Wissenschaften. Der schlechte Zustand der Hospitäler in Paris. Viel besser gefielen Mekeln die englischen Gelehrten. Hunters Willigkeit mitzutheilen und seine Präparata werden gerühmt, und besonders die durchsichtig gemachten Knochen. Damals (1752.) arbeitete er schon an den Abbildungen der Bärmutter. Unter den Wundärzten lobt er Sharp und Hawkins, letztern namentlich im Steinschnitt. Vom Mylius urtheilte Ludwig schon im voraus, daß er nichts rechts zu Stande bringen würde. Des großen Albinus Präparate rühmt Meckel, merkt aber an, daß er manches allein zu haben glaube, was man anderwärts genug antrifft. Auch fehlten ihm viele, die bey andern nicht selten waren. Auch fand er den Vortrag desselben in der Physiologie nicht sehr überzeugend. Es waren im ganzen

Win-

Winter nur zween Leichname, die vom jüngern Albinus, und noch dazu ziemlich obenhin demonſtrirt wurden. Auch war das anatomiſche Weſen in Amſterdam ſehr in Verfall. Roellius war eigentlich ein anatomiſcher Handelsmann. Triller ermahnt den H. v. H., durch zu viel Studiren ſeinen Körper nicht zu ſchwächen, ut nec gaudere poſſis, quod ſane miſerum: nec gaudere velis, quod tanto miſerius. Mekel ſah im Magen ein Geſchwür, deſſen Oefnung durch das angewachſene Netz geſchloſſen war; eine Lunge ganz verzehrt und die andre ganz unverletzt. Ramſpeck beſchreibt eine Peloria, die ganz von der Linnäiſchen abgeht. Bey den Rathfragen über Krankheiten hätten wir des H. v. Haller Gedanken ſehr gewünſcht. Einem werden darüber mehrere Krankheitsgeſchichten, ſelbſt die von Ahasverus, viel weniger nützlich. Bernard beſchreibt erſt die Zufälle und nachwärts die Leichenöfnung eines Mannes, der durch eine Schwierigkeit zu ſchlingen abgezehrt ward. Das Getränk floß eine gute Strecke den Schlund hinab; dann aber mußte es wieder heraus. Er hatte ehedem viel geiſtige Getränke zu ſich genommen, und war mit einer Bruſtentzündung behaftet geweſen. Bey der Leichenöfnung fand ſich in der linken Lunge, da, wo ſie den Schlund berührt, ein großer Eitzſack, der die Gegend drückte. Der obere Magenmund war verhärtet, geſchwollen, ſo daß ſein Umkreis ein Paar Fingerbreit Dicke hatte, im Lichten aber ſo verengert, daß kaum die Spitze des kleinſten Fingers hineingebracht werden konnte. Der Magen ſelbſt war zwiſchen ſeiner äuſſern und innern Haut verknorpelt. Miclol. Flemyng theilt dem H. v. H. fleißig phyſiologiſche u. a. Hypotheſen und Klagen über ſeine Londner Neider mit. Mekel meint, den hohen Grad von ſchiefer Lage, den Röderer der Bärmutter beylegt, habe er dem

Thraß in der Hebammenkunst, dem L* zugeglaubt. Voltairs wurde zu Frankfurt am Mayn angehalten, und muste wieder herausgeben, was er wider Willen des Königs mitgenommen hatte. Die merkwürdigen Versuche mit der Haut eines Mohren hat Hr. Meckel nachher umständlicher beschrieben. Winter nahm die Reitzbarkeit in Krankheiten so unumschränkt an, daß er seine Kranken fast alle deßhalb purgirte: der jüngere Albinus widersprach ihr, ohne eigne Versuche gemacht zu haben: der ältre Albinus nahm sie in seinen Vorlesungen an: aber unter dem Namen eines bewegenden Principii, und ohne den Herrn von Haller einmal zu nennen. Er las nie eine vollständige Physiologie, und schlug den Ruf nach Göttingen aus. Viel höher schätzt von Braun des Gaubius Vorlesungen. Zinn beschreibt die nach ihm vom Linné benannte Zinnia. Geßner giebt von seinem botanischen Werke Nachricht, das wir wirklich zu erhalten, jetzt einige Hofnung haben. Im Großen folgte er dem Linné: verband aber doch die natürlichen Classen, die durch die künstliche Methode zu weit getrennt wurden. Fast wurden ihm aber die großen Kosten zu schwer. Auch waren für ihn die oftmaligen Veränderungen des Linné unangenehm. Zinn beschreibt den herrschenden Charakter der Göttingischen Gelehrten nicht zu derselben Vortheile. Ueberhaupt schreibt der würdige Mann an seinen Lehrer für den Druck zu offenherzig, auch herrscht beständig der Klageton. Von der Anatomie konnte er zum Behuf seines bekannten Werkes nur mit Noth ein ausgerissenes Auge erhalten, und oft war es schon angefault. Commerson merkt an, Artedi habe viele Fische nach mangelhaften Beschreibungen andrer beschrieben und geordnet. Hahn berichtet den Ursprung der Harlemer Societät. Sehr angenehm liest sich Ramspecks Beschrei-

schreibung von Leiden. Schobinger erzählt die Leichenöfnung eines Mannes, der lange an erstaunlichen Leibsschmerzen gelitten. Magen und Milz waren ganz faul und mürbe; im Magen ein groſses Loch, und die verfaulten Speisen füllten die Höhlung des Unterleibes. Viele Briefe handeln von der damals bezweifelten Reizbarkeit. Wachendorfs bisher unterdrückter Brief gegen Albinus über die membranam pupillarem kommt auch vor. Des Morgagni Briefe enthalten fast nur Bücheraufträge und Trillers Complimente oder Beschwerden. Doch wir haben genug gesagt, um auf die Wichtigkeit dieser Sammlung aufmerksam zu machen.

Va.

XVII.

Epistolarum ab eruditis viris ad Alb. Hallerum scriptarum Pars I. Latinae. Vol. IV. Bernae, soc. typogr. 1774. pag. 352. 8.

Sie gehen von 1756 bis 1760. Ludwig fand ohne Spur der geilen Seuche die Knochen einer buckligen Frau weich und brüchig. Aus den häufigen Nerven erklärte er die groſsen Schmerzen in der zweyten Art der Panaritien: aber er wuste nicht, wie er die Schmerzen in der dritten Art, die nach der Lage der Sehnen sich verbreiten, erklären sollte. Ramspeck sah in Leiden die äussere Fläche des Herzens in einem Leichname vereitert; auch einen unbekannten Brustmuskel, der von den Knorpeln der 6ten 5ten und 4ten Ribbe aus sich mit dem groſsen Brustmuskel und dem schiefen Bauchmuskel vermischte,

und dessen Sehne, nachdem er über die übrigen Knorpeln weggelaufen war, sich in die Sehne der Sternomastoideus verlohr. Gaubius hatte ihm gesagt, Albinus möchte wohl die das Auge verschliessende Haut bey Neugebohrnen gesehen haben: habe sie aber wohl für widernatürlich gehalten und derselben nie erwähnt. Bassani hat gegen des Laghi Meinung beobachtet, daß von den Nerven keine Zweige in die Sehnen selbst, sondern nur in die Scheiden und Bedeckungen derselben laufen. Ueber die Hallerische Reizbarkeit und Empfindlichkeit kommen in diesem Theile viele Beobachtungen und Streitigkeiten vor, die wir weniger berühren werden, da sie in den bekannten Werken eigens aufgeführt und aus einander gesetzt sind. Caldani, Bassani, Tosetti, Palliani, Benet, Fel. Fontana, Vivenzi, Laghi selbst, auch Jac. Plancus u. a. besonders Italiener beschäftigen sich hauptsächlich damit. Daß eine ertränkte Ente durch einen elektrischen Schlag, auf die Herzgegend angebracht, wieder belebt ward, gelang das erstemal dem Dan. Bernoulli zu Basel, aber nachher nicht wieder. Steph. Jo. Pet. Houssет theilt dem H. v. H. einige medicinische und anatomische Anmerkungen seines Großvaters Steph. Houssет mit, die von ungleichem Werthe und bey schlechtem Latein noch dazu oft unverständlich abgefasset sind. Er hatte bey einer Frauen, die mit Husten fieberte, den Husten gemildert: aber das Fieber dauerte fort, und ausser einer verstopften Leber fand er Verhärtungen (tubercula) in den Lungen, die er dem Fieber zur Last legt. Nach einer hartnäckigen Kolick fand man den hintern Theil des Magens geschworen und durchlöchert, so daß alles in den Bauch ausgeflossen war. Aber was soll man aus solchen Observationen lernen? Hr. Klärich hat einmal alle Gelehrte gebeten, ihm alles, was Blindgebohrne

gehohrne geräumt hätten, zu berichten. Ein artiger Gedanke! Wir wünſchten, H. Klärich wäre in ſeinem Anſuchen glücklich geweſen. H. v. H. hatte gegen Benet behauptet, die Muſkelfaſer könnte ohne Einfluß der Nerven ſich zuſammenziehen, weil, nachdem der Nerve gebunden, die Bewegung, die doch bleibt, aufhören müſte, da doch die Empfindung, die weniger Nervenkraft erfordert, aufhöret; auch die Polypen, die nichts dem Hirn und Nerven ähnliches beſäßen, doch eine feinere Reizbarkeit beſäßen, weil ſie in ihren Armen ein Gefühl von Licht hätten. Benet antwortet: wenn der Nerve gebunden iſt: ſo hört zwar die willkührliche Bewegung des Theils auf; aber die Nervenkraft bleibt doch, weil der unter dem Bande gereizte Nerve eben dieſelben Bewegungen hervor bringt, als ob er eine freye Gemeinſchaft mit dem Hirne hätte. Auch pflanzt ſich von dieſen Bewegungen des unterm Bande gereizten Nervens keine Empfindung bis zum Hirne hinauf. Der Brief iſt überhaupt merkwürdig, da ein anderer Gelehrter, der hiervon nichts gewuſt haben kan, ähnliche Beweiſe gebraucht hat, das bekannte Syſtem einzuſchränken oder abzuändern. Vivenzi fand nach dem Mohnſafte die Därme ohne die wurmförmige Bewegung, obwohl ſie reizbar waren, wenn man ſie mit dem Meſſer berührte. Auch waren die Blutgefäße der Därme, des Gekröſes und des Hirns ſtark angelaufen. Fontana hat es vielfältig bey Schildkröten geſehen, daß im Zuſammenziehen das Herz ſich verkürze. Auch ſahe er, daß die rechte Kammer und Vorkammer des Herzens beym Eintritte des Bluts ſich ſchwärzte; die linke dagegen hellroth ward. Mieg fand die Blutkügelchen bey verſchiedenen Thieren von verſchiedener Geſtalt. Auch Palliani beobachtete auf die Reizung der innern und äuſſern Fläche der Luftröhre bey Hun-

den keinen Husten. Caldani behauptet nach wiederholten Beobachtungen, ein Blatt des Bauchfells laufe auswärts über die Nieren weg und bedecke sie. Mieg schickt ein Verzeichniß der Pflanzen, die er auf den Belchen gefunden. Vivenzi fand, daß in bösartigen Pocken zu Nola der Campher von großem Nutzen war. Von der Einimpfung kommt Miegs Bericht vor und des jungen selbst inoculirten Bernoulli Rede. Nicht eher, als bis das Messer zum Anfange des verlängerten Marks im Hirne gelangte, ward das Thier mit Zuckungen behaftet. H. Mieg gesteht doch selbst, die Versuche wären noch nicht mit genugsamer Genauigkeit angestellt. Vivenzi hat bemerkt, daß von den Ausdünstungen des Vesuv heftige Brustentzündungen entstanden seyn, die auf das Blasen der Winde von der See her nachließen. Auch musten diesen und ähnlichen Reizungen der Lungen blos Dämpfe, erweichende Bähungen und Getränke entgegen gesetzt werden. Geßner, der pohlnische Leibarzt, sah bey einem neugebohrnen Kinde die Lungenpulsader in die Aorta gehen und nur einen kleinen Zweig davon in die Lunge. Fontana beweist aus Versuchen, daß der Igenring für sich nicht reizbar sey. Cap de Villa bt von des Solano Leben Nachricht, und Geßner, Chorherr, von den Ursachen der Verschiedenheit es Wärmemaaßes. Caldani konnte den Malpighiien Bau der Leber nicht entdecken. Er gesteht, die Franzosen und Italiener wären in der Kunst einzuprützen noch weit zurück. De Turre hat mit vieler Sorgfalt entdeckt, daß die Blutkügelchen aus kleinen häutigen Säcken bestehen, die elastisch sind und durch den Druck eine andere Gestalt annehmen. De la Chanal, der viel botanische Anmerkungen mittheilt, hat auch bey der Leichenöfnung eines am Stein verstorbenen Knaben eine doppelte Urinblase gesehen,

eine,

eine, in der der Stein lag (wenns nicht eine Erweiterung der Harngänge geweſen iſt), und die zwote unterwärts, in die die beyden Harngänge deutlich eintraten. Eine merkwürdige Geſchichte eines inwendigen Waſſerkopfs an einem achtjährigen Knaben mit der Leichenöfnung vom jüngern Verdot. Morgagni wollte über die Halleriſche Empfindlichkeit und Reizbarkeit keine Partey nehmen, ſchien ihr aber nicht ſehr geneigt: dies ſchreibt Caldani. Morgagni eigne Briefe ſind faſt blos Aufträge. Haller, der Sohn, ſchreibt einige mal aus Paris, wie außerordentlich man da ſeinen Vater bewundre. Ein gewiſſer Eli zu Paris heilte Taube dadurch, daß er ihnen das Pauckenfell ausſchnitt und ein anderes wieder einſetzte. Merkwürdig iſt die Geſchichte einer convulſiviſchen Patientin, die Mieg curirte. Er bemerkte unter andern an derſelben, daß die Gichter, ſo bald man ihr einen Magneten in die Hand gab, nachließen; ſo bald man ihn aber wegnahm, in ihrer vollen Stärke wieder ausbrachen. Dies geſchah im Jahr 1760. In der Vorrede zu dieſem IV. Theile ſcheint H. v. Haller doch ſelbſt Bernards Anzeige, daß la Mettrie nicht Verf. des homme machine ſey, Glauben zuzuſtellen. Er entſchuldigt ſich, daß er Zinns Briefe nicht ganz und gar unterdrückt habe. Trillers Briefe ſind gedruckt, damit man ſehe, wie er vom H. v. H. ehemals anders, als jetzo gedacht. Auch entſchuldiget er ſich über Ahasverus Krankengeſchichte, Wachendorfs Brief, den Albinus ſo übel empfunden, u. ſ. w.

Va.

XVIII.

Systematische Einleitung in die neuere aus ihren eigenthümlichen ökonomischen Gründen hergeleitete Forstwissenschaft von D. Johann Gottlieb Gleditsch. Zweyter Band. 8. Berlin. 1775. 2 Alphabet 16 Bogen.

Die Recension des ersten Bandes dieses vortrefflichen Werks ist B. 26. St. 1. S. 28. dieser Bibliothek befindlich, wo wir den Beschluß mit der Pappel Nro. 38 gemacht haben. Es folgt nun in der Fortsetzung des funfzehnten Buchs das 89. Capitel.

Nro. 38 — Nro. 51. von den Weiden. S. 689. deren zwölf Gattungen hier angegeben werden. So richtig zwar die Bestimmung des ganzen Weidengeschlechts immer seyn mag, so schwer hält es doch, die darunter gehörigen Gattungen alle richtig anzugeben. Linnäus zählet deren ein und dreyßig S. 696. Bey der Pflanzung der Setzlinge verwirft der Herr V. mit Recht das Pfahleisen und will sie in ordentliche Baumlöcher oder Gräben gesetzt wissen. S. 705. Die Rinde der weisen Weide in kupfernen Gefäßen gekocht, giebt der Seide und Wolle eine blutrothe Farbe S. 711 und die Rinde der Bruchweide hat der Herr V. schon seit 17 Jahren an Bestandtheilen und Eigenschaften vor der Quassia und selbst der bekannten Fieberrinde vorzüglich gefunden S. 712. Wir können hier nicht unangemerkt lassen, daß der große Preußische Generalchirurgus Theden eben die Bemerkung gemacht, und solche seit geraumer Zeit schon neben und anstatt der Chinarinde mit dem besten Erfolg angewendet hat.

Warum

Warum thun dies nicht alle unsere Aerzte? so bliebe viel Geld im Lande und der Oekönom hätte Gelegenheit, Spekulation auf neuem Gewinn zu machen. Die Lorbeerweide, salix non auriculata des Commelins S. 715. giebt die feinste Baumwolle in Menge, und ist in Vermischung mit der Macedonischen bereits genugsam versucht, tüchtig zu allerhand Zeugen und nur aus Vorurtheil bisher nicht häufiger genutzet worden. Leider hat der Herr Verf. nicht Unrecht, wenn er S. 717 behauptet, daß die Deutschen von dem Werth und Nutzen dieses vaterländischen Products nicht ehender unterrichtet und überzeugt werden würden, als bis man in Paris eine Fabrike davon hätte. Die Fischerweide oder Elbweide S. 720. ist von sehr ausgebreiteter Nutzbarkeit, und verdienet einen stärkern Anbau, als sie würklich hat. Die Weiden haben unter unsern einheimischen wilden Holzarten mit der Eiche die mehresten Gattungen von Ungeziefer S. 729. und der Herr V. giebt im folgenden 123 Arten derselben an.

Nro. 52. Der wilde Holzbirnbaum (pyrus pyraster) S. 773. ist in aller Witterung und Lage gegen andere ausserordentlich dauerhaft und erreichet ein sehr hohes Alter. Er entstehet so wohl aus seinem eigenen Kern, als auch aus dem Kern der besten Gartenbirnen, obgleich letztere nach gewissen Graden viel milder sind S. 774. Das Holz ist sehr hart und die Früchte werden verschiedentlich, sonderlich zum Brantwein angewendet S. 778.

Nro. 53. Pyrus malus der rechte wilde Holzapfelbaum S. 778. hat eine geringere Höhe als der zahme Apfelbaum. Das Holz ist nicht so hart als das von dem wilden Birnbaum. Der Apfelwein von den Früchten ist bekannt. Die mit Alaun gesottene Rinde giebt eine schöne gelbe Farbe, und der

Gebrauch

Gebrauch des aus den Holzäpfeln gepreßten Safts zur Cattunmahlerey ist ebenfalls bekannt S. 780.

Nro. 54. Pyrus Cydonia, der wilde Quittenstrauch S. 780. ist von dem zahmen wenig unterschieden, und trägt weit reicher als dieser. Auf Aepfel- Birnen- und Quittenbäumen zählet der Verf. 36 Arten von Ungeziefer.

Nro. 55. Der Schleedorn oder Schwarzdorn (agruna) S. 800. ist von wenigem ökonomischen Nutzen, und dem Landwirth in fruchtbaren Gegenden mehr schädlich, als dem, der Sandländer anbauet, weil er in letzteren schlecht gedeyet, im ersteren aber ausserordentlich wuchert, und oft nur mit vieler Mühe getilget werden kan.

Nro. 56. Prunus vulgaris, der gemeine Bauerpflaumenbaum S. 804. welcher sehr viel Abänderungen in Früchten giebt, wenn er künstlich bearbeitet wird.

Nro. 57. Prunus (padus) die Patscherde oder der deutsche Drachenbaum S. 808. wird mit Unrecht unter die Faulbäume gerechnet, und gehöret mit andern Kirscharten unter die Pflaumen.

Nro. 58. Der rechte wilde schwarze süße Vogelkirschbaum oder Zwieselbeerbaum S. 810. ist bey der Gärtnerey in Absicht der Baumschulen von bekanntem großen Nutzen.

Nro. 59. Die wilde saure Kirsche S. 813. ist aus den Gegenden des schwarzen Meeres, Bulgarien, der Wallachey und andern, zu uns gekommen und bey uns einheimisch geworden.

Nro. 60. Die niedrige Staudenkirsche oder Erdweichsel S. 815. gehöret in Thüringen zu Hause.

Nro. 61. Der wilde Cornelstrauch S. 829.

Nro 62. Der Hartriegel oder Hartbaum S. 833 sind bekannte deutsche Straucharten.

Nro. 63.

Nro. 63. Ilex aculeata, Agrifolium, der Hülsenbeerstrauch S. 836. und

Nro 64. Sorbus, Ebreschenbaum S. 840 sind ebenfalls bekannt, und machen den Beschluß des 17. Buchs.

Im 18. Buch wird vom Mistel, Alpranken, Berbesstrauche, Mehlbeerbaum, Elsebeerbaum, Weißdorn, der Rheinweide, dem Epheustrauche und Kellerhalse von S. 850. S. 902 sehr ausführlich gehandelt.

Vom 19. bis 23. Buch wird die Menge der übrigen Straucharten abgehandelt, davon der größte Theil mehr den Botaniker als den Forstmann und Landwirth angehet, und deren Erörterung unsere ökonomische Recension über ihre Grenzen ausdehnen würde.

S. 1052 handelt das 106. Kapitel: Von etlichen Umständen, die bey unsern Holzarten zum Nutzen des Forsthaushalts noch in Betrachtung kommen, nebst einer Vorerinnerung wegen der beym Forstwesen gebräuchlichen Kunstwörter, Namen und Ausdrücke. Von den letztern führet der Hr. V. S. 1055 einige der vornehmsten an, setzet aber am Ende hinzu, daß ihre Menge so groß, und ihre Kenntniß so nutzbar sey, daß sie gar wohl ein besonderes Forstwörterbuch verdienen.

Nunmehro fängt sich der eigentliche praktische Theil dieses schönen Werks mit dem 24. Buche an, in welchem von dem Forsthaushalte überhaupt gehandelt wird, und den Geschäften, woraus er bestehet. Hier kommen zuerst S. 1059 u. f. f. die Einrichtungs- und Vorbereitungsgeschäfte zum Forsthaushalte durch Untersuchungen und Nutzungsanschlägen in den Waldungen vor. Diese enthalten

hier

hier nur bloß allgemeine Sätze, und machen das 107. Kap. aus.

Im 25. Buch wird gehandelt von Holzanstalten beym schlechten Zustande, Verwüstung oder Mangel der Forsten auf einzelnen Landgütern ꝛc. auch denen deshalb zu machenden Ueberschlägen und vorkommenden Schwierigkeiten S. 1088 u. f. f. Ist ebenfalls nur kurz abgefasset, und wird überhaupt gezeiget, wie der Besitzer eines Landgutes verfahren soll, um den Mangel der Forsten abzuhelfen.

Das 26. Buch: Von der Forstwirthschaft überhaupt, ihren Hauptgeschäften und deren überall nöthigen Verbindung S. 1078 u. f. f. Erstere werden getheilet 1) in die Nutzungs- und 2) die Unterhaltungsgeschäfte. Von beyden wird ebenfalls hier nur allgemein gehandelt.

Das 27. Buch: Von Abtheilung der Waldungen überhaupt zum ordentlichen Betriebe der Geschäfte zum Forsthaushalte S. 1087. Auch nur ganz allgemein und sehr kurz.

Das 28. Buch: Von der Hauptabtheilung der Waldungen in die Forsten und Reviere, und von Anlegung der Gehaue S. 1091. 1) Von den Forsten, ihrer Beschaffenheit, Unterschieden, Größen und weiteren Eintheilung S. 1093. Das Anlegen der Gehaue ist das Meisterstück der Forstverständigen S. 1095. 2) Von Beschaffenheit der Gehaue und ihrem Unterschiede S. 1096. Die ordentliche Anlage und Unterhaltung derselben ist die Stütze der ganzen vermischten Forstwirthschaft S. 1097. 3) Von der Wichtigkeit einer guten Forstvermessung und der nützlichen Anwendung richtiger Forstcharten, auch Forstbeschreibung bey Anfertigung der Nutzungsanschläge S. 1098. Hier findet der Leser eine gründliche Anzeige, was auf dergleichen Forstcharten und

in

in der Forstbeschreibung eigentlich enthalten seyn muß, davon der Hr. V. am Ende mit Recht sagt S. 1104, daß sonderlich die letztere ein Schatz ist, der nur von redlichen, aufmerksamen, einsehenden und erfahrnen Forstmännern für höhere Collegia gesammlet werden kann. 4) Vom Unterschiede der nach dem Zustande der Waldungen und der Holzarten, des Grundes und Bodens, Wachsthums und Nutzungsarten anzulegenden Gehaue und deren Forstmäßigen Behandlung zur Nutzung und Unterhaltung der Tangel- Laub- und vermischten Hölzer S. 1105. Zu der Vollkommenheit der Gehaue in Tangelhölzern gehören nach Beschaffenheit des Bodens 70, 80, 100, 125 bis 150 Jahre S. 1106. Die Gehaue im Laubholze erfordern bey den harten Arten hier zu Lande 60, 80, 90 bis 100 Jahre, worunter aber die Eiche nicht gehöret; bey den mittlern Arten 30 bis 40 Jahre; bey den weichern 15, 20, 25 Jahre; bey den schlechtern 10, 12, bis 15, und bey den schwachen und kleinern 4, 5, 8 bis 10 oder 12 Jahre S. 1107 u. f. f. Der Reservevorrath von starken Laubholze wird besonders behandelt. Die vermischten Gehaue haben wieder andere Regeln der Behandlung S. 1109. 5) Von der Anwendung richtiger Forstkenntnisse, die zur Einrichtung der Gehaue dienen, in Absicht auf die verschiedenen aber nachhaltigen Nutzungen des zum Handel und übrigen Bedürfnissen abzutreibenden Holzes S. 1110. 6) Von Umständen ausser den Forsten, welche wegen des erforderlichen Vorraths und einer nachhaltigen Nutzung des Holzes zum Handel, bey der Anlage und Einrichtung der Gehaue, noch in Acht genommen werden müssen S. 1112.

Das 29. Buch. Von der Forstmäßigen Behandlung der ordentlichen und beständigen Gehaue

durch das Abtreiben, und Wiederherstellen des Holzes S. 1115. 1) Die Tangelgehaue müssen in erhabenen Gegenden, steilen Klippen ꝛc. ꝛc. schmäler und kleiner gemacht werden, als cæteris paribus auf der Ebene S. 1117. Wenn aber hier der Herr Verf. vorschlägt, daß man von reich bestandenen Gehauen einen Rest soll stehen lassen, um damit den Ausfall nachfolgender armen Gehaue zu decken, und bey allzuschlechten und entblößten Gehauen deren zwey oder drey zusammen abtreiben soll; so ist dieses zwar zur Erfüllung des Etats eine gute Sache, allein wird hieraus nicht leicht Verwirrung entstehen? Und wie siehet es mit dem Anwuchs auf dem reichen Gehaue aus, der durch sein verschiedenes Alter bey der zweyten Abtreibung dieses reichen Gehaues neue Schwierigkeiten macht? 2) Von der Gestalt, Lage und Bezeichnung der Gehaue zur Einrichtung und Führung eines vortheilhaften Hiebes S. 1119. 3) Von der nöthigen Schonung des jungen und weiter bestimmten Holzes beym Abtreiben in Gehauen, und deren baldigen Abräumung zur Beförderung des natürlichen Wiederwuchses und zur Bestellung S. 1121. 4) Von einigen Zweifeln gegen die Gehaue und deren Abhelfung S. 1123. Wenn der Hr. V. hier unter andern vom Abtreiben des Holzes redet, so sagt er S. 1127 „der Forstverständige — muß sich bey „jedem Holzhiebe die Vorschrift überall machen — „gewisses Holz, so gar nach der Zahl, Beschaffenheit und Alter — zu besondern Absichten schlechterdings zu schonen.“ Bey Laubhölzern mag dies gelten, ob es gleich auch seine Unbequemlichkeiten hat; allein wir wollen ein Gehau im Tangelwalde vornehmen. Hier schonet der Förster nach dieser Anweisung verschiedene einzelne schöne, wüchsige Stämme, die in 30 oder 40 Jahren Sägeblöcke, Balken und

starke

starke Schwellen abgeben können. Nach Verlauf dieser Zeit will man sie zu dem Ende niederschlagen; aber wie siehet es nun aus? — Das junge angeflogene oder angesäete Holz formiret nun ein dreyßig- oder vierzigjähriges Dickigt um diese Stämme herum, welches kaum den Holzhauer mit seiner Axt hindurchkriechen lässet, den Zugang des Blockwagens mit 6 oder 8 Pferden aber gänzlich verbietet. Welche Verwüstung muß man unter dem schönen jungen Holze anrichten, ehe man einen einzigen solchen Baum in seine Gewalt bekommt? Und wie viele heftige Sturmwinde können nicht in 30 bis 40 Jahren den Wald und diese von allem Schutz entblößte freystehende große Bäume treffen; sie werden umgeworfen und zerschmettern eine Menge ihrer jungen dichtstehenden Nachbarn; man will sie nicht liegen und verfaulen lassen, und ihre Abführung ist abermals der Ruin von tausend andern jungen Stämmen, der um so grösser ist, je älter das Dickigt unterdessen geworden ist —. Hinweg mit diesem Vorschlag! — und wozu habe ich denn das Reserveholz? —

Das 30. Buch. Von den gewöhnlichsten Forstnutzungsgeschäften S. 1131. Handelt 1) von der nöthigen Anweisung des Holzes in Gehauen vor dem Abtreiben und nach dem Hiebe, der Abfuhre desselben, und von andern damit verbundenen Umständen S. 1133. 2) Von Berichten und Nutzungsanschlägen der Unterforstbedienten über den Werth, Preiß, der Taxe und Transport des Holzes zum Verkauf ꝛc. ꝛc. S. 1135. 3) Von den Holznutzungsanschlägen und Holztaxen überhaupt, und der Art, den rechten Ertrag einzelner Gehaue dazu auszufinden S. 1145. 4) Vom Taxiren und der Taxe des starken Bau- und Nutzholzes S. 1145. Hierinn ist der Hr. V. vorzüglich praktisch, und giebt

die besten und sichersten Regeln bey diesem Geschäfte. 5) Von der Art, bey der Berechnung und Vergleichung der Nutzungsanschläge zu verfahren, und einer darnach zu machenden Einrichtung zum Abtreiben des Holzes S. 1154. 6) Von den sonst gewöhnlichen und weitläuftigen Anweisungen in den Forsten ꝛc. S. 1155. 7) Von ordentlichen Holzanweisungen, die den Ober- und Unterforstbedienten zukommen; desgleichen von dem Waldeisen ꝛc. S. 1157. 8) Von ausserordentlichen Anweisungen ausser den Gehauen, vom Reserveholze, dem Zu- und Wiederwachs, Schonung und Herstellung der wüsten und entblößten Oerter S. 1160.

Das 31. Buch. Von Umständen, die zur Einrichtung des Abtreibens in den Holzschlägen befolgt werden müssen S. 1163 - S. 1180. Der Hr. V. handelt in vier Kapiteln die bekannten alten guten Regeln ab, nach welchen ein erfahrner Förster bey diesem Geschäfte sich zu richten pfleget. Hier kommt unter andern die streitige Lehre vom rechten und guten Wadel vor, in welchem so Bau- als Brennholz geschlagen werden soll. Der Herr Verf. folgt der alten Meinung, darinn wir ihm in Absicht des ersteren beypflichten, ohn rachtet uns der selbst von ihm S. 1177 angeführte Versuch des Büffons, und die ganz neuern von dem V. nicht berührten schlesischen Erfahrungen entgegen stehen; allein bey dem Brennholze denken wir noch immer, daß es vielleicht so unschicklich nicht seyn dürfte, selbiges in vollem Safte zu schlagen, und ohne es klein zu hauen, in ganzen Bäumen trocken werden zu lassen. Die Menge der Oeltheilchens, womit alsdenn alle Gefässe und Saftröhren des Baumes angefüllet sind, dunsten auf diese Weise nicht aus, und müssen ohnfehlbar das Brennbare des Holzes, da sie in den

poris

poris desselben eingetrocknet sind, vermehren. Freylich aber findet dies Verfahren nur in Tangelhölzern statt, weil man bey dem meisten Laubholze auf die Stammlohden Rücksicht haben muß, welche durch den Hieb in der Saftzeit verlohren gehen. Indessen wo starke Buchen und Eichen zu Brennholz geschlagen werden sollen, gienge es ebenfalls an. Bey den letzteren haben wir schon die Erfahrung vor uns, welche den obigen Satz des Recensenten bekräftiget, als welcher dasjenige Eichenholz, davon man die Borke zum Lohgerben abgeschälet, und also in vollem Safte geschlagen, durch wiederholte Proben dem Buchenholz, in Absicht der mehreren Hitze, vollkommen gleich, und vor dem andern Eichenholz, das gewöhnlich im Winter gehauen, oder auf dem Stamm trocken geworden ist, vorzüglich gefunden hat. Ja selbst die Bürger in Berlin kennen diesen Vorzug, indem sie auf den Holzmärkten immer nach dem so genannten Pleckeichenholz greifen. Das Borkenschälen siehet der Hr. V. mehr vor eine Beschwerde der Forster, als vor eine Nutzung an. Bezahlet aber der Gerber seine Borke nicht sehr theuer? Und wenn nun die Güte des Eichenbrennholzes noch dadurch vermehret wird, so hat ja der Eigenthümer des Forstes doppelten Nutzen davon.

Das 32. Buch. Vom Schaden des Holzverkaufs in Forsten, der nach Gutdünken geschiehet S. 1181. Hievon handelt nur das 134. Kap. und ist die Ueberschrift dieses Buchs zu enge gerathen; denn in den folgenden Kapiteln wird 1) von der vortheilhaften Absonderung und Anfertigung des guten Bau- und Nutzholzes, insbesondere des Eichenholzes, welches wegen seiner kostbaren Nutzstücken zum Schiff- Wasser und Landbau ꝛc. ꝛc. sich beym Handel immer in den höchsten und beständigsten Preißen erhält;

2) Von der erforderlichen Länge und Stärke des Stammholzes aus Tannen, Fichten, Kiefern, vornehmlich zu Masten, Hammer- und Mühlwellen, Balken, Bohlen, Pfosten und Diehlen u. s. w. wie auch von Stabholz; 3) Von dem in einzelnen Gegenden noch insbesondere erforderlichen starken Holzvorrath zum Bergwerk- und Grubenbau, wie auch beym Schmelz- und Hüttenwesen; 4) Vom Brennholz, dessen richtig bestimmter Anfertigung und dem Aufsetzen nach Maas und Zahl, ingleichen von dem dazu kommenden Abfall und Abgange des Nutz- und Bauholzes, dem Afteraufschlage, Abraume, Wind- und Schneebrüchen mit einer dem Herrn V. eigenen Gründlichkeit gehandelt.

Das 33. Buch. Vom Ausrotten der Stöcke ꝛc. dessen Nothwendigkeit und den dazu gehörigen Umständen, um sie wegen Anwendung im Forsthaushalte zu Klafterholz zu schlagen S. 1199 u. f. f. Alles, was der Hr. V. hievon sagt, ist gut und richtig, aber von den Schwierigkeiten, so damit verknüpft sind, gedenket er nichts, zumal da die künstlichen Maschinen, sonderlich bey frischen Kiehnstämmen, viel zu unzureichend befunden werden, wie der gelehrte Herr Oberconsistorialrath Silberschlag ohnlängst zu Schöneiche bey Berlin erfahren hat; und mit bloßen Schaufeln, Aexten und Menschenhänden einen dergleichen frischen Stock auszurotten, kostet oft dreymal so viel, als er werth ist.

Das 34. Buch. Vom Holzfällen, Abtreiben, Aufsetzen, Sortiren und Verrichten des Brenn- und Nutzholzes nach einem wohlberichtigten Maas und Zahl durch die dazu gehörigen Personen, nach ihren Unterschieden und Verrichtungen S. 1205. Hier kommt S. 1207 u. f. f. das schickliche Anlegen der verschiedenen Brenn- und Nutzholzhauer, die nöthige

Auf-

Aufsicht über selbige, und ihre Löhnungsart S. 1210. Das Abtreiben des Klafterholzes S. 1212. Die Ordnung beym Aufsetzen des Klafterholzes, und das Abzählen des Reishölzes S. 1214. Die Richtigkeit des aufgesetzten und deren Vergleichung mit den Nutzungsanschlägen und Berechnung des Ertrages aus jedem Gehau zu baarem Gelde S. 1215. Die Einrichtung der Holztaxen S. 1217. Die beständigen Holzpreise in etlichen Ländern, und deren nothwendiger Wechsel in andern S. 1220. Die Berichte der Unterforstbedienten an die Forstämter und Cammern, und ihre Pflichten und Geschäfte beym Holzverkauf S. 1222. Die Aufmerksamkeit derselben auf die richtige Anwendung des Deputat- Frey- oder auch geschenkten Holzes, und den davon zu erlegenden Forstzins S. 1225. Das Raff- und Leseholz nach seiner Sammlungsart und Verschiedenheit Seit. 1227 u. f. w. vor.

Das 35. Buch. Von Verlassung des Holzes in Forsten durch den Handel und von den dabey zu bemerkenden Umständen S. 1231. Der einheimische und fremde Holzhandel, dessen Einschränkung, Erweiterung, verschiedener Betrieb, und die Pflichten der Forstbedienten dabey S. 1234. Die Wichtigkeit eines beständigen Brennholzhandels mit den nöthigen Freyheiten und Einschränkungen, und der damit verbundenen abwechselnden Einfuhre des fremden Holzes S. 1235. Das Abführen des Holzes aus den Gehauen nach einer richtig gesetzten Zeit; die nöthige Aufsicht auf die Fuhrleute S. 1238.

Das 36. Buch. Von Holzflössen und Abführen des Holzes durch Schiffe zu Wasser S. 1243.

Das 37. Buch. Von Schneidemühlen, deren Nutzen und vorzüglichen Anwendung zum Handel

und dem Bauwesen, nebst andern dazu gehörigen Umständen S. 1249 u. f. f.

Das 38. Buch. Von Kohlen und dem Kohlenhandel im Großen, als eine in gewissen Gegenden vor vielen andern Nebennutzungen eben so unentbehrliche als wichtige Forstnutzung S. 1257 u. f. f.

Das 39. Buch. Von Kohlenmeilern, deren Verschiedenheit, Einrichtung, Grösse, Bauart, der Zuthat und Vorsicht bey der Anlage und im Anzünden S. 1277 u. f. f.

Das 40. Buch. Von der Beschaffenheit eines ordentlich verkohlten und unverkohlten Holzes, dem Unterschied der Kohlen, der Zeit zum Ausstossen der Kohlen aus denen zugebrannten Meilern, und der allmähligen Aufnahme der Decke von denselben S. 1289.

Das 41. Buch. Von der Abfuhre der Kohlen nach der Zahl und dem Maaße, dem zu jedem Brande verhältnißmäßigem Köhlerlohne und dazu gehörigem Transport und Handelsgeschäften; ingleichen von einem mittelmäßigen Kohlenbetriebe und den gröbern Kohlen S. 1295.

Warum es dem Herrn V. beliebt hat, von einer so speciellen Materie, als hier die Lehre von den Kohlen im Verhältniß gegen das Ganze ist, vier besondere Bücher zu machen, davon können wir den Grund nicht finden. Wäre es nicht regelmäßiger gewesen, in einem einzigen Buch die dahin gehörigen gar nicht so äusserst von einander abweichenden, auch nicht häufigen Geschäfte und Umstände, in so vielen untergeordneten Kapiteln abzuhandeln? Doch jeder Autor hat seinen freyen Willen, aber jeder Recensent hat ihn auch.

Das 43. Buch. Von der Nutzung aus der Borke und den zu diesem Geschäfte gehörigen Umstän-

den

den S. 1307. Man merket es dem Herrn V. in dieſem ganzen Buche an, daß er einen Widerwillen wider das Borkenſchälen hat, den wir auch nicht erklären können.

Das 44. Buch. Von der Nutzung aus dem Forſte auf Harz, Terpenthin und Rus S. 1373 u. f. f. Warum ſtehet nicht auch Pech und Theer in der Ueberſchrift dieſes Buchs, da doch beydes darinn vorkommt, und bey uns zu Lande ein wichtigerer Artikel iſt, als Harz und Terpenthin?

Das 45. Buch. Von der Maſt und Nutzung aus derſelben nach ihren Abwechſelungen und Hauptumſtänden S. 1317 u. f. f. iſt vorzüglich ausführlich und praktiſch abgehandelt.

Das 46. Buch. Von Unterhaltung und Vermehrung der Nebennutzungen in den Forſten zum Vortheil der Caſſen und der dazu nöthigen Aufmerkſamkeit S. 1331 u. f. f. Hier ſcheinet der Herr V. in einen frommen Eifer gerathen zu ſeyn, welchen wir indeſſen im Grunde nicht mißbilligen.

Das 47. Buch. Von der Hut und Weide, als einer Forſtnutzung, deren Wichtigkeit, Einſchränkung, Abwechſelung und Einrichtung nach deren jedesmaligen Zuſtande der Waldungen und der Natur des Forſthaushaltes S. 1335.

Das 48. Buch. Von der Nutzung gewiſſer weitläuftiger Striche Landes auf Torf, die ihrer tiefen und naſſen Lage halber ſonſt ſchlecht oder gar nicht zu nutzen ſtehen; nebſt einer genauen Unterſuchung und Beurtheilung ihres Zuſtandes und der erforderlichen Bearbeitung S. 1355 u. f. f. Hier iſt S. 1365 eine Unrichtigkeit. Der eigentliche Bagger- oder wie der Herr V. ſchreibt, Bachertorf, ſo wie er in Holland im Gebrauch iſt, wird nicht zuſammen gepreſſet, damit er zu derben Stücken werde, ſondern man wirft den

weichen feinen Schlamm mit einer Schaufel bloß auf die Erde hin, und breitet ihn zu einer gewissen Dicke aus, woselbst er sich nach und nach setzet, und sodann, wenn er einen gehörigen Grad der Steifigkeit erhalten hat mit einem besondern Eisen in länglichte Vierecke gestochen, hernach aufgesetzet und vollends getrocknet wird.

Das 49. Buch. Von besondern Waldnutzungen aus den Bienen und den Fischereyen S. 1367 u. f. f.

Das 50. Buch. Von der Jagd und landwirthschaftlichen Nutzung aus derselben, nach der natürlichen Beschaffenheit und forstmäßigen Nutzungsart derselben, nebst andern dahin gehörigen Umständen S. 1375 u. f. f.

Das 51. Buch. Von Unterhaltung der Forsten und den dazu gehörigen Hauptgeschäften und Hülfsmitteln zu einer verhältnißmäßigen immerwährenden Nutzung nach den natürlichen und ökonomischen Gründen der Forstwissenschaft S. 1409 u. f. f.

Das 52. Buch. Vom natürlichen Anfluge und Aufschlage des Holzes durch den Saamen, deren Nothwendigkeit und Vorzügen vor andern Unterhaltungsmitteln der Waldungen; von der eigentlichen Zeit und den zu ihrer Beförderung zu machenden Anstalten S. 1419. u. f. f.

Das 53. Buch. Von der künstlichen Holzsaat, als einem der vornehmsten Unterhaltungsmittel für die Waldungen ꝛc. S. 1435 u. f. f. können wir allen angehenden Forstmännern zum besten Unterricht empfehlen, und werden sie bey diesem Geschäfte in Befolgung der hier befindlichen sehr guten und auf Erfahrung gegründeten Regeln allemal glücklich seyn.

Das 54. Buch. Von der Unterhaltung der Forsten durch die Laubholzsaat überhaupt, und die Eichel-

chelsaat insbesondere, nebst den dazu gehörigen Haupt-umständen und Bemerkungen S. 1457, ist nur kurz, und hat der Herr V. im ersten Theil schon verschiedenes beygebracht.

Das 55. Buch. Vom Anpflanzen des Holzes S. 1465 u. f. f. Das Vornehmste in diesem Buche betrift die Anpflanzung der jungen Eichen, davon zwar verschiedenes gutes beygebracht wird, indessen bleiben die schönen Abhandlungen eines Jacobi und von Brocke noch immer die vornehmsten von diesem Gegenstand.

Das 56. Buch. Vom Schaden in Forsten überhaupt, dessen Wichtigkeit, Verschiedenheit, Ursachen, und möglichster Verminderung in den Folgen S. 1589 u. f. f. Hieher gehören unglückliche Zufälle, sehr schädliche Witterungsumstände, und schlechte wirthschaftliche Nutzungs- und Unterhaltungsanstalten; desgleichen nach S. 1494 u. f. f. das Absterben und Verdorren des Holzes aus verschiedenen Ursachen.

Das 57. Buch. Vom Schaden in Forsten durch die Menge des grossen und kleinen Ungeziefers, und solcher Arten insbesondere, welche ganze Keimen, Sprossen, Blätter, Blüthknospen und junge Früchte zerstöhren S. 1503 u. f. f. Hievon heisset es S. 1507. „Von dem Waldungeziefer, das unsern Holz„arten schädlich ist, haben wir etwan 25 verschiedene „Geschlechter entdecket, welche zusammen 367 beson„dere Gattungen unter sich haben; es sind ihrer aber „weit mehrere, die wir andern zur mehreren Untersu„chung empfehlen. Die andern Arten von Insekten, „welche die Waldungen von den vorhergehenden rei„nigen, und also ihrer ausschweifenden Vermehrung „gewisse Grenzen setzen, machen zusammen etwan 10 „verschiedene aus, die wieder 182 besondere Gattun„gen in den Waldungen erzeugen, u. s. w.

Das

Das 58. Buch. Vom Feuer und Feuerschaden in Forsten, dessen Ursachen, Entstehung, und denen dabey vorzukehrenden Anstalten S. 1513 u. f. f.

Im Anhang zu diesem Buch wird gehandelt vom Forstschaden durch Wind und Schneebruch, Honig- und Mehlthau S. 1522 u. f. f.

Das 59. Buch. Von Zerstörungen der Waldungen durch einen verkehrten Forsthaushalt S. 1525. Hier kommen viele oft unerkannte Sünden gegen den regelmäßigen Forsthaushalt vor, die manchem Förster und Gutsbesitzer zur Weisung dienen können.

Das 60. Buch. Von Holzdiebereyen, den verschiedenen dazu gehörigen öffentlichen und heimlichen Arten des Waldschadens und den nöthigen Anstalten gegen dieselben S. 1543.

Das 61. Buch. Von Forstgränzen, deren Kenntniß, gesetzmäßigen Berichtungen, Gültigkeit und Bewahrung, zur Sicherheit des Besitzes in allen Gerechtsamen und Nutzungen S. 1549 u. f. f.

Das 62. Buch. Von der allgemeinen Aufsicht und dem Ordnungswesen bey dem zu den Forsten gehörigen Nutzungs- und Erhaltungsgeschäften, und deren Ausübung S. 1561 u. f. f. welches den Beschluß dieses schönen Werks macht, das, wie wir schon oben beym ersten Theil gesagt haben, den vornehmsten Rang unter unsern neuern guten Forstbüchern mit Recht behauptet.

Am Ende ist ein fünf Bogen starkes vollständiges Register, welches der Bequemlichkeit der Leser in vielen Fällen sehr zu statten kommt.

V.

XIX.

XIX.

Caroli Henr. Mölleri D. S. R. Tr. quod Wismariæ eſt, quondam Adſeſſoris, Primæ lineæ uſus practici diſtinctionum feudalium, ex genuinis juris feudalis german. & longobard. principiis eruti, & ad feuda tam Imperii quam provincialia ſpeciatim Brandenburgica & Megapolitana applicati. Accedunt animadverſiones *Jac. Henr. Bakke*, Jur. D. & P. P. O. nec non civitatis Roſtochienſis Syndici ac Conſulis, & *Jo. Chriſtiani Woltær*, D. JCti, & anteceſſoris in Regia Fridericiana, qui & recenſuit & præfatus eſt. Roſtochii, in officina Koppiana, 1775. 664 S. in 8. ohne Vorrede.

Der ſtel. Möller gab im Jahr 1740 ein Specimen commentationis ſuccinctæ de uſu practico diſtinctionum feudalium heraus, und ließ darauf im Jahr 1748 das gegenwärtige Buch folgen, welches er als einen bloßen Grundriß in der Folge noch zu einem vollſtändigen Syſtem erweitern wollte. Wahrſcheinlicher Weiſe hat ihn der Tod an der Ausführung dieſes Vorhabens gehindert; inzwiſchen aber verdiente ſchon der gegenwärtige Grundriß wegen ſeiner natürlichen Ordnung und zweckmäſſigen Vollſtändigkeit, wegen der vielen richtigen und geſunden Principien, die er bey mancher Lehre enthält, und der wohl angebrachten Litteratur, eine neue Auflage, obgleich nicht zu läugnen iſt, daß manche Stelle, wo-

wogegen weder Hr. Prof. Woltär noch Hr. Prof. Balecke etwas erinnert hat, eine Berichtigung verdient hätte.

Bey dieser neuen Ausgabe ist, so viel möglich, für die Bequemlichkeit des Lesers gesorgt worden, indem Hr. Prof. W. nicht allein alle Citaten und sonstige Auswüchse, die sich mehr für Noten, als in den Text schickten, aus diesem herausgeworfen, sondern auch noch über dieß die Seitenzahlen der alten Ausgabe, zur Bequemlichkeit des Nachschlagens, bey dieser neuen überall bemerkt hat. Der Rec. wünschte, daß er auch das Uebrige, was der Hr. Prof. geleistet hat, loben könnte; allein über die eigentlichen Zusätze bey dieser neuen Ausgabe, d.i. über die Balekischen und Woltärischen Anmerkungen, worunter jene großentheils das Mecklenburgische, und diese das Brandenburgische, jedoch beyde auch oft das allgemeine Lehnrecht zum Gegenstand haben, kann er, im Ganzen genommen, unmöglich ein günstiges Urtheil fällen.

Bücher, die einem jeden Deutschen nützlich sind, sollte man überhaupt nicht mit Zusätzen und Anmerkungen bereichern, die bloß der Mecklenburger, der Sachse, der Brandenburger u. s. w. benutzen kann. Freylich wird das Buch für einige brauchbarer, aber für die meisten wird es auf eine nicht allein unnütze, sondern so gar beschwerliche Weise theurer. Warum ließ also Hr. Prof. Woltär seine Anmerkungen und Auszüge aus dem Märkischen, Pommerischen, Magdeburgischen und Brandenburgischen Universal-Lehnrechte nicht lieber zum Gebrauche derjenigen, welchen aus einer oder der andern Ursache daran gelegen ist, auf ein Paar besondre Bogen drucken; oder warum mußte er sie überhaupt drucken lassen, da er uns doch in der Vorrede noch ein eigenes Werk, oder doch wenigstens Observationen über die Brandenburgische

gische Lehnrechte verspricht? — Doch hierüber würde man sich endlich mit Hrn. W. noch wohl vertragen können, wenn man nur Ursache hätte, mit seinen Zusätzen, die aufs gemeine Recht Bezug haben, so zufrieden zu seyn, als mit denjenigen, die besondre Rechte angehen. Aber eine unglückliche Distinctions- Aufklärungs- und Neuerungssucht, die Herrn W. trotz des leider! nur allzusichtbaren Mangels an juristischem Geiste anklebt, machen die meisten davon, in Wahrheit, fast unerträglich. Wenigstens kann der Recensent aufrichtig versichern, daß ihm manche Woltärische Anmerkung eine Straflectüre werden könnte, wie Chapelains Pucelle in der bekannten Gesellschaft unter Ludw. XIV. mag ihn auch immer der Hr. Prof. wegen dieses inconti judicii unter diejenigen rechnen, quos detentos habet sola corporis molliter tractandi cura, qui sua arte non utuntur, nisi modo acquirendi, unde alantur, animi cultui nihil meditationum tribuentes; ex quorum confessione, nudum analogon eis esse rationis tributum, illudque humano corpori inclusum voluisse ludentem quasi naturam, judicandum — welche Worte in der überhaupt sehr eleganten Vorrede, die sich anhebt: Ex eorum, confiteor, fum schola, mundum qui dicunt complenum variorum varietatibusque, quidquid in mundo est, absolvi disputant. &c. zu lesen sind.

Aber einige Beweise werden doch unsre Leser erwarten. Also — S. 5. Anm. 6. sagt der Hr. Prof. das dominium utile werde in doppeltem Verstande genommen, und bedeute bald einen Theil des Eigenthums, womit der Nießbrauch verbunden sey; bald aber auch den Nießbrauch allein, als wovon die Jurisprudenz larga manu Beyspiele gebe. (Wo?) Im ersten Verstande nun darf, nach S. 47. Anm. 6. das dominium utile im Lehnrechte nicht genommen

werden.

werden, denn es giebt viele Lehen, worauf der Begriff des Eigenthums gar nicht paſſet, (auf welche paßt denn der deutſche Begriff des Eigenthums nicht?) oder die ſich wenigſtens mit der künſtlichen Abtheilung des Eigenthums in directum & utile nicht vertragen. (Ein ſubtiler Dialektiker, wie Hr. W. iſt, muß dieſe Abtheilung nicht künſtlich nennen, oder er verräth, daß er ſehr abentheuerliche Begriffe damit verbindet). Auſſerdem würde ja auch durch die entgegen geſetzte Meinung dem Vaſallen ein Miteigenthum beygelegt werden, welchem doch die Geſetze widerſprechen. (Was will die Sophiſterey? fehl ich, wenn ich einen Inbegriff von Rechten, die unmöglich anders, denn als Ausflüſſe eines würklichen, obgleich eingeſchränkten Eigenthums betrachtet werden können, einen Theil des Eigenthums, und alſo nicht anders, als bey ihrem Namen nenne?) Aber worinn beſteht denn nun, fragt der Hr. Prof. das Recht eines Vaſallen? Antwort: *Eſt jus, quod intuitu rei cujusdam conſequitur Vaſallus ſub conditione determinatæ fidelitatis præſtandæ* — quod quidem jus mox *in re*, mox *ad rem* eſt. (Wer mag antworten?) Es darf alſo, nach S. 51. Anm. 2. der Begriff des dominii utilis gar nicht in die Definition des Lehns kommen, und zwar um ſo weniger, da ein Vaſall ſchon aus einer bloſſen Anwartſchaft das Recht erhält, bey der Lehnscurie auf die Erfüllung zu klagen, und es alſo ein jus *feudale* giebt, quod neque jus in re, neque dominii ſpeciem conſtituit. *l. F. 23 & 26.* (Herr W. kann dieſe Texte, I. und auch diejenigen, die er S. 292 weiter anführet, unmöglich geleſen haben, denn ſonſt könnte er nicht behaupten, daß von einer bloſſen Anwartſchaft darinn die Rede ſey. Die kennt überhaupt das Longobardiſche Recht nicht.) Dieſe Theorie wird hernach S. 306 noch weiter ausgeführet, und man empfängt

pfängt daſelbſt die Belehrung, daß auch eine bloſſe Anwartſchaft feudalis contractus effectum habere, vaſallumque ad fidelitatem feudalem præſtandam, uti & dominum obligare potuit. Unde & recte exſpectivarii in vaſallorum numero habentur. Nach dieſen Grundſätzen nun muß auch, wie der Hr. Prof. an mehrern Orten einſchärft, der ganze Begriff, den man ſich gewöhnlicher Weiſe von Lehnsſachen zu machen pflegt, umgebildet werden. — Des Zuſammenhangs wegen hat der Rec. dieſe Lehren, die hin und wieder zerſtreut ſind, neben einander geſtellt; zwiſchen unter ſind aber noch viele Perlen aufzuleſen. So verwirft Hr. W. S. 46, Anm. 1. den Unterſchied, der inter eſſentialia, naturalia, & accidentalia feudi gemacht zu werden pflegt, aus dem Grunde, weil ja auch die eſſentialia durch die Geſetze, mithin auf eine willkührliche Weiſe, beſtimmt würden. (Hr. W. verſteht alſo dieſen Unterſchied nicht.) S. 48. Anm. 8. weil er gegenſeitige Treue nicht unter die eſſentialia feudi gerechnet wiſſen will, weil der Begriff einer bloß einſeitigen Treue keinen Widerſpruch in ſich faſſe. (Bilden wir erſt das Lehnsinſtitut, oder nehmen wir es ſo an, wie es der Genius des Mittelalters gebildet hat?) Nach S. 87. Anm. 2. muß bey einem jeden Lehen, dem bey der Inveſtitur die Eigenſchaft eines alten Stammlehens beygelegt werden ſoll, einer von den Aſcendenten fictionsweiſe, als erſter Erwerber, benannt werden, weil ſonſt ein jeder Bürger (warum nicht gar die ganze Welt?) zuletzt ſuccediren würde. Auch ſteht nach S. 90. Anm. 10. den Agnaten, wenn ſie gleich das Recht, das ihnen aus einer ſolchen Belehnung zuwachſen kann, noch nicht acceptirt haben, dennoch der wiederrufene Conſens des Lehnsherrn und des erſten Erwerbers nicht im Wege. Nach S. 100. Anm. 26. kann um ſo weniger gezweifelt werden, daß

ein geiſtliches Lehen durch 30- und nicht 40jährige Präſcription erworben worden, weil diejenige Solennitäten, ſo das canoniſche Recht bey der Veräuſſerung geiſtlicher Güther erfordert, bey der Infeudation, als wodurch bekanntlich ein bloßer Nießbrauch conſtituirt wird, hinweg fallen. (Ohne dieſen Satz weiter zu rügen, gehört ja aber doch, nach canoniſchen Rechten, die Verleihung eines Erbzinßgutes unter die verbotenen, oder vielmehr reſtringirten Veräuſſerungen. Erlangt denn ein Vaſall weniger Recht, als ein Erbzinßmann?) Nach S. 104. Anm. 5. muß ein adeliches Lehen ſo deſinirt werden: *feudum ad quod nobiles tantum admitti poſſunt.* Nach S. 282. Anm. 2. muß die ganze Lehre von der extinctiven Verjährung, als einem Unding aus der Jurisprudenz verbannt werden. Deßwegen wird ſie auch *II. feud. 55. pr.* verb. *nullius temporis* &c. verworfen. (Die bloſſe Einſicht dieſes Textes ergiebt aber, daß darinn von einem beſondern Falle, nemlich von dem Falle der Veräuſſerung, die Rede iſt, und auch die allgemeine Gründe, womit der Hr. P. ſeinen Satz hat unterſtützen wollen, würden gewiß leicht zu beantworten ſeyn, wenn es ihm nur beliebt hätte, etwas mehr Sinn und Klarheit hinein zu legen.) Nach S. 348. Anm. 14. ſoll ein Landesherr die Befugniß haben, uneheliche Kinder dergeſtalt zu legitimiren, daß ſie auch im Lehen ſuccediren können. (Hr. W. ſpricht alſo nicht vom deutſchen Landesherrn, denn ſonſt müßten, wie viele? Limitationen angehängt werden. Er ſagt aber ſelbſt S. 377: Nulla veri nominis regula admittit exceptionem —— neque cauſſa adeo eſt difficilis, ſi modo meditando velox ac ſubtile adquiſiveris ſagaxque tibi ingenium.) — Wenn dieſe Beyſpiele, wobey es kaum etwas mehr, als einer bloſſen Anzeige bedurft hat, nicht ſchon hinreichend wären, um das oben gefällte Urtheil

zu

zu bestätigen, so könnte sie der Rec. noch um ein ansehnliches vermehren, indem sich fast ein jedes Raisonnement des Herrn W. durch falsche, oder durch schiefe Sätze, durch Subtilitäten und Wortplackereyen, durch elende Erklärung oder Anwendung der Gesetze, oder durch sonst einen Fehler auszeichnet. Noch ein recht ärgerliches Beyspiel, wie unglücklich Hr. W. in Bildung neuer Theorien sey, findet man in dem elenden Gewäsche S. 33. u. folg. wo er über die Lehre von der Gewohnheit und dem Gewohnheitsrechte ein neues Licht verbreiten will.

Ein Paar Ideen, die wenigstens nicht ganz schlecht sind, und Meditation veranlassen können, will der Rec. noch mittheilen. S. 336 wird behauptet, (in einem Raisonnement, wogegen sich noch, wenigstens im Einzelnen, vieles zu erinnern findet,) daß der Sinn des Lehntextes *II. feud. 45.* gewöhnlich zu weit ausgedehnt, und dagegen ein andrer Text *I. feud. 8. pr.* zu sehr aus der Augen gesetzt werde. Diese Idee verdient gewiß eine nähere Beleuchtung. S. 470 wird Brehmer getadelt, daß er dem Vasallen das Recht beylegt, zwar nicht das ganze Lehen, aber doch einen Theil desselben, zu Erbleih auszuthun. Das Argument ist bündig: Entweder gehört eine solche Verleihung unter die verbotene Veräusserungen, oder nicht. Ist jenes, so heißt es ja II. F. 55. nulli liceat feudum totum *vel partem aliquam* alienare; ist aber dieses, warum spricht man überhaupt von einer verbotenen Veräusserung? Wenn man inzwischen Böhmern, wie es billig ist, aus den Wehrmännern erklärt, die er in der Note anführt, so hat er auch seinen Satz auf die Praxis und nicht auf die Theorie gegründet. — Unter diese wenige Beyspiele eines nicht ganz unglücklichen Scharfsinns kann aber der Rec. die Stelle S. 55. nicht rechnen, wo sich Hr. W. über die Bedeutung des Worts Sonnenle-

hen erklärt. Die gemeine Meinung, nach welcher die Sonnenlehen nichts anders, als Allodialgüther sind, verwirft er schlechtweg, als die gröſte Ungereimtheit, indem alsdann Name und Sache den offenbarsten Widerspruch in sich fassen. Ein herrliches Raisonnement! Kann wol dem Zeitgeist des Mittelalters etwas angemessener seyn, als ein bildlicher Ausdruck, von einem Institut hergenommen, worauf sich damals die ganze Verfassung und alle Revolutionen gründeten? Und kann wol ein bildlicher Ausdruck schöner und anpassender seyn, als eben der gegenwärtige? Daraus gieng auch der Gedanke, welcher darinn liegt, nicht bloß in Worte, sondern selbst in Gebrauch über. Recht unbillig ist also doch Hr. W., daß er eine schöne und doch richtige Idee bloß deßwegen nicht dulden will, weil sie nicht so abstract ist, wie sie vielleicht die kalte Philosophie des 18ten Jahrhunderts bilden würde. Aber er will uns dafür schadlos halten. Ein Sonnenlehen ist ihm (hier stößt sich doch ein philosophischer Kopf nicht an kindische Bilder) bald ein Sonlehen, d. i. ein solches, welches auf Söhne übergeht, bald ein Summ- oder Sunlehen, d. i. ein solches, welches nach einer geendigten Fehde zum Zeichen der Wiederaussöhnung ist constituirt worden. Jene Meinung hat schon vorlängst Joh. Jac. Hamberger im Tr. von den Hessischen Hofämtern, S. 36. vorgetragen, allein gerade so, wie der Hr. P., oder vielmehr Hr. W. gerade so, wie er, ohne specifiken Beweis durch Urkunden, sondern nur mittelst genereller Beziehung auf dieselbe. Hr. W. hätte sich also auf einen solchen Beweis billig einlassen sollen, und niemand würde ihn, wie er glaubt, durch ein Ohe jam satis est! davon abgehalten haben.

Die Anmerkungen, die vom Hrn. P. Baleke herrühren, machen nicht immer, so wie die Voltärischen,

auf

auf Scharfsinn und Aufklärung der Ideen Anspruch, dagegen sind sie aber gröſtentheils wahr und brauchbar. Einige davon, die vielleicht etwas neues für den Leser enthalten werden, will der Rec. mittheilen. Nach S. 25 ist auf dem Mecklenburgischen Landtage vom Jahr 1757 den Landständen ein Project eines Particularlehnrechtes communicirt worden, welches aber noch nicht die Kraft eines Gesetzes erlangt hat, noch promulgirt worden ist. S. 80 und 92 wird gezeigt, daß die gemeine, und ehedem von dem Hrn. V. selbst vertheidigte Meinung, als ob an allen Mecklenburgischen Lehen, die aus einem Geschlecht ins andre verkauft werden, den Agnaten des Käufers das Successionsrecht schon vermöge des Gesetzes zukomme, falsch sey. Das Gesetz (die Reversalen von 1621. §. 30.) giebt dem Käufer nur das Recht, dieselben, wenn er will, in die Belehnung namentlich mit einschliessen zu lassen. S. 209 wird mit Grund erinnert, daß man nicht einem jedweden, dem die Verwaltung über gewisse Güther zukommt, einem Vormunde z. B. auch zugleich das Recht zu reinfeudiren beylegen müsse.

Uebrigens ist der Anhang von Documenten bey dieser Ausgabe mit vier neuen vermehrt worden, wovon das erste, so wie die fünf ältern, ins Mecklenburgische, und die drey andern (darunter ist die Brandenb. Assecuration für die Ritterschaft vom Jahr 1717.) ins Brandenburgische Recht einschlagen. Auch hat der Hr. Pr. V. S. 63 u. folg. eine eigene Distinction inter feudum feudastrum & feudum allodificatum, die eben nicht sehr durchgedacht ist, eingeschoben.

D. †.

XX.

Hiſtoria et Commentationes Ac. El. Scient. et Litt. Theodoro-Palatinae. Volumen III. Phyſicum. Manheim, mit akademiſchen Schriften. 1775. 352 Quartſ. 24 Kupfert.

Den Anfang macht die allgemeine Geſchichte der Akademie lateiniſch, für die Jahre 1768-1771, darinnen das Leben eines verdienten Arztes, Franz Joſeph Oberkamp; er ſtarb den 7. Jul. 1768, im Begriffe, ein Recept für ſich ſelbſt zu ſchreiben.

Unter den Abhandlungen iſt die I. Hrn. Joſeph Gottlieb Kölreuters Hiſtorie der Verſuche, welche von 1691-1752 über das Geſchlecht der Pflanzen angeſtellt worden ſind. Rud. Jac. Camerer, ein Würtemberger, hat zuerſt zu Tübingen 1691 verſucht, daß zwo Pflanzen des weiblichen Bingelkrautes, in großer Entfernung von dem männlichen erzogen, ſtatt der Saamenkörner nur vertrocknete zuſammengeſchrumpfte, leere und keimloſe häutige Bläschen trugen.

II. Deſſelben hiſtoriſchphyſiſche Beſchreibung der wahren männlichen Zeugungstheile und der eigentlichen Befruchtungsart bey der Schwalbenwurz und verwandten Pflanzengeſchlechtern. De anthera contortarum. Hr. K. behauptet, daß hier Hr. von Linné, von Haller und Jacquin ſich geirrt haben. Seine Gedanken laſſen ſich hier, ohne alles abzuſchreiben, nicht deutlich vortragen.

III. Deſſelb. Beſchreibung einer vielleicht noch unbekannten Lernaea. Er hat ſie im Gado Callar. L. ruſſiſch Nawaga gefunden, läßt aber unentſchieden,

ob

ob es Linnés L. branchialis sey. Der Wurm ist hier nutet unterschiedenen Umständen abgebildet.

IV. Derf. von einer schwarzbraunen Wanze. — Sie hat einen platten Körper, nimmt ihr Winterlager zwischen den Schuppen der Zapfen der Rothtanne, und wird von den Creuzvögeln begierig aufgesucht und genossen. Vielleicht ist sie ihnen ein reizendes und stärkendes Mittel bey ihrer Begattung, die in der kältesten Jahrszeit geschiehet.

Von vorstehenden Aufsätzen ist der dritte lateinisch, die übrigen sind deutsch. Nach des Rec. Gedanken thut die Akademie wohl daran, jeden Mitarbeiter in der Sprache schreiben zu lassen, in der er sich am besten auszudrücken gedenkt, und keine Uebersetzungen zu veranstalten, bey denen oft wesentliche Dinge des Originals unkenntlich werden. Die nächstfolgende Schrift ist französisch.

V. Hr. Colini beschreibt einige Encriniten aus der Sammlung des Durchl. Churfürsten. Bey der Theurung 1770 verschafte Hr. Bauder zu Altorf den Armen Arbeit in einem Steinbruche, und das gab Gelegenheit, diese Encriniten zu entdecken. Sie werden auf unterschiedenen Tafeln vorgestellt, eine besonders merkwürdige hat der Churfürst auf einer großen Platte abbilden lassen. Die Figur ist, pariser Maas, 4 Fuß 6 Zoll breit, 1 Fuß 9½ Zoll hoch.

VI. Joh. Daniel Flad, natürl. Geschichte des Kirschenwurms, und der Mücke daraus. Der Wurm hält sich nicht, wie v. B. sagt, in den Kernen auf, sondern im Fleische. In den Kernen wohnt ein kleiner Rüsselkäfer, den schon Frisch beschrieben hat. Die Kirschen sind besonders die, welche man bigarreaux nennt. Hr. Flad fand eine Narbe, ganz nahe beym Stiele, wo vermuthlich das Ey hineingekommen ist. Die kleine Wunde wird durch Verwachsen

faſt unkenntlich. Wenn man die nur ausgekrochene Mücke reißt, ehe ſie ihre Flügel brauchen kann, hüpfet ſie. (Das Wort Mücke bezeichnet in Hrn. Fl. Mundart, was anderswo Fliege heißt.)

VII. Friedr. Caſimir Medicus, von der Neigung der Pflanzen, ſich zu begatten. Häufige und ſorgfältige Beobachtungen über folgende Umſtände: Bey einigen Pflanzen ſteigen die zuvor hängende Staubfäden auf, und legen ihre Staubkolben auf oder an das Piſtill; bey andern wandert das Piſtill zu den Staubfäden. Staubfäden und Piſtille ziehen ſich bey äuſſerm Reize mehr oder weniger zuſammen, und entdecken dadurch Empfindlichkeit. Beyde Eigenſchaften, das Wandern der Geſchlechtstheile gegen einander, und die Reizbarkeit, ſcheinen einander verwandt, vielleicht von einer Urſache herrührend, und nur in mehr oder weniger unterſchieden. Hr. M. iſt nicht abgeneigt, dieſe Eigenſchaft der Pflanzen einen Kunſttrieb derſelben zu nennen, giebt Regeln, wie ſolche Beobachtungen anzuſtellen ſind, und erzählet mit vielem Fleiſſe die Geſchichte dergleichen Verſuche, und überhaupt der zum Geſchlechte der Pflanzen gehörigen Bemühungen, wo er den vormaligen hamburgiſchen Lehrer Joachim Jung, als den erſten rühmt, der wahre Begriffe von den Staubfäden und Piſtillen eingeführt, und richtiger davon gedacht, als alle vor und nach ihm, bis auf Camerern, obgleich J. jetzo faſt vergeſſen iſt. (Wolf hat Jungen ſehr oft mit Ruhm erwähnt. Aber auch Wolf iſt freylich in unſern Zeiten, wo gründliche Gelehrſamkeit aus der Mode iſt, vergeſſen.) Erſcheinungen, welche wahrſcheinlich machen, daß die Pflanzen freywillige Bewegungen und Empfindungen haben. Wurzeln ziehen der fetteſten Erde nach, und vermeiden die magere, Blätter haben um Mittag eine ganz

andere

andere Richtung als um Mitternacht, Blumen öffen und schliessen sich zu gewissen Zeiten, die Säfte, welche die Wurzeln aus der Erde ziehen, um sie zur Nahrung zu verwenden, dieser Säfte Verwandlung in Säfte des Krautes, die gänzlich von ihrem ersten Zustande unterschieden sind, der überflüßigen Theile Absonderung durch die Blätter, sind lauter freywillige Bewegungen. (In dieser Bedeutung ist das Wort wohl sonst nicht gewöhnlich; Wer nennt im thierischen Körper Verdauung, Chylification ꝛc. freywillige Bewegungen? Wenn es freywillig ist, der fetten Erde nachzuziehen, so haben die Wurzeln mehr Verstand, als viel Menschen, denn die ziehen nicht allemal demnach, was für sie das Beste ist. Wenn man sich vorstellt, solche Begebenheiten entstehen aus der Organisation und Kräften, die wir nur sehr unvollkommen kennen, so versteht man freylich nicht viel davon, aber gewiß eben so viel, als wenn man dabey an etwas, wie eine Seele denkt. Denn da, wo man als deutlich und sicher annimmt, daß eine Seele vorhanden sey, wie bey Menschen und Thieren, hilft doch diese Seele so viel als nichts, die Begebenheiten im Körper begreiflich zu machen.)

VIII. Desselben botanische Bemerkungen. Erstlinge aus dem Churfürstl. Garten zu Mannheim. Unterschiedene neue Species, auch zwey neue Genera. Die Namen herzuschreiben, wäre ohne Zweifel zu wenig für den Kräuterkenner, und zu viel für andere Leser. Viel dieser Pflanzen sind auf Kupferplatten von VII bis XX vorgestellt, deren Aehnlichkeit mit der Natur versichert wird. Was jedem an ihnen, so wie an andern Kupfern dieses Bandes, in die Augen fällt, ist Hrn. Verelst Kunst.

IX. Hr. de Necker Erläuterungen über die Fortpflanzung der Farrenkräuter überhaupt, (filicées).

Die Churfürstl. Ak. gab 1771 als eine Preißfrage auf, Gegenwart oder Abwesenheit des Geschlechts und des wahren Saamens in nachfolgenden vier Pflanzen durch entscheidende Erfahrungen auszumachen: Osmunda *Regalis*, Pteris Aquilina, Equisetum *aruense* et *palustre* Linn. Es ist aber keine Schrift dieserwegen eingelaufen, wovon eine Ursache der Geist des Systems seyn möchte, der den jetzigen Botanikern nicht gestattet, zu begreifen, daß die Abwesenheit des Geschlechts bey viel Pflanzen positiv ist, und daß das Daseyn der unterschiedenen Attribute der Zeugung, welches man voraus setzt, negativ ist. Noch eine andere Ursache, nach Hrn. d. N. Gedanken, ist, daß man gewöhnlich das Wesentliche verabsäumt, überflüßige Dinge zu beschreiben, denen man mehr Nutzen beylegt, als sie leisten. Die Akademie hat Hrn. d. N. aufgetragen, über diese Pflanzen Erfahrungen anzustellen. Vorläufig erzählt und prüft er die Gedanken alter und neuer Schriftsteller über die Fructification solcher Pflanzen. Er selbst hat von der Osmunda *regalis* und *lunaria*, dem ophyoglossum *vulgatum*, der pteris *aquilina* den Staub gesäet, aber es ist nichts aufgegangen. Ihn befriedigt nicht, daß man bey solchen Pflanzen Theile anzeichnet, denen man die Namen der sonst bekannten Fructificationstheile giebt, man soll bey diesen Pflanzen den Gebrauch dieser Theile eben so darthun, wie es bey andern geschehen ist. Noch handelt er vom Charakter der Marsilaea, davon er nur eine Art erkennet, ihre charakteristischen Theile aber sind denen, die v. Linné angegeben hat, gerade entgegen gesetzt. Er bringt ihre Abbildung bey, nebst dem equiseto aruensi und hiemali, besonders die Sprößlinge unter der Erde zu zeigen, durch welche es sich fortpflanzet.

X. Hr.

X. Hr. Wallot, wie man durch Vergleichung von Solstitialbeobachtungen, die mit einem Gnomon angestellt werden, entscheiden kann, ob sie veränderte Schiefe der Ekliptik, oder Aenderung im Stande des Gnomon anzeigen. Die Rede ist nicht von einzelnen Obelisken u. d. g., sondern von solchen Vorrichtungen, die man bey großen Gebäuden, Kirchen z. E. anbringt, dabey eigentlich nicht die wirklichen Sonnenhöhen sucht, sondern nur die Solstitialhöhen mit einander vergleicht. Ein solcher Gnomon kann sich setzen, oder seine verticale Höhe kleiner werden, er kann sich auch neigen; den Erfolg dieser kleinen Aenderung und der Schiefe der Ekliptik bringt Hr. W. in Gleichungen, und zeigt, wie man sie aus 6 Beobachtungen findet. (Immer scheint ein solcher Gnomon die Anstalten und Kosten, die er erfordert, nicht zu bezahlen.)

XI. Hr. Fr. Christian Mayer, Beobachtung der Bedeckung Saturns vom Monde 1775 d. 18. Febr. zu Schwezungen. Zwischen dem Austritte des westlichen Randes des Ringes bis zum Austritte des östlichen, verflossen 59 Secunden; die ganze Dauer von der ersten Berührung des Ringes bis zur letztern, war 1 St. 0 M. 25, 31 S. nehmlich von 9 Uhr 38 M. 29, 83 S. bis 10 Uhr 38 M. 55, 14 S. Hr. M. berechnet ferner die Zeit der Conjunction, und zeigt den Nutzen der Beobachtung, sowohl zu Verbesserung der Saturnstafeln, als der Geographie.

J.

XXI.

XXI.

Io. Matthi. Geſneri Primae Lineae Iſagoges in eruditionem univerſalem etc. Accedunt nunc Praelectiones ipſae per *Io. Nic. Niclas.* Tomus II. — Lipſiae, ap. C. Fritſch. 1775. 674 S. auſſer der Zuſchrift an den Hrn. von Wenje, der Vorrede, und einem zweyfachen, ſehr vollſtändigen Regiſter. 8.

Was dies für alle Arten von Leſern, welche die Sprache verſtehen, nützliche, lehrreiche und unterhaltende Buch, überhaupt Eigenes habe, und aus welchem Geſichtspunkte, Sprache und Methode beurtheilet werden müſſe, davon hier bey dem zweyten Theile kein Wort weiter! Was geſagt werden muſte, findet der Leſer in der Beſchreibung des erſten Theiles, den wir oben B. XXV. St. I. S. 157 ꝛc. angezeiget haben.

Ein populares, zugleich gründliches und mit mancherley Gelehrſamkeit durchwebtes Syſtem der Philoſophie — ſo würden wir dies Buch nennen, wenn wir ganz kurz einen allgemeinen Begriff von dem Werthe deſſelben geben, oder deſſen Charakter beſtimmen ſollten. Ueberall zeigt ſich der V. als einen Mann, der ſelbſt denket, nachdem er vorher alle Schulen alter und neuer Philoſophen durchſtudiret hat; der durch ſein Beyſpiel beweiſet, daß der Philoſoph deſto richtiger und ſchärfer denke, je mehr er zugleich Gelehrſamkeit und Beleſenheit mit eigenem Scharfſinn vereiniget; je weniger er aus ſich allein alles zu ſpinnen vermeinet, und je mehr er ein Feind ſtolzer

Igno-

Ignoranz iſt, welche das Erbtheil ſo vieler Afterphi-
loſophen zu ſeyn pflegt: inſonderheit muß jeder Leſer
an ſich ſelbſt erfahren, welche angenehme Würkung
ein durch den vertraulichen Umgang mit den Alten
verfeinerter Geſchmack, Socratiſche Faßlichkeit oder
Einfalt, die eben ſo durch Sprache als durch Vor-
ſtellungsmethoden den finſterſten Verſtand zu erleuch-
ten weiß, endlich ausgebreitete Wiſſenſchaft, Men-
ſchenkenntniß und ein munterer Vortrag hervorzubrin-
gen vermag.

Nachdem der V. S. 1—7 von dem Begriff,
welchen der Name Philoſophie in ſich faſſet, gehandelt
hat, trägt er die Geſchichte dieſer Wiſſenſchaft vor
S. 7—134. Jung-Leute, ſagt er ſelbſt mit Facio-
latti, müſſen zuerſt bloß hiſtoriſche Philoſophie hören,
(d. i. philoſophiſche Hiſtorie) um nicht Anhänger einer
einzelnen Secte zu werden, ſondern alle Secten kennen
zu lernen. — Ohngeachtet der V. nicht allenthal-
ben die nehmliche Ausführlichkeit in ſeinen Erzählun-
gen beweiſet, ſondern hier und da mehr Litterator
als Geſchichtſchreiber iſt, — bloß Titul von Büchern
anzeiget, als Syſteme und Meinungen entwickelt, —
ſo war doch ſein Vortrag immer zureichend, ſo wol
den Gang des menſchlichen Verſtandes, der zur
Wahrheit führt, als auch die krummen Nebenwege und
Ausſchweifungen deſſelben zu erkennen. Immer
iſt der V. ſich und ſeinem Vorſatze darinn treu geblieben,
daß er nur primas lineas vorgezeichnet hat. Am um-
ſtändlichſten iſt er in folgenden Artikeln geworden:
Moſes S. 9. Orpheus S. 29. Plato S. 45.
Ariſtoteles S. 51. die Stoiker S. 58. Pytha-
goras S. 63—75. Heraclitus S. 77. Epicur
S. 80. Pyrrho S. 83. die Sophiſten S. 88. —
Bey Gelegenheit der Kirchenväter und ihrer Philo-
ſophie S. 97 ein weitläuftiges Raiſonnement über das

Vor-

Vorurtheil, philoſophiam eſſe partem ſeculi, mit vielen witzigen und zum Theil luſtigen Einfällen bereichert. Carteſius S. 106—110. Leibnitz S. 110—116. Hobbes, Grotius, Pufendorf, Thomaſius S. 119—127. Newton S. 127. Allenthalben und beſonders S. 133, auch S. 222 u. ſ. w. behauptet er nachdrücklich, alle neuere Erfindungen der Logiker und Metaphyſiker ſeyen weiter nichts als Novantiqua: auch ſelbſt die Meinungen, welche Leibnitzens Unſterblichkeit mit befördert haben, findet er bey den Alten bereits vorgetragen. Ein ganz vergeſſener, oder vielleicht nie ſonderlich bekannter Philoſoph, Arnold Geulinx, wird bey dieſer Gelegenheit ſehr in das Licht geſtellet.

Die Philoſophie ſelbſt folgt von S. 134, und macht den Inhalt des ganzen Buches aus. Der V. ordnet die Theile, die ſie ausmachen, etwas anders, als gewöhnlich; zum Beweiſe, daß er auch hier ſelbſt gedacht habe. Der Grund, worauf die angenommene Eintheilung der Philoſophie beruhet, iſt dieſer Satz: die Philoſophie beſchäftiget ſich, den Menſchen, als Menſchen, d. i. die Fähigkeiten, dadurch er ſich vom Vieh unterſcheidet, vollkommener zu machen, oder auszubilden. Ein Theil dieſer Wiſſenſchaft klärt alſo den Verſtand auf, der andere lenkt, beſtimmt und beſſert den Willen. Zu jenem rechnet er: die Kenntniß unſerer ſelbſt (Pſychologie) — der Grundbegriffe, (Ontologie) — Gottes und der Welt, als ſeines Werkes, (Theologia naturalis, Pneumatologie und Kosmologie) — endlich, der Geſetze, nach welchen die Wahrheit zu ſuchen iſt, (Logik); — zu dieſem die praktiſche Philoſophie.

Alſo hier ſteht an der Spitze der Philoſophie: Pſychologie S. 139—225: ſie, die ſonſt nach andern Syſtemen, in einen entlegenern Winkel verſteckt

ket wird. Zuerst die Verstandesfähigkeiten, hernach die Natur des menschlichen Willens, die Neigungen, Affekten und was dahin gehört. Dem werden zuletzt besondere Abhandlungen angehängt, über Freyheit, und über das Commercium animi et corporis. Obgleich dem Leser nicht leicht etwas aufstossen wird, das neu oder dem V. eigen ist, so wird er doch Ursache haben, allenthalben die ungemeine Deutlichkeit des V., den leichten, durch die angenehmsten Beyspiele und Bilder sinnlich gemachten Vortrag des V. zu loben. Wir zeichnen aus diesem ganzen Stücke nichts aus, als das unerwartete Bild, wodurch der V. den Ursprung der Träume aufzuklären suchet, (S. 156): „Vt electrisationem comparavi cum facultate sentiendi; ut visum illustravi camera obscura; ita hic imaginor, cerebrum tanquam bibliothecam esse: porro videtur in homine esse medium aliquid inter rationem humanam animasque brutorum; *simia quaedam rationis*; aliqua vis mentis nostrae, qua non rationalis ist, sed facultatem habet, pene brutam. Noctu, quum dormit bibliothecarius meus, ratio, mens, animus, qua rationalis est, venit *simia illa*, sumit librum aliquem; sed non reponit loco suo; verum omnia turbat; Ptolemaeum jungit cum Eulenspiegelio, caet." — Ueber die Freyheit des Menschen eine wohl durchgedachte Betrachtung S. 199, in welcher zuerst die Gründe dargegen, und dann für dieselbe geführet werden; alles nach schlichtem guten Menschenverstande, nicht nach philosophischen Sophisterey en. — Leibnitzens Hypothese de commercio animi et corporis wird als eine schon ältere Erfindung vorgestellet, die Arnold Geulinx bereits 1665 sehr deutlich vorgetragen, Leibnitz aber mit einem eigenen Namen bezeichnet habe. Was Gesner von dieser philosophischen Hypothese urtheile, läßt sich aus folgenden

genden Stellen abnehmen. Zu §. 886, S. 220 ſagt er: Ergo *Aſſiſtentiae ſyſtema* hodie plane abolitum eſt: ſed ſupereſt filia ejus turpis admodum, *Harmonia praeſtabilita*. Und zu §. 888, S. 222, wo der V. eine lange Stelle aus Arn. Geülinx γνωθι σεαυτον oder Ethik ausgeſchrieben hat, druckt er ſich zuletzt alſo aus: Etiam duo horologia illa (die nehmlich Geülinx ſchon zu Hülfe genommen hat) perpetuo in ore habuit Leibnitius; et nihil plane novi in re ipſa invenit. Quid igitur fecit ille? quae ſunt ejus merita? Pulchrum verbum Gallicum excogitavit, nomenque dedit vocans *Harmonie préétablie*. Et tamen laudum non eſt finis.

Ontologie S. 226 bis 283. Woher dieſer Namen entſtanden, erkläret der V. richtiger und genauer, als andere gemeine Philoſophen, die weniger als er, zugleich Gelehrte und der philoſophiſchen Geſchichte kundig waren. — Bey Erklärung der metaphyſiſchen Nothwendigkeit und des Zufälligen, eine ſehr lehrreiche, obgleich kurze Ausſchweifung darüber, wie bey den freyen und zufälligen Handlungen und Begebenheiten der Menſchen gleichwohl die Vorherſehung Gottes beſtehen könne. Sterbliche, bey einer ſehr eingeſchränkten Kenntniß und Erfahrung, können zufällige Dinge, die geſchehen werden, vorausſehen, ohne ſich zu irren: warum nicht Gott? — S. 245—252 von dem Begriffe des Raums; ziemlich umſtändlich. Er erlaubet ſich, oder vielmehr ſeiner Phantaſie, ſich daſſelbe als das Senſorium Gottes vorzuſtellen; nicht als ob er dieſe Vorſtellung ganz für richtig halte, ſondern weil ihm ſolches den Begriff der Allwiſſenheit und Allgegenwart Gottes erleichtert. — Der neueren Philoſophen ihre einfache Weſen oder Monaden, die ſelbſt gar keine Extenſion haben, und doch durch ihre Verbindung Extenſion

sion machen und Körper formiren sollen, verlacht er S. 257 — 261, als Unsinn. Die alten, und nur wenige der neuesten Philosophen dachten hierinn glücklicher.

Die natürliche Theologie S. 283 bis 337. Recht durch viele treffende Bilder und Beyspiele zeigt er, wie wir uns hintergehen, indem wir glauben, das nun auch mit bloßen Augen zu erkennen, was wir zuerst durch Vergrößerungsgläser gesehen haben. Das beste und einzige und wahre System dieser Wissenschaft muß aus den Schriften der alten Heiden geschöpft werden: Cudworth's Intellectualsystem, wie es Mosheim erläutert und berichtiget hat, bleibt hier das classische Buch. — Der V. erwähnet aus der philosophischen Geschichte mehrere Begriffe, die sich der Wahn der Menschen von Gott geschaffen hat; aber er selbst bauet alle Eigenschaften des höchsten Wesens und Pflichten gegen dasselbe auf den Satz: es ist ein Wesen, das alles gemacht hat; S. 288 bis 313. — Den Beweis des Daseyns Gottes, der aus der Uebereinstimmung aller Dinge, mit einer gewissen Absicht, aus der weisen Einrichtung aller Geschöpfe, ihrer Theile oder ihres Baues u. s. w. geführet wird, ziehet er allen andern vor, S. 295. 296. Und des seel. Reimarus vornehmste Wahrheiten der natürlichen Religion preißt er mit Recht als den Innbegriff aller ächten menschlichen Kenntniß von Gott an. Si omnia perirent, sagt er, quidquid est recentiorum scriptorum; si interirent Logicæ omnes & Metaphysicæ, & orationes, carmina, & quidquid ingenioſi homines scripserunt, hunc mihi expetorem libellum. — Der V. vermuthet selbst, daß die Leser unter den Eigenschaften Gottes, die er von S. 297 durchgehet, die Einheit nicht ohne Verwunderung vermissen werden, die so gar auch dem Namen nach

nicht vorkommt. Am angeführten Orte führet er in seinem Discurse die Ursache davon an, die eben so sehr befremden wird, als sie von des V. Aufrichtigkeit zeuget. Eben darum führen wir seine eigene Worte an: „Ich gestehe, sagt er, daß ich zweifelhaft war, ob sich die Einheit Gottes erweisen lasse: und noch jetzt weiß ich nicht, ob die Einheit als nothwendig angesehen werden müsse. Es bleibt allemal möglich, daß mehrere unter sich übereinstimmen, daß jedes einzelne System, jede einzelne Sonne ihren eigenen Gott habe. Allein, so wie ich glaube, es sey nicht schlechterdings nothwendig, daß nur ein Gott sey: eben so behaupte ich, lasse sich kein Beweis führen, der die Einheit Gottes widerlege. Vielmehr da alles in der ganzen Schöpfung übereinstimmet, und gleichsam nach einer Regel und nach einem Zwecke eingerichtet ist, so hat man nicht nöthig, zu mehr als einem Gotte seine Zuflucht zu nehmen.„ (Cohærent omnia ita, ut non opus sit plus imo Deo.) — Die göttliche Allwissenheit und Vorhersehung (S. 299) macht er bloß wahrscheinlich durch allerley Vergleichungen mit der stufenweis unterschiedenen Kenntniß unter uns Menschen selbst; z. E. ein ungeübter Knabe, der eine halbe Stunde nöthig hat, bis er eine Periode zu Ende lieset, stellt es sich als unmöglich vor, daß es leute gebe, die mit einem Blicke dieselbe Periode übersehen: unterdessen siehet er sie zugleich als so nothwendig an, daß er behauptet, derjenige, der sie läugne, sey in keinem geringerem Irrthume, als ein solcher, der keinen Gott glaube. — Kein vernünftiger und billiger Mensch wird Gesnern verdammen, oder selbst von dem Gegentheil sich überzeugt glauben, wenn derselbe S. 313 f. behauptet, die Ewigkeit der Materie (so fern sie sich darauf gründet, daß Gott ewig ist) enthalte keinen Widerspruch, — nichts, das Gott unanständig wäre. Sie

lasse

lasse sich wenigstens aus der Vernunft nicht widerlegen. Gesners Discours ist allenthalben lichtvoll und genugthuend: aber hier bey dieser Abhandlung über die Ewigkeit der Welt, scheint er sich durch die Deutlichkeit des Vortrags selbst zu übertreffen, zumal da des Herausgebers, Hrn. Niklas, Fleiß und eigenes Nachdenken noch einiges, was die Bestreitung der vorgetragenen Meinung betrift, weiter ausgeführet hat. — Von der göttlichen Vorsehung S. 318 f. f. und, als ein Anhang darzu, über den Ursprung des Bösen, sind noch zwey wichtige Betrachtungen, die in den Umfang der natürlichen Gotteslehre gehören.

Dialektik oder Logik S. 337 — 451. Eine sehr natürliche Ordnung, Deutlichkeit im ganzen Vortrage und der mannigfaltige Reichthum in den Erläuterungen durch Beyspiele zeichnen das Werk auch in diesem Theile vor vielen ähnlichen Büchern aus. Vielleicht ist aber noch ausserdem ein eigener Werth darinn zu sachen, daß der V., ohne sich in das Trockene zu verlieren, allenthalben eine Bekanntschaft mit der Sprache der ältesten griechischen Philosophen, auch mit der Sprache der Scholastiker zu verbinden, und seinen Zuhörern zu verschaffen bemühet gewesen ist. Allenthalben, und gleich an der Spitze dieser Wissenschaft, wird jeder Leser ein eigenes Bemühen wahrnehmen, vor dem Mißbrauche der Logik zu warnen, und mehr gesunden Menschenverstand und andere nützliche Wissenschaften, als die Künsteleyen der Logiker zu empfehlen. Dieß ist aus den Zeiten des seel. Gesners, und insonderheit aus dem Locale zu erklären. Damals soll es Lehrer gegeben haben, die vermögend gewesen sind, die Logik, als die Königin aller Wissenschaften, über alles zu erheben, und ein Heer einfältiger Jünglinge zu bethören, daß sie Logik wiederholt

höreten, und alle übrige Gelehrsamkeit, besonders Humaniora vernachlässigten.

Auf S. 451 schliesset sich der theoretische Theil der Philosophie, und fängt der praktische Theil derselben an, welcher den ganzen übrigen Theil des Buches einnimmt. Voran stehet eine allgemeine Einleitung bis S. 464. darinn der V. theils erzählt, wie nach und nach Philosophen und Gesetzgeber veranlasset worden, die Sitten einzelner Menschen und ganzer Völker durch Vorschriften zu bilden und zu lenken; theils auch die allgemeinen Begriffe, Gesetz, Belohnung, Strafe, Verpflichtung, Gewissen, Naturgesetz erkläret. Er leitet den ganzen praktischen Theil der Philosophie davon her, daß weise Männer frühzeitig aus der Erfahrung wahrgenommen haben, jeder mache sich durch seine eigene Aufführung entweder glücklich oder unglücklich. Das Sprüchwort der Thüringer: selber thät, selber hat, oder Fortunam fingunt sui cuique mores, scheint das Principium zu seyn, worauf er Moral und Naturrecht bauet. Es wird viele befremden, daß Gesner S. 454 behauptet, es lasse sich gar wohl ein Gesetz ohne Gesetzgeber gedenken. (Non opus est, ut in lege semper cogitemus de superiore aliquo; sed, quidquid sequimur in agendo, illud est lex.) Unserer Ueberzeugung gemäß, müssen wir bekennen, daß hier die Philosophie des seel. Gesners uns weniger, als anderwärts zum Beyfalle geführet habe. Die meisten Begriffe, worauf doch alles beruhet, scheinen von ihm sehr unbestimmt erkläret und auf das Zufällige gebauet zu seyn. Und dieß kommt ohnfehlbar davon her, daß er den Satz billiget, es lasse sich ein Naturgesetz behaupten, ohne an Gott, als den Gesetzgeber, zu denken. Was er Belohnung und Strafe nennt, sind zufällige und gar nicht nothwendige Folgen unserer Handlungen: und gleichwol sollen

ſollen beyde die einzige Verbindlichkeit unſerer Handlungen ausmachen. Verpflichtung (obligatio) erklärt er ſo: Eſt ille ſenſus, quo quis incitatur ad præmium conſequendum, & pœnam evitandam. Er ſcheinet Geſetz in einerley Bedeutung zu nehmen, ob ich ſage lex carminis oder lex morum. Bey beyden iſt die Verpflichtung dieſe: qui legem carminis &c. ſervat, ille laudatur: contra, qui negligit, vituperatur. Und Gewiſſen iſt ihm nichts mehr und nichts anders, als ſenſus obligationis, vel ad præmium vel ad pœnam. Aus dem folgenden Diſcurſe des ſeel. Mannes ſiehet man, er habe mehr zur Vertheidigung anderer dieſe Sätze behauptet, als daß ſie ſeine wahre Meinung geweſen wären; z. B. §. 1277. 1328. Indeſſen können Leſer, die ihrem Schriftſteller nicht im Denken allenthalben nachfolgen, gar leicht zu etwas ſeichten Begriffen geleitet werden; und zwar ohne deſſelben Schuld. Ueber den Begriff des Rechts der Natur, den ſich einige enger, andere weitläuftiger machen, urtheilet er mit vieler Billigkeit, und leitet daraus eine ſehr freymüthige apologetiſche Vorſtellung für den ſeel. Schmauß her. (S. 463. f.) Eſt Chlachenius, ſagt er, alioquin vir bonus & doctus, quem amo multis meritis illius: ſed profecto eſt ſtupidus. Ita maxima de nihilo naſcitur hiſtoria.

Das Recht der Natur ſelbſt S. 464 — 581. Hier bekommt das Vorausgeſetzte mehr Licht und Beſtimmung. Denn zuvörderſt bauet der V. die Geſetze der Natur nicht mehr auf den unſicheren Grund, welchen viele aus dem vorhergehenden vermuthen konnten, ſondern er unterſcheidet und erkläret einzeln, als ſo viele Quellen des natürlichen Rechts: 1) die Naturtriebe, die er ſelbſt durch Beyſpiele der bloß thieriſchen Geſchöpfe erläutert; 2) Vernunft, durch welche menſchliche Handlungen zu freyen Handlungen wer-

den; 3) das Gefühl des Schönen oder den Geschmack; 4) das Gefühl der Billigkeit und Gerechtigkeit — quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris. Es sey, daß man behaupten könne, daß Dinge einer Art getrennet, und doch nicht alles, was hieher gehöre, angeführet worden sey; so ist das gleichwol unleugbar, Gesner habe, was er einzeln von jedem dieser Gegenstände saget, gut gesaget. Nur in der Anwendung auf die daraus herzuleitende Gesetze der Natur vermissen wir einen weniger zweydeutigen, bestimmteren und überzeugenderen Vortrag. Ueber das Meiste haben wir überhaupt nach Gesners Tode die vortrefflichsten Schriftsteller erhalten, die unser seel. Lehrer noch nicht brauchen konnte. — Die Pflichten selbst von S. 509 — 581. Der V. verweiset in Ansehung der Pflichten gegen Gott auf die natürliche Theologie: die Pflichten gegen andere theilt er in Pflichten der Liebe und der Gerechtigkeit. Er ist durchaus unzufrieden mit der gewöhnlichen Eintheilung in vollkommene und unvollkommene Pflichten, die allein bey bürgerlichen Gesetzen Statt finde, da hingegen nach den natürlichen Rechten die Verpflichtung zu Werken der Liebe dieselbe sey, als die zu Werken der Gerechtigkeit. Die uns vorgeschriebene Kürze verstattet nicht, unsern Lesern das ganze System des seel. Mannes vorzuzeichnen, das ohnedem auch aus dem Gerippe schon bekannt genug ist; wir begnügen uns, einzelne Materien nur zu bemerken, über welche G. als Selbstdenker, philosophiret hat. — Bella punitiva erkennet er im Rechte der Natur nicht, S. 517. — Ohne Testament zurückgelassenes Vermögen gehöret, nach den Gesetzen der Natur, den nächsten Verwandten, und in deren Ermangelung dem vertrautesten Freunde des Verstorbenen, S. 533. Er disputirt mit vielem Ernste wider diejenige Juristen, die kein Testament als gültig annehm-

annehmen wollen, als das nach allen Regeln des bürgerlichen Rechts gemachet worden. Der Wille der Todten muß bloß schon nach der Regel des natürlichen Rechtes *quod tibi vis fieri* vollzogen werden und gültig bleiben; S. 535. — Er hält es für unedel und unanständig, für Lehrstunden, wie für Waare, zu contrahiren, Honorarien einzutreiben, oder darüber zu verklagen; auf der anderen Seite aber auch für niederträchtige Undankbarkeit, sie nicht zu bezahlen, S. 540. vergl. mit S. 632. ad §. 1438. — Es ist ohnfehlbar unerwartet, daß der V. von S. 548 — 566 eine eigene Abhandlung über die zu beobachtende Anständigkeit in den einmal eingeführten Höflichkeitsbezeugungen, und in dem äusseren Kleider- und anderem Staate eingeschaltet hat. Der V. selbst hat es empfunden, daß nach dem gewöhnlichen Begriffe des natürlichen Rechtes dergleichen Vorschriften zwar allerdings in den Umfang der praktischen Philosophie, aber nicht des Rechtes der Natur gehören. Er entschuldiget es darum durch eine eigene Einleitung, die er voraus schicket. „Bürgerliche Gesetze gehören auch nicht zum Naturrechte, und müssen dennoch beobachtet werden.„ Aber sollte diese Entschuldigung hier angemessen seyn, wo man allgemeine und nicht willkührliche Gewohnheiten oder Vorschriften erwartet? Im übrigen wird jedermann des seel. Gellerts Discours, der durch mancherley Bemerkungen und Anekdoten eben so lehrreich als lustig gemacht worden ist, hier insonderheit mit Vergnügen und Nutzen lesen. — S. 585 f. f. die Gesetze des Ehestandes. Die Absicht des Ehestandes und eine völlig gleiche Liebe zwischen Mann und Frau läßt sich in der Polygamie nicht so vollkommen, als in der Monogamie erwarten: darum scheint jene den Gesetzen der Natur zu widersprechen. Aber Umstände, z. B. Entvölkerung

des männlichen Geſchlechtes, können eine temporelle Diſpenſation verſtatten. — In den Anmerkungen über die Tugendlehre S. 581 und über die Regeln der Klugheit S. 600 iſt uns durchaus nichts vorgekommen, das nicht gut und zweckmäßig geſaget wäre, aber auch nichts, das wir darum auszeichnen könnten, weil es etwas unerwartetes enthielte. Es folgen darauf in eigenen Abſchnitten, Beſchreibungen der Hinderniſſe der Tugend S. 614.; ſo wie hernach S. 628 der Bewegungsgründe zur Tugend, erſt allgemein, alsdann aber ſo, daß der V. einzelne und vorzügliche Tugenden beſonders durchgehet, und durch Beyſpiele mehr, als durch Regeln lehret, wie man ſich dieſelben eigen machen, und darinn üben könne. Die Beyſpiele ſind, unſerem Bedünken nach, das ſchätzbarſte ſeines Vortrags. Denn da dieſelben, zumal in dieſem letzteren Theile des Buches, faſt mehr, als vorhin, gehäufet werden, ſo benehmen ſie dem Buche faſt ganz das Anſehen eines Syſtems, und machen es zu einem ſehr lehrreichen Roman. Aus einer Menge ſehr guter Erinnerungen, die aber wenigſtens in der Theorie allgemein bekannt ſind, heben wir etwa drey heraus, die das letztere nicht ſind: 1. Durchaus empfiehlet der ſeel. G., es zur Hauptmaxime der Erziehung zu machen, daß die Kinder Gehorſam lernen. Unſere neumodiſchen Pädagogen verlangen, daß Kindern nichts eher als Pflicht aufgeleget werden ſoll, bevor man ihnen die Urſache oder den Grund entdecket habe. Geſner will, man ſoll ihnen dieſe Entdeckung erſt nachher zur Belohnung machen. Man leſe ihn ſelbſt S 664 f. und urtheile, ob dieſer alte erfahrne Schulmann nicht recht habe? 2. Eine andere der neuen Pädagogik widerſprechende Maxime iſt dieſe: man ſoll Kinder früh zur Religion gewöhnen, S. 668. Wollte man hierinn erſt das Alter der Vernunft abwarten,

warten, ſo dürfte man ihnen auch nicht zumuthen, ehrerbietig und dankbar gegen ihre Eltern zu ſeyn. 3. Zum bequemeren Unterricht gemeiner Leute, und ſonderlich der Domeſtiken, empfiehlt er, daß man in Deutſchland die Gewohnheit der Engländer einführe, eigene, für ſie geſchriebene Bücher herauszugeben, die man ihnen als Neujahrsgeſchenke (New-Years-Gifts) in die Hände ſpiele.

Hr. Niklas hat ſich auch um dieſen Theil ſehr verdient gemacht, theils dadurch, daß er bey den häufig gebrauchten Beyſpielen Citata hinzuſetzet, welche die Beyſpiele glaubhafter oder gültiger machen; theils auch, indem er die Erzählungen ergänzet und berichtiget. Oft haben wir dieſen gelehrten Mann bewundert, wie er ſo kleine und verſteckte Dinge hat auffinden können.

Ef.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Friderici Samuelis Bock, ſac. reg. Maj. Pruſſ. in ſenatu eccleſiaſtico Conſil. S. Theol. Doct. græc. litt. in Acad. Regiomontana Prof. ordin. & bibliothecæ regiæ Præfecti primarii, Hiſtoria Antitrinitariorum, maxime Socinianismi & Socinianorum, quorum auctores, promotores, cœtus, templa, miniſtri, ſcholæ, præceptores, officinæ typographicæ, bibliothecæ, colloquia, ſynodi, ſectæ, pacificationes, ſtudia irenica, indoles, diſputationes, fata proſpera & adverſa, ſcripta typis expreſſa pariter atque inedita, nec non opera illis oppoſita, ex fontibus, magnamque partem monumentis & documentis mſſertis recenſentur. Tomi Primi Pars prima. Regiomonti & Lipſiæ, impenſis G. L. Hartungii, 1774. 8. 556 Seiten.

Der Hr. V. gab ſchon, wie bekannt, im Jahr 1754 eine Hiſtoria Sociniani ſmi pruſſici maximam partem ex documentis manuſcriptis heraus, in deren Vorrede er der gelehrten Welt ein gröſſeres hiſtoriſches Werk vom Socinianiſmus verſprach, auch zugleich den allgemeinen Entwurf davon mittheilte. Seit der Zeit hat er nun mit Mühe und Koſten einen Schatz von dahin gehörigen Nachrichten geſammelt. Eine eigene zu den Unitariern in Pohlen in dieſer Abſicht gethane Reiſe, häufige gelehrte Correſpondenz, viele rare Bücher und Documente, worunter nicht wenige ſelbſt dem Lubieniec und Sandius unbekannt geblieben ſind, haben ihn in den Stand geſetzt, ſein Verſprechen zu erfüllen. Das ganze Werk iſt ausgearbeitet, und

liegt

liegt zum Druck fertig. Es wird, wie wir aus dem Vorbericht sehen, ohngefähr aus fünf Bänden bestehen. Der erste Band, oder die Bibliothek der Antitrinitarier, und insonderheit der Socinianer liefert bloß litterarische Nachrichten von ihren Schriftstellern, deren Büchern und Lebensumständen. Der vorangezeigte erste Theil desselben geht bis auf den Buchstaben N. Der zweyte Band wird in drey Kapiteln eine Präliminargeschichte enthalten: 1. Von dem Socinianismus vor dem Lälius und Faustus Socinus, und von den Sekten, welche in Hauptirrthümern mit ihnen verwandt sind. 2. Von dem Ursprunge der neuern Antitrinitarier in Deutschland, Italien und der Schweitz. 3. Von den ersten Urhebern der Socinischen Lehre, dem Lälius und Faustus Socinus, und deren gedruckten oder geschriebenen Schriften. In dem dritten Bande sollen unter vier Kapiteln die Schicksale der Antitrinitarier, und hauptsächlich der Socinianer im Königreiche Pohlen und dem Großherzogthum Lithauen, vom Jahr 1565 bis 1638, aus den Synodalakten erzählt, auch diese ausführlich eingerückt werden. Der vierte Band wird sich mit ihrer Geschichte in den übrigen europäischen Ländern, mit ihrem Ursprunge, Wachsthum und Schicksal 1. in Ungarn und Siebenbürgen, 2. in Preußen, 3. in Ober- und Niederdeutschland, 4. in Engeland, der Schweitz, Frankreich, Dännemark, Schweden u. s. w. auch in vier Kap. beschäftigen. In dem fünften Bande wird Hr. V. 1. das irrige System der Socinischen Theologie aufdecken, imgleichen von den Streitigkeiten und scheinbar frommen Sitten der Socinianer u. d. g. Nachricht geben. 2. Die Ursachen von den traurigen Schicksalen dieser Partey, und warum sich in unsern Tagen die Anzahl ihrer Freunde und Gönner so sehr vermehren, angeben. 3. Uns die Gelehrten, welche mit oder ohne Grund des Socinismus für verdächtig gehalten werden, kennen lehren, und 4. eine antisocinianische Bibliothek liefern, worinn die evangelischlutherischen, reformirten und katholischen Schriften, welche die socinische Irrlehre im Ganzen oder über einzelne Artikel widerlegen, recensirt werden sollen.

Wir verwundern uns weniger über die Weitläuftigkeit des Plans, wonach dieses Werk angelegt worden, als über die unglaubliche Mühe und Arbeit, die Hr. V. darauf gewendet hat, welche ihm nicht leicht jemand nachthun wird. Vielleicht hätte das Werk, der Vollständigkeit unbeschadet,

doch

doch mehr in die Kürze können gezogen werden, wenigstens läßt sich die Nothwendigkeit und Allgemeinnützigkeit der meisten Kapitel des fünften Bandes nicht absehen, denn worinn die so genannten orthodoxen Kirchenpartheyen die Socinianer der Irrlehren beschuldigen, wie viel hundert elende Bücher von rechtgläubigen Federn wider sie geschrieben worden, u. s. w. das ist unter den Gelehrten ziemlich bekannt, und neue, noch nie in Schriften vorgebrachte starke Argumente, die ihren ganzen Lehrbegriff vollends über den Haufen werfen, lassen sich schwerlich erwarten. Doch wir kommen mit unserm Rath, den wir etwa dabey geben könnten, zu spät, und wollen es nun erwarten, was uns Hr. B. ferner liefern wird. An seinem Fleiß wird es nicht gefehlt haben, das sehen wir aus dem vorliegenden ersten Theile des ersten Bandes, durch welchen sich der Hr. Doctor um die theologische Litterargeschichte in diesem Fache sehr verdient macht. Er hat den Sandius nicht bloß hie und da verbessert, sondern übertrift ihn an Vollständigkeit der Antitrinitarischen Schriftsteller weit; und manches, so hier noch fehlt, wird in den folgenden Bänden an seinem Orte nachgeholt werden. Wir billigen es, daß der V. nicht, wie Sandius, nach der chronologischen, sondern alphabetischen Ordnung die Autoren gestellet hat. Es erleichtert diese Ordnung das Nachschlagen sehr. Von den Büchern, die Hr. B. selbst in Händen gehabt, hat er den völligen Titel mit Anzeige des Jahres, Druckorts und der Seitenzahl abgeschrieben. Die er nicht gesehen hat, edirte und nicht edirte, oder Manuscripte, deren Titel hat er so angeführt, wie er sie beym Sandius oder andern litterarischen Schriftstellern gefunden. Diejenigen, welche ihm vorgearbeitet haben, und deren Nachrichten er genutzet hat, nennet er in der Vorrede. Einigen itztlebenden Gelehrten dankt er für ihre Bereitwilligkeit, ihm behülflich zu seyn, und bittet sich ihre fernere Unterstützung aus.

Wie gesagt, der V. hat einen ungemein rühmlichen Fleiß auf seine antitrinitarische Bibliothek gewendet, vieles selbst gesehen und gelesen, aber oft scheint er doch auch auf anderer Urtheil zu sehr gefußet zu haben, und daher ist manches treffliche Buch von ihm den verworfenen socinianischen Schriften zugezählt worden, von denen es nicht ausgemacht, wenigstens nicht geradezu erweislich ist, daß ihre V. Socins Lehre völlig beypflichteten. Aber sie stan-

ſtanden ſeit langen Zeiten, und bey großen Gottesgelehrten in übelm Verdacht, alſo geſellete ſie Hr. B. ihnen auch zu: Sandius ſelbſt und andere haben z. B. den Daniel Brenius und Steph. Curcelläus, die doch Arminianer waren, den Antitrinitariern zugezählt. Hr. D. B. folgt ihnen darinn, ohnerachtet er keinen weitern Grund dazu hat, als den: *Brenius* maximam Socinianismi ſibi contraxit ſuſpicionem, quamvis nunquam Socinianismum palam profeſſus fuerit. Adſcivit non tantum præceptoris ſui *Episcopii* errores, ſed quoque plures ſuos fecit, quibus ſemet & Socinianorum diſciplinæ dicavit — *Curcellæus* aſſeruit, nullam omnino inter Chriſtianos, quibus Socinianos quoque accenſet (Unter welche Klaſſe von Religionsbekennern ſoll man ſie denn ſonſt bringen, als unter die chriſtlichen, da ſie glauben, daß Jeſus von Nazareth der Chriſt Gottes ſey?) ſectam eſſe, quæ non in fundamento fidei conveniat, & adornata librorum N. T. editione Socinianismo admovit quædam fulcra. Höchſtens hätten ſie beyde in das 3. Kap. des Vten Bandes gehört. Wie es nach dieſer Angabe ſcheint, möchte dann das Verzeichniß der Socinisirenden Gottesgelehrten, wenn Hr. B. erſt auf neuere Schriftſteller kommen wird, wol ſehr groß werden. Ueberhaupt wünſchen wir in den folgenden hiſtoriſchen Theilen den V. bey vollſtändiger Kürze und Wahrheit im Erzählen, auch unpartheyiſch im Urtheilen zu finden, ſonſt wäre es beſſer, er gäbe uns die Nachrichten ohne eigenes Urtheil. Der Hr. Doct. hat es an der Art, nur immer von Irrthümern der Antitrinitarier zu ſprechen, welches uns beſorgt macht, er werde zu ſehr wider ſie eingenommen ſeyn, welches auf den Geſchichtsſchreiber nachtheilige Wirkungen zu haben pflegt. Er will auch darthun, daß die Frömmigkeit der Socinianer nur ſcheinbar geweſen ſey. Weiß er denn das gewiß? Kann ers wiſſen, ohne ein Herzenskündiger zu ſeyn?

Das Verzeichniß anonymiſcher Schriftſteller iſt aus dem Sandius gemacht, aber mit 14 andern, theils von jenem übergangenen, theils neuern vermehrt worden. Von einigen darunter hat der V. Auszüge gemacht. Bey den übrigen weiſet er die Bücher nach, wo eine nähere Anzeige von ihnen gethan worden. Gut wäre es wol geweſen, wenn Hr. B. deren Namen, die man itzo weiß, da ſie nun verſtorben ſind, auch genannt hätte.

Die

Die Verfaſſerin der Lettres ſur la Religion eſſentielle a l'homme diſtinguée de ce, qui n'en eſt que l'acceſſoire iſt Mademoiſelle Zubert, eine aufgeklärte gelehrte Proteſtantin zu Lion, welche ihren Bruder, der zum Katholicismus übergetreten war, dadurch zurück bringen wollte, welches dem V. vielleicht unbekannt geweſen, weil er ſie nicht nennet, wol aber nachſagt, was die Verf. der act. nov. erudit. Supplem. T. IV. von dem Buche urtheilen, nemlich: Socinianam doctrinam, novis periſtromatibus ornatam hisce epiſtolis eſſe. Quædam *futilium opinionum monſtra* l. c. allegata reperiuntur. Notavit, ſetzt er hinzu, in hoc ſcripto anonymo Sabellianismum & Socinianismum Arianismo mixtum *Franc. de Roches* in vindiciis rei Chriſtianæ &c. Ich zweifele, ob die gute Zubert es mit irgend einer von dieſen verrufenen Heterodoxien, geſchweige mit allen, unter dem Namen, eigentlich gehalten habe. Sie war von den Lehrmeinungen der orthodoxen Kirche wohl unterrichtet, weil ſie aber bey manchen darunter Bedenklichkeiten fand, ſo äuſſerte ſie ſolche, und ſchrieb freymüthig, was ſie mit völliger Zuſtimmung ihres Verſtandes und Herzens nach der heiligen Schrift für göttliche Wahrheit, die ſich allein vertheidigen lieſſe, und für weſentliche Lehren des Chriſtenthums hielte. Dieſe vertheidigts ſie dann auch ſo gut, als der beſte Gottesgelehrte. Ihre Briefe ſind in aller Abſicht ein vortreffliches Werk. Niemand kann die tiefe Ehrerbietung gegen Gott und das Chriſtenthum, den Eifer für die Religion und Tugend, die ausnehmend ſcharfſinnige Beurtheilungskraft und den edeln Charakter der Verfaſſerin darinn verkennen, es müſte denn ſo jemand ſeyn, en qui l'eſprit de ſyſteme, wie der Herausgeber des Supplement aux Lettres am Schluſſe ſeines Avertiſſements ſagt, eſt une paſſion furieuſe, qu'on ne ſçauroit choquer ſans devenir un objet odieux & mepriſable. Der Syſtemgeiſt hat den Verf. der act. nov. eruditor. ohnſtreitig ihr Urtheil über die Briefe eingegeben. Hr. D. B. hätte ihnen nicht ſo gerade nach urtheilen, und die futilia errorum monſtra, worüber nicht ein jeder jene Gewährsmänner nachſchlagen kann, billig näher anzeigen ſollen, damit man wiſſe, was es für welche wären. Wer kein Arges aus dem Buche hat, und es ohne Vorurtheil lieſet, wird die monſtröſen Irrthümer ſchwerlich entdecken. Sollte der V. bey der Fortſetzung ſeines Werks mehr dergleichen Urtheile über ähnliche Schriften fällen, ſo wird es von dieſer Seite betrach-

trachtet, bey Kennern und unpartheyischen Gelehrten viel an seinem Werthe verliehren. Mademois. Hubert starb den 13. Junius 1753 in einem Alter von 58 Jahren. Sie hatte wichtige Ursachen, warum sie nicht öffentlich bekannt seyn wollte, und blieb es auch, so lang sie lebte. Sie hatte schon um das Jahr 1743 noch verschiedene kleine Abhandlungen zur Beantwortung der Einwürfe, die wider ihre Briefe gemacht worden, geschrieben, um sie als eine Zugabe zu den Briefen heraus zu geben. Sie hielte sie aber hernach zurück, und hinterließ ihren Verwandten das Manuscript, welches bald nach ihrem Tode unter dem Titel ins Publikum kam: Recueil de diverses pieces servant de Supplement aux lettres sur la religion essentielle à l'homme &c. par le meme Auteur. Oevres posthumes. Premiere Partie. 172 Seiten. Seconde Partie. 104 Seiten. à Berlin, chez Etienne de Bourdeaux, MDCCLIV. in 8. Hr. D. B. hat dasselbe nicht angeführt, wie er denn auch einer andern Schrift, welche ein berühmter Mann gegen die Lettres sur la religion heraus gab: De principiis in examinanda & definienda religionis essentia ex mente nuperi scriptoris galli adhibendis amica disputatio autore Jo. Jac. Breitingero, Prof. Publ. Tiguri Helvetiorum, Litteris & sumtibus Conradi Orellii & Socc. MDCCXLI. 139. Seiten in 8. nicht Erwähnung gethan hat, ohnerachtet bey andern Büchern zuweilen auch der Gegenschriften ist gedacht worden. Diese Disputation ist in sehr schönem Latein geschrieben. Der V. urtheilt viel glimpflicher und billiger von den Briefen, als die acta eruditor., als de Roches und Hr. Bock. Aber verschiedene Trugschlüsse in seiner Widerlegung macht er doch auch. — Wir müssen hier abbrechen, bis die zweyte Hälfte des ersten Bandes heraus seyn wird, auf welche der Hr. Doct. den begierigen Leser ein wenig zu lange warten läßt. Ez.

Aufgaben einer Gesellschaft von Geistlichen über die Verhältnisse, den Charakter, und die Pflichten des Geistlichen; nebst einer historischen Nachricht von dieser Gesellschaft. Ἀδελφοὶ, ὅσα ἐστὶν ἀληθῆ, ὅσα σεμνὰ, ταῦτα λογίζεσθε. Phil. 4, 8. Bern, in der Hallerischen Buchhandlung, MDCCLXIV. 8. 200 Seiten.

Eine

Eine Anzahl geschickter und bescheidener junger Geistlichen in Bern, welche die gröſsere Vervollkommnung und Nützlichkeit ihres Standes wünschte, ohne dessen gegenwärtige Verfassung zu tadeln, vereinigte sich zu diesem rühmlichen Endzweck in eine engere Gesellschaft, und wollte suchen, sich besonders in denjenigen wesentlichen Theilen ihres Amts, wo es an öffentlichen Vorübungen fehlt, selbst unter einander, entweder durch gemeinschaftliche Anstrengung ihres Nachdenkens, oder durch andere taugliche Mittel geschickt zu machen. Sie fanden, daß weder der akademische Unterricht, noch die sogenannten Vikariate, die dort in Gewohnheit sind, zur ganzen Bildung des Seelsorgers, dessen Geschäft sich in so mannigfache Zweige ausbreitet, hinlänglich wären. Auf der Akademie sey es bey gegenwärtiger Einrichtung beynahe unmöglich, alles zu lehren und zu lernen, was den eigentlichen Seelsorger ausmacht, der sich nicht bloß theoretische Gelehrsamkeit, sondern auch Pastoralklugheit erwerben muß; und die Vikariate, wenn sie gleich eine Schule der Erfahrung für junge Geistliche wären, wären doch nicht allgemein, vollständig und sicher genug dazu. Also fielen sie auf den Gedanken, unter sich eine Gesellschaft zu errichten, welche zur Absicht hatte, sich selbst in den Pastoralpflichten zu belehren und zu üben.

Nachdem sie manche Hindernisse, Einwendungen und Vorwürfe von Neuerungen, die hie und da gemacht worden, aus dem Wege geräumt hatten, richteten sie ihr Vorhaben ins Werk. Die historische Nachricht meldet die Einrichtung der Gesellschaft, welche sehr simpel ist. Alle Mitglieder haben einerley Rechte und Beschwerden. Einer, der erste unter seines gleichen thut, drey Monat über, als Präsident die Vorträge, und einer auf unbestimmte Zeit bestellter Aktuar verfasset die Verhandlungen der Gesellschaft schriftlich. Jedem Geistlichen ist der Zutritt vergönnt, wenn er die erforderlichen guten Sitten und Eigenschaften des Herzens besitzet.

Die ganze Geschäftigkeit des Geistlichen besteht im Lehren und Handeln, jenes setzet Kenntniß und Uebung, dieses Klugheit und Erfahrung voraus. Die Erwerbung der Kenntniß gehört für die Akademie, war also für ihren Plan etwas ausserwesentliches. Zur Uebung verschafften sie sich auf die Art Anweisung und Gelegenheit. Die Vorträge, welche die Gesellschaft jede Woche in der Hauptkirche öffentlich that, wurden hernach freymüthig von den

Mit-

Mitgliedern geprüft, ihre Mängel und Vorzüge bemerkt und auseinander gesetzt. Zur Erlangung wahrer Pastoralklugheit und Erfahrung zogen sie bey jeder vorkommenden Schwierigkeit die gegenwärtigen erfahrnen Männer zu Rathe, und errichteten mit aufgeklärten Seelsorgern aus allen Gegenden des Kantons einen Briefwechsel, wozu sich alle, denen die Beförderung der Religion und der Sitten am Herzen lag, sehr bereitwillig finden liessen.

Diese abwesenden Mitarbeiter verlangten indessen eine genauere Nachricht, als sich in Briefen geben ließ. Also that die Gesellschaft den sechs Gliedern, welche die engere Commission ausmachen, den Auftrag, einige Aufgaben zu diesem Ende zu entwerfen. Sie berathschlagten hernach darüber, und brachten sie als einen kurzen Entwurf zu einer vollständigen Pastoraltheologie in Ordnung. Wir wollen ihn im Grundriß, seinem theoretischen und praktischen Theile nach, hersetzen.

I. Worinn bestehet die Vollkommenheit des geistlichen Standes? Hier muß bestimmt werden: 1. Welches die äusseren Verhältnisse des geistlichen Standes sind? a) Gegen die Obrigkeit. Sie ist der Bischoff der Geistlichen. b) Gegen die Gemeine. Der Geistliche ist der Besorger ihrer geistlichen und moralischen Bedürfnisse. c) Die Geistlichen gegen Geistliche. Sie sind Mitglieder eines und desselben Standes. 2. Welches sind die inneren Eigenschaften seiner Glieder? Aufgeklärte Erkenntniß der Religion, aufrichtige Liebe gegen dieselbe, Würde, Eifer.

II. Wie kann die Vollkommenheit des geistlichen Standes erreicht werden? Diese Frage zu beantworten muß der Geistliche in seiner Geschäftigkeit betrachtet werden, nemlich 1. als Privatmann. 2. Als öffentlicher Mann. Und da ist er a) Lehrer, Prediger, Katechet. b) Vorsteher der Gemeine, Aufseher über die Schulen, Chorgericht, Verwaltung der Armengüter. 3. Als Gewissensrath, in Hausbesuchungen, bey Irrenden und in offenbaren Lastern Lebenden, bey Kranken und Sterbenden, bey gefangenen Missethätern, bey Trostlosen und Schwermüthigen.

In den Aufgaben selbst sind nun alle speciellen Fälle, in welchen ein Geistlicher nach seinen Verhältnissen und Geschäftigkeiten sich wirklich befindet, oder in die er doch kommen kann, vollständig bestimmt. Was sich nur darüber fragen läßt, wird wirklich gefragt. Z. B. Innere Eigen,

schaften der Glieder des geistlichen Standes. Die erste: Aufgeklärte Kenntniß der Religion. S. 46. 1) Welches sind die Kenntnisse, die einem Geistlichen unentbehrlich sind, und ohne welche er seinem Beruf nie ein Genüge thun kann? Gehören nicht fürnemlich folgende dahin: 1) Das Studium der Bibel: Was setzt es voraus? Wie muß es beschaffen seyn? Welches ist der leichteste und sicherste Weg zu demselben? 2) Die Theologie. Wie kann dieselbe am besten und leichtesten erlernet werden? Welches ist ihr Umfang für den Geistlichen? Welches die Theile, die ihm die nöthigsten sind? 3) Die Geschichte der Religion. Ist diese nicht nöthig, um das Göttliche der Religion von allen menschlichen Zusätzen und Bestimmungen gehörig zu unterscheiden? Und wie müßte eine Geschichte zu diesem Zweck eingerichtet seyn? 4) Die Philosophie. Ist sie einem Geistlichen nicht, ohnerachtet aller Einwürfe, unentbehrlich, wenn man durch dieselbe die Kunst, seine vernünftigen Seelenkräfte recht zu gebrauchen, einen zusammenhangenden Begriff von der natürlichen Religion, hinlängliche Einsichten in die politische und moralische Beschaffenheit des Volks und der Zeiten, worinn der Geistliche lebt, eine klare Vorstellung seiner Verhältnisse und Bestimmung, vorzüglich aber eine tiefe Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt, und eine genaue Theorie des menschlichen Herzens insbesondere versteht? Wenn sind hingegen die Vorwürfe, die man der Philosophie macht, gegründet? Und was ist durch dieses Wort zu verstehen Kol. 2, 8? u. s. w."

Die dritte innere Eigenschaft! „Würde. 1) Worinn besteht die Würde eines Geistlichen? Welche innere Eigenschaften setzt dieselbe voraus? Und in wie fern ist die Würde eines Geistlichen von der Würde eines jeden andern Standes unterschieden? 2) Wie weit soll sich die Achtung für einen Geistlichen, ohne Rücksicht auf seine persönlichen Verdienste, erstrecken? 3) Was für Gesetze schreibt diese Würde einem Geistlichen in seinem täglichen Umgange mit andern vor? 4) Ist es richtig, daß das äussere der Kleidung, der Umgang mit der Welt, feinere Sitten u. s. w. der geistlichen Würde gerade zu entgegen sind? Oder wäre es nicht vielmehr zu wünschen, daß sich der Geistliche in allen unschuldigen Gleichgültigkeiten, so sehr als möglich, dem herrschenden Geschmack näherte, und sich gleichsam von dieser Seite mit den übrigen Ständen vermischte?

In

In welchen Fällen aber darf dieses nicht geschehen? 5) Was für Gesetze schreibt diese Würde einem Geistlichen, in Ansehung der unschuldigen Ergötzlichkeiten z. E. gewisser Spiele u. s. w. vor? Was ist man indessen hierinn dem öffentlichen Vorurtheile schuldig? 6) Was ist von den Aergernissen zu halten, die man oft dem Geistlichen vorhält, und die ihren Grund dennoch bloß in der falschen Zärtlichkeit einer ungereimten herrschenden Meinung haben? 7) Woher kommt es, daß sich der geistliche Stand so weit von den übrigen Ständen, und daß sich diese so weit von jenem entfernt haben? Wäre es nicht möglich, aus der Geschichte der letzt verflossenen Zeiten, und aus den gegenwärtigen Sitten, die für beyde gleich beschämenden Ursachen davon zu entdecken? 8) Was für Nachtheile fliessen aus dieser Trennung für beyde Theile? Welches sind die tauglichsten Mittel, sie zu heben, und die Vereinigung wieder herzustellen? 9) Was für Vortheile würden daraus für die Religion und den Staat entstehen, wenn der geistliche Stand diejenige Würde besäße, und die Achtung genösse, die aus der Wichtigkeit seines Amts fliessen? Und wenn dieses nicht ist, welches sind die Nachtheile? 10) Welches sind die Ursachen, daß der geistliche Staud von dieser Achtung heruntergesunken? Und welches sind die Maasregeln, die die Geistlichen unter sich, und jeder einzelne für sich, beobachten sollen, um derselben wieder aufzuhelfen? 11) Welches wäre also der Charakter eines würdigen Geistlichen?"

Jedermann sieht, daß diese Fragen keine Kleinigkeiten betreffen, und einen reichhaltigen Stoff zum Nachdenken und zu Erörterungen über wichtige Punkte für den geistlichen Stand hergeben. Viele Fragen sind bereits von vortreflichen Schriftstellern hinlänglich beantwortet. Die Bernsche Gesellschaft hat sie auch genutzt, zugleich aber die in unsern bisherigen Pastoraltheologien gelassene Lücken ausfüllen wollen, und bey jeder Hauptfrage vor andern Rücksicht auf ihre vaterländische Kirche genommen. Ihr System macht, wie wir nicht anders sagen können, ein wohl geordnetes vollständiges Ganze aus. Die aufgeworfenen Fragen sind klar und bestimmt genug. Die Beantwortung derjenigen darunter, welche bisher der Aufmerksamkeit der Gottesgelehrten entgangen sind, würde auch gewiß in einem hohen Grade nützlich und lehrreich ausfallen. Indessen da die Herren sehr viel fragen und so weit ins De-

tail gehen, als man gehen kann, (wiewohl sie selbst gestehen, daß nicht alle Aufgaben gleich wesentlich und erheblich wären, oder einer Antwort bedürften, sondern bloß der Vollständigkeit und Verbindung wegen da stünden) so würde doch, wenn auch nur die Hauptfragen aus den gehörigen Gründen sollten beantwortet werden, nach diesem Grundriß ein großes weitläuftiges Werk müssen geschrieben werden.

Vermuthlich wird die Gesellschaft, deren edle Bemühung um die Vervollkommung des geistlichen Standes man nicht anders als mit großem Vergnügen wahrnehmen kann, die besten eingegangenen Aufsätze dem Publikum mittheilen. Sie ersucht zuerst ihre Mitarbeiter, dann aber auch alle Geistliche, die dem Stande, wozu sie gehören, etwas schuldig zu seyn glauben, daß sie derselben mit ihren Erfahrungen und Beobachtungen in diesem und jenem Theile zu Hülfe kommen möchten. Bloße Beantwortungen der Aufgaben aus dem dogmatischen oder moralischen System verbittet sie. Diejenige Abhandlung wird ihr die liebste und lehrreichste seyn, „worinn überall, wo „es angeht, Rücksicht auf ihr Vaterland genommen wird, „wo zumal bey praktischen Materien immer eigene Erfahrungen und selbst gemachte Beobachtungen zum Grunde „liegen, und wo endlich bey mehr philosophischen Gegenständen die Geschichtkunde, die gebesserte Psychologie „und die Kenntniß der Welt mit zu Rathe gezogen werden." Lust hätte der Rec. wohl, über einige interessante Punkte seine Gedanken zu eröfnen. Aber theils ist hier nicht der Ort dazu, weil es mit wenig Worten nicht geschehen könnte, theils kennet er auch den Zustand der Schweizerischen Kirche zu wenig, als daß sein Rath befriedigend genug für die Herren Verf. der Aufgaben seyn dürfte.

Er wünscht der vortreflichen Berner Gesellschaft übrigens den besten Fortgang ihrer rühmlichen Unternehmung; allen jungen Gottesgelehrten aber und denen, die sie leiten wollen, die bescheidene Gesinnung, welche die Verf. am Schlusse des Buches so ausdrücken. „Wir sind Jünglinge, an Erfahrung arm, und dürftig an zertiger Einsicht. Du, der du weise bist, tadle uns nicht. Die „Klugheit deines reiferen Alters sey die Zuflucht unserer „blöderen Jahre. Oder — dein Tadel fällt auf dich selber zurück, und du verfehlest des Zwecks, dem das Ta-

„len

„lent des Christen, des Weisen, des Freundes der Mensch„heit heilig seyn soll.“

I.

Erklärende Umschreibung der vier Evangelisten. Halle, im Verlag des Waisenhauses. 1775. gr. 8. 696 Seiten.

Die Umschreibung des Evangelisten Johannes, welcher schon in unserer Bibl. XVIII. B. I. St. S. 180 das verdiente Lob beygelegt worden, hat der Hr. V. nicht nur merklich verbessert, sondern fast ganz umgearbeitet, und auf vieler Verlangen die Umschreibung der übrigen Evangelisten hinzugefüget. Einen Commentar darüber mit Noten wollte er nicht liefern. Also hat er das, was im Text nicht stehet, sondern bloß zur nähern Erläuterung desselben dienet, durch kleinere Lettern unterschieden, mit dem übrigen aber so verbunden, daß die Erzählung beständig fortgeht, und der Leser nicht nöthig hat, seine Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Die Regeln, welche der H. V. bey diesem Werke zu befolgen gesucht hat, muß man als die sichersten und besten durchaus billigen. Die Hebraismen sind, so viel möglich, vermieden, und der Sinn der Worte ist in reinem Deutsch ausgedruckt. Wo der Text klar war, hat der Verf. ihn nicht durch unnöthige Umschreibung langweilig und schleppend machen wollen. Wo es auf exegetische Subtilitäten und auf Meinungen ankam, welche das Wesentliche des Christenthums nicht betreffen, und die der Partheygeist nur etwa wichtig gemacht hat, ist er ohne dogmatisirende Erklärung bloß bey den Worten geblieben, hat sich auch der wissenschaftlichen Ausdrücke nach Möglichkeit enthalten. Nur selten ist einer gebraucht worden, wie z. B. Matth. IX. 17. „die Jünger Christi sind „zu lauter Realität angewiesen.“ Bey den Parabeln hat der Hr. Verf. nur auf die Hauptabsicht derselben gesehen, ohne in allen Nebenumständen Vergleichungsstücke, oder geheimnißvolle Fingerzeige aufzusuchen. Die besten Ausleger sind von ihm nachgesehen worden, wiewohl allezeit mit einem prüfenden Auge. Weder Lob noch Tadel, womit dieser und jener belegt wird, hinderten ihn, dem zu folgen, der ihm den wahren Sinn der h. Geschichtschreiber schien getroffen zu haben.

Auf die Weise hat diese Umschreibung der Evangelisten einen merklichen Vorzug vor andern ähnlichen Werken erhalten, und das will schon viel sagen, da eine gute Paraphrase nicht so leicht ist, als mancher denkt, und gewisse unabhelfliche Mängel auch der besten ankleben müssen. Der Paraphrast hat immer weit größere Schwierigkeiten, als der bloße Uebersetzer, zu überwinden. Wie leicht kann er durch Einmischung eines fremden Gedanken und Nebenbegriffs, den der Schriftsteller wohl nicht eigentlich mit seinen Worten verband, deren bestimmten Sinn in der Umschreibung um etwas verfehlen, und wie läßt sich dies mit aller Vorsichtigkeit vermeiden. Die edle Bescheidenheit, mit welcher der Hr. V. von seiner gewiß rühmlichen Bemühung, die evangelische Geschichte allerley deutschen Lesern verständlicher zu machen, in dieser Rücksicht urtheilet, gereichet ihm zur wahren Ehre. So viel einzelne Stellen auch einer Verbesserung fähig seyn mögen, und einem solchen Werke läßt sich nicht mit einemmal die möglichste Vollkommenheit geben, so hat doch der Hr. V. im Ganzen ungemein viel geleistet. Er kann des Beyfalls und des ausgebreiteten Nutzens, der dadurch zur größern Verehrung und bessern Einsicht in die wahre Urkunde der christlichen Lehre bey vielen wird gestiftet werden, gewiß seyn. Wenn es möglich wäre, daß die Art von Geschöpfen, die man witzige Köpfe nennt, weil sie über diesen und jenen Sittenspruch Christi einen schalen Spott anzubringen wissen, ein solches Buch mit Bedacht läse, so möchte sich mancher vielleicht seiner Albernheit schämen lernen. Auch solchen Pfarrern, die den Sinn ihrer evangelischen Texte öfters verfehlen, könnte es gute Dienste thun.

Wir müssen uns einschränken, sonst würden wir gerne eine und die andere Geschichte oder Rede aussuchen, und sie im Zusammenhange ganz ausschreiben, damit der Leser selbst urtheilen könne. Also wollen wir uns nur mit abgebrochenen Stellen begnügen. *) Z. B. Matth. V. 3—6. „Glücklich sind die Armen am Geist, die bey „der Ueberzeugung der großen Mängel ihres Verstandes „und Willens, voll Beschämung und Demuth sich nach „Unterricht und heilsamer Erkenntniß sehnen; denn sie, „und nicht diejenigen, welche auf ihre eingebildete Weisheit

*) Was hier ohne Häckchen steht, ist in dem Buche durch kleinere Lettern von dem Text unterschieden.

„heit und Frömmigkeit stolz sind, haben Recht und An„theil an dem Reiche des Meßiä. Glücklich sind die, „deren Sinn nicht auf gute Tage und irrdische Freu„den gerichtet ist, sondern die ihr Leiden und Elend „zwar traurig, aber geduldig ertragen; denn auf sie „warten himmlische Tröstungen. Glücklich sind die „Sanftmüthigen, die auch bey Erleidung des Unrechts „gelassen bleiben, und keiner heftigen Leidenschaft Raum „geben; denn sie werden zu dem Besitze eines Erbes „gelangen, so ihnen ewige Wohlfarth verspricht. Glück„lich sind, die sich sehnen nicht nach irrdischem Vergnügen, „so das Reich des Meßias nicht verspricht, sondern nach „einem solchen Zustande, der sie Gott wohlgefällig und ihr „Gewissen ruhig macht; denn ihr Verlangen soll gestillt „werden. V. 9, 10. „Glücklich sind die Friedfertigen, die „an Störung der öffentlichen Ruhe so wenig, als an Pri„vatstreitigkeiten Gefallen haben, sondern bey sich und „andern Friede und Einigkeit suchen, und durch die bes„sten Mittel befördern; denn sie sind des Namens wür„dig, Kinder Gottes zu heissen, der selbst ein Gott des „Friedens ist, und solche sanfte und stille Gemüther lie„bet. Glücklich sind die, welche nicht wegen ihrer Unart „und üblen Betragens, sondern wegen ihrer Rechtschaf„fenheit, und weil die Welt Wahrheit und Tugend haßt, „angefeindet und verfolget werden; denn da sie Gott an„gehören und ihm gehorsam sind, so bleibt ihnen ihr „Recht und Antheil an dem Reiche des Meßias allemal „gewiß. V. 17, 18. „Uebrigens ist meine Lehre an sich ei„gentlich nichts neues, denn ihr dürft nicht glauben, daß „ich gekommen bin, um dem, was in den Schriften Mo„sis und in den Propheten stehet, zu widersprechen, es „für unrichtig zu erklären, oder abzuschaffen, und selbst „zu übertreten, ich bin vielmehr da, um es zu bestätigen, „deutlich zu machen, selbst zu beobachten und die darinn „enthaltenen Weissagungen zu erfüllen. Alles, fuhr er „fort, was dieses Gesetz vorschreibt, dessen wahren Sinn „ich euch itzt erkläre, muß genau gehalten werden, und ich „versichere euch auf das feierlichste, daß, wie man zu reden „pflegt, Himmel und Erde eher untergehen werden, als „daß das Allergeringste von dem, so Gott allen Menschen „zu ihrem Heil verheissen, unerfüllt bleiben, oder was er „ihnen befohlen, seine Verbindlichkeit verliehren sollte. — „V. 33—37. So habet ihr weiter vernommen, daß zu

„euren Vorfahren gesagt ist: du sollst nicht falsch schwö-
„ren, und wenn du einen Eid gethan, das halten, was
„du Gott angelobet hast. Da meint ihr nun, wenn nur
„keine namentliche Anrufung Gottes dabey ist, so könnet
„ihr schwören, wie und wenn ihr wollt. Ich aber sage
„euch, ihr sollt schlechterdings nicht so leichtsinnig, und
„bey aller Gelegenheit schwören, weder bey dem Himmel,
„da ihr glaubt, ihr verbindet euch zu nichts, ohnerachtet
„es eben so viel ist, als schwüret ihr bey Gott, denn der
„Himmel stellet seinen Thron vor; noch bey der Erde, wo
„eben dieselbe Verpflichtung statt hat, denn die Erde ist
„gleichsam der Fußtritt des göttlichen Thrones; ꝛc. ꝛc.
„Befleißiget euch nur stets in euren Reden und Versiche-
„rungen der Wahrheit. Sagt ja, wenn es so ist, und
„nein, wenn es nicht so ist, so wird man euch als wahr-
„haften Leuten gewiß glauben, ohne daß ihr nöthig
„habt, dazu zu schwören; denn alle hinzugesetzte Eids-
„schwüre und Betheurungen kommen doch nur bloß von
„der bösen Gewohnheit her, da unzuverläßige Menschen
„vermeinen, durch einen Schwur mehr Glauben zu
„finden."

Kap. XI. V. 7, 8. „Da nun diese Abgeordnete weg
„waren" und Jesus merkte, daß ihre Anfrage bey einigen, welche Johannem und dessen ehemaliges Zeugniß von ihm kannten, den Verdacht arweckt hatte, als ob derselbe seine Meinung von ihm geändert, oder zweifelhaft geworden, „so nahm er" um ihnen einen bessern Begriff von Johanne beyzubringen, „Gelegenheit von ihm zu reden, „und sprach zu den Anwesenden: Wie ihr zum Johannes „hinausgienget, glaubtet ihr an ihm einen unbeständigen „wankelmüthigen Menschen zu finden, der wie das Rohr „wäre, mit dem der Wind spielet? Eine solche Vorstel-„lung konntet ihr euch doch wol von ihm nicht machen. „Oder gienget ihr in der Meinung hinaus, einen Men-„schen in wollüstiger Kleidung und kostbarem Anzuge zu „finden? Gewiß dergleichen Leute suchet man nicht in der „Wüsten. An den Höfen der Könige trift man sie an" und wie wenig Johannes ein Hofmann sey, solches beweiset sein Gefängniß. V. 25, 26. Am meisten waren ihm die Gesetzlehrer und Pharisäer zuwider, dagegen von andern guten Gemüthern sich doch einige gewinnen ließen. Jesus nahm also hier Gelegenheit, von der Weisheit des göttlichen Plans in Absicht auf das Heil der Menschen zu

reden

reden, „und sprach, indem er seine Augen gen Himmel „hob: O! mein Vater, der du der allmächtige Herr bist „Himmels und der Erden, ich preise dich über deine un„verbesserliche Einrichtung, daß, da die, so sich für „besonders weise und klug halten, deine Wahrheit ver„werfen, und ihnen daher solche verborgen bliebt, du „diejenigen, so keine solche hohe Gedanken von sich haben, „sondern sich gern belehren lassen, willig gemacht hast, „dieselbe anzunehmen; ja, Vater, so ist dirs gefällig ge„wesen, so hast du es veranstaltet, und es gereicht dir zur „Größe und Verherrlichung, daß diese deine Wahrheit „ihren Eingang und ihre Ausbreitung keiner menschlichen „Klugheit zu danken hat ꝛc. ꝛc. V. 28. Da ihr also hö„ret, was ihr bey mir erlangen könnet, o! so wendet „euch an mich, ihr alle, die ihr euch mit dem Gesetze „Mosis und der Satzungen eurer Lehrer vergeblich zerar„beitet, immer fort wollet und immer zurück bleibet, ihr „alle, denen das Gewissen sagt, daß ihr bey Gott nicht „auskommen, und euch von der Last eurer Schulden nicht „befreyen könnet, wendet euch nur an mich, und nehmet „mich zu eurem Rath und Helfer an, so will ich euch Luft „schaffen, und euch von aller eurer Angst und Beschwerde „entledigen. Nehmet meine Lehre an, und mein Beyspiel „zu eurem Muster, lernet von mir Sanftmuth und Des„muth. Beleidigungen übersehe ich, und habe keinen „Gefallen an eigenen Vorzügen, mein Herz ist weit das „von entfernet. Wenn ihr mir nun darinn nachfolget, so „werdet ihr das finden, was ihr suchet, nemlich die Be„ruhigung eurer Seelen. Sehet so angenehm, so heils„sam ist meine Lehre, zu deren Annehmung ich euch ein„lade; so leicht ist mein Dienst," so sehr ist er von den Lasten unterschieden, die euch von euren strengen und stol„zen Lehrern aufgelegt werden.

Kap. XII. 7, 8. „Wenn ihr die Worte der Schrift „recht verstündet, wenn es heisset: Werke will ich, wo„durch das wahre Wohl der Menschen befördert wird, die „gefallen mir mehr, als Opfer und äusserer Gottesdienst, „so würdet ihr euch hüten, Leute zu verurtheilen, die im „Grunde nichts Unrechtes gethan haben. Sie sind Men„schen, und der Mensch hat das Recht, die nothwendigen „Mittel seiner Erhaltung zu gebrauchen, und dieses Recht „geht auch über den Sabbath." V. 32. „Wenn jemand „von des Menschensohn nachtheilig denkt und spricht, das

„ist noch eher verzeihlich; er gehet so schlecht einher, daß, „zumal bey dem herrschenden Vorurtheil von dem äussern „Glanze des Meßiä, einer leicht zu dergleichen Urtheil „verleitet werden kann. Wer aber wider besser Wissen „und Gewissen den offenbarsten Wundern und Wirkungen „des heiligen Geistes widerspricht, der hat bey solcher „hartnäckigen Bosheit keine Vergebung zu hoffen, und „ihr möget noch so viel von Büssungen träumen, die theils „in diesem Leben, theils nach dem Tode geschehen sollen, „so wird ihn doch keine von der Strafe befreyen." Etwas kürzer wird dieselbe Rede Luc. XII, 10. so umschrieben: „Des „Menschensohn wird itzt von vielen verkannt, er gehet in einer „Gestalt herum, und lässet sich jemand dadurch verleiten, „nachtheilig von ihm zu urtheilen, so ist es ihm noch eher ver„zeihlich. Wer aber Thaten u. Wunder, so durch die Kraft des „heil. Geistes geschehen, muthwillig verkennet und verlästert, „dem wird es gewiß nicht ungenossen hingehen."

Kap. XVI. 15 — 20. „Und ihr, versetzte Jesus, „was sagt ihr denn, wer ich bin, und für wen haltet ihr „mich? Da fuhr Petrus heraus und antwortete im Namen aller übrigen: Du bist, sprach er, der Gesalbte des „Herrn, der Sohn Gottes, des Lebendigen, auf den wir „und unsere Väter so lange gehoffet. Jesus sagte zu ihm: „Welch ein Glück für dich, mein lieber Simon, Jonä „Sohn, daß du diese heilsame Erkenntniß erlangt hast; „gewiß, von Menschen hast du sie nicht, sondern mein „himmlischer Vater ist es, der dich davon überzeugt, und „dir eine solche Einsicht geschenkt hat. Nun will ich dir „auch sagen, wer du bist. Du bist Petrus, das heißt ein „Fels, und du führest den Namen mit der That. Denn „wie man, um ein Gebäude aufzurichten, gern einen Felsen zur ersten Grundlage wählt, also sollst du auch derjenige seyn, durch dessen Dienst und standhafte Treue „ich mir den ersten Anfang meiner Gemeine sammeln will; „und da mögen die Feinde meines Reichs alle Macht der „Hölle und des Todes aufbieten, so sollen sie doch das „Häuflein meiner Gläubigen nicht überwältigen, noch jemals ein einziges wahres Glied davon seiner Glückseligkeit berauben. Wie über dieses bey Bestellung der Lehrer ihnen zum Zeichen ihres Amts, ein Schlüssel übergeben wird, also sollst du bey Anrichtung meines Reichs „auf Erden auch ein solches Zeichen von mir erhalten." Er verstand dadurch die Wundergabe des heiligen Geistes,

so

so Petro und den andern Apostoln mitgetheilet ward, und in dieser Absicht setzte er hinzu: „Alles, was du hier auf „Erden, in Ansehung des Mosaischen Gesetzes, etwa noch „für verbindlich, oder sonst für verboten erklären wirst, „das soll auch bey Gott im Himmel dafür gelten, und „was du dagegen hier für aufgehoben und zulässig achten „wirst, das soll auch bey Gott dafür geachtet werden."

Kap. XVIII. 7—9. „Es ist schlimm genug für die „Menschen in der Welt, daß sie so böse sind, und einer „dem andern zum Fallstrick gereichet. Aergernisse und Ver„führungen können bey so bewandten Umständen freylich „nicht ausbleiben. Aber unglücklich ist allemal der Mensch, „der dergleichen anrichtet, und sich dieser schweren Sünde „theilhaftig macht. Um indessen der Verführung zu ent„gehen, so gebe ein jeder wohl auf sich acht, und findet „er, daß ihm etwas zum Fall gereichet, sollte ihm auch „die Trennung davon so wehe thun, als wenn ihm Hand „oder Fuß abgehauen wird, der reisse sich mit Gewalt das „von los, und entferne die Gelegenheit weit von sich. Es „ist in diesem Verstande ja allemal besser für ihn, als ein „Lahmer oder Krüppel ewig glücklich zu werden, als wenn „er unverstümmelt, ich meine mit Beybehaltung seiner „schädlichen Begierden, ins ewige Verderben geriethe; ja „wenn jemanden Dinge, wobey seine Seele in Gefahr „stehet, so lieb wären, als sein Auge im Kopfe, der stehe „keinen Augenblick an, ihnen zu entsagen, oder wie man „Sprüchwortsweise redet, der reisse dieses Auge aus, und „werfe es weit weg, ist es nicht besser ꝛc. ꝛc."

Marc. XVI. 15, 16. „Hiernächst hat er dieselben „auch zu ihrem Lehramte bestellet, und zu ihnen gesagt: „Gehet nun aus in alle Welt, so weit ihr kommen könnet, „und verkündiget das Evangelium, wie nemlich Gott meine „wahren Anhänger ewig glücklich machen wolle, allen „Menschen, wer und wo sie sind. Wer alsdenn meine „Lehre von ganzen Herzen annimmt, ihr gehorsam ist, „und zum Beweise dessen sich durch die Taufe zu meinem „Jünger aufnehmen lässet, der wird errettet und ewig „glücklich werden; wer aber meine Lehre verwirft, und „ihr nicht gehorsam ist, der wird von der Zahl der Seligen „ausgeschlossen seyn."

Luc. VI. 29. „Ehe euch eine Beleidigung zum Zorn „und zur Selbstrache bringe, so erduldet lieber noch eine „dazu; oder, wie man von einem geduldigen Menschen zu

„sagen

„ſagen pflegt, wenn du auf einen Backen geſchlagen wirſt, „ſo reiche den andern auch dar, und wenn dir jemand das „Unterkleid abſtreiten will, ſo gieb, ehe du dich in lieb„loſen Zank oder Proceßiren einläſſeſt, ihm lieber das „Oberkleid noch dazu.“

Für Leſer, die das Werk ſelbſt noch nicht in Händen gehabt haben, werden dieſe Proben hinreichend ſeyn, den Werth deſſelben zu ſchätzen. Jedermann, denke ich, wird dem Hrn. V. das nicht geringe Verdienſt zugeſtehen, daß er den Sinn des paraphraſirten Textes ſehr richtig getroffen, alles, um Mißdeutung vorzubeugen, deutlich erklärt, und wohl ausgelegt habe. Vielleicht hätte Matth. V. 17, 18. das Wort νομος durch Sittengeſetz noch näher beſtimmt werden können, denn dieſes iſt doch nur von unveränderlicher Natur, und durch Chriſtum auf immer beſtätiget. Vielleicht wäre Kap. XVI. 18. „Die Feinde meines „Reichs mögen alle Macht der Hölle und des Todes „aufbieten, ſo ſollen ſie doch das Häuflein meiner Gläu„bigen nicht überwältigen“ zu mehrerer Verſtändlichkeit für jeden Leſer etwa ſo gegeben: Meine Anhänger oder Bekenner ſollen nie ausſterben; wenn die Verfolger ihrer noch ſo viel tödten, ſo ſollen ſie ſie doch nicht ganz aufreiben. Denn die πυλαι ᾅδου ſind der Hebräer שאול, und zu dieſen hinunter fahren, oder von ihnen überwältiget werden, bedeutet ſterben. Doch das ſind Kleinigkeiten, und kaum des Anmerkens werth. Der Leſer, gelehrt oder ungelehrt, der dieſes Werk zu dem Zweck lieſet, wozu es von dem Hrn. V. eigentlich beſtimmt iſt, wird es, wie ſchon geſagt, ohnſtreitig mit Nutzen und Beyfall leſen; denn es kann den mit ehrlicher Wahrheitsliebe in der Schrift forſchenden Chriſten beſſer, als durch die gewöhnlichen großen Bibelausgaben mit Noten und Nutzanwendungen geſchiehet, über unzählige Stellen, die er ſonſt mißdeutete oder gar nicht verſtand, zurecht weiſen. Der Kritikus aber? Nun der dürfte wohl, auch ohne tadelſüchtig zu ſeyn, daran vermiſſen, daß die Regel, die der Hr. V. ſich ſelbſt vorgeſchrieben hatte, nemlich den Text nicht durch unnöthige Umſchreibung langweilig und ſchleppend zu machen, manchmal aus der Acht gelaſſen worden; vieles darum geben, daß auch die kleinſte Weitſchweifigkeit im Umſchreiben wäre vermieden worden, und wünſchen, daß das Werk bey einer neuen Auflage in dieſer Abſicht mehr vervollkommet würde. Bey der erſten Leſung der

Para-

Paraphräse, warum sollte der Rec. es nicht aufrichtig gestehen, fand er eben nicht, daß sie öfters zu gedehnt, zu wortreich wäre. Das Vergnügen an der Sache selbst ließ ihn darauf nicht so sehr achten. Aber bey der zweyten Lectür fühlte er es stärker. Ich sehe wohl ein, daß es den Paraphrasten in seiner Arbeit sehr aufhalten würde, wenn er bey jeder Stelle, wo im Grundtext mit wenig Worten viel gesagt ist, auf die gedrungene Kürze im Styl und Ausdruck lange studiren wollte. Aber Schade ist es doch, daß es nicht immer hat geschehen können, denn es wäre ein musterhaftes Werk geworden.

Indessen thut dies seiner großen Nützlichkeit gar keinen Eintrag. Vielmehr muß man es dem durch Staatswissenschaft und Gelehrsamkeit gleich berühmten V. in mehr als einer Absicht verdanken, daß er so viel edlen mühsamen Fleiß auf dasselbe gewendet hat. Die Vorrede enthält eine Art der historischen Einleitung in die evangelische Geschichte. So kurz sie ist, so macht sie doch ungelehrte Leser mit ihren Verfassern und den damaligen Zeitumständen, in welchen Jesus auftrat, zur Genüge bekannt. Der hier freudigen Hofnung, daß die Religion Jesu nach der Schrift in unserm Verstande und Herzen, wenn jener gesund und dieses redlich ist, gewiß ihren unendlichen Werth, den Charakter der Göttlichkeit behaupten, für den Christen allemal die unabweichliche Regel seines Glaubens und Wandels bleiben, auch am Ende über allen Unglauben und Aberglauben mächtig siegen werde, stimmt der Rec. von Herzen bey.

Ez.

Ueber die moralischen Zwecke und Verpflichtungen der Taufe. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Adam Friedrich Böhm. 1775. 142 S. in 8.

Der Verfasser dieser Schrift, der zu der Parthey der sogenannten Taufgesinnten gehört, erklärt sich gleich anfangs, welche Taufe er bey dieser ganzen Abhandlung im Sinne habe, nemlich nicht diejenige, welche wir heutiges Tages durch bloßes Besprengen an unmündigen Kindern zu verrichten pflegen; sondern die Taufe der ersten Kirche, welche in einem wirklichen Untertauchen und Abwaschen schon erwachsener und in den Lehren des Christenthums

thums schon unterrichteter Menschen bestand. Den allgemeinen Zweck dieser ursprünglichen Taufe setzt er, den deutlichsten Schriftstellen gemäß, in einem feyerlichen Bekenntnisse der Annahme des Christenthums, und in einer Verpflichtung zur Beobachtung der Vorschriften desselben. Die Redensart: auf jemandes Namen getauft werden, und die bekannte Schriftstelle aus Matth. 28, wo diese Redensart vorkömmt, erklärt er auf folgende, gewiß nicht unvernünftige Weise: „Was kann wohl die Redensart, „auf den Namen eines andern getauft werden, anders anzeigen, als seine Oberherrschaft dadurch bekennen? Der „Apostel sagt, die Israeliten wären auf Mosen in der Wolke „und in der See getauft worden: was ist der Sinn dieser „Behauptung anders, als daß sie, da sie durch das rothe „Meer giengen, und in der Wüste durch eine Wolke geführt „wurden, in dieser ganzen Sache ein Bekenntniß ablegten, „daß sie die Religion angenommen hätten, die sie Gott „durch Mosen gelehrt habe? So auch, wenn der Apostel „die Frage aufwirft, seyd ihr auf den Namen Pauli getauft? so ist das eben so viel, als wenn er gesagt hätte: „Habt ihr mich als euren Herrn angenommen? Habt ihr „euch zu einer Religion, die meine Sache ist, bekannt? „Auf eben die Art werden diejenigen, die durch die Predigt Johannis des Täufers zur Buße waren gebracht, „und von ihm waren getauft worden, die Schüler Johannis genannt. Eben so werden auch die, die zu dem „Glauben und dem Bekenntnisse des Evangelii waren bekehrt worden, in dem Namen oder auf den Namen des „Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes getauft, d. i. „sie legten ein feyerliches Bekenntniß von ihrem Glauben „an die Lehren und von ihrem Entschlusse, den Gesetzen „der Religion zu gehorchen, die Gott der allmächtige „Vater geoffenbaret, und durch seinen Sohn Jesum „Christum gelehrt, und durch die wunderthätigen Gaben „des heil. Geistes bestätiget hatte, ab. — Und dieser „einzige Begriff von der Taufe, setzt er hinzu, ist so gewiß und richtig der wesentliche und vornehmste Zweck derselben, so gewiß als eine Erzählung des Todes Christi „der wesentliche und vornehmste Zweck des Abendmals „ist." Dies mag genug seyn, um dem Leser von der Denkungsart dieses Verfassers einigen Vorschmack zu geben.

Aus

Aus dem angezeigten Hauptzwecke der Taufe leitet er nun einige besondere daraus abfliessende Absichten derselben her, die aber freylich nicht durchgängig, wenigstens nicht ohne sichtbaren Zwang, auf unsere Kindertaufe angewandt werden können. Die erste dieser besondern Absichten setzt er darin, daß die Taufe (der Erwachsenen nemlich) eine Untersuchung der Beweisgründe des Christl. Glaubens, und eine wohlgegründete Ueberzeugung von der Vortreflichkeit und Wichtigkeit desselben veranlassen soll. Christus nemlich befahl erst zu lehren, und darnach zu taufen. Zweytens sollte die Taufe unsere aufrichtige Buße ausdrücken, üben und stärken: abermals eine Absicht, die bey der Kindertaufe wegfällt, und welche der Verfasser, unter andern Gründen, aus Apostelgesch. 2, 38 herleitet. Die dritte besondere Absicht derselben ist, seiner Meinung nach, diese, daß sie einen neuen Grund abgeben soll, der uns bewegt, in einem neuen Leben und in einer vollkommenen Uebereinstimmung mit den Gesetzen und dem Geiste des Evangelii zu leben. Die vierte Absicht derselben ist ihm die Verpflichtung, in Sachen, die Glauben oder Leben angehen, bloß auf die Befehle unsers Herrn und Meisters zu sehen. Eine fünfte endlich; die dadurch bewerkstelligte Verbindung der Christen durch die Bande eines gemeinschaftlichen Zeichens und Merkmals ihres Bekenntnisses und ihrer Hofnungen.

Den Vortheil, den uns die Taufe gewähren soll, erklärt er im zweyten Kapitel, meistentheils mit Footes Worten (aus dessen Practical discurse concerning baptism.) auf eine leichte, faßliche Weise durch folgendes Gleichniß: „Wenn ich sage, die Taufe sey zur Vergebung der Sünden, so behaupte ich damit nicht, daß sie eine Art von „Zauberkraft besitze: sondern der deutliche, vernünftige „Begriff davon kann auf folgende Art erläutert werden. „Gesetzt, ich hätte mich des Aufruhrs schuldig gemacht, und „mein Landesherr liesse es sich aus ganz besonderer Gnade „gefallen, mir unter der Bedingung Vergebung dieses „Verbrechens angedeyhen zu lassen, wenn ich eine Bekümmerniß über meine Vergehung bezeigte, und mit Hand und „Siegel verspräche, alles von der Art künftig zu unterlassen, und mich als einen getreuen Unterthan aufzuführen: „so ist hier offenbar, daß mein Pardon von der Unterschrift „und dem Siegel dieser Verbindung abhängt. Da nun

„die

„die Taufe zur Vergebung der Sünden von Gott eingesetzt ist: so glaube ich, daß sie größtentheils von eben „der Bedeutung ist, als wenn wir unser Siegel und Unterschrift geben, so daß also in der ganzen Sache nichts „ist, was nicht sehr verständlich und deutlich wäre. Und „so wie mein Landesherr meine Empörung nicht vergeben, „sondern einen gerechten Unwillen gegen mich hegen würde, „wenn er wüste, daß mein Herz nicht mit diesen äusserlichen Zeichen übereinstimmte: so wird Gott, der das „Herz kennet, unsere Taufe für nichts achten, und die „Vergebung der Sünden nicht mit derselben verbinden, „wofern sie nicht mit der Beystimmung oder der Zusage eines guten Gewissens gegen Gott verbunden ist, „u. s. w." — Das dritte Kapitel handelt von der Verpflichtung zur Christlichen Taufe, und ist derjenigen Parthey unter den Antitrinitariern entgegen gesetzt, welche diese Verpflichtung zu läugnen pflegen. In eben dieser Rücksicht werden im vierten Kapitel diejenigen Gründe beantwortet, mit denen Leute, die zu dieser Religionsparthey gehören, die Unterlassung der Taufe entschuldigen wollen. Das fünfte Kap. enthält Vorschriften für diejenigen, die getauft werden wollen, wobey es der Verfasser, wie man sieht, seinen Grundsätzen gemäß, abermals mit Erwachsenen zu thun hat. Den Schluß machen Vorschriften für schon getaufte Christen aus.

Man findet überhaupt in dieser Abhandlung manchen überaus vernünftigen, wiewohl eben nicht neuen Gedanken, in eine ziemlich gedehnte Schreibart eingekleidet, von der ich, in Ermangelung der Urschrift, nicht bestimmen kann, wie viel oder wie wenig Antheil der Uebersetzer daran haben mag.

Mr.

Anmerkungen eines katholischen Geistlichen über die Schrift: die Taufe der Christen, ein ehrwürdiger Gebrauch, und kein Gesetz Christi. Frankfurt an der Oder, bey Carl Gottl. Strauß, 1775. 94 Seit. in 8.

Abermals eine schale, und noch oben drein witzelnde Widerlegung einer ziemlich seichten Broschüre, die nun-

nunmehr ihre Bestimmung, die Vergessenheit, schon erreicht zu haben scheint, und ihr eben so unbedeutendes Gefolge von Streitschriften nach sich zu ziehen, nicht ermangeln wird. —

Mr.

Eines Anhaltiners Lossagung von dem Vermächtniß für die Gewissen. An den Hrn. Prof. Basedow zu Dessau. Halle, bey J. G. Trampe, 1775. 258 S. in 8.

Theologische Streitschriften, vom gewöhnlichen Schlage, zu lesen, ist für denjenigen, der seine Zeit besser anzuwenden weiß, schon an sich kein sehr angenehmes Geschäft, weil weder der Verstand noch das Herz dabey zu gewinnen pflegen. Aber wenn dergleichen Schriften nun noch überdem in einer äusserst unangenehmen, schleppenden Schreibart abgefaßt sind; wenn die Verfasser derselben, bald die pathetische Miene eines Lehrers der Wahrheit, dem das Heil der Menschen — weiß Gott, wie sehr! am Herzen liegt, bald die verzerrte Larve eines verfehlten Lustigmachers anlegen; wenn sie, bald die gelinde schonende Sprache eines duldenden Menschenfreundes nachäffen, bald über seelenverderbende grundstürzende Irrthümer seufzen, und dem irrenden Schriftsteller, wo nicht gerade zu, doch unter bedächtigen Insinuationen, allerley menschenfeindliche Absichten aufbürden, welche nie in sein ehrliches Herz gekommen waren; wenn die holperige Sprache eines solchen Buchs nicht einmal grammatikalisch richtig ist, sondern von groben, schülerhaften Fehlern wimmelt: so mögte ich in der That den Mann sehen, dessen Geduld stark genug wäre, eine solche Lesung, sechszehn vollgepfropfte Bogen hindurch, auszuhalten! Leider gehört auch die angezeigte Lossagung eines Anhaltiners zu dieser Art von Schriften, die nur zur Kreutzigung eines oder des andern Recensenten, der ehrlich genug ist, alles, was er anzeigen oder beurtheilen will, von einem Ende bis zum andern durch zu lesen, geschrieben zu seyn scheinen. Sie ist an Hrn. Basedow gerichtet, den der Hr. Verfasser oft in einer oder in zweyen unmittelbar auf einander folgenden Perioden, bald als eine gegenwärtige Person anredet, bald von ihm, als von einem Abwesenden, jetzt im Sin-

gulart, jetzt im Plural spricht, woraus man schon auf die Unbehutsamkeit der Schreibart desselben einigermassen schliessen kann. Was das Fehlerhafte und Undeutsche seiner Sprache insonderheit betrift, so wird man sich gleichfalls aus folgendem Pröbchen eine hinreichende Vorstellung davon machen können: Seite 12 sagt er: mich deucht, disee Weissagung gehöre unter denen, u. s. w. Seite 23: daß ich mich nach die Triebräder umsehe, u. s. w. Um endlich auch von der witzigen Schreibart unsers Verfassers einen nachdrüklichen Vorschmack zu geben, so mag folgende feine Ironie, worinn er Hrn. Basedow auf eine versteckte Weise Schuld giebt, daß er einen Engländer ausgeschrieben habe, den Leser nach mehrerem neugierig machen: Seit. 21: „Ich habe einen Argwohn! wenn Sie ihn nicht schon gefühlt haben: so brauchen Sie nicht zu rathen. Es ist am besten, wenn man argwöhnisch ist, daß man seine Gedanken gerade herausgesagt. Sie haben wohl diesen Zusammenhang aus Joh. 1. nicht selbst ausgezogen? Weiter will ich mich nicht erklären. Verlangen Sie aber ja was mehreres, so — müste ich Ihnen sagen, daß Sie mir hier als ein deutscher exegesirender Geistlicher vorkommen, der à l'anglaise gestiefelt ist. „ Soll ich noch mehr abschreiben, um zu zeigen, in welche Klasse dieser V. gehört?

Mf.

Breves lineæ Theologiæ dogmaticæ, ductæ a M. Jo. Gottl. Lindnero, Rect. Arnstad. Arnstadiæ, Giannis Orphanotrophei, 1774. 9 Bog. in 8.

So viel man aus der Vorrede sieht, hat die Abschaffung des Hutters aus seiner Schule dem V. Gelegenheit gegeben, diesen Grundriß einer Dogmatik zu schreiben. Wenn es Leser geben sollte, die sich darüber verwundern, daß Hutters schon seit einem Jahrhundert unbrauchbar gewordenes Compendium erst im Jahr 1774 aus einer Schule verdrängt worden, denen können wir versichern, daß wir eine nahmhafte Schule kennen, wo es nur erst vor wenigen Jahren, mit großem Widerspruch seiner geistl. Vorsteher, abgeschaft wurde, und andere, wo noch bis dato die ganze Huttersche Polemik gegen die Majoristische, Flacianische, Synergistische und andre wichtige Ketzereyen der damaligen Zeit, von den Schülern hergebetet werden müssen.

Ob

Ob nun aber die Abschaffung des alten Hunters mit der Verfertigung eines neuen Compendiums begleitet werden muß, ist eine andre Frage: wenigstens haben wir in deutscher und lateinischer Sprache für alle Fassungsfähigkeiten junger Leute an theologischen Lehrbüchern keinen Mangel. Und wenn nun jeder Lehrer für seine Schule ein eignes Compendium schreiben wollte, was wollte denn endlich daraus werden? Jedoch die subjektive Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ihres Berufs ist für alle Compendienschreiber so stark, daß man umsonst ihnen zu Gemüthe führt, daß ja kein Lehrbuch, und sonderlich der Dogmatik, von allen Seiten vollkommen seyn könne, daß andere an dem ihrigen eben so vieles tadeln werden, als sie an ihren Vorgängern gethan haben, und daß das nettoste Lesebuch in den Händen eines schlechten Lehrers unbrauchbar, so wie hingegen ein mangelhaftes durch den Vortrag eines geschickten Docenten tauglich und brauchbar werden kann.

Der V. hat nach einer vorläufigen Einleitung, worinn von der Theologie überhaupt und von der heil. Schrift gehandelt wird, die alte Abtheilung in die eigentliche Theologie, oder Lehre von Gott, und in die Anthropologie zum Grund gelegt. Jene begreift die dogmatischen Artikel von Gott, der Dreyeinigkeit, von den göttlichen Rathschlüssen, von der Schöpfung, Vorsehung, und den Engeln. Der andre Haupttheil enthält wieder, ausser vielen Unterabtheilungen, 4 Hauptkapitel, von dem Stand der Unschuld, von der Sünde, von der Wiederherstellung durch Christum, und die Eschatologie, oder Lehre von den so genannten letzten Dingen. Diejenigen Artikel, so anderst unter den Namen der Heilsordnung und Heilsmittel zusammen stossen, bringt er in das 3te Kapitel. Der V. hat einen tabellarischen Entwurf des ganzen Werkes nach allen seinen Paragraphen vorangesetzt: wir halten auf dergleichen Tabellen sehr viel, sie befördern die Brauchbarkeit eines wissenschaftlichen Lehrbuchs überaus sehr. Hier aber ist bald ein Glied, oder ein Theil, in der Tabelle angegeben, dem kein folgendes entspricht; bald sind die Theile des Ganzen nicht, wie wir glauben, unter ihr rechtes Genus gebracht, wie z. E. die Artikel vom Gnadenruf und von der Erleuchtung unter die II. Section des Kapitels, de subsidiis reparandæ salutis, gebracht, die den Titel führt, de mediis ad consequendam salutem per Christum partam necessariis; auch ist es nicht der die Nettigkeit einer wissenschaftl. Tabelle, wenn man

ganze Theile nicht anders, als unter den Namen eines Anhangs, in den Zusammenhang des Ganzen bringen kann, wie hier mit den Artikeln von den Sacramenten geschehen ist, die als ein appendix zu dem vorerwähnten dritten Kapitel erscheinen.

Im I. Kap. der Einleitung, von der Theologie überhaupt, gedenkt der V. auch ihrer Geschichte. Da heißt es: Scholasticorum subtilitates hoc nostro sæculo excepit aliud haud magis ferendum malum, demonstrandi scilicet pruritus, quam methodum mathematicam vocant. Partum haud sane vitalem foverunt *Canzius, Carpovius, Gunnerus*. Wir dächten, man hätte in unsern Zeiten eben nicht mehr Ursache, über die mathematische Methode zu spotten: unsre gewöhnlichen Dogmatikenschreiber machen sichs leicht genug, und beweisen ehe zu wenig als zu viel; man könnte also immer die wenigen scientifisch geschriebenen Systeme und Compendien denen, die sie brauchen können, ruhig überlassen: Canz und Gunner hätten am wenigsten für ihre Arbeiten eine so undankbare Erwähnung verdient. Gunners Dogmatik muß uns schon aus dem Grund wichtig seyn, weil er, unsers Wissens, der erste war, der die Grille eines capitis fœderalis in der Person Adams und der darauf gebauten moralischen Zurechnung des Sündenfalls aus griff, und aus seiner Theologie wegließ. Die Deutlichkeit der heil. Schrift wird §. 55 a priori ex origine, a fine, ab objecto, und ex absurdo (oppositi) erwiesen, und a posteriori, heißt es, quemque idem docet experientia & testimonium scripturæ. Sollte wol dieses für einen redlichen Leser der Schrift, der über ihre Dunkelheit klagt, genug seyn, wenn man ihm vorsagt, die Schrift muß deutlich seyn, sie sagt es selbsten, und jeder weiß es aus der Erfahrung? Wird er nicht klagen, daß er dem ohngeachtet so unglücklich sey, viele Stellen nicht zu verstehen? Die Kraft der heil. Schrift, wird zwar, wie gewöhnlich, in die moralische und übernatürliche eingetheilt, aber nicht gesagt, worinn beyde Arten in ihren Würkungen unterschieden sind, und keine Grenzlinie gezeichnet, wo die natürliche Kraft aufhört, und die übernatürliche anfängt. Bey dem richterlichen Ansehn der Schrift gedenkt der V. auch der symbolischen Bücher: „Wenn der Sinn einer Schriftstelle, schreibt er, ungewiß ist, dann muß man diejenige Erklärung wählen, die am wahrscheinlichsten ist, es wäre denn, daß es auf Befehl des Landesherrn, mit Einstimmung der vornehmsten Lehrer

ter der Kirche, entschieden sey, in welchem Sinn die streitigen Stellen der Schrift von den übrigen Gliedern der Kirche genommen werden sollen, welches denn in unsern symbolischen Büchern geschehen ist„ — tum enim non amplius est res integra, quam sententiam amplecti aliquis velit, sed cogitur, quam diu societatis juribus vult frui, sententiam interpretationemque præscriptam in docendo sequi. „Doch weil die Verfasser der symbolischen Bücher, fährt er fort, Menschen waren, die irren konnten, so steht den Lehrern frey, ihre Zweifel dagegen in der Sprache der Gelehrten vorzutragen — und wenn denn was gewisses ausgemacht worden, so können die symbolischen Schriften gemeinschaftlich geändert, doch deßwegen nicht ganz abgeschaft werden. So lange aber dieses nicht geschehen ist, ist es immer besser, bey dem, was sie lehren, zu bleiben.„ Wir schätzen den Mann, der so was vor den Augen seiner Wächter schreiben kann, und sind so billig, zu glauben, daß er noch weit richtiger hierüber denke. Wir fürchten aber sehr, daß er damit bey beyden Theilen, sowol bey den Eiferern für die symbolischen Bücher, als bey ihren Gegnern, anstossen werde. Jene pflegen bekanntermassen ihrem symbolischen Abgott etwas mehr als bloß die Entscheidung unter mehrern Erklärungsarten einer Schriftstelle einzuräumen, und wenn sie billig scheinen wollen, geben sie sogar exegetische Irrthümer in den symbolischen Büchern zu, aber keine dogmatischen. Für diese also sagt der V. zu wenig. Für andre hingegen, die das Joch derselben von sich abwerfen, noch viel zu viel. — Bey der Lehre von Gott nimmt der V. den Begriff eines Weltschöpfers zur Definition an, und meint, der Begriff des vollkommensten Wesens sey dazu nicht hinreichend, um Gott von der Welt oder einem andern zusammengesetzten Ding zu unterscheiden. Das glauben wir aber nicht: aus dem Begriff des vollkommensten Wesens folgt allemal, daß dasselbe nichts körperliches, noch die Welt selbst seyn könne, wenn man gleich nicht unmittelbar und zunächst daraus auf die Schöpfung der Welt schliessen kann; und das ist auch nicht nöthig, denn diese ist kein Attribut, sondern ein Werk Gottes. Und alle diejenigen, so Gott durch das vollkommenste Wesen definiren, beweisen vorher aus der Zufälligkeit der Welt, daß sie ihren Ursprung durch eine Schöpfung bekommen habe, nennen ihren Schöpfer Gott, und wollen nunmehr durch eine Definition die Natur und den ersten Begriff dieses

Schöpfers bestimmen; und diesen Zweck erreichen sie, wenn sie ihn das vollkommenste Wesen nennen, und haben also nicht nöthig, wie der P. will, den Begriff der Schöpfung mit in die Definition zu bringen. Höchstens kann dieses für eine Nominaldefinition passiren, die alle unterscheidende Merkmale, wenn sie auch bloß in einer Würkung bestünden, aufnimmt, da hingegen jenes eine Realdefinition ist. Den Beweis für die Würklichkeit Gottes a posteriori führt er kurz und bündig, den aber a priori, aus dem Begriff des vollkommensten Wesens, fertigt er ganz kurz, als argumentatio Scholasticorum eaque tam quam imperfecta & vacillans, ab. Wenn ja die Kürze seines Buchs keine gleiche Ausführung dieser Beweisart mit der ersten erlaubt hätte, so hätte sie doch wenigstens eine rühmlichere Erwähnung verdient; scholastisch kann dieser Beweis, so wie er itzt geführt wird, gar nicht genennt werden. Wenn wir ein Compendium schreiben sollten, würden wir es uns zum Verdienst machen, diesem Argumente, das von so wenigen recht verstanden, und nach seiner Beweiskraft empfunden wird, seine ganze Stärke zu geben. Der Beweis von der Einheit Gottes wird mit andern aus der Zulänglichkeit eines einzigen Gottes geführt, (so kan Popens Gans in ihrem Stalle schliessen; zu meiner Fütterung ist ein einziger Mensch zureichend, daher giebt es auch nur einen einzigen) und weil es eine Beleidigung Gottes wäre, seine Ehre mit einem andern noch ungewissen Gotte zu theilen. (das wäre es aber nur, bey vorausgesetzter Gewißheit, daß nur Ein Gott sey, es ist also petitio principii.) Andre, heißt es ferner, beweisen sie aus dem Begriff des vollkommensten Wesens. Der einzige gültige Beweis für die Einheit Gottes, der auf Leibnizens, noch durch keine Instanz widerlegten Grundsatz des Nichtzuunterscheidenden gebaut wird, ist gar nicht erwähnt. Vielleicht ist es eine Folge des Undanks gegen diesen großen Mann, der itzt auf einigen deutschen Akademien den Modeton junger Docenten abgiebt, daß man allmählich nicht nur seine Grundsätze, sondern auch seine Beweisarten anekelt. Bey den Beweisen von der Dreyeinigkeit steht 1. Joh. V. 7. unter den übrigen, ohne das mindeste von seiner bestrittenen Gültigkeit zu erwähnen. Unter den göttlichen Eigenschaften ist die Unendlichkeit Gottes übergangen worden: wir wollen nicht glauben, daß der P. sie mit der Unermeßlichkeit für vollkommen einerley halte. Bey der Lehre von der Sünde aber wirft er die

Frage

Frage auf, ob es auch eine unendliche Sünde gebe? Wir würden sie mit nein beantworten. Denn, eine Sünde unendlich zu nennen, weil sie gegen den Willen des unendlichen Gottes begangen wird, ist ein elendes Wortspiel, das man erfunden hat, um daraus durch ein anderes Wortspiel auf die unendliche Dauer der Höllenstrafen zu schliessen. Etwas zu weitläuftig in Vergleichung gegen das Uebrige sind die kraftlosen Subtilitäten von der Mittheilung der Eigenschaften in Christo abgehandelt worden. Das Amt Christi setzt er in die Genugthuung und Zubereitung der Menschen, die Gnade anzunehmen; worinne aber dieses letzte eigentlich bestehe, wird im folgenden gar nicht gedacht. Er übergeht also das sogenannte königliche und prophetische Amt Christi, und das nicht mit Unrecht, giebt ihm aber dafür das, was unsre Theologen sonst dem heiligen Geist anweisen. Das Amt eines Propheten und Königs reducirt er in blosse Namen, die die Schrift von dem Erlöser eben so, wie den Namen eines Priesters, Hirten und Messias brauche. Von der Salbung aber und der Absicht des Messianischen Namens wird gar nichts gesagt. Vom Gesetz und Evangelium wird bey der Lehre von dem Rufe Gottes gehandelt, das Moralgesetz von dem Dekalogus unterschieden, und der letzte bloß ein Innbegriff der jüdischen Gesetze genennt: und wenn er auch das ist; aber ausser dem Gesetz vom Sabbath sonst nichts ceremonielles enthält, ist er denn was anders, als Moralgesetz? Die Erleuchtung nennt er bloß eine aus der Schrift geschöpfte Kenntniß göttlicher Wahrheiten, nach welchem Begriff er sie auch Unbekehrten beylegt. Die Lehre vom Glauben wird, ohne der Wiedergeburt zu gedenken, (und diesen Tropus bis in einen eigenen Artikel auszudehnen, ist auch unnöthig) abgehandelt, der Kinderglaube aber noch zu pünctlich für ein ἀνάλογον des Glaubens, oder für ihren künftigen, aber vorhergesehenen Glauben erklärt. (Gott richtet sich in seinem Verhalten gegen die Menschen nicht nach ihrem künftig möglichen Zustand.) Die Taufe bleibt übernatürlich und geheimnißvoll; im Artikel aber vom Abendmahl werden die gewöhnlichen lutherschen Beweisgründe für die Gegenwart des Leibes und Blutes übergangen. Das Ende der Welt wird sehr vernünftig auf unsern Planeten eingeschränkt, und dasselbe durch ein Anrücken an die Sonne, (hier hat der V. die Astronomen nicht vollkommen verstanden) oder durch Erdbeben und Feuerausbrüche erklärt; und die Ewigkeit

der Höllenstrafen endlich aus der fast nothwendig gewordenen Neigung zu sündigen und der Vergeblichkeit aller Besserungsmittel (zwey grundlose Hypotheſen!) erwieſen.

Wenn wir bey Ziehung dieſes Auszugs Stellen, die uns mißfällig waren, mit einigen Erinnerungen begleitet haben, ſo iſt es nicht in der Abſicht geſchehen, den V. zu tadeln, oder ſein Buch niederzuſchlagen: ſie treffen zum Theil auch andre Compendien, und waren Folgen der Aufmerkſamkeit, die wir demſelben gegönnt haben. Wir müſſen vielmehr noch zum Ruhm des V. bemerken, daß er ſich durch und durch als einen prüfenden Theologen zeigt, daß er z. E. zwar die ὁμοούσιαν der drey Perſonen bekennt, aber die widerſinnigen Ausdehnungen derſelben in dem Athanaſianiſchen Glaubensbekenntniß übergeht; daß er das Verbot wegen des verbotenen Baumes zu keinem willkührlichen Geſetz macht, womit Gott ſeine Oberherrſchaft habe zeigen wollen, ſondern von einer Warnung von giftigen Früchten zu eſſen erklärt, daß er die Höllenfahrt Chriſti läugnet, und für eine Erfindung des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes hält, die Unnöthigkeit der Taufzeugen bekennt, u. ſ. w. Seine Führer ſcheinen größtentheils Heilmann und zuweilen Michaelis zu ſeyn. Keiner der geringſten Vorzüge ſeines Buchs iſt der reine lateiniſche Ausdruck, deſſen er ſich befleiſſigt. Daß aber ſo viele Druckfehler daſſelbe verunſtalten, welches bey einem für junge Leute beſtimmten Lehrbuch, zumal wenn es Allegaten von Schriftſtellen enthält, ſo ſehr verhütet werden ſollte, können wir faſt nicht begreifen, da es doch unter den Augen ſeines V. gedruckt worden iſt.

Yz.

Hrn. *David Klemann*, Predigers bey der reformirten Gemeine zu Voorburg, Abhandlung über die Ordnung des Heils, nach welcher Gott beſondern Menſchen ſeine ſeeligmachende Gnade ſchenket, oder die Verbindung zwiſchen Gnade und Pflicht. Aus der holländiſchen Sprache überſetzt, und mit einigen Anmerkungen, worinn zugleich die vornehmſten von dem Herrn de *Moor*, Profeſſor der Gottesgelehrtheit zu Leiden, gemachten Schwierig-

rigkeiten beantwortet werden, vermehret und herausgegeben. Gedruckt zu Lingen für Bauer und Comp., bey J. A. F. Korff, der hohen Schule Buchdr. 1775. 8. 183 Seiten.

Schreiben an den Herrn T...., die Ausgabe der deutschen Uebersetzung des Herrn D. *Kleman* Abhandlung über die Ordnung des Heils betreffend, von dem Uebersetzer und Verfasser der dabey gemachten Anmerkungen. Gedruckt zu Lingen &c. 1776. 8. 15 Seiten.

Der Hr. V. untersucht in dieser Schrift: Wie die Lehre von der unabhängigen und kräftig wirkenden Gnade Gottes mit der vernünftigen und sittlichen Freyheit des Menschen in dem Annehmen und Verwerfen des Evangeliums, oder mit seiner Glaubenspflicht bestehen könne. Nach dem Lehrbegriff der Kirche befindet sich der Mensch ohne die übernatürlich wirkende Gnade Gottes in einer gänzlichen Ohnmacht, zum Glauben zu gelangen, und doch fodert Gott den Glauben als eine Pflicht von dem Menschen, deren Unterlassung ihm die ewige Verdammniß zuziehet. Des Pelagius und Luthers Lehre thut dem V. darüber eben so wenig Genüge, als die Antwort, welche, gewöhnlicher Weise, zur Auflösung dieser Schwierigkeit, von Gottesgelehrten der reformirten Kirche gegeben wird. Wenn diese sprechen: „Gott könne mit Recht den Glauben von den Menschen fodern, ob er gleich ohnmächtig „dazu ist; er könne ihn auch seines Unglaubens halber „strafen, weil dessen erster Vater vor dem Fall Kräfte gehabt, um zu glauben, dieselben aber muthwillig verlohren hätte,„ so ist solche Antwort nicht hinlänglich, (höchst widersinnig und Gottes unwürdig, mögen wir wol hinzusetzen) — „Gott befiehlt dem Menschen zu glauben, nicht „um ihn zu lehren, daß er solches thun könne; sondern nur „was seine Pflicht sey, und wie er auf eine mit des Menschen vernünftiger Natur übereinstimmende Art den Glauben in ihm wirke,„ heißt eben so wenig gesagt. Gott könnte dabey nie gerechtfertiget, und der nach dem Glauben strebende Mensch nimmer beruhiget werden, ob ihm auch all sein Bestreben etwas helfen würde. §. 1 — 3.

Um dieſe Schwierigkeit zu heben, bemüht ſich Hr. K. die Verbindung zwiſchen den beyden Sätzen, 1. Der Glaube iſt eine übernatürliche Gabe des Geiſtes Gottes, bey deren Mittheilung der Menſch ſich leidentlich verhält: 2. der Glaube iſt wirklich ein Werk des Menſchen, welches er mit Vernunft und der größten Freyheit ausübet, wozu ihn Gott mit höchſtem Recht verpflichten, deſſen Verſäumniß aber mit ewiger Verdammniß ſtrafen kann, dadurch zu zeigen, daß er vorausſetzt: „Es ſey durch die hohe Weisheit und Güte Gottes eine ſolche „Ordnung des Heils und Verbindung zwiſchen den freyen „und ſittlichen Handlungen des Menſchen und der übernatürlichen göttlichen Mittheilung des Glaubens und allen ſeeligmachenden Gnadengaben gemacht worden, daß die „Schenkung der letzteren mit der ſittlichen rechten Einrichtung der erſteren auf das genaueſte verknüpft iſt, und zwar „dergeſtalt, daß einestheils alle diejenigen, welche einen gehörigen Gebrauch von ihren durch den ſittlichen Unterricht „des Evangeliums verbeſſerten Naturkräften machen, und „ſich mit Ernſt ihrer Pflicht befleißigen, ſich ſichere Hoffnung zur Erlangung der übernatürlichen Gnade Gottes „machen können; anderntheils aber diejenigen, welche ſich „des Verſäumniſſes dieſer Pflichten ſchuldig machen, und „ſich aus freyem Willen dem Unglauben und dem Ungehorſam überlaſſen, von dieſer Gnade ausgeſchloſſen bleiben, „und wegen ihres freywilligen Unglaubens ſich einer ſchweren Strafe unterwerfen.„ Auf die Art, ſagt Hr. K., behält ſowol die Lehre von des Menſchen gänzlicher Ohnmacht zum Glauben und zu allem wahren und ſeeligmachenden Guten, ſammt der übernatürlichen Wirkung des geiſtlichen Lebens durch die Gnade, als die vernünftige Freyheit des Menſchen in ſeinen Handlungen und die ſittliche Zurechnung ſeiner Thaten, ihre völlige Kraft. Auf die Weiſe lieſſe ſich dann auch eine um ihre Seeligkeit bekümmerte Seele zurecht weiſen. §. 4. 5.

Daß dieſe Ordnung des Heils ein Lehrſatz der göttlichen Offenbarung ſey, wird §. 6 - 10 aus dreyerley Schriftſtellen bewieſen. 1. Aus ſolchen, welche dieſelbe vorſtellender und gebietender Weiſe darlegen. 2. Aus ſolchen, worinn dem Menſchen die freye Wahl Gott zu dienen überlaſſen wird. 3. Aus ſolchen, worinn Gott über den Unglauben und die Unbußfertigkeit der Menſchen ſich beſchweret. §. 11 - 13 wird aus allen angeführten Beweiſen der allgemeine Schluß gezogen, und auf die Einwürfe dagegen geant-

„geantwortet, welche man theils von dem ewigen und unveränderlichen Rathschluß Gottes, theils aus der schleunigen und sichtbarlichen Bekehrung einiger Menschen, hernehmen könnte. §. 14 findet der V. nöthig, zu zeigen, „daß seine „Meinung sehr weit von allem Pelagianismus und Semipelagianismus entfernet sey, aufs höchste die freye „Gnade verehre, und dem Menschen nicht zu viel zuschreibe.„ Und §. 15, „daß sein Lehrsatz auch keinesweges mit den „auf der Synode zu Dordrecht festgesetzten Lehrregeln „streite, sondern damit in allem übereinstimme.„ §. 16 wird noch von dem Einflusse dieses Lehrpunkts auf die Verwaltung des Predigtamts und die Ausübung der Gottseligkeit geredet, und die Abhandlung beschlossen.

Wir leugnen nicht, daß wir wider manche für ausgemachte Wahrheit angenommene Sätze und Schrifterklärungen des V. allerley einzuwenden hätten, dürfen uns aber auf die hier abgehandelte Lehre selbst, welche von deutschen, selbst reformirten Gottesgelehrten schon mehr aufs reine gebracht ist, nicht einlassen. Hr. K. hat sein Buch eigentlich für die reformirte Kirche seines Vaterlandes geschrieben, und da bleibt ihm das Verdienst, daß er sich gegen einige handgreifliche Widersinnigkeiten in der Lehre von der Gnadenwahl, wie man sie in Holland vorträgt, auf die bescheidenste Weise freymüthig erklärt hat. Weil er es aber nothwendig so einrichten mußte, daß auch nicht ein Schatten von Arminianischer Ketzerey auf ihn fiele, sondern die Dordrechtische Eintrachtsformel bey Ansehn und Ehren im Lande bliebe, so hatte er die Hände zur völligen Auflösung des Knotens doch nicht ganz frey. Wer sollte nun wol glauben, daß dem ohnerachtet die Klemanische Schrift große Bewegungen unter den holländischen Gottesgelehrten verursachet habe. Die ehrwürdige Classis von Gravenhagen, mit deren Approbation dieses Buch gedruckt worden, hatte zwar bezeuget, „sie hätten es genau durchgelesen, und darinn nichts gefunden, welches mit den Formularen der Einigkeit in dem Worte Gottes gegründet, streitend ist, sondern vielmehr Merkmale von Geschicklichkeit und einem „unterscheidendem Urtheil.„ Allein der akademische Senat zu Gröningen hielte dafür: dergleichen Denkungsart, als Hr. Kl. vorgetragen hätte, müsse an keinem öffentlichen Lehrer der Rechtsgelahrheit, vielweniger an einem Gottesgelehrten geduldet werden. Und dem stimmte auch das dortige Consistorium bey. Nunmehr machte die Besorgniß,

das

das Ansehn der Dordrechtschen Synode möchte durch die Klemansche Abhandlung zernichtet werden, die vereinigten Provinzen aufmerksam auf das gefährliche Buch. Die Amsterdammer Classis wurde nicht weniger unruhig darüber, und die Sache der Südhollandischen Synode zur Untersuchung vorgetragen. Diese verschob sie vor der Hand bis zur folgenden Synode, und man wird wol erfahren, wie sie ausgefallen ist. Hr. D. de Moor zu Leiden, ein strenger Voetianer, ergriff insonderheit die Feder, und schrieb Anmerkungen über Hrn. Kl. Ordnung des Heils. Nach dem, was in den Noten des Uebersetzers davon angeführt wird, zu urtheilen, sind sie so äusserst seicht und unbeträchtlich, als sie seyn können. Hr. de Moor weiß es auf ein Haar zu beweisen, daß Hr. Kl. ein Remonstrant, also ein Erzketzer sey, und glaubt ihn mit den Gründen, die man ehedem den Arminianern entgegen setzte, recht bündig widerlegt zu haben. Die Antworten, welche der Uebersetzer dem Hrn. de Moor giebt, sind, so weit es die Vorsicht, nicht gar zu gröblich gegen die Landesorthodoxie anzustossen, zuließ, ganz gut und treffend. Wenigstens hat dieser ungenannte Gelehrte den streitigen Lehrsätzen weit besser nachgedacht, als sein Gegner, den er sowol an Einsicht, als toleranter Gesinnung, weit übertrift.

In dem Schreiben an den Herrn T. . . . berichtiget der Uebersetzer eine Stelle, welche nicht seine Meinung ausdrückt, und einen Druckfehler, der den Sinn der Worte ganz und gar ändert.

T.

Stoff zum Denken über wichtige Angelegenheiten des Menschen. Mögen denn deine Wunder im Finsterniß erkannt werden? oder deine Gerechtigkeit im Lande, da man nichts denket? Psalm 88. v. 13 — Braunschweig, in der Fürstl. Waisenhausbuchhandlung, 1775. 8. 62 Seiten.

Diese kleine Schrift enthält in der That wichtige und nützliche Wahrheiten, die mit Freymüthigkeit, Wärme und Ernst gesagt werden. Sie ist in fünf Abschnitte getheilt, wovon der erste vom Menschen, der zweete von Gott, der dritte von Christo und vom Glauben, der vierte von

der

der jetzigen Einrichtung unter den Menschen, in Absicht auf Erziehung und Belehrung der Alten und Jungen, und deren Mängeln und Hindernissen handelt, der fünfte aber Vorschläge und Wünsche enthält. Aus der geringen Anzahl der Bogen kann man schon urtheilen, daß über alle diese Materien keine ausführliche Abhandlungen vorkommen; indessen trifft man ausgesuchte und durchgedachte, obgleich eben keine neue Bemerkungen an. Ich werde aus dieser Schrift, die ich mit Vergnügen durchgelesen habe, eines und das andre auszeichnen. Ein angebornes Verderben der Menschen will der Verf. nicht zugestehen, sondern behauptet, daß alles unter den Menschen herrschende sittliche Uebel von früher Verwahrlosung, Mangel aller Erziehung, oder verkehrten Erziehung, von dem Triebe zur Nachahmung, von der grössern Leichtigkeit, das Böse nachzuahmen u. s. w. sich herleiten lasse. Wird aber nicht der Vertheidiger des angebornen Verderbens aus dem Geständniß, daß es dem Menschen leichter wird, das Böse nachzuahmen, als das Gute, die Folge ziehen, daß er mit einer grössern Anlage zum Bösen, als zum Guten, auf die Welt kommt, und daß ihm jenes natürlicher ist, als dieses? Um die Unschuld der menschlichen Natur zu retten, müssen, meines Bedünkens, die Ursachen, die zur sittlichen Verderbung des Menschen beytragen, vollständiger aufgezählet werden, als es vom V. geschehen ist, und man müßte insonderheit den Einfluß, den die physischen Ursachen auf seine sittliche Denkungsart äussern, z. B. die Art und Weise, wie er seinen Unterhalt erlangt, und die verschiednen Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens gewinnen muß, insonderheit der Einfluß der bürgerlichen Gesellschaft u. s. w. nicht aus der Acht gelassen werden.

Die Redensart: an Christum glauben, mißbilligt der V. Es ist, seiner Meinung nach, nicht nur schlecht Deutsch, an jemand glauben, so wie credere in Mönchslatein ist; sondern sie ist auch an allen den Mißverständnissen und Mißbräuchen des Worts Glauben schuld. Wenn man an dessen Statt, wie er will, sagte, Christo glauben, nemlich in allen dem, was er uns im Namen Gottes geboten und verheissen hat, so würde allen diesen schädlichen Mißdeutungen vorgebeugt. In dem Eifer gegen jene Mißbräuche des Worts Glauben gebe ich dem rechtschaffenen und freymüthigen V. völlig recht, auch darinn, daß zum Glauben an Christum wesentlich gehöre, alles das für

wahr

wahr und gut vorgestellt hat, und daß der Glaube keinesweges bloß auf Christi Thun und Leiden, sondern hauptsächlich auf seine ganze Lehre gehen müsse. Allein, ich sehe nicht, warum wir den nun einmal angenommenen Ausdruck, an Christum glauben, nicht beybehalten sollten, da er sich von dem andern, Christo glauben, in einer ganz unschuldigen Nebenbedeutung unterscheidet, daß er nemlich ein Vertrauen auf Jesum, als den Vermittler unserer Glückseligkeit, oder denjenigen, durch welchen uns Gott hilft, zugleich anzeigt, so wie es auch wirklich etwa verschieden ist, seinem Arzte glauben, und an seinen Arzt glauben — Und wie sollten wir so kurz und bequem den Glauben, den wir Christo zustellen, ausdrücken, wenn man nicht mehr sagen dürfte, der Glaube an Christum?

Von den Predigten erwartet der V. nicht viel Wirkung zur Verbesserung einer verderbten Welt. Was er hierüber sagt, scheint mir so richtig und wohlausgedacht zu seyn, daß ich mich nicht enthalten kann, die ganze Stelle herzusetzen: "Die Predigt, diese einzige Art Unterricht für die Erwachsenen im Volk, ist als Arzeney unzureichend gegen diese Krankheiten der Seele, denn der Kranke braucht das Mittel nicht; er geht nicht in die Kirche, so bald der Prediger nicht nach seinem Geschmack predigt. Ein Prediger, der den Vornehmen und Geringen, der Israel seine Sünden zeigt, der die Wunden sondirt, und ihre fistulösen Hölen entdeckt, ist kein Prediger für dieß Volk. Er wird den Bänken und Wänden predigen, oder sein Auditorium bloß seiner etwanigen Gunst, oder der Neugier, oder dem Mangel eines andern Predigers, bey dem alten Herkommen, doch zur Kirche zu gehen, verdanken müssen. Wer aber anstatt der verhaßten Pflicht, Christo zu glauben, und mit gehorsamen und lebendigem Vertrauen seinem Rath und Beyspiel fleißig zu folgen, den weit bequemern und beliebtern Glauben an Christum, die allgemeine menschliche Ohnmacht Gutes zu thun, häufig Trost für die, die nicht betrübt sind, und am häufigsten von Kraft des Bluts Christi predigt, nach welcher es die ganze Welt reinigen, ja gar aus der Hölle befreyen kann, ob er gleich am andern Sonntage ohne Scheu die Ewigkeit der Höllenstrafen behauptet; wer da predigt, daß man, anstatt zu thun, beten müsse; daß die guten Werke mehr Menschen verdürben, als das Laster; daß nur die dem Predigtamt und der Kirche geschenkte milde Gaben einigen Werth hätten; daß, wer nicht recht glaubt,

(das

(das iſt, den Glaubensartikel recht herſagt) kein Antheil an Gott habe, und faſt gar nicht zu dulten ſey; daß nur die Confeſſion, zu der er ſich bekennt, die eigentliche Kirche ſey; daß man in Religionsſachen nicht viel denken, prüfen, forſchen, ſondern bloß glauben müſſe, was ſchon ſeit dem vierten Säculo ſo viele Gottesmänner mit Feuer und Schwerdt des Leibes und Geiſtes als wahr behauptet hätten — ſolch ein Prediger iſt der Beichtvater der Menge, dem ſtrömen ſie zu, wie Waſſer; der Bauer, der Handwerker, der Kaufmann, der Edelmann u. ſ. w. der die ganze Woche vervortheilt u. ſ. w. hat, findet bey ihm auf der Kanzel oder im Beichtſtuhl Troſt und Abſolution. Die Formel des Beichtkindes iſt auf die Abſolution eingerichtet, wie die Frage zur Antwort, und mit dem nächſten Montage fängt jeder ſchon wieder zu ſammeln an, damit es wenigſtens eines Beichtgroſchens werth ſey, was bey der künftigen Beicht der Prediger zu abſolviren hat.

Bf.

2) Rechtsgelahrheit.

Die Ordnung der Gläubiger bey dem über des Schuldners Vermögen entſtandenem Gantproceſſe, nach den gemeinen und Würtembergiſchen Rechten, von Lr. Chriſtian Gottlieb Gmelin, Herzogl. Würtemb. Hofgerichtsadvocat. Ulm, in Commiſſion zu haben in der Stettiniſchen Handlung, 1774. 336 S. in 8.

Tiefe theoretiſche Kenntniſſe, und daraus entſtehende neue eigne Gedanken, Aufklärungen, Berichtigungen, haben wir in dem Buche nicht gefunden; aber gute praktiſche Kenntniſſe und neue Litteratur. Der V. kennt meiſtens die beſten praktiſchen, auch die neueſten Schriften, und hat daraus zuſammen geſucht, was ſeinen Gegenſtand angeht. Die Ordnung wird, wie natürlich, durch die fünf Klaſſen der Gläubiger beſtimmt, und ein vorausgeſchickter Grundriß mit Buchſtaben und Zahlen zeigt die verſchiedene Gläubi-

ger

ger nach ihrem Rang und Verhältniß gegen einander sehr deutlich.

Wir müssen doch einige Mängel des Buches bemerken. Nicht selten setzt der V. Sätze als ganz unstreitig und unzweifelhaft hin, die es doch gar nicht sind. Z. E. S. 35. daß der, welcher seine Sache einem andern aus einem Trödelcontract übergiebt, das Eigenthum verliehre; (Stuhlmanns Diss. über diese Frage ist auch nicht angeführt,) daß man bey der Frage: ob das Eigenthum durch einen dolosen Contrakt übertragen werden könne einen Unterschied zwischen contract. b. f. und stricti juris machen müsse; da doch viele ganz anders decidiren, und viele die Distinktion nach heutigen Rechten nicht mehr gelten lassen wollen. Gewundert haben wir uns, als wir lasen: „Der den Contrakt „bonæ fidei veranlassende Betrug macht denselben an sich „selbst nichtig, und hindert daher auch den Uebergang des „Eigenthums. Allein diesem ungeachtet kann der Uebergebende, wenn er gleich nach dem Contrakt dem Schuldner „die Sache übergeben, in der Absicht, deren Eigenthum „auf ihn überzutragen, diese Sache weder von dem Schuldner selbst, noch von einem dritten, auf den sie vielleicht „indessen übertragen worden, weiter vindiciren.„ Durch den dolosen Contrakt soll das Eigenthum nicht übergehen, der Besitzer alsd muß es behalten. Und doch soll er die Sache nicht vindiciren können! Stößt das nicht gegen die ersten Rechtsgrundsätze an? Liest man auch die dabey angeführten Gesetze, (die alle aus Struvs Syntagma genommen sind, der sie zu einem ganz andern Behuf anführt:) so beweisen sie sämmtlich nichts.

Auch eine wirkliche Unrichtigkeit ist uns aufgestossen S. 49. dort nemlich steht: den Soldaten hätten die Gesetze als eine Ausnahme ohne Unterschied das Recht gegeben, daß Sachen, die mit ihrem Geld erkauft werden, ihnen gehören. Dieß geht ja nur auf das militarische peculium, und gründet sich auf die allgemeine Regel: in universitate juris res succedit in locum pretii &c.

Dieß alles soll indessen den V. nicht niederschlagen. Er kann und wird noch zu einem sehr guten und brauchbaren juristischen Schriftsteller reifen.

Sr.

D. Carl

D. Carl Friedrich Walchs vermischte Beyträge zu dem deutschen Recht. Vierter Theil. Jena, bey Gollner, 1774. 430 S. in 8.

Dieser Theil enthält 1) die alten Augspurgischen Statuten vom Jahr 1276. Dieses Recht ist sowol in Ansehung seines Alters als Innhalts würklich sehr merkwürdig, und Hr. W. verdient Dank für die Bekanntmachung. 2) Zusätze zu der Geschichte der Memmingischen Rechte, die im zweyten Theil der Walchischen Sammlung steht. 3) Nachrichten von alten seltenen gedruckten deutschen Rechten, nemlich von der Nürnbergischen Reformation; den drey ältesten Landesordnungen der Sächsischen Ernestinischen Linie, und den Breßlauischen Statuten.

Dissensuum in Praxi, præprimis jure Saxonico occurrentium centuriæ VI. Auctore *Tobia Barthio*. Dresd. sumtibus Gerlachii viduæ & fil. 1774. 912 S. in 8.

Ein ganz unveränderter Abdruck. Die vier letzten Centurien hat man vermuthlich deßwegen nicht mit aufgelegt, weil die Ausgabe von 1767 noch nicht vergriffen ist. Mit Seufzen muß übrigens jeder Patriot sehen, daß es zwey starke Bände voll dissensus in praxi giebt, und daß sind sie doch noch lange nicht alle. Wehe dem, der einen Proceß über einen solchen Fall bekommt, wo ein solcher dissensus in praxi ist! Er greift in den Glückstopf, wenn er sich in den Proceß einläßt: Wehe dem Richter, der einen solchen Fall entscheiden soll, und von dem Wind der mancherley Lehre gewäget und getrieben wird! Große und Mächtige in Deutschland! wann werdet ihr diesem Unwesen abhelfen, dem so leicht abzuhelfen wäre; durch allgemeinen Reichsschluß einer Anzahl weiser Männer aufgeben, die tausend und aber tausend Streitfragen zu entscheiden, die uns verwirren, und unsere Gesetzgebung schänden; ihre Entscheidungen zum Gesetz machen, und so die Dornen, vor denen die Gerechtigkeit nicht sichern Fusses wandeln kann, wenigstens zum großen Theil wegräumen?

Vg.

Christ. Frid. Geo. Meisteri — — Principia juris criminalis — — Editio quarta, prioribus melior. Gottingæ, bey Bossiegel, MDCCLXXIV. in 8. 2 Alph. 6½ B.

Die Vorzüge dieser neuen Auflage eines aus den drey vorhergehenden genügsam bekannten Lehrbuchs der peinlichen Rechtsgelahrheit bestehen theils in der nunmehro durch alle Abschnitte und Kapitel fortlaufenden Zahl der Paragraphen; theils in der Anführung neuerlich zum Vorschein gekommener Braunschweiglüneburgischen Landesgesetze, welche Gegenstände des peinlichen Rechts betreffen. Billig hätten auch wol die vorzüglichsten neueren Schriften gelegentlich bemerkt werden sollen. Auf die Vorlesungen solches zu versparen, ist mit mehr als einer Unbequemlichkeit für Lehrer und Zuhörer verknüpft, und auch unbillig in Rücksicht auf diejenigen Käufer des Buchs, die zu der letzteren Classe nicht gehören. Es muß in der That sehr befremden, wenn man z. E. in dem ganzen Buche nicht ein einziges mal den Böhmerischen Commentar über die P. H. G. O. angeführt findet, dem doch Ludovici, Blumlacher und Consorten wol an manchen Orten hätten Platz machen können.

D. *Justi Claprothi* — — Jurisprudentiæ Heuristicæ Pars prior, — — Pars altera — — editio altera. Gottingæ, bey Vandenhök, 1774. in 8. 2¼ Alph.

Ein neuer Abdruck dieses Buchs, ohne alle Veränderungen, zu denen auch H. C. keine Zeit übrig zu haben beshauptet. Doch verspricht er in der Vorrede zum zweyten Theil, vielleicht künftig einige vorzüglich praktische Stücke aus der Lehre von Contracten besonders und ausführlicher abzuhandeln, wie auch zu dieser jurisprudentia heuristica noch einen dritten Theil hinzu zu fügen, welcher die Lehre von Testamenten enthalten soll. Es wäre zu wünschen, daß H. C. bey Ausführung dieses Vorsatzes sich der deutschen Sprache bedienen, und übrigens alles so einrichten möchte, daß sein Unterricht hierinn vorzüglich denen, die keine Rechtsgelehrte sind, zu statten käme. Er besitzt

alle hierzu erforderliche Talente, und, wenn man von diesen vorhandenen beyden Theilen der heuremätischen Jurisprudenz auf die Beschaffenheit des versprochenen dritten Theils und der übrigen ausführlichen Abhandlungen über einzelne Materien schliessen darf, so wird ohnehin der eigentliche rechtsgelehrte Leser das Meiste, was darinn steht, (die sehr gut gefaßten Formulare, die man billig allen Notarien und Untertichtern statt dereit aus dem Bohmann, Beck ꝛc. zu empfehlen Ursach hat, ausgenommen) in den meisten Compendien und bekannten Büchern eben so gut gesagt finden, als hier.

Materialien zum Gebrauch seiner Landesleute in der Oberlausitz, gesammlet von Christian Gottfried Meißnern, der Sechsstadt Lauban Syndikus. Erstes Stück. Leipzig und Lauban, bey Wirthgen, 1774. 6½ Bog. in 8.

Unter diesem Titel sollen hauptsächlich zur Aufklärung der Oberlausitzischen Rechte und Historie Beyträge geliefert werden. Da die Vervollkommung der deutschen Rechtsgelahrtheit überhaupt sehr von der genauen Untersuchung und guten Bearbeitung der Rechte und Geschichte einzelner Provinzen abhängt, so müssen dergleichen Beyträge nicht allein des Verfassers Landsleuten, sondern auch jedem ächten Liebhaber deutscher Rechte und Geschichte willkommen seyn. Wir an unserem Theil können dem Vf. daher die Aufmunterung, diese Sammlung fortzusetzen, die er zu erhalten wünscht, durch Bezeugung unsers Beyfalls, nicht versagen. Auch versichern wir den Kennern der Rechte und Geschichte seines Vaterlandes, daß sie die Einladung des Verfassers, ihm Beyträge zu liefern, ohne Bedenken annehmen können, weil es Niemanden zum Nachtheil gereichen wird, seine Arbeiten in Gesellschaft der eigenen Aufsätze desselben gedruckt zu finden. Durch den etwas unbestimmten Titel hat H. M., wie er selbst in der Vorrede gesteht, für seinen Verleger sorgen wollen. Wir fürchten aber, sein Exempel diene zum neuen Beweise, daß Gelehrte in ihren Finanzprojecten selten weit genug sehen. Denn wenn auch vielleicht dieser unbestimmte Titel den inländischen Absatz dieses ersten Stücks etwas befördert, so dürfte derselbe doch dem zehnmal vortheilhaftern

auswärtigen Debit deſſelben eben ſo große Hinderniſſe in den Weg legen. Wenn die Sammlung gerade zu für das ausgegeben würde, was ſie iſt: Materialien zur Aufklärung der Rechte und Geſchichte der Oberlauſitz; ſo mögte noch wohl mancher anderer deutſcher Rechtsgelehrte und Geſchichtforſcher zum Ankauf derſelben gereitzt werden. Doch wir wollen weder mit dem Autor, noch mit dem Verleger darüber ſtreiten, ob ſie das rechte Schild ausgehängt haben; ſondern nur unſern Leſern ſagen, was man hier für ſein Geld haben kann. Alſo erſtlich, eine Bibliothek der Oberlauſitziſchen Rechte, (S. 1—48) darinn dasjenige, was über die Rechte und Verfaſſung der Oberlauſitz in einer nicht geringen Anzahl von Büchern und Abhandlungen zerſtreuet geſchrieben worden, zu einem Entwurfe eines zuſammenhangenden Syſtems brauchbar gemacht, auch der wißbegierige Oberlauſitzer nachgewieſen werden ſoll, ob? und wo? über dieſen oder jenen Punct des vaterländiſchen Rechts etwas geſchrieben ſteht. Der Verf. ſchränkt ſich auf gedruckte Werke ein, und enthält ſich dabey aller Critik. Auch hat die gegenwärtige Probe nur das jus publicum provinciale zum Gegenſtande. Auf den Fall, daß ſie Beyfall findet, verſpricht der Verfaſſer, auch künftig mit den übrigen Theilen der Jurisprudenz ein gleiches zu verſuchen. Wir wünſchen, daß er Wort halten, und mehrere durch ſein Exempel veranlaßt werden mögen, um die Kenntniß der Rechtsgelahrtheit derer Provinzen, darinn ſie leben, auf gleiche Art ſich verdient zu machen. Auch könnte nach Vollendung dieſer Bibliothek der beſondere Abdruck derſelben von guten Nutzen ſeyn. Für die gegenwärtige Vollſtändigkeit derſelben mögen wir nicht Bürge ſeyn, weil uns beym Durchlaufen ſchon manches Buch eingefallen, daß der V. noch nicht benutzt hat. Der zweyte Aufſatz liefert die Form der Sitzungen bey verſchiedenen Ständiſchen und Städtiſchen Collegiis und Zuſammenkünften in der Oberlauſitz, (S. 49—72) und klärt das Ceremoniel recht dieſer Provinz auf. Der dritte und letzte Abſchnitt endlich ſoll eine Grundlage zur Geſchichte des neuen Collectionswerkes der Oberlauſitziſchen Geſetze ſeyn, (S. 73—88) wozu jetzo der dritte Theil unter der Preſſe iſt. Man erſieht vorzüglich daraus, daß dieſes Collectionswerk (wie es immer genannt wird) dennoch nur das Anſehen einer Privatarbeit habe, wenn es gleich unter

der

den Augen der Landstände der Oberlausitz, und mit ihrer Genehmigung gedruckt ist.

A 1.

Jo. Gottl. Heineccii elementa juris civilis secundum ordinem Institutionum, cum animadversionibus *Jo. Georg. Estoris* JCt. edidit D. Ludovicus Julius Fridericus Hoepfner JCt. et Antec. Giessae, apud Jo. Phil. Krieger, 1775. 638 S. in 8.

Die Gießische Edition der Heineccischen Institutionen mit Estors Noten hat vorzüglichen Abgang gefunden; sie ist öfter aufgelegt worden, als irgend eine andere. Die gegenwärtige Auflage hat mancherley Vorzüge vor den vorigen. Sie ist von den vielen beträchtlichen Druckfehlern sorgfältig gereiniget, die sich nach und nach in die vorhergehende eingeschlichen hatten; die unnütze allotrische Estorische Noten sind weggestrichen, und nur die bessere beybehalten worden; und endlich hat der Herausgeber einige neue mit H. bezeichnete Anmerkungen beygefügt, die meistens zur Berichtigung der Heineccischen Sätze dienen, oder eine Notiz der besten Schriften geben. Auch eine neue Vorrede ist hinzu gekommen. Wir wollen von diesen neuen Zugaben den Inhalt etwas genauer anzeigen.

Vorrede. Es sei einiger Zeit Mode geworden, auf den Verf. des Buches weidlich zu schimpfen, und ihn einen Compilator oder gar einen Dieb zu nennen. Ein gewisser Justi in Wien sagt: Heineccius habe die Abhandlung vom papinianischen Recht in s. opusc. minor. aus des Wilh. Grotius Biographien abgeschrieben. Dies ist eine Lüge, und Hr. Justi ist selbst ein so unverschämter Plagiarius, daß er am wenigsten einem andern dieses Laster Schuld geben sollte.

Hr. H. ist nicht abgeneigt, wenn anders seine Idee die Billigung einsichtsvoller Richter erhält, das Heineccische Lehrbuch umzuarbeiten, das Gute und Meiste beyzubehalten, das Fehlende zu ergänzen, das Unnütze wegzulassen, und das Unrichtige zu berichtigen. Wir wissen, daß einige unserer größten Rechtsgelehrten dem Gedanken völligen Beyfall geben, und hoffen also die Ausführung.

Von den vielen neu hinzugekommenen Anmerkungen setzen wir einige der vorzüglichsten her.

§. 3. Daß Justin den Justinian adoptirt habe, ist unerweislich. Everh. Otto hat zwar diesen alten Irrthum wieder hervorgesucht, aber seine Gründe beweisen nichts. Er beruft sich auf eine Münze und auf des Evagrius Kirchengeschichte. Aber die Münze ist falsch, und Evagrius sagt von der angeblichen Adoption kein Wort.

§. 10. Justinian hat eine Novellensammlung nicht bloß versprochen, wie Heineccius glaubt, sondern wirklich veranstaltet. Das hat Zowberg ausser allen Zweifel gesetzt.

§. 11. Hein. verwirrt die beyden Juliane den Professor und den Patricius.

§. 12. Die Langobardischen Lehnrechtsbücher sind nicht von den Mailändischen Consuln Gerhardo Niger und Obert. ab Orto verfertiget, auch nicht vom Hugolino a porta Ravennate dem römischen Gesetzbuch angehängt worden. Der Verfasser ist unbekannt, dem corp. jur. hat sie Hugolinus a Presbyteris beygefügt.

§. 17. Heineccius und andere haben die Hypothese, daß die alten Röm. Rechtsgelehrten Anhänger der Stoischen Philosophie gewesen seyn, viel zu weit getrieben ꝛc.

§. 25. Die Eintheilung des Völkerrechts (in der alt römischjuristischen Bedeutung) in primarium und secundarium ist in unsern Gesetzbüchern weder den Worten noch der Sache nach zu finden ꝛc. ꝛc.

§. 31. Es ist falsch, daß die Senatusconsulten nur Ein Jahr lang gegolten haben. Aber eigentliche neue Gesetze in Privatsachen hat doch der Senat in den Zeiten der freyen Republick, wie Bach glaubt, nicht machen können.

§. 33. Wenn man die Constitutionen in generales und speciales eintheilt, und zu jenen die Decrete und Rescripte, zu diesen die Privilegien rechnet; so verwickelt man sich in unauflösliche Schwierigkeiten. Nicht alle Rescripte und Decrete sind allgemeine Gesetze. Die Privilegien hingegen (wir setzen hinzu, auch zuweilen die Mandate in altrömischer Bedeutung) haben eine allgemein verbindliche Kraft. Besser also thut man, daß man sagt, es giebt fünf Gattungen von Constitutionen: Edicta, privilegia, rescripta, decreta, mandata, und daß man die Extension der Verbindlichkeit bey jeder Gattung besonders bestimme.

S. 42. Das Jus non scriptum hat zwo Gattungen, die bey Hein. fehlen: die disputat. fori und mores majorum.

S. 43 und 44. Actus voluntariae jurisdictionis heissen nicht actiones legis, und actus legitimi können alle Tage wiederholt werden.

S. 51. Seltsam ist es, wenn Hein., der doch in Holland schrieb, und andere behaupten, es gäbe heut zu Tage bey christlichen Nationen keine wahren Sclaven mehr.

S. 67. Der 122. §. des Hein. ist voll Fehler. Nach der L. Aelia sentia konnte ein Mensch unter 20 Jahren im Testament nicht freylassen. Dies hat Justinian abgeschaft, und anfangs einen siebzehnjährigen Jüngling, nachher einem jeden Mündigen die Manumißion durch ein Testament erlaubt.

S. 73. Es läßt sich nicht behaupten, daß die römische väterliche Gewalt ein wahres Eigenthumsrecht war. Aber eben so wenig kann man sagen, daß der Vater weiter nichts, als ein magistratus domesticus gewesen sey. Vielleicht kommt man am besten zwischen den Klippen durch, wenn man sagt: Die väterliche Gewalt war ein Jus dominio proximum.

S. 90. Bey der Legitimation ist eine doppelte Fiction wohl zu unterscheiden: simplex et retrotractiva. Die erste geschieht ohne Zweifel bey jeder Legitimation. Bey jeder fingiren nehmlich die Gesetze, daß die wirklich unehelichen Kinder ehelich gebohren seyn. Die letztere geschah nur bey der Legitimation durch die nachher erfolgte Ehe. Bey dieser nehmlich wurde auch noch fingirt, daß zur Zeit der Conception oder Geburt die Eltern des Kindes in einer wirklichen Ehe gelebt hätten. Wo diese Fiction nicht geschehen konnte, da hatte auch keine Legitimation durch die Ehe statt. Z. E. Kinder, die ein freyer Mensch mit einer Sclavin erzeugt hatte, wurden nicht legitimirt, wenn er gleich die Sclavin frey ließ und heyrathete. Warum? Zur Zeit der Conception war keine Ehe zwischen den Eltern möglich gewesen. Nach dem neuesten Justinianischen Recht ist übrigens diese Fictio retrotractiva ihrer Wirkungen beraubt.

S. 116. (Die Anmerkung gehört aber auf die S. 114, und ist ohne Zweifel durch Versehen des Setzers auf die Seite 116 gekommen.) Die Hypothese: die römische Rechtsgelehrte hätten die Tutel als eine

S. 3. Daß Justin den Justinian adoptirt habe, ist unerweislich. Everh. Otto hat zwar diesen alten Irrthum wieder hervorgesucht, aber seine Gründe beweisen nichts. Er beruft sich auf eine Münze und auf des Evagrius Kirchengeschichte. Aber die Münze ist falsch, und Evagrius sagt von der angeblichen Adoption kein Wort.

S. 10. Justinian hat eine Novellensammlung nicht bloß versprochen, wie Heineccius glaubt, sondern wirklich veranstaltet. Das hat Bombergk ausser allen Zweifel gesetzt.

S. 11. Hein. verwirrt die beyden Juliane den Professor und den Patricius.

S. 12. Die Langobardischen Lehnrechtsbücher sind nicht von den Mayländischen Consuln Gerhardo Nigro und Obert. ab Orto verfertiget; auch nicht vom Hugolino a porta Ravennate dem römischen Gesetzbuch angehängt worden. Der Verfasser ist unbekannt; dem corp. Jur. hat sie Hugolinus a Presbyteris beygefügt.

S. 17. Heineccius und andere haben die Hypothese, daß die alten Röm. Rechtsgelehrten Anhänger der Stoischen Philosophie gewesen seyn, viel zu weit getrieben ꝛc.

S. 25. Die Eintheilung des Völkerrechtes (in der alt römischjustinianischen Bedeutung) in primarium und secundarium ist in unsern Gesetzbüchern weder den Worten noch der Sache nach zu finden ꝛc.

S. 31. Es ist falsch, daß die Senatusconsulten nur Ein Jahr lang gegolten haben. Aber eigentliche neue Gesetze in Privatsachen hat doch der Senat in den Zeiten der freyen Republick, wie Buch glaubt, nicht machen können.

S. 33. Wenn man die Constitutionen in generales und speciales eintheilt, und zu jenen die Decrete und Rescripte, zu diesen die Privilegien rechnet; so verwickelt man sich in unauflösliche Schwierigkeiten. Nicht alle Rescripte und Decrete sind allgemeine Gesetze. Die Privilegien hingegen (wir setzen hinzu, auch zuweilen die Mandate in altrömischer Bedeutung) haben eine allgemein verbindliche Kraft. Besser also thut man, daß man sagt, es giebt fünf Gattungen von Constitutionen: Edicta, privilegia, rescripta, decreta, mandata, und daß man die Extension der Verbindlichkeit bey jeder Gattung besonders bestimme.

S. 42. Das Jus non scriptum hat zwo Gattungen, die bey Hein. fehlen: die disputat. fori und mores majorum.

S. 43 und 44. Actus voluntariae jurisdictionis heissen nicht actiones legis, und actus legitimi können allerdings wiederholt werden.

S. 51. Seltsam ist es, wenn Hein., der doch in Holland schrieb, und andere behaupten, es gäbe heut zu Tage bey christlichen Nationen keine wahren Sclaven mehr.

S. 67. Der 122. §. des Hein. ist voll Fehler. Nach der L. Aelia sentia konnte ein Mensch unter 20 Jahren im Testament nicht freylassen. Dies hat Justinian abgeschaft, und anfangs einen siebzehnjährigen Jüngling, nachher einem jeden Mündigen die Manumißion durch ein Testament erlaubt.

S. 73. Es läßt sich nicht behaupten, daß die römische väterliche Gewalt ein wahres Eigenthumsrecht war. Aber eben so wenig kann man sagen, daß der Vater weiter nichts, als ein magistratus domesticus gewesen sey. Vielleicht kommt man am besten zwischen den Klippen durch, wenn man sagt: Die väterliche Gewalt war ein jus dominio proximum.

S. 90. Bey der Legitimation ist eine doppelte Fiction wohl zu unterscheiden: simplex et retrotractiva. Die erste geschieht ohne Zweifel bey jeder Legitimation. Bey jeder fingiren nehmlich die Gesetze, daß die wirklich unehelichen Kinder ehelich gebohren seyn. Die letztere geschah nur bey der Legitimation durch die nachher erfolgte Ehe. Bey dieser nehmlich wurde auch noch fingirt, daß zur Zeit der Conception oder Geburt die Eltern des Kindes in einer wirklichen Ehe gelebt hätten. Wo diese Fiction nicht geschehen konnte, da hatte auch keine Legitimation durch die Ehe statt. Z. E. Kinder, die ein freyer Mensch mit einer Sclavin erzeugt hatte, wurden nicht legitimirt, wenn er gleich die Sclavin frey ließ und heyrathete. Warum? Zur Zeit der Conception war keine Ehe zwischen den Eltern möglich gewesen. Nach dem neuesten Justinianischen Recht ist übrigens diese Fictio retrotractiva ihrer Wirkungen beraubt.

S. 116. (Die Anmerkung gehört aber auf die S. 114, und ist ohne Zweifel durch Versehen des Setzers auf die Seite 116 gekommen.) Die Hypothese: die römische Rechtsgelehrte hätten die Tutel als eine

Erbschaft angesehen, ist unwahrscheinlich und unnütz. Unwahrscheinlich; denn daß das Wort legari in der Lehre von den Vormundschaften vorkommt, und daß die Tutel einiges mit der Erbschaft gemein hat, beweist gar nichts. Unnütz; dann Hypothesen dienen als Brücken zur Wahrheit. Die sind aber hier nicht nöthig. Alles was bey der Tutel Rechtens ist, läßt sich recht gut, und besser aus dem Wesen der Sache selbst herleiten, als aus jener Hypothese.

S. 122 1) Tutela legitima heißt überhaupt die, welche durch die Gesetze, sie seyn geschriebene, oder nicht geschriebene, Jemanden unmittelbar übertragen wird. 2) Im eigentlichen Verstande aber ist nur die legitima, welche in den Gesetzen der 12 Tafeln gegründet ist. 3) Durch die Observanz wurde eine Gattung eingeführt, die nicht zu der gesetzlichen im eigentlichen Verstand gehört, die fiduciaria. 4) Das Fundament der eigentlichen gesetzlichen Tutel ist die Hofnung zur Succeßion, die fiduciaria hat ein anderes Fundament.

S. 147. Die Geschichte von der Curatel der Minderjährigen hat Hein. sehr unrichtig vorgetragen. Er glaubt unter andern, nach K. Antonius Verordnung sey ein jeder Minderjähriger auf eine indirekte Art gezwungen gewesen, um einen Curator zu bitten. Dies ist unerweislich.

S. 177. Das jus rerum hat nicht zwo, sondern vier Gattungen in re, ad rem, jus possessionis, jus occupandi.

S. 180. Die Distinction dominium vel quiritarium est vel bonitarium hatte allein bey rebus mancipi statt ꝛc.

S. 182. Der titulus ist ein rechtlicher Grund, welcher die Acquisition eines Rechtes möglich macht; der modus adquirendi ist eine cörperliche Handlung, wodurch die Acquisition wirklich gemacht wird.

S. 183. Die Accession ist nicht allezeit eine originäre Erwerbungsart, wie Hein. glaubt. Man erhält durch sie auch oft Sachen, die schon ein Eigenthum eines andern waren ꝛc. ꝛc.

S. 184. Die Occupation kann durch eine mündliche Erklärung geschehen, wenn die Sache vor unsern Augen liegt, und in solchen Umständen ist, daß wir im Stande sind, darüber zu disponiren. Ist die Sache aber nicht in solchen Umständen, z. E. ein wildes Thier; so muß sie durch eine besondere Handlung zuvor dahin gebracht werden,

den, und die mündliche Aeuſſerung, daß man ſie haben wolle, iſt nicht hinlänglich.

Ueber die Lehre von der Acceſſion, Specification und Präſcription ſtehen S. 194, und 229 Anmerkungen, die aber zu weitläuftig ſind, als daß wir den Inhalt hier anzeigen könnten.

Das wunderliche Lolley. S. 253, iſt ein Druckfehler, und ſoll, wie der Zuſammenhang zeigt, L. alleg. heiſſen. Auch die Note S. 254 iſt durch Druckfehler beynahe ganz unverſtändlich geworden.

S. 257. Ein vor dem Notarius gemachtes Teſtament iſt kein öffentliches. Die Zuziehung des Notarius hat bey dem ſchriftlichen Teſtament weiter keinen Nutzen, als daß man aus dem Inſtrument darthun kann, es ſey alles nöthige bey der Teſtamentserrichtung beobachtet worden; bey den mündlichen dienet es dazu, um den Inhalt des Teſtaments zu beweiſen.

S. 355. Die bonorum poſſeſſio iſt ein Recht, das der Praetor oder nach deſſelben Muſter ein neues Geſetz auf eine Erbſchaft giebt. Iſt dieſes Recht ein wahres Succeßionsrecht, dem nichts als der Name Erbrecht fehlt: ſo heiſt ſie bon. poſſ. *edictualis*. Iſt es aber nur ein Recht, die Erbſchaft ruhig zu beſitzen, bis ſich ein gewiſſer Umſtand aufklären wird; ſo iſt es die decretalis.

S. 374. Die Erhportion, die der überlebende arme Ehegatte bekommt, iſt kein Pflichttheil, der durch ein Teſtament nicht benommen werden kann.

S. 385. In der Lehre vom caſu muß man zwo Fragen unterſcheiden, die erſte: quis ſentiat caſum? die andere quis eum praeſtet? Die erſte iſt mit folgender Diſtinction zu beantworten. Trägt ſich der Zufall bey einer Perſon zu, und ſie wird dadurch gehindert, ein ſchuldiges Factum zu thun, oder es von andern anzunehmen: ſo trägt dieſelbe Perſon den Zufall. Trägt er ſich bey einer Sache zu: ſo geht er über den Eigenthümer; den Fall ausgenommen, wenn ich eine Sache dem andern zu tradiren ſchuldig bin: Denn hier trägt ihn der andere.

S. 387. Es iſt nichts ſingulares, daß der Vormund culpam levem leiſtet, wie Hein. glaubt. Dies iſt die Regel bey allen obligationibus faciendi.

S. 595. Hein. hat die beyden ganz verſchiedenen Dinge: eine Klage iſt verlohren, weil die ihr vorgeſchrie-

kurze Zeit verflossen ist, und sie ist verlohren, weil ein anderer das Object derselben durch die Berührung an sich gebracht hat, mit einander verwirret.

Bey diesen Proben mag es genug seyn. Daß man in dieser Edition die Abhandlung de sponsalibus weggelassen hat, ist nicht zu mißbilligen. Sie war zuerst in die Berlinische Edition des Heineccischen Buches aufgenommen worden, war aber nichts als der Titel von dieser Materie aus des Hein. Pandecten abgeschrieben. Warum nahm der Herausgeber nun gerade diesen Titel aus den P. und trug ihn in die Institutionen? Fehlen doch noch viel mehrere eben so beträchtliche Materien in Justinians Plan. Und wollte man auch die Materie von den Sponsalien allein einschalten: so hätte man doch die für Anfänger viel zu weitläuftige Abhandlung aus den P. nicht einrücken sollen.

Bt.

3) Arzneygelahrheit.

Johann Friedrich Bolten, der A. D. und Hamburgischen Physici, fortgesetzte Nachricht von dem mit den künstlichen Magneten gemachten Versuche in der Nervenkrankheit der Igfr. Br. Hamburg. In der Heroldschen Buchhandlung. 1775. In gr. 4. 3½ Bog.

Beym fortgesetzten Gebrauche der Magneten an der kranken Person, deren merkwürdige Krankheitsgeschichte Herr D. Bolten schon in seiner ersten Nachricht (S. der a. d. B. 26. B. 1. St. S. 187) beschrieben, haben sie eben so wenig gewirkt, als zuvor. So wie nun, unsers Wissens, noch Niemand sich hat einfallen lassen, zu behaupten, daß die Wirkung der Magneten in Nervenkrankheiten allgemein sey, so wird auch dieser Fall, so wie hundert andre, wo sie nichts wirken, keinen Forscher abschrecken dürfen, ihre in andern Fällen so unwidersprechlichen, großen und wunderbaren Wirkungen sorgfältig zu beobachten.

ten. Ein Correſpondent des Herrn B. hat ihm berichtet, daß er die Magneten bey vier Perſonen angebracht, und daß dieſe insgeſammt Empfindungen und Wirkungen davon verſpürt haben. Auch das Urtheil des Hrn. von Störk in Wien über die Meßmeriſchen Magnetkuren, welches Herr B. G. anführt, muß alle Aerzte ſehr aufmuntern, die Verſuche fortzuſetzen; da er ſagt, es ſcheine, man könne die Wirkung der Magneten bey vielen Perſonen keinesweges läugnen, ob er gleich von den Meßmeriſchen Verſuchen noch kein überzeugendes Beyſpiel ſelbſt geſehen. Inzwiſchen iſt Herr B. ſehr geneigt, die magnetiſchen Wirkungen in den menſchlichen Körper verdächtig zu machen, und will, wie er ſich S. 7 ausdrückt, „ſeine Vernunft noch „ſo lange unter den Gehorſam des Glaubens gefangen nehmen, und den Magneten die Heilkräfte ſo lange nicht „gänzlich abſprechen, als verſtändige und von Vorurtheilen unbefangene Aerzte ſie noch ihrer Unterſuchung „würdig halten.“ Solche Zweifel anſehnlicher Gelehrten ſind vortreffliche Triebfedern für Forſcher der Wahrheit, ihre Unterſuchungen fortzuſetzen, und einer verborgenen Natur-Kraft weiter nachzuſpüren. Nur iſt zu wünſchen, daß es von beyden Seiten mit völliger Gleichgültigkeit gegen den Ausſchlag der Verſuche geſchehe, und daß nicht der eine mit dem Vorſatze, die magnetiſchen Wirkungen auf nichts herab zu ſetzen, und der andere, nur Wunderkuren damit zu verrichten, experimentire. Man ſetze doch nur fürs erſte feſt, ob die Magneten, durch ihre ihnen beſonders eignen Ausflüſſe, (nicht bloß als kalte oder warme Körper, nicht bloß durch die Empfindung, welche ihre Berührung der Haut bey empfindlichen Perſonen erreget, nicht durch einen Betrug der Einbildungskraft,) keine beſondre Wirkung in die Nerven mancher Perſonen äuſſern: (denn von Allen iſt, wie geſagt, nie die Rede geweſen.) Herr B. hat einer Perſon, die öftere Krämpfe des rechten Arms und der Muskeln der linken Backe hatte, welche oft wiederkamen, einen großen Magneten angelegt, wovon ſich der Krampf des rechten Arms, (an welchen, wie es ſcheint, der Magnet angelegt worden war,) ſichtbarlich erneuret. Allein eben dieſe Wirkung that auch eine meßingene Platte an der linken Backe, bald hernach auch ein kaltes Eiſen, und ſo gar ein Glas mit kaltem Waſſer am Arme. Wer kennt nicht die Wirkungen der Kälte und andrer Berührungen ſolcher Theile, die von ſelbſt oft Krämpfe

leiden?

leiden? Ein Stück Eis auf dieſe Muskeln gelegt, hätte vermuthlich dieſelben Wirkungen gethan. Hierauf alſo muß ein Beobachter, der die Frage über die magnetiſchen Wirkungen entſcheiden will, nicht achten. Aus den Beſchreibungen der für magnetiſch gehaltenen Wirkungen ſieht man genug, daß es am allerwenigſten ſolche ſind, die an der Stelle der Berührung entſtehn; ſondern die ſich im ganzen Syſtem der Nerven und Muskeln, nach Anlegung der Magneten, nicht von der Empfindung der Berührung, oder der Kälte, ſondern wenn ſie dem Kranken ohne ſein Wiſſen zuvor erwärmt, und noch dazu verhüllt, an einer nicht kranken Stelle angelegt werden, nicht etwa gleich beym Anlegen, ſondern oft erſt viele Stunden hernach, und zuweilen zu allererſt im tiefen Schlafe äuſſern, und die der Kranke vor dem Gebrauche der Magneten weder in ſeiner ganzen Krankheit, noch wol gar in ſeinem ganzen Leben jemals erfahren hat. Solche Wirkungen der Magneten auf die Nerven völlig auſſer Zweifel zu ſetzen, das ſey itzt nur die Abſicht des Naturforſchers, ſo lange noch Männer daran zweifeln, die überzeugt zu werden verdienen, und eben dieſe Wirkungen ſind es eigentlich, wovon man eingeſtehen muß, daß ſie der Magnet, als Magnet verrichte. Ob dadurch die Kranken, die ſeine Wirkungen erfahren, von ihren Krankheiten geheilt, oder verſchlimmert werden, das iſt bis itzt die Sache nicht, worauf es ankommt. Iſt eine ſo groſſe Kraft wirklich in der Natur, wie die magnetiſche auf die Nerven ſeyn ſoll; ſo wird ſie gewiß, wohl angebracht und geleitet, auch zum Vortheile der Kranken gebraucht werden können: allein wir lernen noch itzt an der beſten Anwendung der ſchon vorlängſt entſchiedenen electriſchen Kraft in Krankheiten: wie wollen wir denn ſchon itzt mit der magnetiſchen Beſcheid genug wiſſen, um groſſe Kuren damit zu verrichten?

Es iſt dem Recenſenten bis itzt keine neuere Schrift über die Magnetkuren zu Handen gekommen: da aber in der erſten Recenſion (a. d. B. 26. B. 1. St. S. 181 u. f.) ſchon andre Nachrichten aus öffentlichen Blättern mitgebraucht worden ſind, um die Geſchichte dieſer wichtigen neuen Entdekung dadurch vollſtändiger zu machen; ſo will man auch hier den Leſer von einem Aufſatze Theil geben, der ſehr wichtig, obgleich alt iſt. Er iſt in einem Schreiben des Herrn Achilles Mieg zu Baſel, vom 6. December 1760, im vierten *Volum.* des erſten *Partis Epiſtolarum*

Iterum ab eruditis viris ad Albertum Hallerum scriptarum (*Bernae. 1774.*) S. 342 u. f. enthalten. Ein eilfjähriges Mädgen von sehr empfindlicher Leibesbeschaffenheit hatte eine Art seltsamer hysterischer Convulsionen, da sie oft hintereinander plötzlich mit dem ganzen Oberleibe und Kopfe im Bette aufgerissen und vorwärts niedergeschleudert, hernach aber so wieder zurück geworfen wurde. Diese Zufälle haben eine sehr auffallende Aehnlichkeit mit denen, welche die Pattentin des Herrn Unzers in Altona erst nach dem Gebrauche der Magneten erlitte, so gar, daß auch bey beyden Kranken die Anfälle sich mit einem Blasen des Mundes endigten. Doch schlug dieses Kind zugleich die Daumen ein, und war dabey ganz albern. Unter der Kur dieser Krankheit mit gehörigen Arzneyen, fiel es Herrn Mieg ein, den Magneten hier zu versuchen, weil er in den *Excerptis helbericae et Ital. litteraturae*, *1759. T. I. p 247.* ein Beyspiel gelesen hatte, wo die Magneten Convulsionen gestillt hatten. So bald das Kind einen Stahlmagneten in die Hand genommen, wurden zu Jedermanns Erstaunen die heftigen Bewegungen fast gänzlich besänftiget; das Vor- und Zurückschleudern des Körpers erfolgte seltener und weit weniger ungestüm, wenn sie den Magnet vorher in die Hand nahm; entfiel er ihr aber unterdessen, so ward alsbald das Schleudern sehr heftig, und so bald man ihn ihr wiedergab, wieder gelinder: gerade umgekehrt, wie in dem Unzerschen Falle, da die Schleuderungen durch die Magneten immer stärker wurden. Die Kranke war sich in den Zufällen ihrer gewöhnlich nicht bewust, itzt aber sagte sie, es sey wunderbar, daß sie allezeit aufwachte, wann sie das Eisen ergriffe: (denn sie glaubte in den Anfällen allezeit geschlafen zu haben.) Inzwischen hielten die Schleuderungen, obgleich langsamer und gelinder, dennoch weit länger an, als sonst, daher man ihr, um die Anfälle geschwinder zu endigen, den Magnet aus der Hand zu nehmen pflegte. H. Mieg berichtete diese wunderbare Sache an Hrn. Dan. Bernoulli, der ihn vor Verstellung warnte, und erinnerte, zu bemerken, ob nicht die Kälte des Metalls, oder die blosse Berührung, oder die Biegung der Hand an den Erfolgen Theil hätten. Die Versuche wurden hierauf, mit Zuziehung andrer Arzte, als Zeugen, behutsam und oft wiederholt. Man wärmte den Magnet vorher, man gab ihn ihr in Papier gewickelt, und legte ihn, um die Hand nicht zu biegen, auf den Rücken der Hand, ihnen mit gleichem Erfolge;

folge; man rührte die Kranke mit andern zum Theil eben so harten Körpern an, aber davon wurden die Convulsionen nicht gelinder, ja weit heftiger, wenn jemand während den Schleuderungen ihre bloſſe Hand anrührte. Unter diesen Versuchen mit verschiedenen Körpern aber fanden sich einige, (und das ist das Merkwürdigste der Beobachtung,) welche, wiewol in geringern Graden, die Wirkungen des Magnets nachahmten, wobey dieß besonders angemerkt zu werden verdient, daß es lauter solche Körper waren, die entweder in Absicht auf ihre Grundmischung und wesentliche Bestandtheile mit dem Magneten die nächste Verwandtschaft haben, oder die vom Reiben am leichtesten elektrisch werden, woraus dasjenige sehr wahrscheinlich gemacht wird, was schon immer vermuthet worden, daß die magnetischen und elektrischen Kräfte sehr nahe mit einander verwandt sind, und ähnliche Erscheinungen geben, so wie auch ihre Ausflüsse das mit einander gemein haben, daß sie sich in Wirbeln drehen, und hiedurch ihre anziehende und fortstossenden Kräfte äussern. Nach dem Magneten selbst that die stärkste Wirkung der Blutstein, eine Eisenminer, wie der Magnet selbst ist, und die auch beyde oft beysammen wachsen; nach ihm, ein Stück oft glühend gewesener und hernach in Wasser gelöschter Stahl, wie auch ein eiserner Schlüssel: also Eisen, auf welches unter allen Metallen der Magnet einzig die ihm ganz eignen Wirkungskräfte äussert, und das, wenn es von seinen Ausflüssen nur berührt wird, ja auch ohne dieß ganz von selbst Magnet wird. Hiernächst thaten die zur Elektricität am geschicktesten Körper, doch schwächer als jene, die ähnlichen Wirkungen, nemlich Bernstein, Schwefel, roth Siegellack, wie auch, doch am allerschwächsten, ein Cylinder von grünem Glase. Wenn das Kind in einer Hand den Blutstein, und in der andern den Magnet hielt, so schienen die Wirkungen gröſser zu seyn: wickelte man aber den Blutstein, Stahl oder Schwefel in Papier, so war ihre Wirkung geringer: die vom Magneten hingegen zieht. Ein silberner Becher, ein vergoldeter kupferner Stockknopf, verschiedene Arten Hölzer, überfirnisste Spazierstöcke und Kieselsteine thaten nicht die geringste Wirkung. Es muß also Eisen, und zwar von so starken Ausflüssen seyn, wie es erhält, wenn es magnetisch wird, weil schon das Papier die Wirkungen des unmagnetischen schwächt; und so wäre denn ja wol kein Zweifel mehr, daß der Magnet seine Nervenwirkungen als

Magnet,

Magnet, nicht aber als ein kalter, harter metallischer Körper, auch nicht durch Betrug der Einbildungskraft verrichte, da die andern Metalle die Einbildung nicht so verführen. Wie die Wirkungen der sehr elektrischen Körper hiemit verwandt sind, ist noch im Dunkeln: aber wie sehr verdient nicht die weitere Untersuchung dieser neuen Wunder den eifrigsten Fleiß der Naturforscher!

Der philosophische Arzt. Zweytes Stück. Berlin und Leipzig. 1775. 15 Bog. in gr. 8.

Wir haben bey der Anzeige des ersten Theils (26. B. 2. St. S. 316 ꝛc.) die Absicht des Hrn. Verf. angezeigt, durch diese Schrift die Menschen zur Beförderung ihrer Glückseligkeit in ihren Grundsätzen mehr zu erleuchten, und von falschen Vorurtheilen zu befreyen: halten es aber diesem Zwecke für mehr hinderlich, als beförderlich, wenn man dies gute Werk auf die Entscheidung solcher Meinungen gründet, worüber die aufgeklärtesten Menschen noch nie haben einig werden können, die für jede Vernunft immer zu schwer seyn werden, und, was noch mehr ist, die immer unausgemacht bleiben können, ohne daß dadurch dem menschlichen Geschlechte ein einziger ächter Grund zu seiner wahren Glückseligkeit abgienge. Von der Art glauben wir, nach unsrer Ueberzeugung, daß die Frage im ersten Theile sey, ob das, was in uns denkt, ein Geist, oder ob es das Gehirn selbst sey? und einem so scharfsinnigen Manne, als unser Schriftsteller ist, kann es nicht schwer fallen, einzusehen, daß alles, was er bisher von der grossen Dependenz der denkenden Kraft vom Gehirne, den Nervenfasern und den Eindrücken in dieselben gelehrt hat, einerley bleibe, man halte nun, wie die Philosophen, denen er folgt, das Gehirn, oder einen Geist für das denkende Wesen, der nach Leibnitzens Grundsätzen, in allen seinen Handlungen dem Mechanismo dieses Gehirns folgen muß, und denselben wiederum nach seiner Art modificiren kann. Dieselbe Erinnerung hätten wir nun auch in diesem zweyten Theile bey dem ersten Aufsatze vom Baue der Empfindungszasern und ihrer Wirkungsart zu machen. Unser W. verwirft die Nervengeister bey der Erklärung der Wirkungsart der Nervenfasern. Aber er giebt uns dafür ein Phlogiston, das dem acido pingui, oder der electrischen Materie beykommt, und worauf er die Temperamente, die

Gemüthsneigungen, die Leidenschaften und die Wirkungen der Einbildungskraft herleitet. Was ist uns nun aber, aufrichtig zu reden, damit geholfen, da wir bisher z. E. gesagt haben, der Wein erhitze die Einbildungskraft, weil er das Gehirn und die Nerven reitze, und eine lebhaftere Bewegung der Lebensgeister verursache, daß nun der Verf. S. 66 sagt: „eine grössere Menge des Phlogistons, oder „ein flüchtigeres, mehr erhöhetes und trockneres Phlogiston, „nebst einem zur leichten Erschütterung schicklichem Baue „der Zasern möchte hier das Hauptsächlichste ausmachen.“ Aus diesem Grunde müssen wir gestehen, daß wir dem V. nirgends lieber lesen, als in den Abschnitten, wo dergleichen willkührliche theoretische Subtilitäten am wenigsten angebracht worden sind, und wo er sich wirklich auf seiner besten Seite zeigt. Man wird diesen Unterschied deutlich merken, wenn man die Abschnitte 4, 5, vom Heldenmuthe und von der langen Weile lieset, die wenigstens uns sehr angenehm unterhalten haben, ohne uns übrigens darum bekümmert zu haben, wie sie an sein System passen, und die gewiß Jeder, wenn er gleich einen Geist zur Seele und Nervengeister in den Nerven annimmt, ohne sich ein denkendes Gehirn und ein Phlogiston in den Zasern einfallen zu lassen, recht wohl verstehen, sie sich eben so paßlich erklären, und eben die Folgen zu Maasregeln seiner Verbesserung und Glückseligkeit daraus herleiten kann, wie der Verf. aus seinen Grundsätzen, über deren Bekanntmachung er sich inzwischen in einer besondern Einleitung zu diesem zweyten Stücke so genüglich erklärt und rechtfertiget, daß jeder billige Leser befriedigt seyn wird. Wir sehen der Fortsetzung desto begieriger entgegen, da, wie es scheint, die theoretischen Materien nun wohl mehrentheils abgethan seyn werden, wenigstens abgethan seyn könnten.

Gl.

Christ. Gottfr. Gruner Botan. et Theor. Med. Prof. in Univers. Litt. Jenensi etc. Commentatio de Daemoniacis a Christo Sospitatore percuratis. Accedit D. *W. Trilleri* Cons. Aul. et Med. Prof. Wittenb. exercitatio medico-philologica de mirando lateris cordisque Christi vulnere atque effuso inde largo

largo sanguinis et aquae profluvio. Jen. 1775. 5 Bog. in 8.

Beydes sind akademische Schriften, die etwas vermehrt wieder aufgelegt sind.

Hr. G. bestätigt, was neulich Lindiger und Farmer so klar dargethan haben, durch eine vermehrte Sammlung von Schriftstellen der Alten, daß nach den Vorurtheilen und dem gemeinen Redegebrauch fast des gesamten Alterthums, die Daemoniaci oder Besessene, Kranke von der Art gewesen, die Aerzte und Priester weder zu erklären noch zu heilen wußten. Die Fallsucht, die Wut, die Melancholie, die hysterische Zufälle, und das ganze Heer von Nervenkrankheiten gehörte namentlich und ganz beyhin dahin. Allemal ist H. G. doch mit Farmern nicht Eins. Die Gergesener Besessene haben durch ihre Wut und ihr Geschrey die Schweine ins Wasser gejagt. H. G. hält sie für solche Wolfstolle (Lycanthropicos) dgl. viele der Alten beschreiben.

In der zweyten Abh. werden folgende Fragen erörtert: ob das Herz zusamt dem Herzbeutel verwundet? oder nur die Seite mit den Intercostalmuskeln und Blutgefäßen, auch dem Brustfelle selbst? oder ob vielleicht das Herz geborsten? Woher beydes Blut und Wasser ausgeflossen? Ob beydes Tropfenweise und langsam, oder im Sturz und Strommeise? ob beydes mit einander vermischt, oder jedes abgesondert geflossen? ob dies nach dem Laufe der Natur so geschehen könne, oder ob hier ein neues und nicht vorzusehendes Wunder geschehen sey? Letzteres wird nun behauptet, weil alles nicht natürlich so zugehn könnte. Wer so ein medicinisches Bedenken über Fragen lesen mag, zu deren Prüfung wir keine Data haben, der wird hier von Seiten der Gelehrsamkeit sein Genüge finden.

Medicinische Commentarien, von einer Gesellschaft der Aerzte zu Edinburg. Erster Theil, zweyte, dritte und viertes Stück. Altenb. bey Richter, 1775. von S. 129 bis 498 in fortlaufender Seitenzahl, in 8.

Wir haben unsre Meinung von diesem Journal schon bey Gelegenheit des 1. Stücks gesagt. Ein englisch

Journal zu überſetzen, iſt nur da erlaubt, wenn es ſo wichtig iſt, wie das gegenwärtige; wenn von Büchern, die wichtig ſind, die Kenntniß früher zu uns kommt; wenn eigne Aufſätze und Bemerkungen einen Theil davon ausmachen. Und das iſt hier der Fall. La Roche beſchreibt eine Fallſucht, die von einer Waſſerſucht im Hirne entſtand. (Wir finden hier S. 229. D. White genannt. Gewiß ſoll es der verſtorbene D. Whytt ſeyn.) Ein andrer Fallſüchtiger ward durch die Zinkblumen gerettet, die man ihm mit Gentianextract in Pillen gab. Man ſtieg bis zu 12 Gran täglich nach und nach auf. Bey einem, der an der Bruſtwaſſerſucht ſtarb, war ein Lungenflügel in einen großen Waſſerſack verwandelt, und hatte die Gewölde des Unterleibes aus ihrer Lage getrieben. Die Fälle, worinn D. Percival durch Klyſtiren mit fixer Luft dem Faulfieber Einhalt gethan, haben uns nicht ſo ausgemacht geſchienen. Eingepfropfte Blattern wurden durch dazu gekommene Maſern in ihrer Eiterung zurückgehalten, die ſie nachher ungeſtört fortſetzen. (Martine in ſeinen eſſays hat was Aehnliches.) Eiter aus einem Abſceſſe des Unterleibes drückte den Blaſenhals, und ward durch die Punction durch den After abgeführt. Eine Mundſperre von einem durch einen eingeſetzten Zahn gedruckten Nerven lief tödtlich ab. Ein ähnlicher Fall von einem bey der Aderläſſe geſtochenen Nerven ward durch Einreiben von Queckſilber gehoben. D. Graham hat in harten Beulen und Geſchwüren einen Umſchlag aus Belladonne in Milch gekocht ſehr heilſam gefunden, und der Wundarzt Goodſir die Zinkblumen in Convülſionen. Von den Recenſionen ſelbſt ſagen wir nichts. Sie ſind bekanntlich treu, und legen die Hauptſache in der deutlichſten Kürze dar. Die mediciniſchen Neuigkeiten ſind zwar nicht recht neu mehr: aber zum Theil unter uns doch wenig bekannt.

Ml.

Medicinſche Commentarien von einer Geſellſchaft der Aerzte zu Edinburg. II. T. 1. — 4. Stück. Altenburg, bey Richter, 1775. 1 Alph. 7 Bogen. 8.

Den Recenſionen iſt verſchiedenes Eigenthümliche nach Gewohnheit angehängt. Th. Bell von zwo Leibesfrüch-

früchten, die, nachdem sie 21 Monat in der Mutter gewesen, durch einen Schnitt aus dem Unterleibe genommen worden. Die Wehen waren zu rechter Zeit gekommen, hatten aber die Geburt nicht bewirkt. Aus dem Geschwulst des Unterleibes kamen erst Jauche, fleischige Stücker und kleine Knochen. Endlich muste der Schnitt sie von den Gerippen beyder Kinder entbinden. Sie genas, ward wieder schwanger, und gebahr glücklich. Percivall von eben einer solchen Frucht, die nach 22 Jahren durch den Stuhlgang abgegangen. Mac Laggen heilte ein Geschwür, aus dem Unflat, und ein lebendiger Worm gekommen war. Bestätigung des Nutzens des haarigen Wesens des Cowitch gegen die Würmer von Cochrane. (Der Rec. hat den haarigen Saamen der Hahnbutten in Ermangelung der Cowitch, aber vergeblich angewandt.) Die Pflanze wächst jetzt im Edinburger botanischen Garten. Jac. Ker zu Patna hat sie botanisch beschrieben. Die Negern haben doch eine Heilart für ihre Yawo, die den europäischen Aerzten unheilbar sind. Nach Macdonalds Bericht ist die Cabbagerinde ein gewisses Mittel gegen die Würmer. Man giebt Castoröl zum Abführen nach. Macbride von einer doppelten Bährmutter, deren jede nur Eine Tuba und zwey Bänder hatte. Eine war geschwängert. Es war aber auch eine doppelte Scheide, nur daß eine nicht zu Ende auslief, sondern auffer einer engen Oefnung nach dem Mutterrunde zugeschlossen war. Leslie von einer Operation einer Geschwulst der Schenkelpulsader, die dreist und weise gemacht ward; auch sehr glücklich gelang. Von einer tödlichen Eiterung im Hirne. Vorher war etwas Eiter zum Ohre ausgesiepert. Ein Paar Fälle einer verschlossenen Scheide, die operirt ward. In dem einen war das Hymen zu einer vesten fleischigen Masse gediehen. Bey einer Frauensperson giengen die Excremente mit dem Harn ab. Ein Mann konnte den Harn nicht als bey kleinen Portionen, und jedesmal mit vorher abgegangenen Winden lassen. Eine Zusammenwachsung der Blase mit einem Darme war, wie im vorigen Falle, der Grund davon. Zuletzt gieng auch Unrath und Eiter durch die Blase ab. John Hunter bewies die lebende Kraft des Bluts, d. i. eine Wirksamkeit in demselben, die nicht von dem mechanischen Triebe auffer ihm abhängt, sondern in ihm selbst steckt. Harvey hatte schon den Gedanken. Die Gründe der Hypothese sind sinnreich. Hewson hat gefunden, daß in den Drüsen

keine Follikuli oder Crypten wären, wie Malpighi behauptet. Was derselbe dafür angesehen, sind andre kleine Drüsen mit einem Ausführungsgange, der sich in eine Menge feine Aeste zertheilt, dgl. Ruysch schon die penicillos der Schlagadern nannte. Anderson von einem so erweiterten Magen, daß er die ganze Höhlung des Unterleibes einnahm. Ein krebsartiges Halsgeschwür ward durch das Saugen der Igel unter der Zunge curirt; doch starben die Igel größten Theils. Aikin sah einen Geschwulst im Unterleibe, die nach einem todgebornen Kinde aus allen Umständen ein zweytes vermuthen ließ, mit einem starken Abgang schuligen Bluts nach und nach verschwinden. Zahlreich von Zufällen der Leber, wobey durch Schwärung und Stuhlgang, auch mit Husten Wasserblasen, oder doch die Hülsen davon, abgiengen. Die Kräfte der Zinkblumen in epileptischen und spasmodischen Zufällen werden von neuem bestätigt. Aber sie müssen wohl calcinirt, und von aller Säure befreyt seyn. Sonst sind sie sehr emetisch. Mehrmals sind dem Edinburger H. Munro Würmer zugesandt worden, die ausgeschwenzt sind. Sie waren insgesammt aus der Familie der Scolopendern. Copland hat mit glücklichem Erfolge den Trepan unten auf dem Hinterhauptbeine angesetzt. Percival erweist, aus den Todeslisten von Manchester und der umliegenden Gegend, daß in der Stadt jährlich 1 von 24. auf dem Lande aber, von 56 stirbt. Ein erstaunlicher Abstand! die Londner Gesellschaft der Künste, Manufakturen und des Handels setzt Preise auf den Anbau von Rhabarber, China, der Orchis zum Salab, auf die Zubereitung der Soda, des feuerbeständigen Laugensalzes und des Natron oder Mineralalcali. Nach einem von selbst vergangnen Frühlingsfieber ward ein Arm völlig mit dem Brande behaftet, der sich aber beym Gebrauch der Fieberrinde, doch mit Einbusse zweyer Finger spitzen, verlor. Sehr einfach mit blossen eröffnenden Mitteln und erst warmen, dann kalten Bädern, hat Grand einen Mann von der Melancholie und vom Teufel curirt. Ein Geschwür in der Gegend des Mastdarms ließ einen Bruch vermuthen. Bey der Operation aber kam sogleich eine Menge Eiter zum Vorschein, und der Kranke genas. Selten und merkwürdig ist der Fall einer Windgeschwulst, die den ganzen Körper befing, und von einem Eitergeschwür der Lunge und derselben Verwachsen mit dem Brustfelle ihren Ursprung nahm. Durch den Troicar ward eine ge-

waltige Menge Luft ausgefahren, allenthalben war der Zufall aber doch tödlich. Innes von einem widernatürlichen Bau der Geschlechtstheile und Harnwerkzeuge. Von Priestleys neuen Bemerkungen über die fixe Luft und der elektrischen Materie kommt oft etwas vor, das aber keines Auszuges fähig ist. Oft werden in diesem Journal neue Erfindungen und Versuche bekannt gemacht, bevor sie im öffentlichen Drucke erscheinen.

Va.

Abhandlung von dem Ursprunge der Venusseuche, worinn bewiesen wird, daß dieß Uebel nicht aus Amerika gekommen sey, sondern in Europa durch eine Epidemie seinen Anfang genommen habe. Eine Uebersetzung a. d. Franz. von Geo. Hinr. Weber, d. A. D. Bremen, bey Crainer, 1775. 8. B. 8.

Allewege ist die Schrift sehr merkwürdig, und verdiente eine Uebersetzung. H. Weber weiß den Verf. nicht weiter anzugeben, als daß derselbe sich M. S. D. M. unterzeichnet, und daß die Schrift 1752 herausgekommen, und 1762 wieder aufgelegt sey.

Die Schrift ist bey uns freylich selten: aber so unbekannt nicht. Der Verf. ist der portugiesische Arzt Ant. Ribeiro Sanchez, (Mr. Sanchez Doct. en Medicine) der am Russischen Hofe eine Weile Leibarzt war, und sein Leben in Paris in der Stille beschloß. Die Schrift ist auch englisch übersetzt, und ist eben die, so van Swieten im V. Bande seiner Commentarien S. 374 f., wir wollen nicht entscheiden, mit welchem Glücke, zu widerlegen unternimmt.

Der kurze Innhalt der Schrift ist dieser: Die Lustseuche war schon in Italien und Frankreich (er hätte hinzusetzen können, in Schottland. Der Beweis steht in Philos. Transact. N. 469.) ums Jahr 1493 und 94. Columbo kam erst im März 1493 aus Westindien, und da konnte sich die Seuche dahin so schnell nicht verbreiten. Auch sagen die gleichzeitigen Schriftsteller, und des Columbo Sohn und Geschichtschreiber Fernando Colon kein Wort davon. Erst 1496 versichert Fernandez de Oviedo, daß Margue-

rit u. a. die Seuche mitgebracht hätten. Gewiß ist es, daß die Spanier den Franzosen in Neapel die Seuche nicht mitgetheilt haben können. Denn Carl VIII. verließ Neapel, bevor Gonsalvo de Cordova gelandet war und Marcellus Cumanus hatte Officier von den venetianischen und Meiländischen Heere, das Carl VIII. den Durchmarsch durch die Lombardei wehren und bey Fuornuovo im Julius 1495. geschlagen ward, an der geilen Seuche in der Cur, die sie von den Franzosen nicht erhalten haben konnten, so wenig die Franzosen die von den Spaniern erhalten hatten.

Sanchez hat dies zuerst bemerkt: aber lange nicht in hinreichender Stärke vor Augen gelegt. Auch will er, wie Nic. Leonicenus u. a. der ersten Schriftsteller die Lustseuche, die sich Ende 1494. in Rom zeigte, zu einer blossen Epidemie machen, die nicht vorher noch nachher so gewesen ist, da sie doch offenbar nur eine andre Modification der vielleicht auch vorher, gewiß aber nachher sich anders artenden Lustseuche war. Auch sollen sie in Westindien frey davon und die Buas eine ganz andre Krankheit gewesen seyn. Alles dieses sind schwache Seiten seiner Schrift, die darum aber immer wichtig bleibt. Es verlohnte sich der Mühe, daß ein Mann, der eine grosse Bibliothek zu seinen Dienste hat, die Sache von neuem untersuchte. Wenn doch Hr. Lessing in der vortreflichen Wolfenbüttelschen Bibliothek nach Monumenten dieser Art suchen wollte. Der Recensent für seinen Theil ist überzeugt, daß dieser ganze Punkt der medicinischen Geschichte noch vieler Aufklärungen fähig ist, und einer grossen Berichtigung bedarf. Hr. Weber aber hat wol gethan, daß er mehrern Lesern die Schrift des Sanchez durch eine sehr gute Uebersetzung in die Hände gebracht hat. Es ist zu bewundern, wie man Jahrhunderte lang falsche historische Sätze so ohne Untersuchung nachbeten kan.

N.

Sammlung merkwürdiger Erfahrungen, die den Werth und grossen Nutzen der Pockeninoculation näher bestimmen können. I. Stück, Lübeck, 774. II. und III. Stück, Berlin und Leipzig, bey Decker, 8.

In dem ersten Stücke werden sehr wichtige Fragen über die Inoculation der Pocken aufgeworfen, aber nicht entscheidend beantwortet, und also der Vorzug der inoculirten Blattern so wenig genau bestimmt, daß man fast vermuthen sollte, der V. sey gegen dieselbe eingenommen. — Wir hätten S. 26 nicht Erfahrung

nung genau, daß die Inoculation eine Epidemie erregen könne; Aerzte, die wahre Erfahrung und Beobachtungsgeist haben, sind lange darüber weg, ob sie gleich zugeben, daß inoculirte Pocken ansteken, und sie, wenn sie nicht ansteckten, aufhören würden, Pocken zu seyn. Die 4te Frage betrift eine vernünftige Einschränkung des kühlen Verhaltens und S. 39 folgt die ganz abgedruckte französische Schrift des jungen Rast, deren Werth belesene Aerzte schon kennen. Den Anfang macht der gleichfalls bekannte Brief des Dr. Bolten in Hamburg. Sehr abstechend und interessanter sind das II. und IIIte Stück, wo sich Hr. Dr. Mohsen in Berlin zugleich als Verfasser nennet. Sie enthalten historische Nachrichten von der ersten Einführung und Einrichtung der Tauf- und Sterbelisten, und wie sie allmälich der Staatsmann und Arzt genutzet. Am schätzbarsten aber sind die Auszüge aus denen zu Berlin von 1758. bis 1773. Der Verf. wünschet, daß seine Recensenten diese Listen mit denen an ihren Orten und mit ihrer Erfahrung zusammen halten, und die Abweichung anzeigen mögten; ein so billiger Wunsch, daß wir unmöglich bey der Anzeige seiner Schrift kurz seyn dürfen, zumal da der Gegenstand selbst von der äussersten Wichtigkeit ist, und unsre Aufmerksamkeit ohnehin würde gebeftet haben. Das Historische von den Sterbelisten erlaubt uns inzwischen keinen Auszug, es ist mit der von Hrn. M. schon bekannten Belesenheit abgefaßt, doch hätte die vorzüglich in dieses Fach gehörige Wrisbergische Schrift, nicht weniger die Hensleriſche gewiß auch die Aufmerksamkeit des Verf. verdient. — Unsre Landesleute haben früher dergleichen Listen gehabt, als die Engländer S. 71. Auf der 67. S. wird die angebliche Unschädlichkeit der Pocken untersucht und widerlegt. Zu dem was Graunt wider die richtige Angabe der Krankheiten in den londonschen Sterbelisten angegeben, hätte auch S. 83 die grosse Rubrik von Schwindsucht aus eben demselben Grunde verdächtig gemacht werden sollen. Die übrigen Unrichtigkeiten und Unzulänglichkeit in den angegebenen Krankheiten bey den bisher bekannten Listen hat der V. sehr genau auseinandergesetzt, und legt zugleich eine Tabelle von 1774 bey, so wie sie nach den von den Küstern in Berlin wöchentlich eingereichten Listen verfertiget worden; sehr umständlich ist sie allerdings, und hat mehr das Gepräge seiner Zuverläßigkeit als irgend eine andre, aber eben deswegen würde man wünschen zu erfahren, wer denn nun die verschiednen Krankheiten dem Küster zuerst angegeben, und ob dieser Glauben verdiene. Vorzüglich bleiben dem Rec. die 368 an Zähnen verstorbene verdächtig, und die 469 am Jammer verschiedne mögten auch wohl weniger am Jammer, als im Jammer gestorben seyn. Doch der V. hat selbst schon vorher die Schwierigkeiten, dergleichen genau

in Bemerkungen angegeben, und diese wird bey uns fast Niemand seyn, die auch bey der schärfsten Untersuchung nicht verschwinden wird. Die in den englischen Listen gewöhnliche Rubrik: Casualties ist in dieser Tabelle weitläuftiger detaillirt, und z. E. unterschieden, ob einer aus dem Fenster oder vom Baume ꝛc. gefallen ist. Die ganze Summe der verstorbenen beträgt in derselben 4405, worunter die Anzahl des Todgebohrnen 259 fürchterlich ist. Den provinzial Ausdruck: Nitteln verstehet man nicht durchgehends. Die Brustkrankheit hat dem Tode 525, die Schwindsucht 59 und die Auszehrung 467 zugeführet. Einen auffallenden Artikel machen die ungenannten Krankheiten mit 276, eine Rubrik die wir mit Vergnügen sehen, und dann wol noch viele von jenen ein Hammer ꝛc. Verstorbenen mögten gezählet werden. Die beygefügten Listen sind, wie gesagt, der wichtigste Theil dieser Schrift, und enthalten viele instructive Nachrichten; so ist nach der ersten Tabelle, wo blos die Pockentodten angezeigt sind, die Summe aller in diesen 17 Jahren zu Berlin verstorbenen: 21134, von denen die Pocken allein 6705 getödtet haben, und die Mortalität im Jahre 1766 vorzüglich sichtbar; doch von dieser durch ganz Deutschland damals wüthenden Epidemie von Pocken anten mehr. Auch 1770 kosteten die Pocken 987 das Leben, und man findet von allen 17 Jahren nicht unter als 3 wo man sagen könnte, daß sie ausgeblieben hätten; die Tödlichkeit ist auch im ganzen, (wider die gemeine Theorie) im Winter stärker gewesen als im Sommer — eine Beobachtung, die mit der von dem Recensenten in einer grossen volkreichen Stadt bey der fürchterlichen Epidemie 1766 gemachten genau übereinkommt. So viel die übrigen von dem V. angehängten und nach dem Alter eingerichteten Tabellen einem Leser Vergnügen beym Durchlesen verschaffen müssen, so wenig läßt sich doch das daraus folgen, was der V. S. 104 thut, daß nemlich die Pocken den Kindern gefährlicher sind als den Erwachsenen. Da sich die Beweise des V. auf Rechnungen und Zahlen gründen, so sollte man sie desto weniger für unstöhlich halten, und doch sind sie bey genauerer Betrachtung nichts weniger als triftig, und der Rec. hoffet den V. zu überzeugen. Auch ohne die so sehr in die Augen fallende Sterblichkeit in den ersten Jahren des Lebens würde ein jeder Arzt von Erfahrung zugeben haben, daß er mehr Kinder als Erwachsene an Pocken verlohren — Der Rec. hat in der ganzen Anzahl seiner Pocken Kranken des Jahrs 1766 nicht einen einzigen Erwachsenen verlohren — er hatte aber auch damals unter 207 keinen einzigen Erwachsenen daran krank, folglich war auch die Unmöglichkeit deutlich. Jene in der 3ten Haupttabelle des V. so sehr ausfallende Mortalität im ersten Jahre des Lebens, und die grosse auch durch andere Berechnungen bestätigte Anzahl der Pockentodten trägt nicht wenig

die

die Tödlichkeit und Gefahr der Pocken als vielmehr die grosse Mortalität überhaupt in diesem Alter. Die Krankheit findet alsdenn mehr Susceptibilität, mehr Candidaten; in den folgenden Jahren nimmt beydes immer ab, wie die Anzahl der Lebenden überhaupt, ein grosser Theil der Lebenden hat die Krankheit im höhern Alter schon überstanden — ist darum gestorben, und muß also abgerechnet werden. Die Gefahr nimmt also nur in den Tabellen mit dem Alter ab, nicht weil die Krankheit aufhöret gefährlich zu seyn, sondern weil weniger können angesteckt werden. Nun seyn aber 100 Subjecte von einem Jahre, und eben so viel von 20 Jahren die beyde noch nicht geblattert haben, und man kan 20 gegen 1 wetten, daß alsdenn mehr von diesen als von jenen sterben werden. In den Sterbelisten wie kan man aber eben so viele an Blattern gestorbene im 20ten Jahre suchen, als im ersten, da von jenen so sehr wenige mehr da sind, die sie nicht schon überstanden hätten? was also die grossen S. 104 angeführten Aerzte angegeben, behält seine Richtigkeit und ist in der allgemeinen Erfahrung gegründet, ohngeachtet die Rechnung des V. auch richtig ist — beydes widerspricht sich nicht, beyde Partheyen haben Recht. Was der V. S. 3 wider die bekannte Meinung einiger Aerzte, daß nemlich die natürlichen Pocken im Sommer gefährlicher sind als im Winter, aus seiner Erfahrung und seinen Tabellen anführt, kommt mit des Recens. Erfahrung vollkommen überein, und er muß zur Erfüllung des Wunsches von Hrn. Moehsen noch hinzusetzen, daß nicht nur die Jahrszeit 1766 in dem Character der damaligen Blatternepidemie und ihrem Gange keine Veränderung verursachet, sondern auch selbst bey der strengsten Kälte, Flecken, schwarze Pocken und Brandblasen fast häufiger als zuvor; und diese Beobachtung bestättigt sich seitdem 1770 und jezt 1775 wieder bey einer andern, obgleich minder gefährlichen Epidemie. Merkwürdig ist, was sich aus allen Tabellen des V. ergiebt, daß die Pocken, wenn sie auch epidemisch grassiren, dennoch die jährliche Sterbezahl überhaupt nicht ausserordentlich vermehren S. 143. Daß die Witterung etwas dazu beytragen könne, wenn bey der Inoculation das Gift nicht fassen, und das Subject nicht fangen will, bleibt dem V. S. 150 sehr wahrscheinlich. Die 2te Haupttabelle halten wir also nicht mit dem V. S. 153. für die lehrreichste, aus obenangegebnen Gründen, und wir verstehen nicht, wenn der V. sagt S. 156 daß ihm von 909 Personen, die er an Pocken in der Cur gehabt, nicht mehr als 6 gestorben, waren alle diese erwachsen, so ist dies mehr als des Haens Glück in Wien, und keiner verarge es diesen beyden Herren, wenn sie die Inoculation geringe schätzen.

Das 2te und 3te Stück von 166 Seiten. Kd.

Von der Lebenskraft. Eine Vorlesung bey Gelegenheit des höchsten Namensfestes Sr. Churfürstlichen Durchlaucht von der Pfalz, in der Churpfälzisch-Theodorischen Akademie der Wissenschaften, 5. Nov. 1774. abgelesen von Friedr. Casp. Medicus. — Mannheim, in der Hofbuchdruckerey.

Eine kleine, nur 33 Seiten starke, aber sich durch den Innhalt und reinen Ausdruck empfehlende Abhandlung. Bey Thieren, selbst bey den vollkommensten Thieren, den Menschen, geht nach genauer Untersuchung vieles vor, woran die Seele gar keinen Antheil zu haben scheint. Das ganze Geschäfte der Verdauung, die Absonderung so ganz unterschiedner Säfte, der bittern Galle, der süssen Milch, des salzigten Harns ꝛc. — Zuweilen aus einer und eben derselben gleichförmigen, einfachen homogenen Speise, geschehen ausser unzähligen andern Verrichtungen im thierischen Haushalte so sichtbar ohne Wissen der Seele, daß ihr auch selbst der Wille eine Veränderung hierinn oder gar das Gegentheil zu veranlassen, nicht ohne Zerstörung des Ganzen möglich ist. Eine Erscheinung die von je her nicht sowohl Philosophen, als vielmehr grosse Aerzte, die nicht allein das Studium des Körpers beschäftigen, beunruhiget und ihnen zu verschiedenen Theorien Anlaß gegeben. Der Verf. geht die vornehmsten derselben durch, glaubt S. 10, daß es Widerlegung genug der Stahlischen Meynung sey, daß eben diese Geschäfte des thierischen Lebens keine Seelenhandlungen sind, und doch giebt die Organisation (oder eine künstliche Zusammensetzung der Materie, in welcher die zerstreuten Theile harmoniren) noch keine Kraft. — Bey der Boerhaavischen Meynung vom Nervensafte sey so wenig dieser, als die Schwingungen derselben zureichend, die Würkung einer unkörperlichen Substanz oder ihren Einfluß auf eine körperliche zu erklären. — Bey der Hallerischen Reitzbarkeit sey es unmöglich, die Geschäfte des Lebens von einer einzigen musculösen Bewegung herzuleiten. — Die Trägheit der Materie (Kraft der Trägheit oder vis inertiae kann, Hr. M. nicht ausstehen) sey ohnehin das wichtigste Hinderniß wider die eigenthümliche Bewegung der organisirten Materie, und das kühne Gebäude der Materialisten werde dadurch grundlos. (Freylich so bald sie jene zugeben) der Verf. glaubt also ausser der organisirten Materie und der Seele, noch eine zwote einfache Substanz annehmen zu müssen, die er Lebenskraft nennet, die in dem Pflanzenreiche sowohl, als Thierreiche das einige ist, was die organisirte Materie belebt; dieser kom-

kommen die oben genannten Verrichtungen des thierischen Lebens, z. E. die Bewegung des Herzens ꝛc. zu, als welche von der Seele gar nicht abhänget, und sie ist ausser dem, daß sie nicht ermüdet, auch noch allein von der Seele unterschieden, daß die Fähigkeiten von dieser sich allmählich entwickeln, die Lebenskraft aber sogleich bey der Empfängniß ihre völlige Richtung empfangen hat; die Seele thut auch nichts, was sie nicht will, die Handlungen der Lebenskraft seyn aber gänzlich ausser dem Gebiete meines Willens, und man schliesse nur aus der Würkung, daß man sie thue (Ungerne möchten wir zu diesen Handlungen, zu der angebohrnen Fertigkeit, und des V. Lebenskraft das Augennicken der Kinder rechnen S. 17. es ist in den ersten Monaten des Lebens, und wenn wirs so nennen dürfen, des vegetabilischen Lebens nicht sichtbar, als bis das Kind schon einmahl Gefahr erfahren, überlegt, und scheint daher mehr dem Willen der Seele unterworfen.) Thierseelen kann Hr. Medicus auch des wegen nicht annehmen, weil die Thiere sich weder Sprache erfinden, noch andere Sprache sich eigen machen können. Wir hoffen inzwischen, daß er noch mehrere Gründe habe: denn ist daraus, daß wir z. E. die Sprache der Hühner nicht verstehen, daraus, daß sie vielleicht nicht so wortreich, nicht so vollkommen, als die unsrige ist, zu schliessen, daß sie gar keine haben? würde dieses nicht zugleich Erniedrigung für einen grossen Theil der mit wahrer Seele begabten Menschen, oder eine Demüthigung für die Esquimaux seyn, deren Gaumen Sprache einem Europäer kaum eine Sprache scheinen kann? Und wenn Sprache bloß sinnlicher Ausdruck der Begriffe ist, so dächten wir, brauchte dieser Ausdruck nicht eben allein durch den Mund zu geschehen; der Hund drückt, ohne abgerichtet zu seyn, gewiß durch das Wedeln des Schwanzes aus, und was hindert es, daß dergleichen auf eine uns noch unbekannte Art, vielleicht durch geschwinderes Schnauben, Odemholen ꝛc. geschiehet, die blos Thieren unter sich so bekannt und geläufig ist, als die schon mehr in die Ohrenfallende Sprache der Einwohner in Otahiti unter sich? Doch wie gesagt, wir vermuthen, daß dieser Grund des V. wider die Thierseelen nicht sein stärkster, sondern vielmehr ein gelegentliches Compliment für einen daselbst genannten Schriftsteller sey, und kommen also wieder zur Lebenskraft, welcher der V. alle Geschäfte des Lebens S. 20. anstatt einer Seele zueignet, allein, wenn nach dem, was der V. aus der 16 S. als den Charakter derselben angegeben hatte, die Handlungen derselben gänzlich ausser dem Gebiete des Willens liegen, findet man denn nicht bey einigen Thieren, die nach Hr. Med. Meynung keine Seele haben, zuweilen eine Widerlegung eben dieses angenommenen Satzes, und etwas, das sie mit wahren Vorsatze und Willen vornehmen? wenig-

eigentlich scheinet uns dieses mit jenem nicht so recht comparabel. Doch stimmt dies der Wahrheit, daß im thierischen Körper vieles unwillkührlich ohne Wissen der Seele vorgehe, nichts, nur wird eine jede neue darüber erfonnene Hypothese immer neuen Schwierigkeiten ausgesetzt bleiben, die Benennung mag noch so neu seyn als sie will, viel passender scheinen als Archäus, als Mechanismus, als Vegetation, oder Wachsthum. Reizbarkeit, Spannung, Beweglichkeit, Convulsibilität ꝛc. der Nerven, wie vortreffliche Benennungen! aber was viel mehr als Benennungen. Wir haben inzwischen des V. System angezeigt. Vielleicht macht es so viel Glück als Newtons Attraction, zumal da Hr. M. seine Theorie in einem so bescheidnen Tone vorträgt, daß wir aufrichtig wünschen, er möge unsre dagegen gemachten kurzen Einwendungen, die in einem Journale nicht anders möglich sind, nicht für unbescheiden ansehen. Mit seiner Erlaubniß müssen wir ihm noch die Besorgniß äussern, daß es bey seinen Verdiensten und Ansehen wahrscheinlich ihm so wenig an Nachfolgern und Verbesserern seines Systems fehlen werde, als irgend einem andern grossen Manne der eine neue Theorie bekannt machte; und wie? wenn unter diesen nun einem oder dem andern einfiele, die einfachen Substanzen im thierischen Körper noch mehr zu vervielfältigen oder mit andern zu vermehren, etwa in der Leber einer besondern Substanz die Bearbeitung der Galle überliesse, oder überhaupt beym Anfange der Verdauung im Zwölffingerdarme das wichtige Geschäfte der Assimilation noch einer andern Substanz übertrüge? und auf diese Art einem verfallenen Gebäude der vorigen Jahrhunderte einen neuen Anstrich gäbe, neue Stützen unterseste? wir würden alsdann Hrn. Medicus am wenigsten zutrauen, dasselbe nieder zu reissen. Die Frage von dem Sitze dieses Lebensgeistes S. 24. hätten wir bey dem grossen Vergnügen, das uns der übrige Theil der Schrift gewähret hat, lieber auch deswegen ganz weggewünschet, weil wir befürchten, daß blos durch die ernstliche Frage, dem Materialisten, denen der V. vorher so ritterlich ein neues Siegeszeichen abgerungen hatte, immer neuer Stoff zum Geschwätz gegeben werde. Sehr nahe hängt die eben angezeigte Schrift mit einer vortreflichen Abhandlung zusammen, welche der V. in den dritten Band der *Histor. et Commentar. acad. Theodor. palatin.* S. 116. eingerückt hat, und die den Titul hat: Von der Neigung der Pflanzen sich zu begatten, davon wir uns also verbunden glauben, den Lesern dieser Recension gleichfalls einen ebgleich sehr kurzen Auszug zu liefern da das Werk selbst einen andern Recensenten für unser Journal hat. Der V. beweiset daselbst durch unleugbare zum Theil vor ihm, zum Theil von ihm selbst angestellte Beobachtungen, und Erfahrungen, daß die Theile der Befruchtung entweder einzeln, oder mehrere zugleich gegen einander sich bewegen,

Staub-

Staubfäden und Pistille eine Reizbarkeit besitzen, und — sagt eine Neigung äussern, eine andre zur Befruchtung nöthige und bequeme Lage anzunehmen. Auch abgebrochene Blumen S. 130. behalten die Reizbarkeit. Das Pistill steigt nicht eher in die Höhe S. 142. als bis seine Befruchtung vollendet ist, und dies ist nicht mechanisch, sonst würde ein Regenwetter in der Blüthezeit die ganze Erndte zerstören, wenn die Pistillen blos auf eine mechanische Art ihre Reizbarkeit verlöhren, ohne erst den Befruchtungstrieb befriedigt zu haben. Bey der Nigella sativa ist die angezeigte Erscheinung am sichtbarsten S. 123. Mit Furchtsamkeit oder Bescheidenheit wagte Hr. Medicus damals [und dies war eher als er die Schrift von der Lebenskraft herausgab] den Gedanken, daß man den Pflanzen nach dieser Erscheinung eine Freyheit in der Bewegung, eine Wahl — eine Empfindung zueignen müsse, daß die Verrichtungen des vegetabilischen Lebens von der Organisation oder der Richtung der mancherley Maschinen abhangen, die durch eine würkende Kraft in Bewegung gesetzt werden müssen ꝛc. und überließ die Folgen dieses Gedankens seinen Lesern. Jetzt zweifeln wir nicht, daß er eben diese würkende Kraft so nennen werde, als die, woraus er die unwillkührlichen Handlungen der Thieren erklärt hat, damals war er im Begriffe sie Kunsttriebe der Pflanzen zu nennen. So sehr auch die Physiologie der Vegetabilien durch Hrn. M. unermüdeten Fleiß und Beobachtungsgeist bereichert wird, so wenig mögte der Recensent doch, ohngeachtet der Befruchtung selbst, ohngeachtet des Hanges, der Neigung und des Triebes dazu, etwas mehr als das hieraus schliessen, [da alles auf eine gehörige Entwickelung des Begriffes vom Trieb, Wachsthum, Vegetation, von Empfindung, Gefühl, und Reizbarkeit ꝛc. herauf] als: die Grenzen des Thier- und Pflanzenreichs stossen so unglaublich nahe zusammen, und der Uebergang aus dem einem ins andre ist so unmerklich, daß man den Schwamm im Waschbecken nun eben nicht als den letzten Grenzstock für das Thierreich aufstecken darf, sondern noch jenseits dieses Punkts vieles von den sogenannten Zoophyten entferntes hieher gehören mögte, Thiere zuweilen ein blos vegetabilisches Leben, und Vegetabilien wieder ein animalisches Leben führen. Wir fodren übrigens Hrn. Medicus hiedurch öffentlich auf, die über diesen wichtigen Gegenstand mit so vieler Genauigkeit von ihm angestellten Versuche ferner fortzusetzen, und in dem Felde nicht zu ermüden, darinn er sich schon so grossen Ruhm und Ehre erworben.

Sr.

Jose-

Josephi Stahling, medicinæ Doctoris methodus generalis explorandi aquas medicatas. Posonii & Lipsiæ, impensis Antonii Lœwe, 1775. 13 Bogen, groß 8.

Mit Recht klagt der V. gleich Anfangs, daß bey der in unsern Tagen so aufgeklärten Chymie eines der wichtigsten Stücke in der Natur, d. i. die mineralischen Wässer und Gesundbrunnen sind vernachlässigt worden. Freylich haben viele Zeit her dieses Geschäfte aus Mangel einer ächten und steten Kenntniß der Chymie unterlassen müssen, und es sind denn durch ihre Bemühungen nur Heerlinge hervorgebracht worden. Zum Ruhm des V. müssen wir gestehen, daß er den sich vorgesetzten Plan vortrefflich ausgeführet, und seinen Gegenstand so gut bearbeitet hat, daß uns vor der Hand gewiß nichts vorgekommen, welches ihm an die Seite gesetzt werden könnte, wenigstens haben wir die Menge der Hülfsmittel, wodurch die Eigenschaften der Wässer entdeckt werden können, noch nicht so häufig neben einander gestellt angetroffen. Ueber die Erzeugung der Luft, oder sogenannten ätherischen Wesens, so in vielen mineralischen Wässer angetroffen wird, stellt derselbe scharfe Prüfungen über die zeitherigen Meinungen der Schriftsteller an, und hält endlich dafür, daß wenn man die Säure und das elastische Alkali wegnähme, so würde auch der so genannte elastische Brunnengeist verschwunden seyn, denn dieses Wesen wäre nur so lange dabey, als die Würkung der Säure mit dem Laugensalze in einander dauert. Wider des bekannten D. Lucas Meinung wird erinnert, und aus der Erfahrung gewiesen, daß wahrer Schwefel in einigen Gesundbrunnen wäre, ungeachtet sich selbiger nicht durch Säuren niederschlagen liesse, denn man nehme nur diejenige Flüssigkeiten, woraus die Schwefelmilch niedergeschlagen worden, ungeachtet sich kein Gran mehr daraus niedergeschlagen läßt, so wird diese Flüssigkeit noch alle Eigenschaften eines Schwefels oder der Schwefelleber haben.

Wenn man demnach die Mineralwässer wohl und genau untersuchen will, so hat man vor allen Dingen dahin zu sehen, daß man den Boden genau untersuche, durch welchen dergleichen Wässer fliessen. Man wird z. B. in den von unterirrdischen Feuer ausgebrannten Gegenden

ge-

gemeiniglich geistige, auch alkalische, mit einem Phlogiston vermischte Wässer finden. In denen Gegenden, wo Feuersteine, Schwefel, Eisen mit Gestein vermengt, angetroffen werden, finden sich gemeiniglich Wässer, welche mit säuerlichen, vitriolischen, eisenhaften, ja auch alkalischen Eigenschaften begabt sind, und, welche bald bloß, bald mit Schwefel, untermischt sind. Bisweilen finden sich auch in den Wässern blosse Salze, welche mit nichts von einem metallischen Wesen vermischt sind, und diese Salze lassen sich in den Wässern am leichtesten entdecken. In denen Gegenden, wo Alaunmütter oder dergleichen Schiefer angetroffen werden, haben die Wässer einen vitriolischen, alaunhaften oder schwefelichten Gehalt. So liefern die Eisenminere blosse Eisenwässer auch oft von vitriolischen Innhalt. Wenn Wasser aus Bergen fliessen, welche Kupferminere enthalten, so werden die Wässer gleichen Innhalts seyn.

Bey genauer Untersuchung der Mineralwässer muß man auch die Sinnen zu Hülfe nehmen, denn wird man bemerken, daß diejenigen Wässer, so mit einem Aufwallen und Geräusch hervorbrechen, allezeit mit ätherischen Geiste werden begabt seyn, und dieses entdekt man durch das Gesicht und Gehör. Sind diese Wässer von einer röthlichen Farbe, so enthalten sie entweder Petrolium, Bolus, oder Ocher. Die sogenannten Säuerlinge, oder welche mit einer blossen Säure begabt sind, entdeckt man durch den Geschmack, oder vermittelst eines alkalischen Salzes, oder vermittelst der Seife, oder auch durch Zuschüttung frischer Milch. Halten die Mineralwässer bloß alkalische Salze, so entdekt man solches vermittelst der Säuren, auch wenn das Alkali in Gesellschaft des Schwefels angetroffen würde. Daneben kann man sich auch der farbigten Aufgüsse bedienen, w. z. B. vom Lakmus, Cochenille, Campecheholz, Fernambuk, Rhabarber, Violen, Curcumä, Rosen und dgl. Von dem Aufgusse der Curcumä wird das Feuerbeständige Laugensalz gewiß entdekt, denn die Farbe wird röthlich. Die eisenhaften Eigenschaften der Wässer werden durch zusammenziehende Mittel offenbar, hierher gehören die Aufgüsse von Galläpfeln, Granatblüten, rothen Rosen, u. dgl. von welchen allen dergleichen Wässer entweder eine Violette oder schwarze Farbe annehmen.

Die

Die Auflösung des Alauns, Eisenvitriols und der Spiesglasbutter übergehen wir. Der aufgelöste Bleyzucker läßt sich bey schwefelichten Wässern sehr gut gebrauchen, denn er schlägt solche entweder röthlich, oder Dunkelbraun, oder schwärzlich nieder. Schwankende Versuche liefert die Auflösung des Silbers in Salpetergeiste, indessen sind doch die beygefügten Bemerkungen des V. lesenswerth. Ebenfalls ist auch wenig von der Auflösung des Queckſilbers im Salpetergeiste zu hoffen. Hierher gehören denn auch der ätzende Sublimat, das versüßte Queckſilber, die Weinprobe aus ungelöschten Kalk und Operment, und die Blutlauge. Mehrere Kräfte hingegen enthält der Liquor aus wässerichten Salmiakgeist und Berlinerblau. Der Kalch in Salpetergeist aufgelöst fällt mehrentheils die in den Wässern befindlichen vitriolischen Salze an. Der Spiritus ætherеus purus muß auch bey der Untersuchung sehr wohl vom spiritu minerali unterschieden werden, denn jener offenbart sich durch das aufwallende und mit einem Geräusche hervorquellende Wasser, da dieser hingegen sich durch seine erstickenden schwefelichten Dünste, durch das Angreifen des Eisens, Kupfers, Bleyes und dergleichen offenbaret, welches jener elastische Geist nicht thut. Auch wird dieser mineralische Geist durch das Zutröpfeln des geflossenen Weinsteinsals eher in einen vitriolisirten Weinstein verwandelt. Diejenigen Wässer, so mit phlogistischen naphtaartigen, steinölichten, erdharzigten und schwefelichten Theils vermischt sind, erkennt man theils am Geruch, auch wenn hineingelegtes Silber davon eine güldische Farbe annimmt, auch wenn hineingeworfener Bleyzucker eine braunrothe Farbe bewürkt. Noch sehr artige Versuche werden hierbey vom V. angezeigt, w. z. B. wenn dergl. schwefelichte hitzminöse Wässer nur mit Terpentinöl gekocht werden, so erlangt dadurch das Terpentinöl eine rothe Farbe, wie bey der Bereitung des Schwefelbalsams.

In der andern Helfte dieses herrlichen Buches beschäftigt sich unser würdiger Verfasser mit der Entdeckung der verschiedenen Brunnensalze. Wie werden z. B. die hervorragenden salzigten Elemente der Wässer erforscht? die Wässer, so mit alkalischen Salze geschwängert sind, erkennet man theils am Geschmack, aus dem Aufbrausen mit Säuren, und dem daraus entstandenen Mittelsalze; auch wenn eine hinzugeschüttete Auflösung des Alauns milchicht wird, und die Alaunerde sich niederschlägt; auch wenn die hinzuge-

zugetröpfelte Auflösung des ätzenden Sublimats eine Pomeranzenfarbe bewürkt. Die in den Wässern enthaltenen Mittelsalze offenbaren sich durch das Hinzutröpfeln des geflossenen Weinsteinöls, oder des flüchtigen Salmiakgeistes, denn beyde diese Flüssigkeiten machen das Wasser milchicht, oder verursachen eine Wolke, oder liefern ein sich glatt anzufühlendes Sediment.

Die Unterscheidungszeichen des Seidschützer Bitterſalzes werden bey dieser Gelegenheit schön auseinander gesezt. Wie denn auch die Eigenschaften des Böhmischen Seidlitzer Salzes aus Friedrich Hofmann hier angegeben werden. Besonders ist doch, daß, wenn dieses Salz, mit einem bis zur Röthe kalcinirten Vitriol vermischt, in einem glühenden Schmelztiegel gethan wird, so giebt dieses Mengsel weise, dem sauren Salzgeiste ähnliche Dämpfe von sich. Das Epsomer Salz nennt der D. Lucas natrum Epsomense, er wird aber von unserm V. zurechte gewiesen, denn dieses Salz ist ein vitriolisches Mittelsalz, und hat zur Basis die Kochsalzerde. Nachdem der V. alle nur bekannte Salze nebst ihren Eigenschaften durchgegangen, so giebt er noch herrliche Cautelen an, wie man bey der Untersuchung sowol der Wässer, als auch der vermischten Salze zu Werke gehen soll. Freylich sind die gläsernen Gefässe zu diesen und ähnlichen Untersuchungen die besten, denn die thönernen Gefäße, wenn solche auch noch so gut gebrannt sind, werden sowol vom Alaun, als auch vom feuerbeständigen alkalischen Salzen durchdrungen, selbst die fetten öhlichten Theile, so in den Wässern bisweilen angetroffen werden, dringen in die Zwischenräumgen der Gefässe, und wenn solche auch noch so sehr lasirt wären. Wallerius schlägt zinnerne Gefässe vor, diese sind aber vom Prof. Cranz als schädlich befunden worden. Aus dem Zauschner wird noch kürzlich von dem natro Pragensi Nachricht ertheilt, welches in einer Straße dieser Hauptstadt häufig in der freyen Luft ausblühet, er nennt solches auch Sal aereum pragense.

Bl.

Der schlesische Arzt, oder Betrachtungen über verschiedne Gegenstände der Medicin. Zweyter Th. Breslau, bey Gampert; 1775.

Ueber die Schädlichkeit der Fehler, welche bey Bewegung des Körpers begangen werden; über den Einfluß der

lich zu werden, theils aber, sie durch eine nähere Kenntniß dieser heßlichen Krankheit, vor den Gelegenheiten, sie zu bekommen, furchtsam zu machen. Der Vortrag schickt sich zu diesem Zwecke ziemlich, und es ist in der Hinsicht das viele Moralische, das mit unter vorkommt, dem wohlmeinenden Verfasser zu übersehen; so wie auch die diätätischen und in die allgemeine Therapie schlagenden Digressionen.

Einer von den Hauptsätzen des V. ist das Alter dieser Seuche, oder, welches fast einerley ist, die Behauptung, daß sie sich auch in unserm Clima, ohne fremdes Gift, in gesunden Körpern durch Unreinigkeit erzeugen könne; und er nimmt dazu sonderlich den Beyschlaf mit mehrern Personen als die Ursach an. Er läugnet indeß nicht, daß die Spanier sie schlimmer, als sie vorher jemals gewesen, aus Amerika mitgebracht haben. So viel ist gewiß, daß schon im Jahr 1165 die Verordnung gemacht ist, daß in denen damals in den Vorstädten von London unter gewissen Einschränkungen zugelassen gewesenen Bordellen keine Weibsbilder gehalten werden durften, die mit der perilous infirmity of burning (der gefährlichen Krankheit des Brennens) behaftet waren.

Zu allgemein verwirft er die Speichelcur, will, daß man die Partialansteckung mit Calomel, die Seuche aber mit dem Sublimat heilen solle.

Inflammationis causæ & eventus. Diss. inaugural. Præside *G. M. Gattenhof.* Auctore *Jo. Geo. Wend.* Heidelbergæ, 1775. 6 Bog. 4.

Diese Probeschrift ist, was jetzt die akademischen Probeschriften gemeiniglich sind; das Resultat einer überschwenglichen Menge nachgeschlagener Bücher über eine Lieblingslehre des geliebten Lehrers.

Das ist nun auch recht gut; wenns auch fürs Publikum nicht von großem Nutzen ist, und das kann man von Anfängern nicht erwarten, so bringt es doch den jungen Autor in nähere Bekanntschaft mit manchem Buche, die ihm vortheilhaft werden kann.

Wohl dem Canditaten, der auf eine Materie verfällt, die auf die Ausübung von Einfluß ist. Wenn aber Theorien vorgenommen werden, die einige Schritte weiter hinaus gehen, als die Sinne reichen: so hat der junge Autor

nachs

nachher erst einige Schritte zurück zu treten, wenns ad praxin geht. Denn von solchen ins Feine gehenden Theoretikern heißt sehr wahr:

homo theoreticus non est homo practicus, nec foro utilis.

Andere Recensenten denken anders hierüber.

Adversaria Medica, Auctore *J. D. Metzger*, M. D. Com. Benth. Steinf. Consil. Aul. — Continent Chirurgica, Physiologica, Practica. Trajecti ad Mosam. MDCCLXXV. Typis J. E. Dufour. — 12 Bog. 8.

I. Die erste Abhandlung ist überschrieben: Tentamen medico-chirurgicum de læsionibus capitis.

Weil in den meisten Fällen, wo die Verletzungen des Kopfs schwere Zufälle erregen, oder tödlich werden, die Erschütterungen des Hirns die Schuld haben; weil auch das unter der Hirnschale ausgetretene Blut sich bey einer guten Behandlung durch die einsaugenden Gefäße leicht verliert: so sey man des Bohrens selten benöthigt. Das ist das Thema und das Wesentliche des Innhalts dieser ganzen Schrift.

Wir lassen dem V. bloß Gerechtigkeit wiederfahren, wenn wir sagen, er habe diese Materie mit einem Lichte behandelt, das vor ihm, wenn wir Percival Pott ausnehmen, wenige kannten; dessen Werk aber unserm V. wie er in einem eigenen Anhange bezeugt, nicht eher bekannt ward, als nachdem er seine Schrift vollendet hatte.

Mit gutem Rechte sieht er die Spalten der Hirnschale (Fissuren) und die Gegenspalten an und für sich als sehr unwichtig an, an allen damit so oft verbundenen bösen Zufällen unschuldig, und glaubt, daß sie die Natur vollkommen gut heile, ohne daß man ihr zu Hülfe komme. Er sagt, ebenfalls sehr richtig, daß die gewöhnlichen Untersuchungen der Wundärzte durch Beissen der Kranken auf harte Dinge, oder durch Beschmieren der entblößten Hirnschale mit Dinte, die Brüche in derselben zu finden, nichtig und gar schädlich seyn.

In einem sehr wichtigen Puncte finden wir, daß er vom Pott abweicht; das ist der öftere Gebrauch des Bohrers.

rers. Pott räth bey jedem Bruche ohne Ausnahme ihn zur Hand zu nehmen; nicht des Bruchs wegen, sondern deßwegen, weil unter zehn Fällen bey sieben den Bruch andere Verletzungen begleiten, weil beträchtliche Ausgiessungen von Blut, Ablösung der Hirnhaut von der Hirnschale, Entzündung und Eiterung der Häute, mit den Brüchen verbunden sind.

Unser Verf. streitet hiergegen meistens mit Räsonnirerei, er sagt S. 105, er könne kaum glauben, daß die Absonderung, die Verletzung und die Eiterung der harten Hirnhaut so schwere Zufälle verursachen könne, als die von den neuesten Physiologen für unempfindlich und Sehnigt, und folglich nicht zum Schwären geneigt, gehalten würde.

Der Recensent kann dem V. nicht verhalten, daß er sehr für Pott's Meinung sey, daß er es der Vorsicht vollkommen gemäß halte, frühzeitig an die Trepanation zu denken, und wenigstens alles dazu vorzubereiten.

Weil aber Pott's Behauptung und Rath sich vornemlich auf seine Erfahrung stützt, so kann der Rec. nicht umhin, zu sagen: daß er diesen Wundarzt nicht nur für das, wofür er auch in Deutschland bekannt ist, für einen sehr einsichtsvollen Mann halte, sondern daß er ihn auch als einen sehr erfahrnen, und als einen der größten und glücklichsten Operateurs habe kennen gelernt, der an dem größten Hospital von London, wohin der größte Theil der beschädigten Personen aus dem gewürbigsten Theile dieser ungeheuren Stadt gebracht werden, fast alle wichtigen Operationen verrichtet.

II. De virtute nervorum eorumque in C. H. imperio. Die Absicht dieses Aufsatzes ist, die Existenz des Nervensafts zu bestreiten. Den bekannten Gründen für diese Lehre wird so ziemlich ausgewichen. Die ganze Sache geht so sehr ins Feine, daß wir uns ungern damit abgeben; wie wir denn überhaupt allen denen Theorien herzlich abgethan sind, von welchen man zuverlässig voraussehen kann, man werde es niemals darinn zu einiger Gewißheit bringen, weil sie zu weit ausserhalb der Schranken der Sinne liegen. Weil aber der V. doch allzudreist behauptet, der Mensch empfinde nicht im Gehirn, sondern er empfinde da, wo der Nerv berührt werde: so müssen wir ihn doch erinnern, daß er die bekannte Beobachtung übersehen habe, nach welcher diejenigen, die Glieder ihres Leibes verloren haben, noch oftmals so empfinden, als ob sie diese Glieder noch

hätten,

hätten, und zuweilen sogar heftige Schmerzen darinn spüren. Diese Beobachtung, dünkt uns, beweise mehr gegen den V., als ganze Bogen voll der schönsten Theorie für ihn thun könnten.

III. De antagonismo naturæ solemni. Geht die unterschiedenen Arten des Antagonismus durch. Bey der Gallblase ersetzen die Windungen des Canals den Schließmuskel, der wegen der einfliessenden Galle nicht statt fand. — Eine ziemlich unbedeutende Abhandlung.

IV. Enthält sechs Blatterimpfungsgeschichten. Ein Kind starb an Convulsionen, ehe Blattern ausbrachen. Ein ungewöhnlicher Fall.

V. Zuletzt eine Beobachtung vom beschwerlichen Schlingen bey einem Branntweinstrinker, bey dem sich die Speiseröhre an vielen Stellen knöchern und sehr verengert fand.

Der Rec. erinnert sich hiebey eines ähnlichen Falles, eines Kranken, der unter tantalischen Quaalen starb. Zu einer vieljährigen Heiserkeit gesellte sich beschwerliches Schlingen, welches so zunahm, daß zuletzt nichts, auch nicht ein Tropfen Wassers hinunter konnte. Das ganze Labsal des Kranken bestand zuletzt verschiedene Tage darinn, daß er Thee in den Mund nahm, und nachdem er es einige Zeit darinn gehalten, wieder ausspie. Ein Fieber machte auf die letzte diesem Elende ein Ende. Einige angelaufene Drüsen unter dem Halse machten es wahrscheinlich, daß eine geschwollene Drüse die Speiseröhre verstopft habe; aber die Umstände liessen nicht zu, von der wahren Ursache durch eine Section Gewißheit zu erhalten.

Wir müssen nicht vergessen, über die gesammten Arbeiten des V. unsern Beyfall zu bezeugen. Wenn er künftig, etwas weniger für seine Theorien eingenommen, sich praktischen Arbeiten widmet, so stehn wir ihm für Beyfall.

Jo. Ern. Neubauer Observat. anatomic. rar. de triplici Nympharum ordine. Cum Tab. æn. Jen. 1774. 2 Bog. 4.

Ist zwar ein Promotionsprogramm, aber wegen der Besonderheit des Falles, und wegen der Genauigkeit, womit er erzählt wird, der Anzeige schon werth. Der V. beschreibt nemlich die, sonderlich in Hinsicht auf die Nym-

phen, ungewöhnlich gestalteten Geburtsglieder eines ihm auf dem anatomischen Theater zu Jena vorgekommenen weiblichen Leichnams. Anstatt daß sonst nur ein Paar Nymphen pflegt gefunden zu werden, so sah der V. hier drey Paar. Das größte nahm einen ganz ungewöhnlichen Ursprung aus der Mitte der Schaamlefzen, das mittlere war übrigens meist natürlich, aber kleiner, als gewöhnlich, entsprang aus der Vorhaut der weiblichen Ruthe, das dritte sehr kleine Paar kam von der Eichel der Ruthe. — Das Kupfer mit der Erklärung bringt den Fall vollkommen deutlich vor das Anschauen.

Salomonis Theophili de Mezu, M. D. Diatribæ medicæ tres. Hafniæ, MDCCLXXV, impensis J. G. Rothe. 11 Bog. 8.

Die erste handelt von dem, was einem praktischen Arzte zusteht.

Nachdem der künftige Praktikus in guter Ordnung seine Studia vollendet, disputirt, und des Hippokrates Eid geschworen hat; so soll er hingehen in die Welt, aber nicht parfümirt, nicht in blitzenden Kleidern, sondern angethan mit Seide und mit einer Parücke; er soll seyn: wohlgewachsen, der Weiblein halber; reinlich, gesprächig, nicht schwazhaft, von gutem Gedächtniß, von großer Urtheilskraft, herablassend, nicht gewinnsüchtig, nicht trunkfällig, nicht wollüstig, wol aber beweibt, mit warmen Händen begabt, mitten in der Stadt wohnend — und so noch sonst ein guter Rath ist, und eine gute Lehre, so halten wir, sie sey verfasset in diesem Buch.

Die beyden folgenden Aufsätze handeln vom Aderlassen und von blasenziehenden Mitteln. Sie sind ganz vernünftig, und mit ziemlicher Belesenheit in guten Schriften abgefaßt.

S. 163. Ein hartnäckiger Ausschlag im Nacken bey einem zarten Frauenzimmer wurde endlich vom V. nach vorhergegangenen vergeblichen Gebrauch vieler Mittel zur Verbesserung der Säfte mit darauf gelegtem Blasenpflaster geheilt.

La Génération, ou exposition des Phénomenes relatifs à cette fonction naturelle; de leur mechanisme,

me, de leurs causes respectives, & des effects immédiats qui en résultent. Traduite de la Physiologie de *M. de Haller*. Augmentée de quelques notes, & d'une dissertation sur l'origine des Eaux de l'Amnios. Tom. I. & II. a Paris, chez des Ventes de la Doué, 1774. groß 8. 3 Alph. 4 Bog.

Eine gute, und, so weit wir verglichen haben, getreue Uebersetzung eines wichtigen Abschnitts der größern Haller'schen Physiologie. Mit den Anmerkungen aber hat es, ohngeachtet sie der königliche Censor in der Approbation ziemlichermassen erhebt, so gar viel nicht auf sich: zuweilen rühren sie daher, daß der Uebers. den Sinn der Urschrift nicht völlig begriff, manchmal aber scheint es, als ob er an dem Verfasser eine Ursach suche, für welchen es jedoch übrigens viel Achtung beweist.

Abhandlung über die Kenntniß und Heilart der Schlagflüsse. Langensalza, 1775. bey Joh. Christian Martini. 16 Bog. 8.

Der, oder die Verfasser (denn sie schreiben bald in der ersten Person, bald mit dem Wir majestatico der Recensenten) haben uns einen Beweis gegeben, daß ein Buch sichtbarlich mühsam geschrieben, sehr umständlich, und die Materien darinn sehr specialisirt seyn können, und daß dieses Buch demohngeachtet nichts werth sey. Sie versichern uns, daß bey den Schlagflüssen, die von äusserlichen gewaltsamen Ursachen herrühren, kein Ansehn der Person gelte — alle seyen ihnen unterworfen, wenn der Schlag, den sie auf den Kopf bekommen, kräftig genug ist.

Wie fein sie unterscheiden können, wird aus der folgenden Stelle erhellen, worinn unter andern gezeigt wird, wie der Schaum, der Schaum ist, von dem Schaume unterschieden sey, der nicht Schaum ist.

„Der Schaum vor dem Munde," heißt es S. 53, „entsteht bey den Schlagflüssen von der großen und heftigen Bewegung, indem die Wärme des Herzens durch die „viele Ausdämpfung gleichsam umnebelt wird, und sich „nicht nach aussen zu ausbreiten kann; diese Ausdämpfung

„wird in den Lungen mit der Luft vermiſchet, und daher „entſteht der Schaum, welchen die Natur daſelbſt hervor„bringt und mit einer gewiſſen Gewalt nach dem Munde „hinführt. Bey der fallenden Sucht hingegen verhält ſich „die Sache ganz anders, denn da iſt der Schaum mehr et„was ſchaumartiges, als wirklicher Schaum, welcher aus „dem Schleim, der mit dem Speichel zurückgeblieben iſt, „entſtanden.„

Hin und wieder ſchreiben ſie auch im Stil der Kochbücher und der Recepte zum Blaufärben.

Kurz, dies iſt ein Buch, das wir nicht würden geleſen haben, wenn wir nicht ein Recenſent wären.

Henr. Palmat. Leveling, Ph. et Med. D. Conſil. Bavar. — Prof. in Univerſit. Anglipolitana. — Diſſ. *de Carie cranii* militis quondam veneri, poſtea apoplexia defuncti, iconibus aeri inciſis illuſtrata. Cum approbatione inclyti Colleg. Elect. Cenſ. librot. facta 29. Apr. 1774. Typ. Ferdin. Lutzenberger. 10 Bogen 4.

Der Fall iſt merkwürdig genug, um beſchrieben zu werden. Indeſſen geben wir doch, allenfalls dem Verf. ſelbſt, zu bedenken, ob es nicht zu viel ſey, einen einzigen ſolchen Fall bis auf 79 Quartſeiten ziemlich engen Drucks auszudehnen. Es konnte das auch nicht füglich geſchehen, wofern er nicht durch alle Prädicamente geführt, überall Elementa mitgenommen worden, und bey aller Gelegenheit, auch da, wo es ſehr entbehrlich war, Zeugen und Gewährsmänner angeführt wären.

Gut und vortreflich ſind genaue umſtändliche Beobachtungen; aber hier iſt mehr denn Genauigkeit. Wann werden wir doch einmal die unnütze Citirſucht ablegen! Warum wiederholt man doch ohne Unterlaß, ohne Nothwendigkeit oder beſondere Urſach, was andere geſagt haben? Wenn doch ein jeder ſeine Meynung ſagte — werdens denn keine dicke Bücher, nun ſo werdens dünne; ich ſehe nicht, was wir damit verſchlimmert wären. Die engliſchen Beobachter könnten uns für Muſter dienen — aber es iſt kränkend, ſeine Landesleute auf Ausländer zu verweiſen.

Es kommt in dieser Schrift manche gute Bemerkung vor, und manche gute Reflexion, wenn man sich die Mühe nehmen will, sie unter dem Wuste von andern Dingen heraus zusuchen; und überhaupt zählen wir den V. keinesweges unter die schlechten Schriftsteller.

Ueber eine überschwengliche Menge Druckfehler müssen wir uns beklagen. Etliche mal lesen wir auch pancreatice valere, für pancratice, und pededentim für pedetentim; das scheinen keine Druckfehler zu seyn.

---

4) Schöne Wissenschaften.

Die leztern Tage der jüngern Demoiselle M. M. Ch. A** (Ackermann,) aus authentischen Quellen zum Druck befördert von K** Hamburg, 1775. 8 B. in 8. bey Buchenröder und Ritter.

Beytrag zu den leztern Tagen der jüngern Demoiselle M. M. Ch. A** Ebendas. 6 B. 8.

Mit der Anzeige dieser Briefe, wenn sie dadurch erst bekannt gemacht werden sollten, kämen wir wohl ziemlich zu spät. Vielleicht muß sie sogar zur Erneuerung ihres Andenkens dienen, wenn es wahr ist, was in der Vorrede stehet, daß das Publicum die Person, welche diese Briefe betreffen, nur zu bald zu vergessen anfienge. Es gehet dies freylich mehrentheils so, wenn von einer Sache zu viel Lerm gemacht wird. Der Verfasser dieser Anzeige ist ferne von aller Theilnehmung, so wohl was die Hauptverfasserin dieser Briefe als ihre Authentie betrift. Er betrachtet sie bloß als Briefe, ob sie würcklich geschrieben oder erdichtet sind, ist ihm gleichgültig; und es wird genug seyn, nur mit wenigem den Eindruck zu erzählen, den sie auf ihn gemacht haben. Die Briefe der Charlotte sind schön, und erregen die Theilnehmung des Lesers. Eine junge, geistreiche, angenehme Schauspielerin eröfnet einer vertrauten Freundin den Ursprung, Fortgang, die fieberhaften Abwechslungen und das Verschmachten einer hofnungslosen Liebe, die iht zulezt das Herz bricht. Mag es doch eine

War-

Warnung für empfindsame, durch Lesung vieler Romanen und zärtlicher Gedichte noch reizbarer gemachte Herzen junger Schönen seyn. Eine gute Anmerkung von den Folgen, welche die Lesung des Grandison in jungen Mägdchenseelen würken kann, findet sich S. 28. Die Briefe ihrer Vertrauten sind meistens etwas langweilig. Ihr Liebhaber, ein Werbeofficier, Baron von S** spricht Galimathias, wenn er von seiner Leidenschaft redet. Die Rolle, die er spielt, ist ziemlich alltäglich; bald dränget er sich zu seiner Geliebten, dann reizet er sie durch eine verstellte Liebe gegen eine andere Person zur Eifersucht, besticht ein altes Weib, und will zulezt die Charlotte entführen. Des Entführens sind wir, so wie der falschen Trauungen endlich ziemlich müde. Charlotte kann bloß in seine Person verliebt gewesen seyn. Sie wüßte, daß er versprochen war, und machte sich doch auf ihn Hofnung. Des Majors von T** Briefe, eines tüchtigen Soldaten, der gegen Wissenschaften Abneigung bezeiget, sind doch recht gut geschrieben, ohne Zweifel aber so gut erdichtet, wie es die Lieder und Gespräche aus der Schäferwelt sind.

Der Philosoph für die Welt, herausgegeben von J. J. Engel. Erster Theil. Leipz. 1775. 12 B. 8. Dyckische Handlung.

Auch der Verfasser gegenwärtiger Anzeige hat diese periodische Schrift mit Vergnügen gelesen. Sie enthält gemeinnützige Betrachtungen aus der Philosophie im weitläuftigsten Verstande, in einer gefälligen Einkleidung mit einem Schmucke, der uns das rechte Maaß zu halten scheint, vorgetragen. Den Anfang und die Einleitung macht eine allegorisch-mythologische Ausführung des Satzes, daß die Vergnügungen des Verstandes, des Geistes und des Körpers, die einen die andern nicht ausschliessen, sondern mit einander gehörig harmoniren müssen, wenn der Mensch sein Maaß von Vollkommenheit und Glückseeligkeit erreichen soll. Vorzüglich haben dem Recensenten die beyden Stücke, die Höle auf Antiparos (eine Warnung zur Vorsichtigkeit bey Lesung naturalistischer Schriften) und besonders die Unterredung über die Bestimmung zum Tode, gefallen. In dem erstern Stücke begegnet doch einigemahl Willwitz dem Baron zu verächtlich und nicht so

fein,

soll, als man es von einem solchen Manne erwarten möchte — Das Stück, Tobias Witt, ist ein launichter Commentar über das Sprüchelchen, ne quid nimis — Ueber die Frage, wie viel den Alten von den Erfindungen der Neuern gehöret, wird in dem Stücke, die Eiche und die Eichel, und in zwey Briefen, sehr gut und billig geurtheilet — Einige Briefe über die Emilia Galotti enthalten eine Zergliederung der Charaktere des Marinelli, nebst einem mit starken Zügen gezeichneten Gemählde eines bösartigen Hofmannes, ferner des Apiani und der Emilia selbst, und der Ursachen, warum der Dichter sie so und nicht anders handeln lässet. Wegen der Emilia folgt noch ein Zusatz des Herausgebers, der muthmasset, es möchte sich etwas Liebe zum Prinzen in ihrem Herzen eingeschlichen gehabt haben, da der V. der Briefe ihr Herz bloß von einer fast schwärmerischen Liebe zur Religion eingenommen hält. Die übrigen kleinern Stücke übergehen wir.

Yz.

The Gaberlunzieman, an old scotch Ballad, with explanatory notes. Götting. 1775. Der Mann mit dem Ranzen.

Eine alte Romanze, welche der Verf. aus Piercys Reliques of ancient poetry, mit einigen Anmerkungen herausgegeben hat, um zu zeigen, daß die alte Schottische Sprache mit der deutschen verschiedene Gleichheiten habe, als:

1) In der Aussprache, da die Lautbuchstaben im Schottischen eben so lauten, als im Deutschen, anstatt daß die Engelländer sie ganz verschieden aussprechen. So kommt auch die Schottische Aussprache des ch, g, und gh, gänzlich mit der deutschen überein. Der Deutsche sagt Beide, der Schottländer baith, der Engelländer hingegen both. Der D. Eid, der Sch. aith, der E. oath. D. Kirche, Sch. kirk, E. church u. s. w.

2) Die Schottische Sprache hat viel Wörter, welche im Engl. nicht gefunden werden, und völlig deutsch sind, wovon in dem Anhang Beyspiele angeführet werden. Wir wollen gleich einige hersetzen. Schott. Blaed. D. Blöde. Schott. sicker, D. sicher. Schott. bouk, D. Bauch.

Schott.

Schott. Kummer, D. Kummer. Schott. kiek, D. kieken, und dergl.

3) In der Schottischen Sprache sind verschiedene Wurzelwörter, welche in den verschwisterten Mundarten entweder gänzlich verlohren sind, oder doch ihren eigentlichen Laut verlohren haben, z. B. gear oder gier heißt ein Anzug, Hausrath, Meublen, Vermögen, daher meinet der Verf. komme das sächsische Wort Gerade, ingleichen begehren, gierig, gern, u. a. m. Gar make, heißt bereiten, davon soll gar, geeben u. s. w. herkommen.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Schottische Sprache mit der Deutschen einige Verwandtschaft habe, und beyde stammen vielleicht von einer Mutter her. Man möchte also wünschen, daß der Verf., da er beyder Sprachen mächtig ist, sich die Mühe geben wollte, mehrere Wurzelwörter aufzusuchen und Gleichheiten zu zeigen. Ohne Zweifel könnte er uns auch aus den alten Schottischen Dichtern, bey welchen würklich schöne Stücke zu finden sind, etwas mehreres und besseres vorlegen, als diese Romanze.

Wer der Verfasser derselben sey, kann man nicht mit Gewißheit sagen; der Herausgeber hält es für sehr wahrscheinlich, daß sie aus dem XVI. Jahrhunderte sey, in dem eine Uberlieferung sagt, daß sie Jacob den 5ten zum Urheber habe, welcher darinn eine von seinen Liebesbegebenheiten beschrieben hat.

Pr.

Der Abend im Walde, eine Operette in zween Aufzügen. Weimar, 1774. 8.

Dies ist eine Fortsetzung der getreuen Köhler, die der Rec. nicht gelesen hat. Gegenwärtigem Stücke zufolge können wir dem V. keine vorzügliche Talente für die Bühne zuschreiben. Sein Stück ist ohne Plan, eine Reihe von allerhand Gemählden ohne Interesse; sein Dialog könnte noch mit der Zeit gut werden, jezt aber dreht er sich noch entweder lange um denselben Punkt herum, oder ist auch wie aus allerhand Stücken zusammengesetzt; und seine Charaktere haben nichts hervorstechendes. Handlung ist wenig zu sehen, besonders im ersten sehr leeren Akte. Die komischen Scenen haben keine Stärke, und wer von den rührenden eine sieht, sieht sie alle. Unter den Arien sind einige

einige gut versificirte und musikalische, folglich auch poetisch gute; andere aber sind empfindungslos, wie z. E. folgendes Terzett:

Lebnchen: Euch Männern nicht zu trauen ist.
Kor. u. Jochen: Bey Weibern heißts: List über List.
D. C.

Was mag wohl Herr Wolf, der das Stück komponirt hat, aus diesen Versen haben machen können?

Miß Obre oder die gerettete Unschuld, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem Englischen des Herrn Cumberland. Leipz. bey Junius, 1774.

Dies Stück hat eine gute Verwickelung, verschiedne unterhaltende Charaktere und einen natürlichen lebhaften Dialog. In dem Plane wäre manches zu verbessern, und der Miß Obre Flucht in das Haus der Kupplerin ist nicht natürlich. Der D. Druid ist weder richtig gezeichnet, noch seine Laune anziehend. Mortimer, Weldor, Miß Obre und die Bridmorische Familie stechen am meisten hervor. Die Handlung hat Leben und Bewegung.

Die Uebersetzung ist ziemlich, aber auch mehr nicht. Die Veränderungen, wodurch der V. das Stück dem deutschen Theater hat gemäßer machen wollen, bedeuten nicht viel; sie hätten zum Theil wichtiger seyn sollen. Den Juden hat der Uebersetzer recht gut jüdisch sprechen lassen. Sonst versteht der V. sein englisch manchmal sehr schlecht. Z. E. I thiek-I've the sumtion of a queſt. Denken Sie, ich hätte einen Gast drinnen (in der Kammer) I from to kleal from yun-chalf my fortune weld not porhaſe. Ich bereue, daß ich Ihnen das berauben wollte, was u. s. w. Solche Stellen ohne Sinn laufen mehrere mit unter.

Es ist uns lieb, daß wir bald eine bessere Uebersetzung dieses Stücks zu erwarten haben.

Ok.

Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande. Gänzlich umgearbeitete Auflage. Zweyter Theil. Berlin, 1774. 1 Alph. 10 Bogen.

Wir

Wir beziehen uns auf dasjenige, was im 24. Bande der a. d. B. von der neuen Ausgabe dieser Briefe gesagt worden ist. Auch dieser Theil, so wie er umgearbeitet ist, hilft das ganze Werk in eine bessere Ordnung bringen, und hat ausserdem noch den Vorzug einer viel bessern Ausarbeitung der besondern Abschnitte. Die fünf ersten Briefe handeln weitläufiger vom Lucrez, und zwar mit mehr Rücksicht auf seine Philosophie, als in der ersten Ausgabe. Der 6. Br. von Polignacs Antilucrez, wenig verändert, so wie der folgende 7 über Browne von der Unsterblichkeit der Seele. Der 8. — 10. Brief über Ogilvies allegorisches Gedicht von der Vorsehung, hat eine umgearbeitete Einleitung, die viel lehrreiches über den Gebrauch der Allegorie sagt. 11. Brief über Priors Salomon, ist bloß in der Schreibart verbessert. Popens Versuch vom Menschen verdiente eine genauere Analyse, und hat sie hier in drey Briefen erhalten. Armstrongs Kunst die Gesundheit zu erhalten, wird im 15. Br. beurtheilt. In der ersten Ausgabe war es übergangen worden. Youngs Nachtgedanken, 15. und 16. Brief. Meist wie in der vorigen Ausgabe. Die poetische Uebersetzung einiger Stellen ist hie und da verbessert. 18. — 20. Brief von Ackensides Vergnügen der Einbildungskraft, Racine von der Religion, Dulard von der Grösse Gottes in der Natur. Denn folgen deutsche Lehrgedichte, worunter Opitzens Vesuv und Sucros Versuche vom Menschen, in der ersten Auflage noch nicht beurtheilt waren. Beyde Briefe sind mit gleichem Geschmacke als die übrigen geschrieben. Mit Recht urtheilt der V., daß Sucro nicht so unbekannt seyn sollte. Er weis aber nicht, daß seine Gedichte in den von Prof. Harles gesammleten kleinen deutschen Schriften des Dichters stehen, die 1770 zu Coburg gedruckt sind.

Pf.

Der Graf von Althauß, oder das Studentenglück. Offenbach und Frankfurt, bey Weiß, 1775. 4 Bog. 8.

Velut aegri somnia — der Verfasser hat einmal gedacht: Es wäre doch eine schöne Sache, wenn du alle Jahre, ohne zu wissen woher, 1100 Thaler zum Wechsel bekämest, lebtest fein lustig davon, bekehrtest dich am Ende einem

schö-

schönen Fräulein zu gefallen, und nun bliebe der Wechsel zwar aus, aber der Bruder des Fräuleins, der als ein in Bedienung schon stehender Mann sich in eine Aufwärterin verliebt hätte, und zwar bis zur Heyrath, verspräche dir seine Schwester mit 100000 Thaler. Plötzlich erführest du, daß du ein Graf, die Aufwärterin deine Schwester wäre, so könntet ihr euch alle heyrathen. Das hat sich zwar mit dir nicht gefüget, aber eine Komödie kannst du doch daraus machen, bringst noch einen lustigen Bedienten, einen Juden, ein Pack liederlicher Studenten hinein; das wird was werden, worüber sich jedermann ergötzen wird.

Der Lohn der Rechtschaffenheit, in drey Aufzügen. Homburg vor der Höhe, bey Wolf, 1775. 3½ Bog. 8.

Darinn besser als das vorhergehende, daß es doch einen guten moralischen Entzweck hat, auch in der Ausführung viel feiner als jenes ist, allein ein plattes Ding bleibt es doch.

Yoricks Briefe an Elisa. Hamburg, bey Bohn, 1775. 6 B. 8.

Briefe von Elisa an Yorick. Ebend., bey Bode, 1775. 5 B. 8.

Briefe von (Yorick) Sterne an seine Freunde. Ebend., bey Bohn, 1775. 9½ B. 8.

Lor. Sterne's oder Yoricks Briefwechsel mit Ellsen und seinen übrigen Freunden. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1775. 13½ B. 8.

Das lezte Stück enthält die drey erstern von der Hand eines andern Uebersetzers. Von den Uebersetzungen so gleich, wenn ich die nöthigsten Nachrichten von den Originalen gegeben habe. Man kennt die ganz besondere Verbindung des gefühlvollesten Herzens und des lebhaftesten Witzes, welche sich an Sterne fand, eine Verbindung, die man in England und Deutschland genug nachgekünstelt hat,

obgleich auch hier der Ausspruch gilt: Doctor Luthers Schuhe sind nicht allen Dorfpfarrern gerecht. Die hier Norick beygelegten Briefe sagen, wie es uns dünket, deutlich genug: Wir sind Yoricks. Die Elisa ist ein verheyrathetes Ostindianisches Frauenzimmer, welches nach England ihrer Gesundheit wegen gekommen war. Seit Petrarch ist wol kein reinerer Platonischer Liebhaber aufgestanden, und hier ist noch mehr als Petrarch, da auch Sterne verheyrathet war. Es ist freylich nicht das geringste Befleckte in den Ausdrücken, selbst in den Gedanken des geistigen Liebhabers ist es nicht gewesen, wie er einmal feyerlich bezeuget; aber doch sind auch die Liebkosungen so warm und innig, daß eine kältere regelmässigere Einbildungskraft sich bisweilen nicht darinn zu finden weis. Nach der Versicherung des Herausgebers der Briefe von Sterne an Elisa hat diese ihre Briefe nicht wollen bekannt machen lassen; doch sollen sich nachher in England Abschriften davon gefunden haben. Man kan die Aechtheit hier nicht beurtheilen, obgleich Recensent halb Lust hätte, sich für die Negative zu erklären. Die übrigen Briefe sind voll Sternischer Laune und Empfindsamkeit. Vortreflich ist der Brief, darinn er sein Mitleiden mit einem entehrten Frauenzimmer von seiner Bekanntschaft beschreibt, wie er zu ihrem Verführer, einem alten Schulbekannten, auf sein Landgut geeilet, ihn beym Kragen gepackt, und ihm sein Unrecht vorgehalten; oder der, da er erzählt, wie er einem alten Manne, der eine Obligation über seinen ganzen kleinen Reichthum unter das Dach gestecket, und sie da durch den Regen eingebüsset hatte, zu einer neuen verholfen habe. Die angehängte Geschichte des Ueberrocks ist ausserordentlich tumigt. Hat man gleich die umständliche Deutung nicht dazu, so gehen doch solcher Ueberrocksgeschichten allenthalben genug vor, daß man Anwendung zu machen nicht verlegen seyn wird.

Die Uebersetzungen sind beyde in sehr gute Hände gefallen. Doch möchte die Hamburgische (ohne Zweifel von Herrn Bode) wegen des freyern und leichtern Ganges, und wegen der glücklichern Nachbildung des Sternischen Ausdruckes, besonders in komischen und neugemachten Wörtern, vorzuziehen seyn, so viel sich ohne Original urtheilen lässet. So heißt es bey dem hamburgischen Uebersetzer, wo Sterne sich vertheidiget, daß es ihm nie eingefallen wäre, den bekannt-

kannten Bischof Warburton zum Hofmeister seines Tristram zu machen, folgendermaasen:

"Wären wir dann wirklich so blank und baar daran, "daß gar kein Polterkammerköpfiger, Schlammkistenköpfiger, Mörtelzoterköpfiger, Puddingsbeutelköpfiger Maulaffe unter unsern Doctoren mehr wäre? Wäre denn kein "einziges Wichtelein von vielem Lesen und keiner Gelehrsamkeit unter den manchen Kindern in meiner Mutter Ammenstube, welches Anspruch zu diesem Posten "hätte ꝛc.?"

Der Leipziger Uebersetzer hats gegeben:

"Sind wir denn wirklich so arm, daß wir unter allen "unser Doctoren keinen einzigen Wind- und Spreu- und "Mörtelköpfigen Jungen — und unter der Menge Kinder in meiner Mutter Kinderstube — nicht Eines hätten, das viel gelesen und nichts gelernet hat, und zu diesem Amte taugte —"

Pz.

---

5) Schöne Künste, Mahlerey und Kupferstecherey.

Johann Caspar Füeßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweitz. Nebst ihren Bildnissen. Vierter Band. Zürich, bey Orell ꝛc. 1774. 250 S. u. 54 S. Vorrede, in gr. 8.

Der Verf. dachte sein biographisches Werk mit dem vorhergehenden dritten Bande zu schliessen, weil er wenig Hoffnung hatte, demselben die noch fehlende Vollständigkeit geben, und besonders die Lebensbeschreibungen derjenigen Künstler liefern zu können, die aus der Welschen Schweiz, oder den sogenannten Italiänischen Vogteyen gebürtig sind. Unvermuthet sah er sich aber durch zwey Freunde, Fossati und Pozzi, mit den dazu nöthigen Nachrichten versehen, und zur Lieferung dieses Nachtrags in Stand gesezt. Dieß erzählt der Verf. in der Vorrede umständlich, wo er zugleich über die Aufnahme und den

Zustand der Künste in seinem Vaterlande, in der deutschen Schweiz besonders, redet, und den Entwurf einer schweizerischen Zeichnungsschule mittheilt, von dem Vorsteher der Zeichnungsschule zu Genf, Herrn Soubeyran, aufgesezt, dessen Leben das lezte Stück dieser Vorrede ausmacht, und von seinem Bildnisse begleitet ist. Jenen Entwurf empfehlen wir sowohl jungen Künstlern und Lehrern des Zeichnens, als vorzüglich denen zur Durchlesung und Befolgen, welche Anstalten dieser Art zu befördern im Stande sind. Es werden dabey einige Anmerkungen über den mannichfaltigen Nutzen der Zeichnungskunst vorausgeschickt, und über den Unterschied der beyden vornehmsten Gattungen derselben, die Hr. S. die mathematische und die mahlerische Zeichnungsmanier nennet; sodann wird die Art und Ordnung des Unterrichts gezeigt; es werden die empfehlungswerthen und verwerflichen Modelle angegeben; das Schulzimmer und die zur Arbeit der Schüler nothwendigen Werckzeuge werden beschrieben; die Einrichtung und Policey dieser Schule, die Verordnungen der Regierung, und Vorschläge zu einer andern Anstalt von gleichem Zwecke, einer Sämmlung von Büchern, Kupferstichen und Zeichnungen, zum Gebrauch junger Künstler, machen den Beschluß dieses sehr lesenswürdigen Aufsatzes.

Wir glauben denen, die diese Lebensbeschreibungen nicht selbst besitzen, und doch Nachrichten dieser Art gerne sammeln und nachtragen, einen Dienst zu thun, wenn wir ihnen die Namen und merkwürdigsten Umstände der in diesem Bande vorkommenden Künstler in einem ganz summarischen Auszuge mittheilen.

Taddeo Carloni, ein sehr geschickter Bildhauer und Baumeister, starb im J. 1613. Sein Bruder, Joseph Carloni, kam ihm zwar an Genie nicht gleich, verfertigte aber doch manche schätzbare Werke der Bildhauerey — Johannes Maria Nosseni, geb. 1545, ist ein merkwürdiger Baukünstler, der in Diensten des Dresdner-Hofes stand, und im J. 1616 zu Dresden starb, wo sein Grabmahl in der Sophienkirche errichtet ist, deren Altar von seiner Arbeit war — Ritter Carl Maderna, geb. 1556, ein Schüler seines Oheims Fontana in der Bildhauerey und Baukunst, der seinen Meister bald übertraf, und ungemein berühmt wurde; gest. 1629. Rom hat die ansehnlichsten Kirchen und Paläste von seiner Hand. Der

Ritt

Ritter Borromini war sein vornehmster Schüler — Franz Silva, geb. 1560, ein Schüler des berühmten Wilhelm de la Porta, und ein sehr geschickter Bildhauer; sein herrlichstes Werk findet man in seinem Vaterlande, alla Madonna del Monte bey Varese, in zehn Kapellen, die Geheimnisse der Menschwerdung in lebensgrossen Figuren. Er starb 1641 — Johannes Carloni, ein Sohn des Taddeo, mit dem Beynamen der Genueser, ein Mahler von reicher, erhabner Erfindung, guter Ausführung, richtiger Zeichnung und vortrefflichem Kolorit. Die Freskogemählde in der Kirche St. Sire zu Genua sind seine schönste Arbeit; geb. 1590, gest. 1630 — Joh. Baptista Discepoli, geb. 1590. gest. 1660, ein Mahler von sehr feurigem und heitern Kolorit, von dem in Mayland und andern Städten Italiens viele Gemählde befindlich sind — Johann Baptista Carloni, ein Sohn des Taddeo, geb. 1592. gest. 1659, war ein würdiger Nachfolger seines Bruders in der Mahlerkunst. Seine vorzüglichsten Werke sind in Turin — Joh. Serodini, geb. 1595, einer der grössten Mahler, Bildhauer und Baumeister seiner Zeit; starb zu Rom, 1633 — Ritter Franz Borromini, geb. 1599, ein grosser Baumeister und Urheber vieler sehr ansehnlichen Gebäude und ein Opfer der heftigsten Eifersucht auf den berühmten Bernini, der ihm bey der Aufsicht über den Bau der Peterskirche vorgezogen würde. Alle anderweitigen Belohnungen und Ehrenbezeugungen konnten seinem Unmuth darüber nicht Einhalt thun; in der schwärzesten Schwermuth machte er im J. 1667 seinem Leben selbst ein Ende — Francisco Toriani, geb. 1600, ein würdiger Schüler und ein sehr glücklicher Nachahmer des Guido Reni, dessen Manier er bis zur Täuschung der Kenner zu der seinigen machte, starb zu Rom, 1670 — Isidorus Bianchi, geb. 1602, gest. 1690, hielt sich meistens zu Mayland auf, und hatte in seiner Mahlerey eine sehr edle und erhabene Manier — Karl Salviero, geb. 1605, gest. 1670, ein grosser Baumeister, von dessen Arbeit man viel Ruhmwürdiges in verschiedenen Städten Italiens, vorzüglich in Genua, antrift — Augustin Silva, ein Sohn des obigen Franz Silva, und verdienstvoller Bildhauer, den die damals neue Manier, seine Figuren mit Architektur zu verzieren, sehr beliebt machte, geb. 1620, gest. 1706 — Carpofor Tencalla, geb. 1623, studirte die Mahlerey zu Mayland und Verona; seine besten Arbeiten findet man zu Wien und Prag, von

nemlich aber in dem Dom zu Passau; er starb 1685. — Roncaioli, ein berühmter Stuckaturarbeiter des vorigen Jahrhunderts — Anton Raggi, geb. 1624, ein Bildhauer und Schüler des Bernini, starb 1686; ein grosser Meister im Ausdruck — Johann Peter Lironi, geb. 1624, gest. 1692, gleichfalls als Bildhauer, und am meisten durch eine in Holz geschnittne Himmelfahrt Mariä zu Castel St. Pietro berühmt — Joseph Sardi, einer der größten Baumeister seines Zeitalters und Urheber verschiedener herrlicher Gebäude zu Venedig, starb 1699 — Ritter Karl Fontana, geb. 1634. gest. 1714, ein grosser Baumeister und Schüler des Bernini, der sich durch die vortreflichsten Arbeiten in Rom unsterblich machte — Johann Baptista Colomba, geb. 1638, ein vortreflicher Mahler in Oel und Fresco, von starker, wahrer Manier und warmen Kolorit, starb in Diensten des Königl. Pohln. Hofes, im hohen Alter — Stephan Consiglio, geb. 1644, ein Mahler von grossen Verdiensten — Franciscus Innocentius Toriani, geb. 1642, gest. 1712, ein geschickter Mahler, dessen meiste Arbeit nach England kam — Ludwig David, geb. 1648, ein Historienmahler und Schriftsteller in der Geschichte der bildenden Künste — Johann Baptista Genone, geb. 1656, in der Bildhauerey und Stuckaturarbeit gleich groß — Anton Raggi, geb. 1658, gest. 1718, ein Bildhauer, der meistens in Rom lebte und arbeitete, wo er auch starb — Peter Morettini, kam mit seinem Vater nach Frankreich, und brachte es daselbst in der Kriegsbaukunst so weit, daß sich Vauban und Cohorn seiner Hülfe bedienten — Johann Baptista Avtario, geb. 1660, ein guter Baumeister und vortreflicher Stuckaturarbeiter, von dem man besonders zu Fulda und Rastadt schöne Arbeiten findet; er starb in seinen besten Jahren — Lukas Anton Colomba, geb. 1661, gest. 1737, ein grosser Mahler, lebte lange in Würtembergischen Diensten — Karl Franz Silva, geb. 1661, gest. 1726, ein berühmter Baukünstler — Martin Rezi, ein trefflicher Bildhauer, arbeitete in und um Genua — Peter Quadro, starb sehr früh mit grossen Hoffnungen für die Baukunst — Santino Bussi, ein Stuckaturarbeiter, in kaiserlichen und andern Diensten — Petrus Mazetti, geb. 1663, gest. 1744, ein geschickter Bildhauer — Franz Silva, ein Sohn des oben gedachten Augustin, geb. 1668, gest. 1737, gleichfalls ein berühmter Bildhauer, zuletzt in Köllnischen Diensten — Johann Rudolph Ochs, geb. zu Bern 1673,

lebte

lebte zuletzt in London, und starb daselbst 1750; einer der größten Steinschneider, ausnehmend stark in Nachahmung der Antiken — Abbondio Stazio, geb. 1675, studirte die Stuckaturarbeit zu Rom, und arbeitete hernach in Deutschland, am längsten aber zu Venedig, wo er auch im hohen Alter 1757 starb — Johannes Dassier, geb. zu Genf 1676, ein sehr bekannter Medailleur, der mit der größten Leichtigkeit und Kunst arbeitete, und viele treffliche einzelne Schaumünzen, auch verschiedene ganze Folgen derselben, verfertigte — Bartholomäus Rusca, ein Mahler, geb. 1680, gest. 1745 — Dominicus Rossi, geb. 1678, ein Baumeister vom ersten Rang, der zu Venedig in grossem Ansehn stand; starb 1747 — Ritter Joseph Pietrini, geb. 1681, studirte nach den besten Mahler der Bolognesischen Schule; und war besonders stark in Köpfen; starb 1757 — Robert Gardelle, geb. 1682 zu Genf, ein Portraitmahler, hielt sich einige Zeit zu Cassel, hernach zu Berlin auf, wo er den ganzen Hof mahlte. In der Folge studirte er die Kunst noch zu Paris unterm Largilliere, und war sehr arbeitsam. Er starb 1766 — Carpoforo Mazzetti Tencalla, geb. 1684, ein Stuckaturarbeiter von der ersten Grösse, starb 1748, arbeitete mit dem Stazio gemeinschaftlich zu Venedig — Ritter Peter Anton Mazzetti, geb. 1687, lernte die Mahlerey zu Bologna, machte sich darinn berühmt, und starb 1768 — Joseph Nusconi, geb. 1688, studirte und trieb die Bildhauerkunst zu Rom, und starb daselbst 1758 — Joseph Artario, der älteste Sohn Johann Baptistens, geb. 1697, gest. 1769. in den Diensten des Churfürsten von Kölln, ein sehr vorzüglicher Bildhauer — David Herrliberger, ein Zürcher, der Sohn eines sehr geschickten Kunstdrechslers, geb. 1697, widmete sich der Kupferstecherkunst, und ward ein Schüler Bernh. Picart's. Seine Arbeiten wären noch zahlreicher und vollkommner geworden, wenn er sich ihnen ganz hätte widmen können — Joseph Anton Felix Orelli, geb. 1700, ein ruhmwürdiger Mahler, von dem man viele Gemählde in Italien antrift, lebt noch gegenwärtig — Georg Michael Moser, geb. zu Schaffhausen, 1707, ein sehr verdienstvoller Graveur zu London, wo er an Errichtung der bekannten neuen Mahlerakademie grossen Antheil hat; seine Tochter, eine sehr geschickte Blumenmahlerin, ist Mitglied dieser Akademie — Raphael Sua, geb. 1708, ein vortreflicher Zeichner in der Architektur und Perspektiv, und

ein Schüler des Bubiena zu Wien; starb 1766 — Jakob Anton Daſſier, geb. zu Genf 1715, ein Sohn Johanns, und ein gleich berühmter Stempelſchneider, von unnachahmlicher Leichtigkeit in der Erfindung. Auch in der Ausführung zieht man ſeine Schaumünzen denen von ſeinem Vater vor; nur fehlte ihm deſſen Zierlichkeit und Geſchwindigkeit. Er ſtarb zu Koppenhagen 1759 — Johann Baptiſta Innocent Colomba, geb. 1717, hat ſich in Deutſchland als ein ſehr vorzüglicher Theatermahler, beſonders bey den Verzierungen der Nikoliniſchen Pantomimen, bekannt gemacht, war lange in Würtembergiſchen Dienſten, und lebt noch in ſeinem Vaterlande — Lorenz Spengler, geb. zu Schaffhauſen 1720, ſeit 1743 Hofkunſtdrechsler zu Koppenhagen, und ſeit 1771 Vorſteher und Verwalter der königlichen Kunſtkammer daſelbſt; er iſt auch Verf. der Briefe über die elektriſchen Wirkungen in Krankheiten — Joh. Jakob Schalch, geb. zu Schaffhauſen 1723, ein bekannter und geſchickter Landſchaftmahler, der ſich auch in England und Holland durch ſeinen dortigen Aufenthalt und Fleiß vielen Beyfall erwarb. Seine vornehmſten Gemählde werden von dem Verf. angeführt. Man hat auch ſchöne Zeichnungen und Kupferſtiche von ihm — Johann Caſpar Mörikofer, geb. zu Frauenfeld 1733, ein Stein- und Stempelſchneider von Einſicht und Geſchicklichkeit, beſonders in antiken Köpfen, von dem ſich noch viel vortreffliches hoffen läßt — Carl Lucas Pozzi, geb. 1735, ein geſchickter Stuckaturarbeiter — Simon Cantone Grigo, geb. 1736, ein würdiger Baukünſtler — Franz Carabelli, geb. 1737, ein Bildhauer, der ſich zu Mayland aufhält — Johannes Kölla, geb. zu Stäfa, im Kanton Zürich, 1740, der Sohn eines Bauern, der durch Genie, Uebung und Bildung des Verf. ein ſehr glücklicher Mahler in Gegenſtänden aus dem niedern und häuslichen Leben geworden iſt — Joh. Heinrich Wüeſt, gleichfalls ein Zürcher, und 1741 gebohren, ein Landſchaftmahler, der ſich in der Niederländiſchen Schule gebildet hat — Dominikus Pozzi, gebohren 1744, ein Hiſtorien- und Bildnißmahler, der beſonders zu Mannheim verſchiedne ſchöne Arbeiten verfertigt hat — Siegmund Freudenberger, geb. zu Bern 1745, ein einſichtsvoller Mahler, der ſich zu Paris bildete, wohin er auch wieder zurück zu gehen denkt — Johann Ulrich Samſon, geb. zu Baſel 1729, ein ungemein geſchickter Stempelſchneider — Chriſtian Gottlieb Geißler, geb. 1729.

Zeichs

Zeichner und Kupferstecher, der das grosse botanische Werk, welches man von Joh. Geßner in Zürich zu erwarten hat, in Kupfer radierte — Ludwig Pfiffer von Lucern, Herr zu Wyer, Ritter vom Ludwigsorden und Generallieutenant in französischen Diensten, geb. 1715, beschäftigt sich schon seit mehrern Jahren mit der Arbeit, die ganze Schweiz nach dem geometrischen Maaßstabe in erhabener Arbeit von Wachs vorzustellen, und hat davon schon bey nahe die Hälfte mit erstaunlicher Mühe und Genauigkeit vollendet — Joseph Anton und Joseph Benedikt Curiger, jener 1750 gebohren, und ein geschickter Zeichner und Possirer; dieser geb. 1754, verspricht einen grossen Bildhauer.

Den Schluß dieses Bandes macht eine kleine Zugabe von einigen Schweizerkünstlern, und ein Brief eines jungen Künstlers, Werdmüllers, an den Verfasser, der gleichfalls von hoffnungsvollen Genies dieses Landes einige Nachrichten enthält. Dz.

6) Weltweisheit.

Urbegriffe von der Beschaffenheit, dem Ursprunge und Endzwecke der Natur. 1776. 8. Berlin, bey Himburg. 15 Bogen.

Die Einleitung fängt mit folgenden Worten an: „Dem „feinen Gefühl, welches aufgeklärte Menschen von den „Dingen der Natur haben, und der Fähigkeit, vieles auf „einmal zu übersehen, ohne an etwas von allen diesem „durch unumgänglich zu befriedigende Bedürfnisse gebun„den zu seyn, haben wir es zu danken, daß uns die Natur „eine Werkstatt ist, wo wir Geräthschaften und Zubereitungen zur Hervorbringung des grossen Naturwerks wirken sehen, und dadurch Plan und Endzwecke desselben errathen können.„

„Wenn die Menschen hier gesehen haben, daß sie, obgleich vor allen andern Produkten der Natur mit vorzüglichen Eigenschaften ausgerüstet, dennoch mit den unscheinbarsten Steinen aus einerley Werkstatt kommen, „wenn sie ferner ihre grosse Abhänglichkeit von solchen Naturkörpern wahrnehmen, die ihnen doch im Range und Würde „so weit nachstehen, und wenn sie endlich nichts sehen, wo-

„her alle diese Materialien ihren Ursprung nehmen, und „welches die verborgene Kraft sey, durch welche ihnen die „Gesetze ihrer Ordnung vorgeschrieben worden, so ist es „kein Wunder, daß sie um so viel mehr Bemühung anwenden, Grund, Ursach, Zusammenhang, Beziehung und „Absicht von allen diesem zu finden, je mehr die Neugierde „mit den Kenntnissen wächst, und je mehr man einsehen „lernt, daß die Kette der Natur aus unendlichen kleinen „Gliedern besteht, die alle zum Halt des Ganzen beytragen, und wo sich auch die entferntesten auf eine unwandelbare Art auf einander beziehen.„

Perioden von dieser Art sind wenigstens wortreich. Sie bedürfen aber einer Zergliederung, wenn man sehen will, was der Verfasser eigentlich damit hat sagen wollen, oder ob es einen Verstand hat. So z. E. wird in der ersten Periode eines grossen Naturwerks gedacht. Was es ist, muß erst errathen werden. Es heißt ferner, man sehe eine Zubereitung wirken. Dieses ist sehr uneigentlich ausgedrückt. Eben so uneigentlich wird von Sachen geredet, daß sie wirken. Ferner werden wir darinn belehrt, wem wir die Kenntnis dieser so besondern Wirkungsarten zu verdanken haben. Wir hätten auf diese Frage uns sogleich der Bemühungen der Naturforscher erinnert. Der Verfasser aber achtet es dienlicher, auf das feine Gefühl aufgeklärter Menschen von den Dingen der Natur Rücksicht zu nehmen. Dieß sind also nicht Naturforscher, sondern Naturfühler, oder es müßte in dem Wort aufgeklärt etwas sich aufs Forschen beziehendes verborgen liegen. Der Verfasser läßt es auch bey dem Gefühle nicht bewenden. Er fügt noch die Fähigkeit bey, vieles auf einmal zu übersehen. Auch dieses kann ohne eigentliches Forschen statt finden. Und doch kömmt man ohne Forschen nicht weit. Der Verfasser findet aber nöthig, uns zu erinnern, daß dieses viel auf einmal sehen wenig helfen würde, wenn wir an etwas davon durch unumgänglich zu befriedigende Bedürfnisse gebunden wären. Ob wir nun ungebunden sind, oder ob unser viel auf einmal sehen sich bey Hunger und Durst nicht allzugern auf die Begriffe von Essen und Trinken einschränket, darüber erklärt sich der Verfasser nicht. Jedoch gesetzt, wir könnten seine erste Periode durchaus entziffern, und genau angeben, was er ganz, zum Theil zerstückt, unnöthiger Weise ꝛc. darinn gesagt hat, oder hat sagen wollen, so würde eben diese Arbeit bey

der

der zweyten und den folgenden Perioden wieder anfangen, und zuletzt würden wir finden, daß es sich der Mühe nicht gelohnt habe. Das Buch selbst ist ein Gemische von Cosmologie, Theologie, abstracter Physik, Psychologie ꝛc. Es fängt bey folgender Erklärung an.

„Dasjenige All, welches uns umgiebt, und wovon wir, „wenn es sich unsern Sinnen darbietet, jederzeit Eindrücke „erhalten, die eine Vorstellung in uns erregen, nach welcher wir uns diese Eindrücke durch Hülfe der Vergleichung aus der Empfindung absondern und denkbar machen, nennen wir Natur.„

Also wir selbst gehören nicht zur Natur? Oder da diese Erklärung eben so gut auf das Wort Welt passet, sind wir von der Welt auch ausgeschlossen? Ist Natur nur so fern Natur, oder die Welt nur so fern Welt, als wir Eindrücke davon erhalten? Was will das sagen, einen Eindruck aus der Empfindung absondern? Und wenn es so viel heissen soll, als auf einen Theil der Empfindung vorzüglicher acht haben, ist es dann wahr, daß immer eine Vergleichung mit zu Hülfe genommen werden muß?

Nach einer so mißlichen Erklärung folgen Sätze von nicht besserm Schrote. S. 28. Die Natur besteht aus Theilen, die wir Körper nennen. Besser und richtiger: In der Natur kommen Körper vor. S. 30. Die Wirkungen der Naturkörper auf einander nennen wir Bewegungen. Hier fragt es sich: 1) giebt es ausser den Naturkörpern noch andere Körper in der Welt? Und gesetzt, daß man durch diese andere Körper Kunstkörper verstehen wolle, ist es dann 2) wahr, daß alle Wirkungen der Körper Bewegungen sind? Ist z. E. blosser Druck, Ruhe, Gleichgewicht, auch Bewegung? S. 32. So fern Körper einen Raum einnehmen, nennt man sie Materie. Wir dächten, Materie sey das, woraus Körper formirt werden. S. 36. Bey der mechanischen oder maschinenmäßigen Zusammensetzung findet zwar eine bestimmte Lage, aber sehr wo nicht ganz gleichartiger Theile statt, dahingegen bey organischen der Grad der Zusammensetzung jederzeit mit demjenigen der Mischung in gleichem Verhältnisse und beyde in abhängender Beziehung stehen, so daß die Erscheinungen eines organischen Körpers ihren Grund nicht nur in der bestimmten Lage der gleichartigen, sondern auch in der besondern Zusammensetzung der ungleichartigen Theile haben. Etwas klärer heißt es S. 38. Daß

wir

wir die Körper nur alsdann organisch nennen, wenn sich in festen Röhren flüßige Körper bewegen. Warum aber nicht lieber gesagt: daß organisirt von organon herkomme, daß dieses Wort ein Instrument, ein Werkzeug bedeute, daß man an Menschen und Thieren fürnehmlich die Sinnen als Werkzeuge der Empfindungen angesehen, und sie daher organa sensoria genennt habe, und daß sie dann überhaupt die mit Empfindungs- und Wachsthumswerkzeugen begabte Körper organisirte Körper genennt worden, daß man aber da, wo das Thierreich an das Steinreich grenzet, die Grenzlinie nicht immer genau bemerken könne, endlich daß es auch nicht so ganz leicht sey, zu bestimmen, wiefern die Organisation der Thiere weiter reicht, als die von den Pflanzen, und zwar wiederum da, wo beyde an einander grenzen, oder sich in einander verlieren. Mehr als dieses sagt der Verfasser mit zehnmal mehr Worten doch nicht. Eben so bleibt er auch bey der Bewegung zurücke. S. 41. Wenn das Daseyn einer bloß einfachen Materie möglich ist, so ist die Bewegung der Materie nicht wesentlich — aber wenn uns alles belehrt, daß auch das geringfügigste Stäubgen in der Natur seine eigentliche Kraft besitzet, wenn es uns so gar schwer und fast unmöglich fallen würde, sich die Materie, auch die einfachste, ohne alle Kraft zu denken ꝛc. Mit Sätzen von dieser Art reicht man nicht weit. Denn ob die Kraft dem Stäubgen eigenthümlich sey, darüber wird eben gestritten, und die Materie sieht man sehr gewöhnlich als eine an sich todte unwirksame Masse an, die durch Kräfte belebt werden muß, so wie sie ohne Zuthun einer Kraft weder Form erhält, noch Körper wird. Jedoch wir brechen ab, und räumen übrigens ein, daß der Verfasser ein Werk hat schreiben wollen, welches wir in der That noch nicht haben, welches er aber auch nicht geliefert hat. Wenn er die Natur nehmen wollte, so wie sie ist, so hätte er ungleich mehrere Erfahrungssätze zum Grunde legen, zugleich aber auch, wie weit sie sich erstrecken, genau bestimmen müssen. Wollte er aber die Natur untersuchen, wiefern sie auch anders gedenkbar ist, so würden ihm Grundsätze von ganz anderer Art nothwendig gewesen seyn, und auch die Erfahrungssätze hätten anders müssen gebraucht werden.

Sw.

J. G.

J. G. Darjes Weg zur Wahrheit, auf Verlangen überseßt, mit Anmerkungen und Beyträgen begleitet. Frankfurt an der Oder, bey Strauß, 1776. 24 Bog. 8.

Dieses bereits 1754. umgeschmolzene Lehrbuch erscheint nunmehr in deutscher Sprache, und kan daher den von ihm zu erwartenden Nutzen für Anfänger auf eine ausgebreitetere Art stiften. Es ist bekannt, daß der Verfasser mit unter den ersten war, die dem Deutlichmachen der Begriffe und daher auch der Definirsucht ein Ziel sezten, und daß er sich besonders Mühe gegeben, abstracte Begriffe durch richtige Bestimmungsmethoden in niedrigere und eben daher auch brauchbare Begriffe zu verwandeln. Wolf war unstreitig in der Theorie der Eintheilungen zu unvollständig, da er es blos bey dem, was er von Gattungen und Arten sagt, bewenden läßt.

B. L. Tralles Gedanken über das Daseyn, die Immaterialität und Unsterblichkeit der menschlichen Seele, in einer freyen Uebersetzung aus dem lateinischen von dem Verfasser selbst. Breslau, bey Löwe, 1776. 15½ Bog. 8.

Die lateinische Urschrift ist in der allg. d. B. bereits umständlich angezeigt. Daß ein Verfasser, wie Hr. Tr. sich selbst übersetzen könne, daran ist kein Zweifel. Er hat auch über dieß das Recht, mit dem Texte, als mit seinem Eigenthum, nach Belieben zu verfahren, und verdient vollkommen Beyfall, wenn er das, was er anfangs auf lateín gesagt hat, in der Uebersetzung auf deutsch sagt, und daher das Deutsche nicht nach dem Lateinischen, sondern jenes, so wie dieses, nach den Gedanken selbst einrichtet.

Chr. G. Schütz Einleitung in die speculative Philosophie oder Metaphysik. Lemgo, in der Mayerschen Buchhandlung, 1776. 20½ Bog. 8.

Nach dem Vorberichte ist der Mensch unmittelbar selbst der Gegenstand der Philosophie. Da er nun eben so auch

auch der Gegenstand der Geschichte und der Mathematik seyn kan, so wird die nähere Bestimmung beygefügt, daß der Philosoph nicht blos beobachtet, nicht Quantitäten misset, sondern Beschaffenheiten, Ursachen und Wirkungen, Gründe und Folgen untersucht. Denn der Unterschied zwischen historisch-philosophisch- und mathematischer Kenntniß muß beybehalten werden. Es ist nun aber der Mensch auch ein Gegenstand der Medicin. Daher wird noch beygefügt, daß eigentlich die Betrachtung des menschlichen Geistes die Hauptquelle der speculativen Philosophie sey. Bisher hatte man diese Betrachtung Psychologie oder Pneumatologie genennt, weil man glaubte, es gehe ganz wol an, daß man die Dinge überhaupt und die Dinge in der Welt an sich, in denen Verhältnissen, so sie unter sich haben, und ohne die besondern Beziehungen auf den Menschen, betrachten könne, wenn auch gleich diese besondern Beziehungen an und für sich erwogen zu werden verdienen. Herr S. nimmt nun diese zum Hauptaugenmerk, und schaltet die Ontologie, Theologie und Cosmologie da ein, wo es ihm am schicklichsten zu seyn deucht. Die Hauptheile bey ihm sind. 1. Die Natur des Menschen. 2. Die Zustände des einzeln Menschen. 3. Der Mensch in Gesellschaft mit andern. 4. Der Mensch in Vergleichung mit den Thieren. 5. Der Mensch im Verhältnisse gegen andere Geister, und besonders gegen Gott. Hr. S. trägt auch das Seine mit bey, den physischen Einfluß zwischen Seele und Leib, unter der Bedingung einer vernünftigern Erklärung, wieder in Aufnahme zu bringen. Wir sehen auch mit Vergnügen, daß er die Mendelsohnsche und Kauntsche Versuche eines Beweises vom Daseyn Gottes in sein Lehrbuch eingetragen, auch in der Lehre von den Thieren des Reimarus Schriften gut genuzt hat. Die Meinungen der Alten von den Grundursachen der Dinge werden aus dem Battrux in einem Anhange beygefügt, und zum Beschlusse ein ziemlich vollständiges Verzeichniß metaphysischer Schriften mitgetheilt, das nach den besondern Theilen und Gegenständen geordnet ist.

7) Mathematik.

J. P. Süßmilch göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechtes, aus der Geburt,

Geburt, dem Tode und der Fortpflanzung deſſelben erwieſen. Zweyter Theil der vierten Auflage. Berlin, im Buchladen der Realſchule, 1775. 37 Bogen, nebſt 5½ Bogen Tabellen. 8.

Das Regiſter iſt für den dritten Theil aufbehalten, welcher Zuſätze zu Süßmilchs Werk enthalten ſoll. Mehr iſt von dieſem ſehr bekannten Buche hier nicht nöthig anzuzeigen.

Sw.

J. Prieſtley Geſchichte und gegenwärtiger Zuſtand der Optic, vorzüglich in Abſicht auf den phyſikaliſchen Theil dieſer Wiſſenſchaft. Aus dem Engliſchen überſezt und mit Anmerkungen und Zuſätzen begleitet von G. S. Klügel. II. Theil. Leipzig, bey Junius, 1776. 41 Bogen 7 Kupferbl. 4.

Prieſtley gab ſein Werk eigentlich unter dem Titel: Geſchichte und gegenwärtiger Zuſtand unſerer Entdeckungen, das Sehen, das Licht und die Farben betreffend, heraus. In dieſem zweyten Theile kömmt nur eine Periode und zwar die, ſo auf Newton folgt, und biß auf die jetzige Zeit geht, vor. Sie hätte in mehrere getheilt werden können. Vermuthlich ſchien es aber zu mißlich zu ſeyn, die Theilung ſchon dermalen vorzunehmen. Auch geht, im Grunde betrachtet, eine Periode nur alsdann zu Ende, wenn die Geſchäftigkeit wieder anfängt nachzulaſſen, und ſo viel als ganz aufzuhören. Auf dieſe Art gedenken wir uns im erſten Theile die Periode der Griechen und der Araber. Ein ſolches Nachlaſſen und Aufhören der Beſchäftigungen in der Optik hat nun ſeit Newtons Zeiten nicht ſtatt gefunden, die Geſchäftigkeit aber iſt deſſen unerachtet durch verſchiedene Vorfälle dergeſtalt von Zeit zu Zeit aufs neue rege gemacht worden, daß man die Zeiten, da es geſchahe, allerdings als Anfänge neuer Perioden anſehen kann. Die Dioptrik z. E. zählt unſtreitig ſeit den Dollondſchen Fernröhren eine neue Periode, wenn auch ſchon die nähere Veranlaſſung dazu in den vorhergehenden Perioden zu ſuchen iſt. Die Folgen davon waren in der Ausübung wichtig, und breiteten ſich in der Theorie ſehr weit aus. Bouguer

guer und vorzüglich Lambert haben ebenfalls erst nach Newton die Optic mit einem so viel als ganz neuen Theile bereichert, wovon man biß dahin nur einzelne Stücke und unvollständige Grundsätze hatte. Es scheint aber Priestley die Lambertsche Photometrie nur den Namen nach gekannt zu haben. Denn die ausführliche Anzeige, welche hier in der Uebersetzung vorkömmt, haben wir ganz Herrn K. zu danken. Eben so holet Hr. K. reichlich nach, was seit Newtons Zeiten in Absicht auf die methodische und demonstrative Farbenmischung von Mayer, Schäfer, Schiffermüller, Lambert, Lichtenberg und Erxleben geleistet worden. Eine eben gar nicht unbeträchtliche Bereicherung der Optik mit den den körperlichen Farben ihrer Mischung und Stärke eigenen Grundsätzen und Rechnungen, die in mehrern praktischen Künsten von Wichtigkeit werden kan. In Ansehung der allgemeinen analytischen Formeln, womit Clairaut, d'Alembert und vorzüglich Euler die Dioptrik bereichert haben, ist Pr. ebenfalls sehr kurz, und dieses sticht deste mehr ab, da er von Newton auch die unbedeutendste Gedanken zusammensuchet, um wenigstens auch nur einige Tropfen Quintessenz herauszupressen. Es ist übrigens auch nicht leicht, von so weitläuftigen Rechnungen einen kurzen und doch deutlichen Auszug zu geben. Hr. K. unterläßt es indessen in seinen Zusätzen doch nicht ganz, sondern giebt wenigstens so viel davon an, daß man deutlich sehen kan, wie von da an der Weg für sich schon weiter führt. Eben dieses thut Hr. K. auch, und noch ausführlicher in Absicht auf die Theorie der Dollondschen Ferngläser. Ueberhaupt schließt Pr. selten ein Capitel, wo Hr. K. nicht mehrere erhebliche Zusätze liefert, so daß wir dem Verfasser ein angenehmes und brauchbares Werk, dem Uebersetzer eben das Werk mit ungleich mehrerer Vollständigkeit zu danken haben, zumal da er auch das erst während dem Abdrucke bekannt gewordene, noch mitnimmt, und es sich zur Regel macht, daß selbst auch geringere Beyträge zusammen eine Summe machen, und oft erst in den Folgen wichtig werden. Das Tros fuat an Rutulus etc. beobachtet Hr. K. nach aller Strenge, zu nicht geringem Vortheile der Wissenschaft und Erkenntniß. D.

Practische Abhandlung von den Gränzzeichen, sammt einer geometrischen Unterweisung ꝛc. von P. J. B. Rüp-

B. Roppelt, Benedictiner zu Kloſter Banz. Coburg, bey Ahl, 1775. 6 Bogen in 8. mit 7 Kupf.

Dieſe Bogen ſind zum Unterrichte der zur Setzung der Marksteine verpflichteten Perſonen aufgeſetzet, und können dazu ganz dienlich ſeyn. Aber die Unterſuchung über die Aegyptiſchen, Jüdiſchen und Römiſchen Alterthümer der Marksteine war zu dieſer Abſicht überflüſſig. Es ſind mehrmals ſolche Ausſchweifungen in dem Büchelchen, als der aus Wilke eingerückte Beweis, daß auf einer ſchiefliegenden Fläche nicht mehr Holz oder Getreide wachſen könne, als auf einer horizontalen, die mit jener denſelben Grund bedecket. Einen ziemlichen Raum nimmt die Geometrie des Märkers ein, die auch kürzer gefaſſet werden konnte. Der Verf. glaubt, es ſey gut, daß die Märker einige Wiſſenſchaft vom Feldmeſſen haben, damit man bey unerheblichen Streitigkeiten nicht gleich nöthig habe, Feldmeſſer mit Unkoſten kommen zu laſſen, ſondern ſolche Kleinigkeiten von der Gerichtsobrigkeit mit Zuziehung der Markverſtändigen allein können beygeleget werden. Es iſt zwar gut, daß auch die Märker ein Stück Land überſchlagen können; eigentlich kömmt es aber nicht ſolchen geringen Leuten, ſondern der Obrigkeit zu, die immer Gelegenheit genug gehabt hat, von der Geometrie etwas zu lernen, ihren Untergebenen in dieſem Stücke Erleichterungen zu verſchaffen. Das Uebrige in dieſem Buche betrift die Eintheilung der Marksteine, die Perſonen der Märker ſelbſt, die Setzung, Bezeichnung und Erhaltung der Marksteine.

Jl.

Anfangsgründe der Mathematik, zum Gebrauch der mathematiſchen Schule des kaiſerlichen königl. Artilleriecorps. Erſter Theil. Die Rechenkunſt und Algebra. Verfaßt von Leopold Unterberger, Hauptmann und öffentlichen Lehrer der Meßkunſt bey dem kaiſerlichen königl. Artilleriecorps. Wien, bey Joh. Thomas Edl. v. Trattnern, kaiſerl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern, 1774. gr. 8.

Von einem mathematischen Lehrbuch für Militairperso-nen fordert der Verf. 1) Daß darinnen vorzüglich nur diejenigen mathematischen Lehren vorgetragen seyn sol-len, welche in der Kriegswissenschaft überhaupt, und be-sonders in der Artillerie einen nähern und unmittelbaren Einfluß haben. 2) Muß darinnen das Hauptaugenmerk auf die Ausübung gerichtet werden, folglich die Ausfüh-rung practischer Materien sehr vollständig seyn. 3) Darf es eben nicht alle mathematische Lehren, die in der Artiller-rie und Kriegskunst brauchbar seyn können, enthalten: Es ist genug, wenn es nur die ersten, einfachsten und unent-behrlichsten derselben in sich faßt. 4) Muß der Vortrag zwar deutlich, bestimmt, der Schärfe und Bündigkeit der Beweise und Begriffe angemessen, aber zugleich kurz, un-geschmückt und von allen äusserlichen Zierathen entblößt seyn. Diese Eigenschaften findet der V. bey den bekannten Lehr-büchern nicht, und dahero ist er bewogen worden, gegen-wärtiges Werk abzufassen, und es nach diesen Plan einzu-richten. Es soll aus vier Theilen bestehen, davon der ge-genwärtige erste die Rechenkunst und Algebra enthält. Der 2te soll die theoretische und practische Geometrie und Tri-gonometrie, der dritte die mathematischen Wissenschaften, und endlich der vierte, die Gründe der Vestungsbaukunst und des Angriffs und der Vertheidigung der Vestungen ent-halten.

Der Hr. V. fängt damit an, daß er in der Einleitung einige in der Meßkunst vorkommende allgemeine Begriffe erklärt, den Unterschied zwischen der reinen und angewand-ten Meßkunst bestimmt, und die besondern Wissenschaften herzählt, die zu der einen und der andern gehören. Hier-auf schreitet er zur Rechenkunst, und erklärt alles, was dar-innen gehört. Die Algebra, oder vielmehr die ersten Gründe davon, mischt er mit darunter, und verbindet die in der Arithmetik vorkommende Lehren sogleich mit ähnli-chen aus der Algebra, und diese Vermischung scheint in Rücksicht auf Anfänger, besonders auf Anfänger, die gern etwas lernen wollen, ohne dabey den Kopf zu sehr anzu-strengen, wie dieß gemeiniglich der Fall mit jungen Sol-daten ist, beynahe nothwendig zu seyn. In der Algebra geht er nicht weiter, als bis zur Auflösung der Gleichungen vom ersten und zweytem Grade, und erläutert das, was er vor-trägt, durch wohlgewählte und besonders in die Artillerie einschlagende Beyspiele. Dergleichen gelehrte, tiefsinnige

und

und die Stärke eines Algebristen zu bestimmen fähig seyende Aufgaben aber, als: Ein Schlachter soll 100 Stück Vieh von dreyerley Gattung, nemlich Kühe, Schweine und Schaafe, für 100 rthlr. einkaufen; die Kuh soll 10 rthlr., das Schwein 3 rthlr., und das Schaaf 1/2 rthlr. gelten; wie viel wird er also Kühe, Schweine und Schaafe kaufen müssen? und ähnliche sind, findet der geneigte Leser nicht. Die Lehre von den Progressionen giebt dem Verfasser Gelegenheit, die Berechnung der Kugelhaufen vorzutragen, welches für einen Artilleristen nothwendig ist. Die Lehre von den Logarithmen, nebst einigen Beyspielen über den Gebrauch derselben, machen den Beschluß.

Q.

Johann Andreas von Segner, Sr. Königl. Preuß. Maj. geh. Raths, ersten Lehrers der Mathematik und Naturlehre bey der Königl. Friedrichsuniversität, Mitgliedes der Kaiserl. Academie zu Petersburg, der Königl. Societät zu London, und der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin, Astronomische Vorlesungen Eine deutliche Anweisung zur gründlichen Kenntniß des Himmels. Erster Theil. Halle, im Verlage Johann Jacob Curts, 1775. (2 Alphab. 7 Bogen Text, 9 Kupfertafeln in 4.; nebst des H Verf. sehr wohl getroffenem und vom Bause vortrefflich gestochenem Portraite.)

Die tiefen Einsichten des H. Verf. in die Natur- und Meßkunde, und dessen ausnehmende Deutlichkeit im Vortrag der schwersten Lehren, sind so weltkundig, daß sie unsers Anpreisens nicht bedürfen, wozu uns sonst das gegenwärtige Werk, wodurch sich der Hr. geh. Rath die Liebhaber der Mathematik aufs neue verpflichtet, die schönste Gelegenheit an die Hand gäbe. Wir begnügen uns also, bloß den Innhalt und die Einrichtung überhaupt anzuzeigen, und zwar mehrentheils mit des Hrn. Verf. eigenen Worten.

Die Absicht ist nicht gewesen, die herrlichen Schriften dieser Art, welche wir in einer nicht geringen Anzahl besi-

ten, zu übertreffen, sondern nur diejenigen, so dieses Buch mit Aufmerksamkeit lesen, zu einer höhern, aus jenen vollkommnern Werken zu schöpfenden, Erkenntniß vorzubereiten; es müßte denn seyn, daß einige unter ihnen mit gegenwärtiger Einleitung zufrieden seyn wollten, ohne nach der weitausgedehnten Erkenntniß und mannigfaltigen Geschicklichkeit zu streben, die einen eigentlichen Himmelsforscher ausmachen. Aus der Ursache ist die umständliche Anweisung zu Berechnung der Begebenheiten fast durchaus weg geblieben, und nur die Gründe dieser Rechnungen vorgetragen worden. An vielen Stellen werden statt derselben geometrische Zeichnungen gebraucht, welche oft hinlänglich, und immer leichter zu übersehen sind, als eine Rechnung. Der Abgang einer etwas vollständigen Beschreibung der Werkzeuge kan durch die Besuchung eines mit auserlesener Geräthschaft versehenen Beobachtungsplatzes ohne große Mühe ersetzt werden. Der Hr. Verf. versichert, er würde den Göttingischen zu dieser Absicht vorschlagen, wenn nicht der Bau desselben fast gänzlich sein Werk wäre. Wir finden diese Bedenklichkeit allzu weit getrieben. Zumal da wir wissen, daß zwar die Einrichtung des Gebäudes vom H. v. Segner herrühret; aber beynahe alle Werkzeuge, wenigstens die hauptsächlichsten, mit denen diese Sternwarte pranget, und deren Anzahl noch seit kurzem ansehnlich vermehret worden ist, erst nach der Hand hinzugekommen sind.

In Ansehung des Vortrages drückt sich der Hr. Verf. so aus: Freylich mußte ich so viele Kenntniß der Geometrie, der Trigonometrie und Analytik voraussetzen, als bey unsern angehenden Gelehrten selten genug angetroffen wird; allein darwider ist kein Mittel. Was von mir geschehen konnte, habe ich gethan, indem ich mich fast bis zu den ersten Grundsätzen erniedriget; wovon unter andern der ganze erste Abschnitt zur Probe dienen kan, worinn die beträchtlichsten Eigenschaften der Ellipsen, ihre Theilung, sammt einigen andern geometrischen Sätzen vorausgesendet werden. Bey den Lehren, die der H. Verf. aus andern Büchern genommen, hat er sich vornemlich der neuesten und besten der Herren de la Lande und la Caille bedienet; doch so, daß er, wie jedermann ohnehin vermuthet, diese Lehren erst selbst durchgedacht, und alsdenn nach der kürzesten und deutlichsten Art des Ausdruckes geforscht hat. Unter dem, was von ihm selbst herrühret, gedenkt er des Entwurfs eines

des Durchganges der Venus oder des Mercurs durch die Sonne, als des vornehmſten Zuſatzes, und wünſcht, das Urtheil einſichtsvoller Männer darüber zu erfahren. Dieſer Entwurf dienet, auf eine, unſern geringen Einſichten nach, ſehr ſinnreiche und einfache Art, nebſt andern bey dieſer Begebenheit vorkommenden Umſtänden, die beyden Hauptfragen zu erörtern: Welche Stellen des Erdbodens ſehen, in einerley gegebenem Zeitpuncte, die äuſſere Berührung zugleich, den Durchgang des Mittelpuncts, die innere Berührung, bey dem Eintritt, bey dem Austritte zugleich? und umgekehrt: in welchem Zeitpuncte hat eine gegebene Stelle des Erdbodens dieſe oder jene der obigen Erſcheinungen? Bloß durch die parallele Bewegung eines Lineals, über einem Zirkel, der die erleuchtete Hälfte der Erde vorſtellet, findet man den orthographiſchen Entwurf aller ſolcher zuſammengehörender Stellen. Alsdenn muß man mit Zuziehung einer gehörig geſetzten Erdkugel erforſchen, was für Oerter, im Zeitpuncte der Beobachtung, auf dieſem Zirkel zu liegen kommen. Allenfalls könnte man ſtatt jenes Entwurfes ſogleich die Erdkugel gebrauchen, und anſtatt des Lineals einen halben gröſten Zirkel parallel über ſie hinbewegen, oder auch den Schatten eines parallel bewegten Fadens u. ſ. f. Wir ſtellen uns, beſonders bey der umgekehrten Aufgabe, einige Bequemlichkeit von einer ſolchen Einrichtung vor. Ein Paar kleine Verſehen wollen wir noch anzeigen, die zwar an der Sache ſelbſt nichts ändern, aber dem Anfänger hinderlich ſeyn könnten. Seite 407. §. 688. bald zu Anfang, ſind 51 Grade und 50 Grade mit einander verwechſelt worden. In der 131. Figur aber ſind die Winkel GTA und gTB, ITA und iTB, LTA und ITB nicht einander gleich gemacht, wie es doch ſeyn ſollte, ſondern als Complemente von einander gezeichnet worden; ſo daß die gleichnahmige Linien LM, lM u. ſ. f. ſich recht winkelig durchſchneiden. Es liegt die Schuld an den Linien gh, ik, lm, und iſt vermuthlich daher entſtanden, daß in der Geſchwindigkeit die lm mit der HC der 130. Figur parallel gezogen worden, da ſie es doch mit dem Tangenten bey F ſeyn ſollte. Dadurch ſind auch die PQ und XY in eine unrechte Lage gekommen, und jene giebt alſo die Stellen des Erdbodens falſch an, welche in dem zum Beyſpiel genommenen Zeitpuncte (9 U. 26 M.) den Ausgang der Venus zugleich ſehen.

Dieser erste Theil bestehet aus eilf Abschnitten, deren Innhalt ist: Grundsätze aus der Geometrie; erste Eintheilung des Sternhimmels; zweyte Eintheilung des Sternhimmels; Gestalt und Größe der Erde, Refraction, Parallaxe; Fläche der Sonnenbahn; von dem Tage und dessen Theilen; Eintheilung der Oberfläche der Erde; von dem Monate, dem Monde, dessen Schatten und dem Schatten der Erde; von den Mondfinsternissen; von den Sonnenfinsternissen; von Bedeckungen, die keine eigentliche Finsterniß geben. Der zweyte Theil wird bald nachfolgen, und die Ursachen der Erscheinungen aufklären, welche in dem gegenwärtigen beschrieben sind. Beyde Theile werden die Absicht, die der Hr. geh. Rath bey dieser Arbeit gehabt hat, erfüllen.

Pi.

Gründliche Nachricht von dem Bauwesen in Franken, mit Ueberschlägen und Rissen; deßgleichen einer richtigen Taxordnung aller Handwerksleute bis auf den Taglöhner, wie auch einer ausführlichen Nachricht von denen im Hochfürstl. Bayreuthischen Landen befindlichen Hammerwerken, Vitriol- Alaun und Laborirhütten, wie das Eisen, Stahl, schwarz- und weiße Blechwaaren, Vitriol und Alaun in billigsten Preißen von erster Hand zu bekommen sind. Mit Kupfern. Schwabach, gedruckt und verlegt von Johann Gottlieb Mitzler, Hochfürstl. privil. Buchdrucker, 1774. (7 Bogen in 4.; nebst 4 Kupfertafeln.)

Wie wir S. 2 sehen, so ist es eigentlich der Anhang zu einem Haushaltungs- und Wirthschaftskalender: ein nützlicher Anhang, der es wohl verdienet, den Calender zu überleben. Er bestehet aus einem Extract Hochfürstlichen Ausschreibens in Bausachen, und aus zweyen Abschnitten. Der erste Abschnitt handelt von den Materialien und deren Tax oder beyläufigen Preiß. Der zweyte Abschnitt beschreibt die Arbeitslohne. Beyde nach alphabetischer Ordnung. Es wäre etwas sehr brauchbares, wenn

wir

wir ähnliche Preißtabellen von mehrern Gegenden Deutschlands hätten. Auch müßten sie von Zeit zu Zeit geändert werden, und dazu schickten sich die Calender vortrefflich. Manche Artikel in diesen Preißregistern sind sehr ausführlich, z. B. die Schlosserstaxe, die Schmidtstaxe; auch kommen allein 33 Gattungen von Nägeln vor, die aber freylich nicht alle bey dem Bauen gebraucht werden. Der Innhalt des Ausschreibens ist ein nachahmungswürdiges Beyspiel landesväterlicher Aufmerksamkeit auf den Wohlstand und Unterricht besonders des gemeinen Mannes, der ihn am meisten braucht, und am schwersten findet. Dieser Unterricht bestehet erstlich in 40 Generalanmerkungen, welche bey Erbauung Häuser, Städel oder Scheuren zu beobachten. Dem guten Rath ist hin und wieder durch die clausulam pœnalem ein besserer Nachdruck gegeben, und es werden die Handwerksleute von den Aemtern zu dessen Befolgung angehalten. Z. B. der Zimmermann darf bey Strafe keinen Bau aufrichten, bis vorher der Grund völlig herausgemauert ist; er darf Säulen und Büge nicht überschneiden, sondern muß die Riegel einlochen, und mit hölzernen Nägeln benageln; die Löcher, wo Stiegen und Schlöthe hinkommen, muß er, bey Strafe, sogleich auf dem Werksatz auswechseln, zu Ersparung des Holzes, damit nicht die Gebälke verschnitten werden dürfen. Der Maurer muß über dem Heerd und Kessel jedesmalen Schlothmäntel von Backsteinen machen, u. s. f. Das Zweyte, was die Bauverordnung enthält, sind Specialanmerkungen, was bey den Landgebäuden, sowol zur Maurer- als Zimmermannsarbeit, an Materialien erforderlich ist. Nemlich bey denen hier in Grundrissen, Aufrissen und Profilen beygefügten Mustern eines Bauerhauses und einer Scheune. Jenes ist 35 F. lang, 27 F. breit, mit einem 8 F. hohen ganz gemauertem Stockwerk, einem Ziegeldache und gewölbtem Keller, und wird auf 551 Gulden 38 Kr. berechnet. Die Scheune ist 46 F. lang, 31 F. breit, 12 F. hoch, aussen herum von Steinen, und kommt 332 Gulden, 45 Kr. zu stehen.

Sp.

W. Bailey Beförderung der Künste, der Manufacturen und der Handelschaft, oder Beschreibun-

gen der nützlichen Maschinen und Modellen, welche (zu London) in dem Saale der zur Aufmunterung der Künste, Manufacturen und Handelschaft errichteten Gesellschaft aufbewahret werden, erläutert durch Abrisse auf 55 Kupferblatten, nebst einer Nachricht von verschiedenen Entdeckungen und Verbesserungen, so die Gesellschaft in dem Feldbaue, den Manufacturen, der Chymie und den schönen Künsten in England, wie auch in den brittanischen Colonien in America gemacht hat. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt von J. K. (Ildefons Kennedy.) München, mit Churfürstl. academischen Schriften.

Ein Quartband von 422 Seiten Text, in großem Format, mit breitem Rande, mit großer Schrift und weitläuftig gedruckt. Vor einigen Jahren ist in London eine Gesellschaft entstanden, die sich vorgesetzt hat, die Aufnahme der Künste, Manufacturen und Handlung durch auszutheilende Ehren- und Geldpreise nachdrücklich zu befördern. Gegenwärtiges Werk enthält nun die Listen der bisher ausgetheilten Preise, und die Zeichnungen sehr vieler Werkzeuge und Maschinen, die der Gesellschaft vorgelegt worden, und auch von solchen, die sie sich angeschafft hat. Diese Zeichnungen sind in Classen getheilt. Den Anfang machen allerhand Arten von Pflügen, als Knowles und Makies Drain- oder Grabenpflug, womit die Furchen zu Wassergräben gezogen werden; ferner ein Pflug mit 6 Schaaren und 6 Messern von Gees, ein Pflug zu drey Furchen, auch ein Trenching- oder Grabenpflug von Duffer, Arduthnots Pflug zu doppelten Furchen, nebst noch mehrern andern Arten von Willey, Ringrose, Clarke ꝛc. Des Hrn. Willey Drillpflug zieht zu gleicher Zeit Furchen, streuet Getraide ein, und deckt es mit Erde zu. Nebst den Pflügen werden auch verschiedene Eggen beschrieben; ferner ein Distelschneider, ein Rübenschneider, ein Stroh- und Spreuschneider, ein Getraideputzer oder Wannmaschine, eine Winddreschmühle, ein Wegmesser oder Odometer, oder wie es hier genennt wird, Perambulator, ein pyramidischer Bienenstock, eine Maschine, den Boden zu ebnen, in Brau-

haut

Bant und Hennegau üblichen Sensen und Stangenhacken. Dieses ist im ersten Buche enthalten. Das zweyte fängt nochmals mit Pflügen an, und liefert die Arten, welche Cultivator genennet werden. Es sind Pflüge zum Urbarmachen unbebaueter oder lange Zeit Brache gelegener Felder. Ferner sind hier noch mehrere Arten Drillpflüge, eine Cydermühle und Cyderpresse, ein Regenschirm für Getraid- Heu- oder Holzhaufen, die man nicht sogleich unter Dach bringen kann, eine Maschine, Bäume mit den Wurzeln auszuziehen, ein Scarificator oder Feldritzer. Das 3te Buch enthält S. 153 — 172 eine Liste von ausgetheilten Preisen. Im 4ten Buche kommen Manufacturwerkzeuge und Maschinen vor. Ein Strumpfweberstuhl, ein Webstuhl, ein welscher Seidenhaspel, noch ein anderer, wo die Seide schief aufzuliegen kömmt. Im 5ten Buche findet sich ein Wollenkämmkessel, einige Spinnräder, auch solche, wo eine Person 6 Faden zugleich spinnt, ein anders, so zugleich spinnt, doppelt und zwirnet, ein anders, so eben das für Wolle thut, eben ein solches für Flachs, Wolle und Baumwolle; noch einige Seidenhaspel, und ein Strumpfwirkerstuhl. Das 6te Buch giebt Listen von ausgetheilten Preisen, unter andern für Papier aus Seiden, für die Kunst, erhabne Figuren auf Papier zu drucken, für marmorirt türkisch Papier, für dickes Hirschleder, für roth- und gelbes Leder nach türkischer Art, für das Ledergerben mit Eichensägspänen, für die Nachahmung der italienischen und marseiller Stickerey auf dem Webstuhle, für Verzinnung des Kupfer- und Messinggeschirres, für Violinsaiten ꝛc. 7tes Buch. Eine Sägemühle, eine Glasschleif- und Poliermühle, ein Kranich zu Hebung der Lasten, des Zürcherschen Künstlers Wirz hydraulisches Wasserrad, eine Schöpfmaschine, der Holländer Verfahren, Platteis- und Stockfische zu fangen, ein Holz und Erdbohrer, ein Spiralbohrer, eine Pumpe, ein Thürangel, eine Winde, des Hales Ventilator, eine Luftreinigungsmaschine in Bergwerken. 8tes Buch. Kurze Nachrichten von Handmühlen, Fluthmühlen, Stahlmühlen, Wassermühlen, nemlich das Wasser empor zu bringen, Windmühlen mit Springfedern, wodurch die schiefe Lage der Flügel nach der Stärke des Windes sich ändert. Noch einige Krane, ein Thürschloß, ein Wagen mit vier Rädern, eine Schiffpumpe, ein Compaß, ein Visirstab, eine Maschine, Radschienen zu schmieden, ein eiserner Ofen, eine Siebmühle, eine Maschine, das Wasser

mittelst seines Abfalles zu heben, eine Spreuschneidmaschine. Das Werk wird mit dem 9ten Buche geschlossen, welches eine Liste von ausgetheilten Prämien enthält. Die Gesellschaft hat vor denjenigen Einrichtungen, die unter dem Namen von Armenanstalten oft nur die Betteley unterhalten, den Vorzug, daß sie auf eine nachdrückliche Art zur Industrie, Fleiß und Arbeitsamkeit aufmuntert, und dadurch sehr wesentliche Vortheile verschaffet. Die vorhin angeführten Maschinen sind nicht alle in Kupfer gestochen, sondern mehrere davon werden nur angeführt, weil den Erfindern oder Verfertigern ein Preis zuerkannt worden. Die Brabanter Sensen, die welschen Seidenhaspel, Wirkzeug, Wasserrad ꝛc. mögen zum Beyspiel dienen, daß es auch in England Leute giebt, die glauben, daß sie von andern Nationen etwas lernen können. Daß man hinwieder um auch von den Engländern verschiedenes lernen kann, das wird man auch nicht in Abrede seyn; und aus diesem Grunde können wir dieser Uebersetzung eine gute Aufnahme versprechen, wiewol diese stärker seyn würde, wenn das Werk auf eine weniger prächtige, und daher ungleich wohlfeilere Art gedruckt wäre. Statt der langen Listen von Preisen würde die blosse Anzeige der ganzen Summe schon genug gewesen seyn.

Unpartheyische Prüfung der Mindenschen Wittwenpflegschaft. 8. Minden, bey Körber, 1775. 2½ Bogen.

Die Wittwencassen sind von der Art, daß die anfänglichen Theilnehmer die Last, so sie selbst tragen müßten, nur allzuleicht auf ihre Nachfolger schieben. Denn in den ersten Jahren sind nur wenige Wittwen. Also hat die Casse nicht nöthig, viel auszuzahlen, folglich achtet man es auch nicht nöthig, viel einzulegen. Inzwischen sterben Ehemänner aus der Gesellschaft weg, die eben, weil man zu wenig von ihnen forderte, zu dem, was künftig in der Casse seyn muß, das Ihrige nicht beygetragen haben. Also müssen es die Nachfolger beytragen, oder die Gesellschaft macht eine förmliche Banqueroute. Die Mindensche Wittwenpflegschaft scheint noch erst angefangen zu haben. Mit 15 Rthlr. Antrittsgeld und 3 Rthlr jährlichen Beytrages soll ein Wittwengehalt von 30 Thaler heraus kommen.

men. Daran fehlt nun, wenn auch Zins auf Zins gerechnet wird, sehr viel, und noch mehr, wenn man mitnimmt, daß die Unkosten, welche die Aufsicht und Besorgung solcher Gesellschaften nach sich ziehen, nicht mit eingerechnet sind. Der Verfasser munteret die Stifter der Mindenschen Wittwenpflegschaft auf, ihren Plan besser einzurichten, und sich etwa auch nach Kennern umzusehen, die die Rechnungen zu machen im Stande sind. Diese Rechnungen brauchen mehr Einsicht, als es anfangs scheint. Das Schlimmste ist, daß ein nach aller Schärfe gemachter Plan zu wenig anlockend ist.

C. Zumkley Matheseos sublimioris Principia. Pars I. Mathesis finitorum, 1774. 8. Münster, bey Perrenon. 10½ Bogen, 3 Kupferbl.

Diese höhere Mathematik fängt bey Newtons Binomialformeln an, nimmt sodann die Quadral- und höhern Gleichungen, die Näherungsmethode und die Kegelschnitte vor, und liefert die Construction der Gleichungen in einem Anhange. Noch wird auch die Cycloide mitgenommen, die Figur derselben aber so nachläßig gezeichnet, daß, wenn gleich die Schüler aus der Erklärung einen deutlichen Begriff erhalten, der klare Begriff, den ihnen die Figur davon giebt, sehr unrichtig wird, weil sie statt der Cycloiden einen Circulbogen sehen, dessen Ende etwas stumpf gebogen sind. Klein Format mit grosser Schrift, daher wenig Text und doch und mehr als 3 Seiten Druckfehler, das ist nicht gut zusammen proportionirt.

D.

---

8) Physik.

J. F. Glasers mit Anmerkungen und Zusätzen erläuterte und verbesserte Preisschrift, wie die Feuerlöschanstalten in den kleinen Städten und auf den Dörfern zu verbessern sind. Leipzig, bey Böhme. 1775. 9¼ B. gr. 8.

Diese

Dieſe von der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen gekrönte Schrift erſchien zuerſt in dem Hannöv. Magazin von 1775, im 44/46 und 54/56ſten Stücke. Die Zuſätze gehen hier von S. 87 bis 148 einbegriffen die Anmerkungen über einige in des Herrn Cammeraſſeſſors Heinemann zu Blankenburg zugleich gekrönten Preisſchrift *) enthaltene Gedanken und Vorſchläge. Die Schrift des Hrn. D. Glaſers geht ſehr ins Einzelne; es iſt aber, wie er ſelbſt in der Vorrede und in den Anmerkungen erinnert, ſeine Meynung nicht, daß eine Feuerordnung mit allen ſeinen beſondern Vorſchriften überladen werden, ſondern daß man ſich das für jeden Ort ſchickliche herausziehen ſolle. Sie verdienet die Aufmerkſamkeit aller, die zur Verfertigung oder Verbeſſerung von Feuerordnungen gebraucht werden. Zuerſt handelt der Verf. von den Mitteln, Feuersbrünſten vorzukommen. Giebelwände, wenn ſie bloß mit Staackholze und Leimen ausgefüllet werden, ſollen von auſſen eines Fingers dicke mit Leimen überzogen werden. Strohdächer ſind abzuſchaffen, oder das Stroh iſt doch vorher in eine Brühe von Leimen und Thon zu tauchen. Zur Bewahrung von innen ſchläget Hr. Dr. Glaſer ſeinen brandabhaltenden Anſtrich vor, ſo wie auch bey den Schindeldächern, welche er von auſſen mit Baumrinden zu belegen, dann mit zäher Erde zu beſchütten und mit Raſenſtücken zu bedecken, anräth. Zur Beſtreichung des Holzes, beſonders im Dachſtuhl, empfiehlt er gleichfalls ſeinen Holzanſtrich. Ferner, wie man wegen der brennbaren Sachen Vorkehrung zu treffen habe. Es würde aber doch wohl vielerley Schwierigkeiten ſetzen, wenn Becker, Metzger, Brauer u. a. ihr Holz und Reiſig an einem gemeinſchaftlichen Orte vor der Stadt hinlegen ſollten. Noch verſchiedene einzelne Vorſichtsregeln, deren Beobachtung aber zum Theil auf den guten Willen der Einwohner ankömmt. Von dem, was bey dem erſten Entſtehen einer Feuersbrunſt zu beobachten, daß es gleich bekannt werde. Niemand ſoll ſich dem Einreiſſen ſeines Hauſes widerſetzen. (dies gehört aber ſchon zu den Anordnungen beym Löſchen) Von Schornſteinen. Handwerker, welche in Holz arbeiten, ſollen des Abends vor dem Anzünden des Lichtes ihre Späne wegthun. (die Ordnung der Vorſchriften iſt nicht zum beſten gemacht) Löſchanſtalten: Fortbringen der Sturmfäſſer und Sprützen; Vorſchriften für die Zimmerleute

*) S. Hannöv. Magazin, 1775, 14, 15, 16 Stück.

leute und Maurer; Feuerlöschgeräthe in jedem Hause und öffentliche. Zu den letztern rechnet Hr. G. ein grobes wergenes Tuch, das mit seiner brandabhaltenden Masse gesteift ist, um Personen, die aus den obern Stockwerken durch einen Sprung sich retten müssen, damit aufzufangen. Widerlegung einiger Vorschläge zum Löschen einer Feuersbrunst. Von der Rettung der Mobilien. Wie die zum Löschen zu gebrauchende Leute anzuordnen sind. Hierüber hätten wir doch mehreres gewünscht. Die Unordnung, da niemand weiß, was er eigentlich zu thun hat, ist das Gefährlichste. Von der Anschaffung des Wassers. Es ist aber doch unvorsichtig, die Sturmfässer und Sprützen mit Pferden bis vor die Brandstelle bringen zu lassen, wie es der Recensent wohl gesehen hat. Von den Vorsichtsregeln, welche wegen der dem Brande nahe gelegenen Häuser zu beobachten sind. Löschung eines brennend gewordenen Schornsteins. Man soll ihn oben bedecken, und von unten hinauf durch Sprützen löschen. Das Schiessen mißbilliget Hr. G., weil es den Schornstein zersprengen könne; ob der Schwefel ein kräftiges Mittel seyn möchte, wisse er nicht, ob es gleich viele angerathen hätten, die es einer dem andern wohl nachgesaget haben möchten. Es sey auch zu versuchen, ob Küchensalz, ins Feuer geworfen, helfen wolle. Auf dem Lande besonders ist Holzasche ins Wasser gemischet zum Löschen sehr dienlich. *) Was nach gelöschtem Brande zu beobachten. In den Anmerkungen empfiehlt Hr. G. zur Beschützung eines Strohdaches vor dem Flugfeuer die Art des Wassermooses, so nicht gerne brennet, (Fontinalis antipyretica Linn.) prüfet auch des Hrn. Oberlandschaftsrendanten Herzberg brandabhaltenden Anstrich. Er vertheidiget auch seine Meynung, daß für jedes Dorf und jede kleine Stadt eine besondere, im Druck bekannt zu machende, Feuerordnung zu veranstalten sey, gegen Hrn. Cammerassessor Heinemann, der nur eine allgemeine Feuerordnung haben will. Es würde aber doch ein gar zu weitläuftiges Unternehmen seyn, für jedes Dorf eine besondere Feuerordnung drucken zu lassen, darüber das ganze Werk ins Stecken gerathen möchte. Da sie nothwendig in vielen Stücken mit einander übereinkommen müssen, so wird für jeden Distrikt eines Landes schon eine einzige Dorffeuerordnung zureichen, worinn auf die wesentlichsten Unterscheidungsstücke

*) Man vergleiche noch Angermanns Vorschläge in seiner Baukunst, S. 258.

ke gesehen werden kann. Das Locale wird nachgetragen, und an jedem Orte von Zeit zu Zeit den Einwohnern bekannt gemacht. Von jedem Brande wird eine umständliche Nachricht aufgesetzt, und an die Obrigkeit des Distrikts eingesandt. So werden sich die Vorschriften immer mehr verbessern lassen.

Jl.

Herrn Sage, Mitglieds der königl. Akademie der Wissenschaften, Anfangsgründe der Mineralogie, nach den Grundsätzen der Probierkunst. Aus dem Französischen. Mit einigen Anmerkungen vermehrt von Nathanael Gottfr. Leske, Prof. der Naturgesch. auf der Univers. zu Leipzig. Leipzig, bey Adam Friedr. Boehme. 1775. 8. 265 S.

Das Mineralreich ist von dem Verf. überhaupt in drey Theile getheilet worden, und nach dieser Ordnung ist auch sein Buch eingerichtet. Der Verf. hat darinn zwar viele neue und ganz sonderbare Meynungen vorgebracht und zusammen verkettet; aber die Grundsätze der Probierkunst, nach welchen er so urtheilen können, sind uns Deutschen ganz unbekannt. Ja, wenn alles gegründet wäre, und durch sichere Erfahrungen bestätiget werden könnte, so verdiente das Buch Aufmerksamkeit; da aber das allermeiste von diesem Neuen blos unerweisliche Meynung ist, so möchte sich wohl der Uebersetzer, Herr Bergmann, ein Liefländer, kein sonderliches Verdienst erworben haben.

Im ersten Theile werden die Salze abgehandelt, allwo fünf mineralische Säuren, als die Vitriolische, Schwefel- Salpeter- Salz- und Phosphorsäure, fixe und flüchtige Laugensalze, Mittelsalze und Erdharze angeführet werden. Alle Säuren, glaubt er, entstünden aus der Vitriolsäure. Den Schwefel sieht er S. 8. für ein Mittelsalz an; und S. 13. soll das Epsonsalz vom Glauberischen Salze nicht unterschieden seyn — nicht mehr, als der Alaun vom vitriolisirten Weinsteinsalze.

Der andere Theil handelt von den Erden, als von der ursprünglichen einsaugenden Erde, der Kalcherde, Flußerde, Thonerde, Gips, Quarz, Sandstein, Kiesel, Felssteine, Zeolit, Basalt, Granat und Edelsteinen. Hier wird behauptet,

hauptet, daß die sogenannten einfachen Erden Salze wären, und daß die einsaugende Erde die ursprüngliche sey, woraus alle übrige Sorten zusammen gesetzet würden.

Der dritte Theil enthält die Beschreibung der Metalle, worunter Queckſilber, Arsenik, Kobold, Zink, Spießglas, Eisen, Kupfer, Bley, Zinn, Silber, Gold und Platina gehören. Auſſer dem Arsenik und Schwefel bildet ſich der Verf. noch ein, wie es auch schon aus seinen andern Schriften bekannt ist, daß die Salzsäure, das flüchtige Alkali, und die nach des letztern Zerlegung entstandene fette Materie, drey Mittel wären, deren sich die Natur sehr oft zur Mineralisation der metallischen Körper bedienete.

Die von der Gegenwart der Phosphorsäure im Mineralreiche angeführte Beweiſe sind bloß willkührlich angenommen, und laufen auf Einbildungen hinaus, wie es deutlich daraus erhellet, daß der Verf. die rohe Kalcherde für ein aus vieler einsaugenden Erde, mit weniger Phosphorsäure verbundenes, erdigtes phosphorisches Salz anſiehet. Den Flußspaat hält er für ein Mittelsalz, so aus eben diesen Theilen, aber bey einem mindern Verhältniß der Erde, bestehe; den Quarz aber für ein aus der Vitriolsäure und dem feuerfesten Laugensalze entstandenes Mittelsalz. Die Bildung des Basalts leitet er von der Verbindung des Laugensalzes aus dem Quarz mit der phosphorischen Säure des Kalches her — Alles nach den Grundsätzen der Probierkunst. — Das kan doch aber wohl nichts mehr als bloſſe Einbildung seyn; wohin auch das Gedankenspiel gehöret, daß alle Erden und Steine überhaupt aus der Verbindung der Vitriol- oder Phosphorischen Säure mit der einsaugenden Erde oder einem feuerfesten Laugensalze bestünden. Kurz, die chymische Untersuchung der mineralischen Körper, und die daraus gezogenen Folgerungen sind dem Verf. meistens verunglücket; und die übrige mineralogische Beschreibung der Körper nach dem äuſſerlichen Zustande ist sehr unvollkommen, so aber noch durch die guten Anmerkungen zum Theil berichtiget worden. Der Herausgeber dieſes Buchs mag also die Sache drehen und wenden wie er will, und die Bemühung des Ueberſetzers entschuldigen, so gut es möglich ist, so können wir doch unſer Gutachten nicht verhalten, daß dieſe Schrift billig hätte unüberſetzt bleiben können.

D. Ambroſius Michael Siefferts, d. Churbayeriſchen Acad. d. Wiſſenſch. Mitglied, Verſuche mit einheimiſchen Farbematerien, zum Nutzen der Färberey. Erſtes Stück. Altenburg, in der Richteriſchen Buchhandlung, 1775. 216 S. 8.

So wie ein jeder Patriot, wenn er ſich die nützliche Anwendung der vaterländiſchen Naturſchätze angelegen ſeyn läßt, zehnfachen Dank verdienet; ſo iſt auch die Abſicht des Verf. dieſer Verſuche, welche eben dahin gehet, ſehr lobenswürdig. In gegenwärtigen erſten Stücke hat derſelbe den Apfelbaum, Bitterſüß, Bruchweide, Hagedorn, Hartriegel, Kirſchbaum, Pappelbaum, Quitten, Schellkraut, Schwarzdorn, Spindelbaum, Stinkweide, Sturmhut, Waldreben und Weißdorn zu ſeinen Verſuchen angewendet. Die Verſuche, wie ſie hier angeſtellt und beſchrieben worden, ſind zwar eben noch zu keiner Anwendung geſchickt: allein ſie müſſen nur nach der Abſicht des Verf. beurtheilt werden. Es ſuchte derſelbe zuerſt in dieſen Pflanzentheilen, ob und welche Farben darinn vorhanden wären, und wie ſich ſolche durch allerhand Zumiſchungen veränderten. Deswegen ſind auch die Verſuche eben ſo einfach als möglich eingerichtet, um deſto genauer wiſſen zu können, wie die vorkommenden Farben entſtünden, und was jede von den zugeſezten Materien darzu beygetragem haben möchte. Demnach wurden die Pflanzentheile, ſo unterſucht werden ſollten, für ſich allein mit ſiedendem Waſſer ausgezogen; gleichfalls wurden die zuzuſezenden ſalzigten Materien beſonders in Waſſer aufgelöſet, hernach beyde Flüßigkeiten in verſchiednen Verhältniſſen mit einander vermiſcht und zur Einweichung des wollenen Zeuges angewendet.

Unter dem S. 21. befindlichen Verzeichniß derer Laugen, ſo als Zuſätze gebraucht worden, kommen manche gut gewählte Dinge vor, die freylich der gemeine Färber nicht einmal den Namen nach kennt; die auch bey anderer Anwendung und Vorbereitung der Zeuge noch nützlicher werden könnten; worunter auch der Lehmanniſche rothe Kaboldvitriol, Arſenikvitriol u. d. m. gehören.

Wir wünſchen dem Verfaſſer, der ein weites reichhaltiges Feld vor ſich hat, Geſundheit und Geduld, und uns die

die gemeinnützige Fortsetzung seiner verdienstvollen Bemühungen.

Ti.

Caroli a Linné, Ord. Reg. Stellæ Polaris Equ. etc. Systema vegetabilium, Ed. XIII. accessionibus & emendationibus novissimis manu perill. Auct. scriptis adornata a *Jo. Andr. Murray*, M. D. Med. & Bot. Prof. Gœtt. etc. Gœtt. & Gothæ, apud Jo. Chr. Dieterich, 1774. 8. 2 Alph. 7 Bog.

Die Anzeige dieses Buchs sezt einen Recensenten in Verlegenheit. Diejenigen, die es nutzen können, haben es längst gekauft, und ein paar Jahre zum Theil darauf gewartet, daß es kommen sollte; die andern werden es gleichgültig ansehen, und etwa sagen: Schon wieder eine neue Auflage! — Denen wollen wir also nichts sagen; Aber die ersten wollen wir doch zur nähern Beurtheilung derselben führen. Von dem Buche selbst, so fern es nicht diese 13te Auflage ist, zu urtheilen, wäre gar nicht zweckmäßig. Seit langer Zeit beschwert sich der eine Theil des Publici über die Unbequemlichkeit, wenn Schriftsteller, die ihre Arbeiten immer nachfeilen, diese Verbesserungen und Zusätze einzeln herausgeben und man also oft 3 und mehrmal nachschlagen muß, ehe man ihre lezten Gedanken erfährt; indem unterdeß der andre Theil über den Aufwand klagt, da durch eine neue Auflage die vorigen unnüz gemacht werden. Wenn aber die Zusätze sich sehr anhäufen: so ist doch eine neue Auflage nothwendig. Daß dies der Fall mit der 12ten Ausgabe des ganzen Syst. Nat. gewesen, wird ein jeder zugestehen, der den mühsamen Gebrauch von der Mantissa II. des Ritters versucht hat. Und daher ist die botanische Republik dem Hrn. Prof. Murray allerdings vielen Dank schuldig, daß er das Manuscript dieser Ausgabe vom Ritter erhalten und zum Abdruck befördert hat, zumal da hier noch manche neue Zusätze vorkommen, die sich auch in der zweyten Mantisse nicht finden. Diese bestehen in 5 neuen Gattungen, in hinzugekommenen Beschreibungen, berichtigten Citationen und einzelnen oft sehr feinen Verbesserungen; aus denen der Kenner sieht, daß der unermüdete Linné auch die gemeinsten europäischen Pflanzen noch

eben so aufmerksam ansieht, als die seltensten africanischen und indianischen. Neue Gattungen, die nicht in der Mantissa II. stehen, sind: Disandra in der Heptandria, eine Pflanze, die vordem unter dem Namen Silthorpia peregrina angeführt war, mit einer Vermuthung, daß sie wol zu einer andern Gattung gehöre, jezt aber, nachdem der Ritter sie gesehen, eine eigne ausmacht. Fothergilla, in der Polyandria, eine ganz unbekannte Pflanze, nach dem grossen Londoner Arzt genannt, der um die Naturgeschichte durch seine Freygebigkeit und um die Materiam medicam bekannte Verdienste hat.

Duris, ein ostindischer Baum, aus dem Rumph, in der Polyadelphia Euclea in der Djoecia, wovon Burmann in Decad. afr. unter dem Namen Padus eine Figur hat; und Fusanus in der Polygamia, wovon gar nichts weiter citirt wird. Hievon sind nur 3 nur auszugsweise charakterisirt, die erste aber und dritte vollständig; so wie in den Generibus plantarum.

Von den hinzugekommenen Beschreibungen sind freylich die meisten in den Mantissen, z. E. bey Protea, Erica, Orchis &c. einige aber haben doch neue Synonyma erhalten, bey einigen sind Figuren angeführt, die zum Theil nicht in den Speciebus stehen; z. E. Oeder. Fl. dan. und so gar die, welche erst nach der zweyten Mantisse erschienen sind, mitgenommen, z. E. Retzius, dabey Chr. Friis Rottbull Descript. & Iconum Nov. Pl. Lib. I. 1773 angeführt werden. Umständlicher dies zu beweisen, wäre wol zu weitläuftig.

In die Stelle, die einige neue Gattungen bekommen haben, (neu, in sofern sie nicht in Gen. Pl. 1764 stehen) wissen wir uns nicht recht zu finden, und der Ritter scheint dies manchmal mit Fleiß zu verstecken, da er sonst sie so auf einander folgen läßt, daß auch Anfänger bey bekannten Pflanzen die Stufenfolge sehen. Ein Beweis davon kan Heliconia seyn, die in der Pentandria Monogynia zwischen Claytonia und Achyranthes steht, aber mit beyden keine Aehnlichkeit hat. Denn ausser ihr hat kein Pentandrist eine Spatham; und in so fern stünde dies ausserordentliche genus allenthalben isolirt. Aber man weis doch nicht recht, welche Ordnung eigentlich die ist, die der Ritter zuerst für die beste gehalten. Denn jede Gattung steht dreymal im System, erst vorne, wo alle Namen bey jeder Classe nach der Reihe folgen S. 29; dann im Clavi Classium,

mit

mit den kürzesten und wesentlichsten Charakteren, und endlich in der Abhandlung selbst. In jenem steht Heliconia zwischen Roridula und Claytonia, im zweyten zwischen Gronovia und Cyrilla; und in der dritten, wie oben. Mit welchen hat sie nun die meiste Aehnlichkeit? —

Nun müssen wir noch einige Stellen anführen, wo wir mit dem Herausgeber nicht ganz zufrieden sind. Der Recensent und mehrere hatten sich anfangs vorgestellt, daß alle Beschreibungen der 2ten Mantissa mit eingerückt werden würden, er hat aber seinen Irrthum nachher eingesehen, und der Hr. Prof. ist dem Exempel des Ritters mit der ersten Mantisse ganz mit Recht gefolgt, deren neue Pflanzen in der 12ten Ausgabe des Systems nur mit ihrem specifischen Namen angeführt sind, sonst wäre das Buch um die Hälfte stärker geworden. — Aber Willichia, die zweymal steht, muß S. 138 ausgelöscht werden; dies ist zulezt angezeigt; hingegen ist Campanula canariensis stehen geblieben, die doch eine eigne Gattung jezt ausmacht, und das von die Beschreibung S. 175. nach Canarina S. 283. zu versetzen ist.

Auch möchte der Recensent gerne wissen, wo denn so verschiedne Pflanzen geblieben sind, die der Ritter, wie ein General die halbabgegangenen Compagnien, unter andre steckt, ohne es anzuzeigen? Pflanzen waren es doch immer; aber wurden nun die Gattungen zu Arten? z. E. Barrera, wovon es in der Mant. II. heißt excludenda — warum denn? und was ist sie jezt bey ihm? und wurden die Arten zu Spielarten? z. E. Primula Vitaliana, Verbascum Areturus, *) Hyoscyamus reticulatus, Solanum guineense; **) hätte der Hr. Prof. es angezeigt, so wüßte man doch, wo man die Pflanzen jetzo hinlegen sollte, die man unter diesen Namen ehemals kannte. — Bey einigen hats Linné selbst angezeigt; z. E. daß aus Verbesina alba und V. prostrata eine eigne Gattung Eclipta geworden; daß das Genus Elegia nun Restio heißt; daß Athamanta Meum besser Aethusa Meum heisse ꝛc. aber bey manchen muß mans rathen. —

*) Der Recensent hat dieß nachher unter Celsia gefunden.

**) Ist hier Atropa solanacea.

Die bisherigen und künftigen Käufer dieses Buchs darf es nicht abschrecken, daß eine dritte Mantisse unter der Presse ist. Denn was kan der Ritter dafür, wenn er erst in dem Jahre, da dies herauskam, eine Menge Pflanzen aus Malabar, vom Cap, und von Neugranada bekommt? — Wir wollen es ihm Dank wissen, daß er die ihm zufliessenden Schätze selbst beschreibt, und auch als Greis noch fortarbeitet. Ihm arbeitet keiner gleich. —

Tyrocinium botanicum hortulanorum, oder botanisches Hand- und Wörterbuch für die Gärtner, in alphabetischer Ordnung zusammengetragen, zum Nutzen und Erleichterung derer Anfänger und Lehrlinge in der Gärtnerkunst, Wittenberg und Zerbst. 1774. 12¼ Bog. in 8.

Dasselbe in seiner Art, was Cellarius in den Schulen ist; ein Buch, worin lateinische Namen in deutsche übersezt sind, ohne daß man sie in der einen oder andern Sprache dadurch kennen lernt; nur mit dem Unterschiede, daß man in Vocabelbüchern doch auch solche findet, die aus dem gemeinen Leben bekannt sind, welches hier wol nur selten statt finden möchte. Die wenigen Anmerkungen zeigen, daß der Sammler mehr hätte leisten können, wenn es verlangt wäre. So wie es vor uns liegt, sehen wir keinen andern Nutzen davon ein, als daß die Gärtnerknaben die richtige Aussprache der lateinischen Benennungen durch die darüber gesetzten Zeichen der Prosodie lernen.

Dr.

Herrn Anton Baume, Apothekers und öffentlichen Lehrers der Chymie in Paris ꝛc. Erläuterte Experimental Chymie, aus dem Französischen übersetzt von D. Joh. Carl Gehlern. Zweyter Theil. Leipzig, bey Casp. Fritsch. 1775. 744. S. gr. 8.

Auch dieser Theil ist dem erstern an Wichtigkeit und Reichthum der Materien vollkommen gleich. Die vorzüglichsten Körper, so den Stoff zu diesem Bande gegeben haben,

ken, mit denen eine genaue Untersuchung vorgenommen, und deren Verhältniß gegen vielfältige andere Körper hier genau beschrieben worden, sind das mineralische und flüchtige Alkali, der Salmiak, Borax, Arsenik, Kobold-König, Nickel, Spiesglas-König, Zink, Wismuth, das Queckſilber, Zinn, Bley, Eisen und Kupfer.

Ganz besonders merkwürdig ist die von S. 146. bis 160. vorkommende Abhandlung vom Borax. Der Verf. entdeckte bey der Untersuchung und Reinigung des rohen Boraxes, daß die zurückbleibende Erde mit Vitriolsäure Alaunkristallen lieferte, und daß die bey der Kristallisation überbleibende Mutterlauge einen ranzigen Geruch nach altem Fette erkennen ließ, auch bey unternommener Destillation ein stinkendes dickes Oel lieferte. Diese Beobachtungen nun mit einer gewissen Nachricht verglichen, daß man in China den Borax aus einem Mengsel von Thon, Fett und Mist verfertige, brachten den Verf. auf die Gedanken, eigne Versuche zur künstlichen Verfertigung des Boraxes und des Sedativsalzes zu unternehmen. Er vermischte demnach weissen Ton mit Fett nebst einer gewissen Menge Wasser, ließ daß Gemenge 18. Monathe an einem feuchten Orte stehen, binnen welcher Zeit es über und über beschimmelt und einen ausserordentlichen ranzigen Geruch bekommen hat. Nach dieser verflossenen Zeit ist die Mischung mit genugsamen Wasser eine Viertelstunde lang gekochet, dann die Lauge abgeseihet und abgedunstet worden, dabey sich ein nach allen Eigenschaften vollkommenes Sedativsalz ausgeschieden hat.

Der Verf. hat hierauf den Versuch wiederholet, und eine Portion Pferdemist unter jene Stücke gemischet. Nachdem nun eben so viel Zeit wieder verstrichen, hat er aus der durch die Kochung bereiteten Lauge einen schmuzigen Borax der dem indianischen rohen völlig gleich gesehen, und beym raffiniren, nach allen Umständen, ähnlich gewesen ist, erhalten.

Hierbey muß man dem Verf. den gerechten Vorwurf machen, daß es unverzeihlich leichtsinnig sey, bey dergleichen wichtigen und sehr langwierigen Untersuchungen das eigentliche Verhältniß der vermischten Stücke nicht angemerkt zu haben. Denn wie viel hängt nicht oft lediglich davon ab?

Wenn es nach diesen Erfahrungen nun richtig ist, daß der Verf. ein wahres Sedativsalz erhalten habe; so

läßt sich auch mit Grunde vermuthen, daß, wenn man in Indien auf eine der beschriebenen Art nahe kommende Weise den Borax verfertigte, daselbst verschiedene Pflanzen, die ein mineralisches Alkali reichlich enthalten, wohl dazu genommen werden mögen; in welchem Fall sich das erzeugte Sedativsalz mit diesem alkalischen Salze verbinden und den Borax zu bilden vermögend seyn kan.

Ob nun aber schon die beschriebene Erlangung des Sedativsalzes und die daraus folgende mögliche Bereitung des Boraxes ihre Richtigkeit hätte, so wir doch lieber bis zu eignen Erfahrungen ausgesezt seyn laßen wollen, so muß diese Erzeugung doch einzig und allein nur der Natur zugeschrieben werden, welche in dem Zwischenraum von etlichen Jahren eine Auflösung und neue genaue Verbindung bewirket, die auser dem die Kunst nicht zu Stande bringen kan. Es geschähe hier eben das, was bekanter massen bey der Erzeugung des Salpeters vorzugehen pflegt, wovon sich doch die Kunst billigstermassen hernach nichts weiter, als eine schickliche Veranlassung dazu, und dann die letzte Zusammensetzung und Reinigung anmaassen darf. Wichtig bliebe die Entdeckung allemahl und der Kunst müste es angerechnet werden, daß man von ihr gelernet hätte, durch eine geschickte zusammengebrachte Mischung an allen Orten unsrer Erde die Wirkungen der Natur dergestalt zu benutzen, daß allenthalben Borax erzeuget werden könnte, der nur bisher einzig und allein, so viel wir wissen, aus Ostindien gezogen werden müßen; ob es gleich dabey dennoch gewiß bliebe, daß er nicht in allen Gegenden mit gleichem Vortheil würde bereitet werden können, weil das dabey unentbehrliche mineralische Alkali nicht überal in einem wohlfeilen Preise anzuschaffen seyn würde.

Da uns dieser einzige Artikel wider Vermuthen vielen Raum weggenommen, so wollen wir nur noch einige Erinnerungen über verschiedne uns aufgestossene Stellen beyfügen. Falsch ist es S. 17. daß das Sylvische Fiebersalz durch die Vitriolsäure sehr schwer und fast nicht zersazt werden soll. Eben so wenig könnte solches auch die Salpetersäure bewirken. Mit beyden erfolgt aber das Gegentheil sehr leicht. Auch ist es S. 22. unrichtig, daß von 1. Pfunde Alkali, 1. Pfund und 7. Unzen geblättert Weinsteinsaz erhalten werde. In diese Rechnung ist sicherlich

lich eine ansehnliche Menge Wasser aus Versehen gekommen. Eben so irrig ist es S. 49. daß die Salzsäure und das gemeine Alkali auf den viereckigten Salpeter nicht wirken soll. S. 117. u. f. wird die Abscheidung des flüchtigen alkalischen Salzes aus dem Salmiak durch rohe Kalcherde beschrieben, aber das daraus gezogene Verhältniß des flüchtigen Salzes ganz unrichtig erkläret. Wahr ist es zwar, daß aus 1. Pfund Salmiak 14. bis 15. Unzen flüchtiges Alkali gezogen wird; auch richtig, daß das Gewicht des flüchtigen Salzes im Salmiak, so wie es darinn in der mittelsalzigen Natur liegt, nicht eben so viel am Gewichte als nach der Ausscheidung beträgt. Falsch aber ist es, daß das erhaltene Übergewichte von einem aus der rohen Kalcherde, auf den Beyeritt der Kochsalzsäure, ausgeschiedenem Wasser herrühre, das sich nun mit dem flüchtigen Alkali verbinde. Denn wenn man z. B. 1. Loth rohe Kalcherde mit ohngefehr 4. Loth Wasser in einem Glase übergiesset, und nun das Glas mit der Mischung genau wieget; darauf ein gewisses Gewichte Kochsalzsäure hinzu giesset, und nun nach geendigter Verbrausung das Glas, mit Zurechnung des Salzgeists, wieder wieget, so wird sich ein werklicher Verlust am Gewichte bey der Rechnung bemerken lassen. Wäre nun dasjenige Wesen, so hier unter der Verbrausung aus der Kalcherde entwichen, Wasser gewesen, so müste sich selbiges mit dem darüber stehenden Wasser nothwendig vereiniget haben, und an der ganzen Mischung am Gewichte kein Verlust verspüret worden seyn. Was also hier unter der Aufbrausung in aufsteigenden Blasen entwichen, ist kein Wasser, sondern die in der rohen Kalcherde verkörpert gelegene Luft gewesen, welche hier frey entwichen, da kein luftleerer Körper vorhanden war, mit dem sie sich aufs neue verbinden konnte. Diese ist es nun, und kein Wasser, so bey der trocknen Scheidung des flüchtigen Salzes durch rohe Kalcherde aus letzterer entweicht, und sich mit ersterem verbindet, und dessen Übergewichte verursacht. S. 127. ist ohne Beweiß falsch angegeben, daß der mit Kalch verfertigte Salmiakgeist eine sehr große Menge Luft enthielte. Von S. 192. bis 239. befindet sich eine lesenswürdige Abhandlung über die Kristallisation der Salze. S. 393. muß wohl bey der Vorschrift des medicinischen Spiesglaskönigs statt Weinstein — Weinsteinsalz gelesen werden. S. 733. ist wohl bey der ersten Abtheilung des 10. Versuchs der Zusatz des Arse-

niks und dessen Gewichte übersehen worden; ob es im Original oder in der Uebersetzung geschehen, bleibt zu untersuchen.

Ti.

9) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

Sammlung vermischter Nachrichten zur Sächsischen Geschichte. Neunter Band. Chemnitz, bey J. C. Stößel, 1774. 1 Alph. und 1 Bogen in 8.

1) Churſächsische Reichsvikariatsgeschichte, von den Zeiten der güldenen Bulle, bis auf den Tod Kaiſer Josephs des Ersten S. 1–182. Eine wichtige Abhandlung, die der uns unbekannte Verfasser bescheiden für einen Versuch ausgiebt; wäre sie nur minder altfränkisch geschrieben! Den Kennern des Staatsrechts ist bekannt genug, was für eine Menge von Schriften über den Reichsvikariat überhaupt und die Vikarien besonders vorhanden sind: sie wissen aber auch, daß noch niemand die verschiedenen Abwechselungen und Begebenheiten des Vikariats, vornämlich des kursächsischen, aus der Geschichte ausgesucht und dargestellet hat. Dies ist nun hier gründlich, größtentheils nach Anleitung bisher unbekannter Materialien, ausgeführt worden. Weil aber der Verfasser keine archivalische Unterstützung bey seiner Arbeit genossen, so will er sie nur als einen Versuch angesehen wissen, und erwartet mit Freuden nähere Aufklärungen. Er fängt seine Geschichte bey der Zeit der goldenen Bulle, mit dem Jahr 1356, an, weil darinn der erste feste Grund, auf den man sicher fussen kan, in dieser Materie angetroffen wird; denn vorher hatten die Kaiser noch nicht bestimmt, welchen Churfürsten der Reichsvikariat zukommen solle; daher auch Gundlings, Ludwigs und Griebners Untersuchungen der Ursache, um welcher willen der Vikariat den Churhäusern Sachsen und Pfalz zukomme, überflüßig sind. Denn vor der goldnen Bulle, wie hier bewiesen wird, banden sich die Kaiser an keinen Reichsfürsten in Ertheilung des Vikariats während

rend ihrer Abwesenheit von Deutschland — denn an Bestellung der Reichsverweser bey kaiserlichen Todesfällen ist damals noch gar nicht gedacht worden. Wie weit sich die Grenzen des Vikariats erstrecken sollen, und andre nöthige Umstände, sind in der goldenen Bulle nicht bestimmt worden; daher Streitigkeiten, die fast 200 Jahre nach der goldenen Bulle fortgewährt haben. Das Privilegium, das Kaiser Karl der Vierte selbst im Jahr 1375 dem Churfürsten von der Pfalz, Ruprecht dem Aeltern, wegen des Reichsvikariats gab, vermehrte, wie bekannt, den Zwist über diesen Gegenstand; und man weis die Wege wol, die Churpfalz eingeschlagen, um den Reichsvikariat bey vorfallenden Gelegenheiten allein, mit Ausschluß Churſachsens, zu verwalten. Churfürst Friedrich der Weise war der erste, der im Jahr 1496 bey einer Reise des Kaisers Maximilian nach Italien, mit dem Churfürsten Philipp zu Pfalz die Reichsverwesung gemeinschaftlich geführt hat. Hiervon wird S. 32. und ff. gehandelt. Gegen Häberlin und dessen Vorgänger wird S. 49. und ff. gezeigt, daß bey dem Zwischenreich 1519 das Reichskammergericht durch den Churfürsten Ludwig von der Pfalz verändert und mit dem besondern Namen eines Hofgerichts sey belegt worden. — Was K. Carl der Fünfte zum Vortheil seines Bruders, des Erzherzogs Ferdinand, gethan, indem er ihn, mit Ausschluß der beyden Churhäuser Pfalz und Sachsen, zu seinem Reichsstatthalter bestellt, wird hier, nebst den Folgen des dabey ausgestellten Reverses und dem Streit zwischen Sachsen und Pfalz, gut auseinander gesezt. S. 63. und ff. äussert der Verfasser scharfsinnige Muthmassungen über den Titel des Churfürsten Friedrichs des Weisen: Reichsgeneralstatthalter; denn historische Gründe, aus denen die Ursache dieses Titels erhellen könnte, hat er nicht zu finden vermocht. — Das bisher Angeführte ist aus den beyden ersten Abschnitten gezogen; der dritte handelt von den Vikariaten des Churfürsten Johann Georg des Ersten; der vierte von dem Vikariat Johann Georg des Andern; und der fünfte von dem Vikariat Friedrich Augusts des Ersten. Die Vikariatshandlungen dieser Churfürsten, die bisher meistens unbekannt und nicht in einer Abhandlung beysammen vorgestellt worden, und die darüber geführten Streitigkeiten, sind mit vielem Fleiß, so weit nämlich die Nachrichten reichten, vorgetragen. Von den neuern, durch Absterben der Kaiser Carls des Sechsten und Siebenten,

ſtandenen Vikariaten getrauet er ſich, aus Mangel zuverläſſiger Nachrichten, nichts zu melden, und wünſcht, daß es ein andrer thun möge. — Sechzehn Beweisurkunden machen von S. 134 bis 182 den Beſchluß dieſes Aufſatzes.

2. Von Marggraf Friedrichs des Kleinen, Herrn zu Dresden, Verkaufe ſeines Landes, an König Wenzeln den Andern in Böhmen; nebſt Erzählung der Folgen dieſer Begebenheit, S. 183 — 272. Dieſe Abhandlung iſt in eine verſtändlichere Schreibart eingekleidet. Unter andern beweiſet ihr Verfaſſer, daß die von Balbinus bekannt gemachte und vom Jahr 1299 datirte Urkunde, nach welcher Friedrich der Kleine, Marggrafen Heinrichs des Erleuchteten jüngſter Sohn aus ſeiner Ehe mit Eliſabeth von Maltiz alle von ſeinem Vater geerbte Meißniſche Länbereyen an König Wenceslaus den 2ten in Böhmen für 4500 Mark Silber jährlichen Einkommens verkauft haben ſoll, falſch und untergeſchoben ſey. Er zeigt hernach, wie es vermuthlich mit dieſem Verkauf — wenn er wahr ſeyn ſoll — zugegangen ſeyn könnte. Viel Scharfſinniges über den Vertrag König Johanns von Böhmen mit Marggraf Friedrich dem Ernſthaften im Jahr 1332 und von deſſen Folgen. Von den Kunſtgriffen des Sohns dieſes Böhmiſchen Königs, Kaiſer Carls des Vierten, Meiſſen an ſich zu bringen S. 208 u. ff., und von denen zwiſchen deſſen Nachfolgern und den Churfürſten von Sachſen daher entſtandenen Irrungen. Weil dabey vorzüglich über die Schlöſſer Pirna und Königſtein durch die verjagten Burggrafen von Dohna Streit entſtanden iſt, ſo wird ihre Geſchichte S. 211 u. ff. kritiſch entwickelt. Es folgt alsdann S. 217 eine gut erzählte Geſchichte des Streits ſelbſt, den Churfürſt Friedrich der Gütige und ſein Bruder Wilhelm der Tapfere, ſeit dem Jahr 1449 mit den Böhmiſchen Ständen zu führen hatten. Hierbey eben ſuchten letztere den vorgegebenen Länderverkauf oder Tauſch Friedrichs des Kleinen wieder hervor. Der Streit, der von ſeinem Urſprung an anderthalbhundert Jahre gedauret hatte, endigte ſich durch den bekannten Vergleich zu Eger am 23. April 1459, durch den Churſachſen viel Unrecht ſoll erlitten haben; daher eben auch mit den folgenden Königen von Böhmen Lehnſtreitigkeiten entſtanden, die hier bündig erzehlt werden, bis zur Belehnung des Churfürſten Johann Georgs des Vierten 1693. Warum nicht weiter? Weil ſich, ſagt der Verfaſſer, hiermit auf einmal unſre Nachrichten abſchnei-

schneiden. Diese undeutsche Ausflucht dürfte wol nicht durchaus Genüge leisten. Sollte es denn nicht möglich gewesen seyn, die neuern Nachrichten zu erlangen? und warum war es nicht möglich? Uebrigens vereinigen wir mit seiner S. 194 geäusserten Bitte die unsrige, daß doch die von Kreysig in der Sächs. Bibl. S. 42. (nach der Ausg. von 1749.) angeführte Hornische Lebensgeschichte Markgraf Friedrichs des Ernsthaften von ihrem unbekannten Besitzer möchte herausgegeben werden.

3. Aufklärung verschiedener Theile alter Bergwerksverfassung, nach Anleitung einiger Urkunden, S. 273 — 325; vermuthlich von dem gründlichen Hrn. Klotzsch. Die Veranlassung zu diesem neuen Aufsatz gaben drey hier mitgetheilte Urkunden, die freylich nur bergmännischen Lesern verständlich seyn können, so wie auch die Erläuterungen nur solche Leser interessiren werden.

4. Vergleich über die Appanage Churfürst Christians des Andern mit seinem Bruder, nachherigem Churfürst, Johann Georgen dem Ersten, d. d. Dreßden, den 19. May, 1611, und des letztern, auch mit seinem Bruder, Herzog Augusten, d. d. Dreßden, den 27. December 1612. S. 326 — 336.

5. Christian Schöttgens Nachricht von der Streitigkeit über Hanßens von Germar Resignation der Landscomthurey in Thüringen, S. 337 — 351. Ist bey dem noch herrschenden Mangel an Nachrichten von der Geschichte der Thüringischen Deutschordensballeyen schätzenswürdig.

6. Von den Burggrafen und Herren zu Dewin, S. 352 — 371. Schöttgensche Collectaneen, in Ordnung gebracht und mit Zusätzen vermehrt.

Sammlung vermischter Nachrichten zur Sächsischen Geschichte. Zehnter Band. Chemnitz, bey Stössel, 1775. 1 Alph. 5 Bogen in 8.

1. Paul Jovius Geschichte der Grafen von Hohnstein; nebst einem Anhange von den Grafen von Lohra, S. 1 — 143. Aus den Meuselschen Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften (Th. 4. S. 486) ist bekannt, daß der zu Weimar im Jahr 1772 verstorbene Hofrath Heydenreich eine mühsam und vollständig ausgearbeitete Geschichte der Grafen von Hohnstein hinterlassen habe, die

die jetzt, unſers Wiſſens, in der Herzoglichen Bibliothek zu Weimar, nebſt andern Heydenreichiſchen Handſchriften, aufbewahret wird. Dennoch glaubt Hr. Grundig, dieſe hier gelieferte und von ihm beſſer geordnete und ergänzte Geſchichte des Rectors Götze zu Ebeleben — denn dieſer hat ſich hinter dem Namen Paul Jovius verſteckt — von den Hohnſteiniſchen Grafen werde nicht überflüſſig ſeyn, ſelbſt dann nicht, wenn die Heydenreichiſche Arbeit durch den Druck bekannt werden ſollte, weil ſie die Geſchichte der Grafen von Hohnſtein in fruchtbarer Kürze und nach archivaliſchen Nachrichten verfertiget, vorſtellet. Begierig erwarten wir das Heydenreichiſche Werk, um zu ſehen, ob Götze durchgehends zuverläſſig geſchrieben, wie fern er mit Heydenreichen übereinſtimme, oder nicht ꝛc. Von S. 140 bis 143 gehet der Anhang von den Grafen von Lohra.

2. Von der dem erbverbrüderten Hauſe Heſſen ehemals beſonders geleiſteten Erbhuldigungspflicht, S. 144 — 235. Der uns unbekannte Verfaſſer hält die zu Eſchwege 1373 ausgefertigte, und von Johann Joachim Müller in dem Reichstagstheater bekannt gemachte Urkunde für das älteſte Erbverbrüderungspactum zwiſchen Meiſſen und Heſſen. Er zeigt, wann und wie es bis zum Jahr 1614 erneuret worden, und ſtellet die wechſelſeitigen Huldigungen in den Sächſiſchen und Heſſiſchen Landen genau dar. Von S. 195 an theilt er zwanzig Beweisurkunden mit, wovon die älteſte vom Jahr 1431, und die neueſte vom J. 1592 iſt. Bey der erſten und zehnten ſind Landgräflich-Heſſiſche Siegel in Kupfer geſtochen.

3. Vermiſchte Urkunden zur Erläuterung der Bergwerksgeſchichte und Verfaſſung, mit Anmerkungen begleitet, S. 236 — 360. Es ſind funfzehn Urkunden, die erſte vom J. 1296, die letzte vom J. 1554. Sie geben nebſt den trefflichen Erläuterungen ſehr brauchbare Materialien zu einer Meißniſchen Bergwerksgeſchichte ab, wozu Hr. Klotzſch in dieſer Sammlung ſchon ſo manchen intereſſanten Beytrag geliefert hat.

4. Zuverläſſige Nachrichten von der Gräfin von Rochlitz S. 361 — 413. Es finden ſich zwar ſchon in Menantes oder C. F. Hunolds Europäiſchen Höfen, in des nun verſtorbenen Barons von Pöllnitz galanten Sächſen, und erſt neuerlich im achten Theil des Büſchingiſchen Magazins, Nachrichten von dieſer merkwürdigen Perſon, die vor ihrer gräflichen Standeserhöhung Magdalena Sibylla

von

von Neitzschitz hieß, und die durch ihre Schönheit dem Churfürsten Johann Georg dem Vierten von Sachsen so viel Widerwärtigkeiten und durch ihren Tod auch den seinigen verursacht hat: allein, in diesem Aufsatz werden alle jene Berichte theils für ganz, theils für halb falsch erklärt, und die von Büsching gelieferten Anecdoten eine gehässige Relation eines etwa durch Sachsen ehemals gereisten Ausländers genennt, wie solche aus der Erzählung einer ungefähr vorgefundenen Tischgesellschaft zusammengestoppelt worden seyn mag, und dieß sey noch dazu so elend geschehen, daß man aus den Schaalen einer zwar gekünstelten, doch unterweilen gar sehr ins Abgeschmackte fallenden Declamation hier und dar kaum einige Körner Wahrheit zusammen zu lesen vermöge. Und dieser von Unrichtigkeiten wimmelnde Aufsatz gab eben dem Verfasser — vermuthlich Hrn. Grundig — Anlaß, zuverlässigere Anecdoten dem Publicum vorzulegen, wodurch freylich eine ganz andre Idee von der ganzen Sache erweckt wird, besonders von der gegen die Mutter der Churfürstlichen Maitresse nach ihrem und des Churfürsten Tode angestellten gerichtlichen Untersuchung, die man unbillig einen Hexenproceß genennt hat. Doch reichen die Nachrichten unsres Verfassers nur bis auf das von der Leipziger Juristenfacultät im Jahr 1695 gefällte Urtheil, nach welchem die Generalin von Neitzschitz, das ist, die Mutter der Gräfin von Rochlitz, die Tortur ausstehn sollte. Zur grössern Bestärkung seiner Nachrichten theilt er einige Belege mit, wie auch das Siegel, das Wappen und die Geschlechtstafel der Gräfin von Rochlitz, durch die Königs Adelslexicon eine Ergänzung erhält. S. 390 wird auch dem Hrn. D. Büsching verarget, daß er nicht einige äusserst anstössige und dabey ganz unrichtige Stellen aus den mitgetheilten so genannten alten Papieren mitgetheilt habe. Es wird ihm eine ganz unverzeihliche Unvorsichtigkeit vorgeworfen, und gesagt, er müsse noch besonders erwarten, was der Adel und die Geistlichkeit in Sachsen mit der Zeit dazu sagen möchte. Wir wünschen, daß sich Hr. B. vollkommen gegen diese und andre in diesem Aufsatz gemachte Vorwürfe vertheidigen könne.

5. Anzeige eines noch ungedruckten Werks Hennebergischer Geschichte, Christian Junkers Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg, genannt, S. 414 — 430. Dieses Junkerische Werk, das ihm die Censur in

Zeit-

Zeitz unnöthiger Weise vorenthalten, und das man für verlohren geglaubt hatte, ist nun seit dem Jahr 1774 in einer Dreßdner Sammlung historischer Schriften, besteht aus zween mässigen Folianten, die aber von sechzehn andern Bänden begleitet werden, worinn die Materialien gesammlet sind, deren sich Junker bey Ausarbeitung dieses höchst mühsamen Werks bedient hat, dessen Hauptinnhalt hier mitgetheilt wird. Man siehet daraus, daß es ein Werk von nicht geringer Erheblichkeit und von grossem Nutzen für die vaterländische Geschichte seyn müsse. Dennoch giebt der Verfasser des Aufsatzes mit verzweiflungsvoller Miene alle Hoffnung zu dessen Bekanntmachung auf, und in dieser Anwandlung von hypochondrischer Laune meldet er auch, daß die Sammlung, deren zehnten Band wir hiermit angezeigt haben, und die durchgehends so viel Beyfall erhalten hat, ihrem Beschluß nahe sey. Wir glauben, daß es noch immer Liebhaber der ernsthaften Geschichtkunde in Deutschland genug gebe, die zur Fortsetzung dieser Sammlung so wohl, als zur Ausgabe des Junkerschen Werks, das Ihrige beytragen würden. Mit dem letztern könnte wenigstens ein Versuch durch Subscription gemacht werden; unter den Materialien müßte eine kritische Auswahl getroffen werden; vielleicht könnte dadurch ein starker Theil ohne Schaden des Ganzen ungedruckt bleiben. Erhalten sich doch jetzt noch andre bandreiche historische Werke durch und ohne Subscription oder Pränumeration, z. B. die nun beynahe 40 quartantenstarke allgemeine Welthistorie, die Auszüge aus derselben, Büschings Magazin u. a. warum nicht auch eine aus 4 oder 6 Bänden bestehende Geschichte von Hennеberg? Nur frisch daran!

Geschichte der englischen Colonien in Nordamerica, von der Entdeckung bis 1763. Zwey Theile. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Fritsch. 8. 1775.

Unter die traurigen Folgen des Krieges gehört es auch, daß bey solcher Gelegenheit viel mittelmäßige Bücher aus andern mittelmäßigen, auch aus Zeitungen u. s. w. zusammen geschrieben und herausgegeben werden. Das gegenwärtige ist von der Art, und das Original, wovon es eine Uebersetzung oder vielmehr Auszug seyn soll, gar nicht genannt worden. Der erste Theil, den wir jetzt vor

vor uns haben, begreift die vier Statthalterschaften von Neuengland: Massachusets-Bay, Rhode-Island, New-Hampschire und Connecticut. Die speciale Geschichte dieser Theile ist höchstens nur bis 1750, nicht bis 1763, wie der Titel verspricht, fortgeführt. Das Generale bis 1763, steht in dem Hamburgschen Correspondenten von jenen Jahren weit besser. — Ueber nicht viel weiter, als 1750, geht ja auch die neue Ausgabe von Oldmixons British Empire ꝛc. und Douglas summary ꝛc. ersteres nicht einmal so weit.

Unterdessen können die, welche jene Werke, oder Kalms und Burnebeys Reisen nicht haben; sich doch aus diesem Buche immer einigen Begriff von der Verfassung Neuenglands machen; nur müssen sie nicht zu leichtgläubig seyn. Für die deutschen Staatsklugen, von denen an, welche politische Artikel für die Damen verfertigen, bis zum Offenbacher herunter, ists ein artig Werkchen.

C.

Reisen durch die mittlern Colonien der Engländer in Nordamerica u. s. w. von M. Andreas Burnabey. Aus dem Englischen. Hamburg und Kiel, bey Bohn, 1775 192 S. 8.

Hr. Burnabey machte diese Reise als ein junger Geistlicher in den Jahrrn 1759 und 1760.

Erdbeschreiber, Natur- und Haushaltskundiger ist er nicht; doch finden sich hin und wieder in seiner kleinen Reisebeschreibung Bemerkungen, welche anjetzt um so viel wichtiger sind, je mehr es an neuern zuverlässigen Nachrichten von jenen Provinzen, welche gegenwärtig mit ihrem mütterlichen Staate in so unglückseelige Irrungen gerathen sind, fehlet. Das Buch ist in England, wo man die Richtigkeit der angegebnen Sachen näher beurtheilen kann, nicht ohne Beyfall aufgenommen worden.

Die Reise gieng von Spithead nach Williamsburg, der Hauptstadt in Virginien, und dauerte beynahe zehn Wochen. Die Provinz liegt zwischen den 36ten, besser 37ten bis 40ten Grad nord. Br. 76 Grad Westlänge von London. In den drey Sommermonathen ist die Hitze fast beständig zwischen 85 bis 95 Grad des Farenheitschen Thermometers. Frühling und Herbst sind sehr angenehm; der

Win-

Winter, einige kalte Tage ausgenommen, nicht strenge. Gewitter sind häufig und fürchterlich; aber fast jeder wohlhabende Mann hat eine electrische Stange auf seinem Hause, daher hört man jetzt selten von Gewitterschäden. Das Land ist fruchtbar an allen Naturproducten; jedoch noch nicht zum zehnten Theil angebauet, und dieser nur mittelmäßig. Die Zahl der Einwohner soll zwischen zwey und dreyhundert Tausend stehn. 105000 Mannspersonen über 16 und unter 60 Jahr, Weiße und Neger geben den Zehnten. Der erstern, welche in der Miliz dienen müssen, sind 40,000, die Tabacksausfuhr betrug jährlich über 50 Millionen Pfund. Die Manufacturen sind unbeträchtlich. Die herrschende Religion ist von der bischöfflichen Kirche. Es waren An. 1759 sechs und siebenzig Prediger in der Provinz; jeder hat 200 bis 300 Morgen Landes bey seiner freyen Wohnung, und an Gehalt 16000 Pfund Toback; noch 1700 Pfund fürs Eintrocknen. Sie stehen unter dem Bischoff von London. Die Wissenschaften sind noch sehr wenig in Flor. Ueberhaupt sind die Virginier eben nicht erwerbsam, und werden darinn von den fleißigen Pensylvaniern bey weitem übertroffen. Das Papiergeld hat alles Gold und Silber aus der Provinz weggebannt; vornemlich durch falsche dabey genommene Maasregeln. An dem romantischschönen Flusse Shenando fand der Verf. viele Deutsche, welche in der reitzendsten und fruchtbarsten Gegend mit ihrem Haushalt sehr zufrieden und glücklich lebten. Des Obersten Washingtons, jetzigen Hauptanführers der americanischen Armee, Wohnhaus Mountvernon, liegt gleichfalls in einer entzückenden Gegend. Seine Besitzungen sind sehr groß und weitläuftig.

Maryland, zwischen 38 und 40 N. Br. und 75 bis 80° L. westl. von London. Clima, Boden, Cultur und Manufacturen fast wie in Virginien. Der Einwohner, ohne die Sclaven, etwa 90000; davon Miliz 18000; der Sclaven ungefähr 32000. Die jährliche Tobacksausfuhr gieng auf 30 Millionen Pfund. Die Regierung besteht aus dem Lord Baltimore Erbeigenthümer des Landes; seinem Gouverneur; dem Rathe von zwölf, durch ihn selbsternannten Mitgliedern, und den Deputirten des Volks. Der Erbeigenthümer hat die nächste Gewalt nach der königlichen. (Nicht einmal die Gesetze werden an den König zur Bestätigung gesandt.) — Hier sind eben so viel Katholicken als Protestanten. Auf die Erziehung der Kinder wird

nicht

nicht viel gesehen. Das Papiergeld, welches hier allein umläuft, ist 50 p. C. schlechter als englischer Wechsel.

Pensylvania, drey englische Meilen vor Philadelphia, der Hauptstadt, gieng der Weg zwischen Landhäuser, Lust- und Obstgärten. Die Stadt hat gegen 3000 Häuser und 18 bis 20000 Einwohner, (jetzt rechnet man 30000) die Strassen regelmässig, schön bebauet, mit breiten Steinen für Fußgänger, und wohl erleuchtet; verschiedne öffentliche Gebäude sind schön und groß; auf den Schiffswerften werden jährlich gegen 25 Schiffe gebauet; Handel, Künste und Handwerke blühen; für die Wissenschaften sind einige kleine Bibliotheken vorhanden; der Markt ist mit Lebensbedürfnissen reichlich versehen — und hier war noch vor achtzig Jahren eine wilde Wüsteney. — Das Clima der Provinz, die zwischen dem 40ten und 43ten ° N. Br. liegt, ist gesund und angenehm; der Boden sehr gut, und reich, schon von Natur. Der Landbau im nordlichen Theil ist zu einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht; der Ausfuhrhandel mit Holzwerk, Hanf, Flachs, Leinsaamen, Eisen, Pelzwerk, sehr beträchtlich; und die Manufacturen von Zwirnstrümpfen, Leinwand und Castorhüthen sind wichtig. In der Religion völlige Toleranz. Keiner, der an Gott glaubt, darf in seinem Berufe gestört werden; und jeder, der an Christum glaubt, kann die höchste Stelle in der Regierung bekleiden. Die Quäcker widersetzten sich der Geldbewilligung, selbst zu den innern dringendsten Bedürfnissen der Provinz, und sind überhaupt nicht die ruhigsten. — Pensylvanisch Papiergeld verliehrt doch gegen Londoner Wechselcours 75 p. C. — Die Anzahl der Einwohner dieser Provinz giebt der Verf. auf 500000 an; der Uebersetzer aber mit mehrerm Grunde nur auf 300000.

Neujersey, zwischen 39 und 42 ° N. Br. 75 ° Länge. Clima, fast gleich dem in Pensylvanien. Boden, ein rother sehr fetter Schiefer. Zahl der Einwohner, 70000. Die Provinz führt keinen auswärtigen Handel, sondern verkauft ihre Producte nach Philadelphia und Neuyork, gegen europäische Waaren; deßwegen kann sie nicht recht aufkommen, ob sie gleich sonst der Garten von Nordamerica zu nennen ist. —

Neuyork. Die Stadt hat 16 bis 17000 Einwohner, ist wohl gebauet, die Strassen sind mit Bäumen besetzt; an frischem Wasser mangelts. Das königl. Collegium wird ein schönes Gebäude. (Es wird Medicin und

und Naturkunde darinn gelehrt; Theologie und Jurisprudenz gar nicht.) Die Provinz, zwischen dem 40ten (richtiger 41ten) bis 45ten ° N. Br. 75 ° Länge. w. v. L. — Clima, Luft und Boden gut. Zahl der Einwohner 100000, darunter aber mehr Negern als anderwärts. Der Handel an Getreide, Mehl, Schweinefleisch, Häuten, Pelzwerk, Eisen, Holzwerk, Pipenstäben ꝛc. sehr ausgebreitet. (An. 1770 liefen aus Neuyork 188 Schiffe und 424 Schalupen) Die Manufacturen nicht zu vergleichen mit denen pensylvanischen. Es ist eine Subscriptionsbibliothek eröfnet, auch ein Collegium errichtet, darinn damals 25 Studenten waren. Der Provinz Schulden waren 400000 Pf. Papiergeld. Dieses verlohr gegen Wechsel 70 — 80 p. C.

Rhode Island. (Eine Stadthalterschaft von Neuengland) Die Stadt hat 6 — 7000 Seelen; eine öffentliche Bibliothek, nach Art eines griechischen Tempels gebauet; und sonst noch einige öffentliche Gebäude von Architectur. Die Provinz, unter 41 u. 42 ° N. Br. 72 u. 73 ° L., hat das gesundeste Clima in Nordamerica. Der Boden ziemlich gut, etwas steinigt. Das natürliche Product, Maiz. Zahl der Einwohner insgesammt 35000. Wenig Proper. Handlung, aber sehr starke vortheilhafte Spedition. Das Volk wählt Gouverneur, Untergouverneur und den Rath; kann begnadigen, ausser Seeräuberey, Mord und Hochverrath; die letzte Appellation geht an den König im Geheimenrathe. Schlimmer Einfluß dieser Verfassung auf Character der Nation und Staatsverwaltung. Auch ist ihre Abnahme sichtbar. Papiergeld gegen Wechsel war damals 2500 p. C. ein fast unglaublicher Discont. Im Jahr 1748 wurden doch für 1000 Pf. Papiergeld noch 100 Pf. an englischen Wechseln gegeben.

Maßachusets-Bay. (Stadthalterschaft von Neuengland) Boston ist die Hauptstadt dieses Theils der Provinz. Es liegt auf einer Halbinsel, die durch eine Erdenge von einer halben engl. Meile mit dem festen Lande zusammen hängt. Der schöne geräumige Hafen wird seewärts durch einige Inseln bedeckt, auf einer ist ein Kasteel von 150 Kanonen. Die Stadt soll 18 bis 2000 Einwohner haben; im Ganzen gleicht sie einer der besten Landstädte in England. Die Gegend umher ist ausserordentlich angenehm. Die Zahl der Einwohner der Provinz wird auf 200000 angegeben. Der Handel ist beträchtlich, wie der Schiffbau. Auch ist die Provinz nicht ohne Manufacturen

ren, doch für Wollenmanufacturen ist die Wolle zu grob, kurz und haarigt, wie durch ganz Nordamerica. Zur Schaafzucht schickt sich fast keine Provinz. Die Regierung besteht aus dem Gouverneur welchen der König bestellt; dem Rathe (council) von 28 Personen, der von der Generalassembly gewählt und vom Gouverneur bestätigt wird; und dem Unterhause, welches die Freysassen (Freeholders) jährlich wählen. In den Künsten, Baukunst, Musik, Mahlerey ꝛc. ist man hier weiter gekommen, als in andern amerikanischen Provinzen. Hier ist weniger Papiergeld; doch war die Handlung in Abnahme. — Auf einer Reise von 1200 Meilen sah der Verf. keinen einzigen Bettler.

Die Uebersetzung von Hrn. Ebeling in Hoburg ließt sich wie ein Original, und die von ihm beygefügten Anmerkungen geben einen guten Vorbegrif von dem angekündigten Werke über die englischen Colonien in Amerika. Bey der Ausgabe desselben aber mögten wir um einem bessern Correktor bitten; vornehmlich in den englischen Citaten und Namen.

Tr.

Ausführliches Handbuch der ältern allgemeinen Geschichte, nebst einer Vorstellung der politischen, geistlichen, gelehrten und bürgerlichen Verfassung der Nationen in jedem Zeitpunkte, von Julius August Remer, Prof. der Geschichte. Braunschw. 1775. 3 Alph. 7 Bogen in 8.

Vor einigen Jahren gab Hr. R. eine Fortsetzung von des Hrn. Gatterers Handbuche der Universalhistorie heraus, die man freylich noch immer weit lieber von dem Hr. G. selbst erwartet, und sich auch nach seiner Erklärung nunmehro versprechen kann. Durch gegenwärtiges Buch ergänzt Hr. R. jene allerdings etwas übereilte Arbeit, die er aber dereinst umzuarbeiten, von ihren Fehlern zu reinigen, und ihr die Ausführlichkeit dieses ersten Theils zu ertheilen gedenkt.

Er giebt in der Vorrede deutlich genug zu verstehen, daß er hoffe, mehr geleistet zu haben, als die, welche vor ihm Handbücher der Allgem. Geschichte schrieben. Auf wichtige Entdeckungen über grosse zahlreiche Verbesserungen in der Geschichtserzählung, wird Hr. R. wohl keinen

Anspruch machen. Man sieht aber wohl, daß er seinen Plan vor den vorzüglichsten hält: und daher müssen wir diesen genauer beschreiben.

In der Einleitung steht ziemlich das jezt gewöhnliche. Die Definition der Geschichte heißt: Sie ist eine Erzählung der Begebenheiten, die sich in der Welt zugetragen haben. In der Folge erkennt Hr. R. selbst, daß es nur merkwürdige Begebenheiten seyn dürfen. Und dabey scheint er etwas Eigenes sagen zu wollen, indem er vier allgemeine Classen oder Grade von der Merkwürdigkeit der Begebenheiten angiebt, 1) Begebenheiten, die auf das ganze menschliche Geschlecht, 2) solche, die auf viele Nationen, und also auf einen grossen Theil des menschlichen Geschlechts, 3) solche, die auf einige besonders merkwürdige Nationen, endlich 4) solche, die nur auf das Schicksal einer einzigen merkwürdigen Nation würken. Die Sache ist an sich gar bekannt; aber der Classification fehlt es an Genauigkeit und daher auch an Brauchbarkeit. Man muß hier nicht zu kaufmännisch zählen, zumal in Zeiten, wo zuweilen kaum drey bis vier sehr merkwürdige Nationen vorkommen. Ja, was manchmal nur zwo Nationen, oder gar nur einer einzigen, wichtig zu schein scheint, hat einen Einfluß auf viele andere. So sezt Hr. R. in die dritte Classe die Schlacht bey Chäronea. Aber ohne diese Schlacht würden Philipp und sein Sohn schwerlich an den Persischen Feldzug gedacht haben: und so ist sie mit Alexanders Eroberungen, die doch in der zweyten Classe stehen, nahe verwandt. In der vierten Classe finden wir den Peloponnesischen Krieg. Hier kann man erstlich anmerken, daß neben den Griechen auch die Perser einen für sie wichtigen Antheil an diesem Kriege genommen haben: und dann ist es eine Hauptbegebenheit einer der merkwürdigsten Nationen. Nun kommt es aber in der U. Hist. hauptsächlich darauf an, die wichtigsten Nationen, welche die Hauptveränderungen der Welt verursacht haben, richtig zu kennen: und so wird die Frage beynahe überflüßig, ob eine Begebenheit nur auf eine oder auf mehrere Nationen gewürkt habe? Wann also Hr. R. S. 19. sagt: „Wir kennen kein Buch, darinne nur die wichtigen Begebenheiten, der ersten beyden Classen verzeichnet wären, und das also zum ersten Unterrichte diente, so wird man ihn vermuthlich darauf antworten: Wir kennen keine erwiesene Regel, nach welcher bloß die Begebenheiten der beyden ersten Clas-

sen

sen des Hrn. R. in ein solches Buch gebracht werden müßten.

Im Buche selbst herrscht folgender Entwurf. Die ältere Weltgeschichte ist in vier Bücher oder eben so viele Perioden, (Zeitpunkte nennt es Hr. R. aber Zeitpunkte sind Epochae) getheilt; und zwar nach diesen Zeitpunkten: Erste Zerstreuung der Menschen, Tod Alexanders des Gr. Schlacht bey Actium und Völkerwanderung. Jede Periode hat zween Abschnitte. Im ersten wird die allgemeine Beschaffenheit derselben, das heißt, ihre Chronologie, Geographie, politische und Religionsverfassung, gelehrte Merkwürdigkeiten, und zulezt ihr bürgerlicher Zustand beschrieben. Hier kommt viel nützliches vor; manches aber hätte füglich unter den Begebenheiten der Periode selbst, welche den zweyten Abschnitt ausmachen, vorgetragen werden können. Diese sind dergestalt erzählt worden, daß die Geschichte eines jeden Reichs oder Volks ununterbrochen fortgeht. In beyden Abschnitten findet man die Quellen und Hülfsmittel brauchbar genug angegeben, bey streitigen Nachrichten und auch sonst erläuternde Anmerkungen, Stellen der Zeugen, Verbesserungen anderer Schriftsteller, kleine Beurtheilungen und dergleichen mehr. Obgleich verschiedenes davon in einem solchen Handbuche keinen nothwendigen Platz forderte, und mehrere Stellen dagegen etwas seicht und zu wenig untersucht scheinen: so kann man doch überhaupt sowohl den Plan des Buchs, als dessen Ausführung ziemlich wohl gerathen nennen.

Aber übertrift es auch alle Vorgänger des Hrn. R.? In wesentlichen Vorzügen gewiß nicht. Die Verbindung der ethnographischen mit der synchronistischen Methode hat bereits Hr. Gatterer in seiner Einleitung und in seinem Abrisse mit besonderm Scharfsinne beobachtet. Beyde kommen auch grossentheils in den Perioden mit einander überein. Hr. R. hat die allgemeine Verfassung einer jeden derselben ausführlich abgeschildert; Hr. G. hat sie nicht vergessen, aber nur so viel von derselben gesagt, als in ein mäßiges Handbuch gehört. Was also der lezztere in seinen erst auf das Handbuch gefolgten Büchern in Ansehung der Methode glücklich angefangen hat, das hat Hr. R. Stückweise noch fruchtbarer durchgearbeitet. Ob es aber darum nöthig gewesen sey, ein eigenes Handbuch über die ältere U. Historie zu schreiben, darüber mögen die Leser, auch erst

nach Vergleichung unserer Beschreibung mit dem Buche selbst, ihr Urtheil fällen.

Buda sacra sub priscis Regibus. Authore P. *Xysto Schier*, Eremita Augustiniano. Opus posthumum. Viennae, typis Josephi Kurzböck, 1774. 118 Seiten in 4. nebst 2 Bogen Kupfer.

Der Verfasser dieses Werkgens ist im J. 1732. im 45sten Jahre seines Alters gestorben. Dieses sagt uns der ungenannte Herausgeber, der uns noch mehr hinterlassene Schriften desselben mittheilen will, und der gegenwärtigen, von der er gesteht, daß ihr die höchste Vollendung fehle, die noch mangelnden Anführungen von Zeugnissen, so weit es ihm möglich war, beygefügt hat.

Die Alterthümer und Rechte der Kirchen zu Buda (oder Ofen) dem ehemaligen Sitze der Ungrischen Könige, beschäftigen hier den Verfasser hauptsächlich. Zuerst etwas von dem Alter und Fortgange der Stadt selbst. Ihren Ursprung setzt der Verf. in die Zeiten der ersten Könige; doch gehen die Beweise nicht über das dreyzehnte Jahrhundert hinaus. Sodann handelt er von der geistlichen Gerichtsbarkeit über die Kirchen daselbst, von diesen Kirchen überhaupt, und von jeder besonders, wie z. E. p. 12. 42. von der Kirche der Jungfrau Maria, (wozu das eine Kupfer gehört,) ihrem Ursprunge, ihren Stiftern und Verherrlichern, dem Patronatsrechte bey derselben, ihren Einkünften, Pfarrern, Kirchensprengel, ihren grossen Rechten und Vorzügen, ihrer Geschichte, u. dgl. m. und so auch von den übrigen. Von manchen kann der Verf. nicht mehr beybringen, als daß sie gewesen sind. Einen Auszug dieser am meisten der Ungrischen Geistlichkeit dienlichen Untersuchungen erwarten unsere Leser nicht. Etwas beträchtlicher ist von p. 81 an die Erläuterung eines Grundrisses von dem alten Buda, (es ist das andere Kupfer,) weiter ein kurzes Chronicon der Kirchengeschichte von Buda, vom J. 1047. an bis 1541. endlich eine Urkunde Bela des IV. vom J. 1255. und anderer Urkunden über kirchliche Sachen. Der Fleiß des Verf. ist rühmlicher als seine Schreibart.

Schreiben an einen Freund, die Erläuterung der von von dem Hrn. Superintendenten Frank in Hohnstedt

stedt entdeckten Jubelperiode betreffend. Hannov. 1775. 2 Bog. in 4.

Ein besonderer Ausdruck des im XXVIsten Bande dieser Bibliothek I St. S. 243. angezeigten, von dem Hrn. Past. Franke zuerst in das Hannöversche Magazin eingerückten Schreibens, den man mit Dank annehmen wird.

Ml.

10) Gelehrte Geschichte.

J. P. Michaelis Leben von C. H. Schmid. Frankfurt am Mayn. 1775. 2¼ Bogen, 8. Bey Eichenbergs Erben.

Da sonst die Lebensumstände eines Gelehrten mehrentheils nur eine geringe Nebensache in seiner Biographie sind, so machen sie hier würklich einen ziemlich beträchtlichen Hauptheil aus. Michaelis hat in seinem kurzen Leben mehr abwechselnde Schicksale, als manche in einem langen Leben erfahren. Es ist würklich ein Wunder, daß das Glück so viel Geduld mit ihm gehabt hat. Schade war es nur um einen Dichter, von dem sich die satyrische Dichtkunst so viel Hofnung machen konnte, daß er sich zu einem angestrengten Fleisse in den Wissenschaften, besonders der Philosophie und Geschichte, nicht zwingen konnte. Er hätte sich vielleicht dadurch der Welt erhalten.

Pf.

Johann Georg Schelhorns, Beyträge zur Erleuterung der Geschichte, besonders der Schwäbischen gelehrten und Kirchengeschichte. Drittes Stück. Memmingen, bey J. Mayer, 1774. 7 Bogen in 8.

Bey Gelegnheit der beyden ersten, im zweeten Anhang zu dieser Bibliothek recensirten Stücke, ist die Einrichtung dieses Magazins bekannt gemacht worden. Dieses dritte enthält folgende zehn Aufsätze:

19. Christian Carl am Ende (Adjunkts in Kaufbeuren) Nachricht von Sebastian Franks Sprüchwörtern S. 1 — 14. Von diesem fanatischen Wiedertäufer, dessen historische Schriften doch noch einigen Werth haben, hatte schon Johann Agricola eine Sammlung von deutschen Sprüchwörtern herausgegeben, und ist also unter den Deutschen der erste Sammler dieser Art; welches Hr. am Ende schon in des sel. Schelhorns Ergötzlichkeiten bewiesen hatte, und hier aufs neue bestätigt. Von der Frankischen Sprüchwörtersammlung (1541) wird hierauf, als von eine Seltenheit, übertrieben weitläufig gehandelt, so daß über eine Seite angewendet wird, um zu beweisen, daß sie nicht in gros Octav, sondern in Quart gedruckt sey.

20. Ebendesselben Nachlese zu seiner Nachricht von den Sprüchwörtern Joh. Agrikolä S. 14 — 58. Bezieht sich auf eine Abhandlung des Herrn am Ende in den Schelhornischen Ergötzlichkeiten. Dieser Agricola hieß mit seinem guten deutschen Namen Kastenbauer; schrieb sich auch Magister Eißleben. Von den Ausgaben seiner Sprüchwörter wird hier mit mikrologischer Weitschweifigkeit gehandelt. Interessanter ist, was von einigen bedenklichen Stellen gegen grosse Herren erinnert wird, in Ansehung welcher die Ausgaben von einander abweichen.

21, Eben derselbe theilt einen deutschen Brief Joh. Sleidans an den Rath zu Straßburg mit (S. 18 — 76), datirt von Trient den 29sten Januar 1552; betrift die damaligen Unterhandlungen zwischen einigen protestantischen deutschen Reichsständen und dem Kaiser und Pabst. Das Wesentliche hat Sleidan selbst in seiner Geschichte angeführt, und das Uebrige ist geringfügig. So gut Sleidans Latein ist, so elend ist sein Deutsch. Heineccius und andre pur lateinische Männer haben sich eben so an ihrer Muttersprache versündigt.

22. Nachricht von einer merkwürdigen Unterhandlung des Kaisers Siegmund mit den Hußiten in Pressburg 1429. S. 77 — 84. Wir sind Hrn. Schelhorn dafür verbunden, wegen der bisher unbekannten Umstände dieser von andern kurz erzählten und fruchtlos abgelaufenen Unterhandlung.

23. U.

23. K. Siegmunds Schreiben an Conraden Biſchof zu Regensburg, um ihn zum Krieg wider die Huſſiten zu erwecken 1419. S. 84 — 89. Ein intoleranter Mönch mag die Feder dabey geführt haben.

24. Des berüchtigten Wiedertäufers Hubmörs Taufagende S. 89 — 98. Ein wichtiges Stück zu des ſeel. Schelhorns Nachrichten von dieſem merkwürdigen Mann in ſeinen Actis hiſt. eccl. Sec. XV. et XVI. p. 100. ſqq. Die Taufagende iſt zwar zu Nicklspurg 1527 gedruckt, aber ſo gut als Manuſcript.

25. Jeſuiten in Memmingen S. 98 — 102. Sie wurden der Stadt von dem Augsburgiſchen Biſchoff, Heinrich von Knöringen, ſeit 1625 aufgedrungen: ihre Herrlichkeit hatte aber bald ein Ende, indem ſie vor den Schweden 1632 die Flucht nehmen mußten.

26. Von den Juden in Memmingen S. 103 — 106. Ein Jude wußte im Jahr 1344 den Bann über die Stadt von dem Biſchoff zu Augsburg auszuwürken. Bald darauf gieng die unchriſtliche Verfolgung der Juden durch ganz Deutſchland, beſonders in den Reichsſtädten an; da ſchlugen die Memminger auch ihre Juden tod, und wurden noch dazu durch eine hier abgedruckte kaiſerliche Quitanz von aller Schuld losgeſprochen.

29. Abdruck einer Memminger Rathsverordnung vom J. 1520, zur Erhaltung guter Zucht und Ehrbarkeit Seite 107 — 113. Das bloſſe Zutrinken, wenn es nur auch durch einen Wink geſchah, wurde mit einem Pfund Heller beſtraft ꝛc. Vr.

Effigies virorum eruditorum atque artificum Bohemiae et Moraviae, una cum brevi vitae operumque ipſorum enarratione. Pars II. Pragæ, 1775. 13 Bogen in ſehr gros 8. mit 26 Bildniſſen bey Gerle.

Man gehet in dieſer Gallerie mit Vergnügen herum; die Nachrichten ſind kurz aber hinreichend, ohne Schmuck und doch ganz unterhaltend, auch ſind die aufgeſtellten Perſonen meiſtentheils wichtig genug, daß man auch auſſer Böhmen mit ihnen gerne näher bekannt werden wird. Dieſer Theil iſt dem Grafen von Kinski von dem Herrn von Born im Namen der Verfaſſer zugeeiguet. Die Vor-

rede handelt umständlich von der Liebe und dem Eifer, den die böhmischen Fürsten und Herrn von Adel von je her für die Wissenschaften bezeiget haben. Die Beweise, welche der Verfasser, Adauctus Voigt von den frommen Schulen, anführet, sind zahlreich, zum Theil sehr merkwürdig, und machen der böhmischen Nation viele Ehre. Die Männer, deren Leben beschrieben werden, sind folgende: Johannes Dubravius (Daubrawsky) Bischof zu Olmütz, Verfasser eines Werks de piscinis et piscium, qui in illis aluntur, naturis, und einer böhmischen Geschichte. Max. Aud. von Schletnitz, erster Bischof zu Leutmeritz, Verf. eines noch ungedruckten Werkes über den Ursprung der Böhmen, in Aussicht auf welches ein anderer böhmischer Geschichtschreiber, Balbinus, sich eines grossen Widerspruches schuldig gemacht, da er es in einem seiner Werke bis an den Himmel erhebet, und in einem andern gänzlich verwirft. Jenes geschahe bey dem Leben des Bischofes, dieses nach seinem Tode. Andreas de Broda, ein Pragischer Theolog, erst ein Freund, hernach aber heftiger Feind Hussens. Ge. Barth. Pontanus von Breitenberg, Probst der Kathedralkirche zu Prag. Wencesl. Wratislaw Graf von Mitrowitz, der ziemlich sonderbare Schicksale in der türkischen Gefangenschaft ausgestanden. Carl Freyherr von Zerotin, der in den böhmischen Unruhen des vorigen Jahrhunderts eine wichtige Person gespielet, auch die Geschichte seiner Zeit in Mſ. hinterlassen hat. Matth. Collinus von Choterina, ein Humaniste des XVI. Jahrhunderts auf der Prager Akademie, der sein Lehramt wegen gewisser Streitigkeiten verlor. Paul Stranski, ward wegen der Religion vertrieben, und begab sich nach Thoren, wo er Lehrer am Gymnasio ward, Verfasser der Reipublicae Bojemae, die für eine der besten unter den Elzevirischen Republiken gehalten wird. Wolphus *a S. Georgio*, ein gelehrter Bischof zu Raab, der 1743 gestorben. August Thom. *a S. Josepho*, von den frommen Schulen, aus Mähren, ein guter Mathematiker, auf den Leibnitz viel hielt, von dem unter andern eine Sammlung mathematischer Briefe im Drucke vorhanden ist. Johannes Augusta, ein angesehenes Mitglied von der böhmischen Brüdergemeine im XVI. Jahrhundert, der viele Verfolgungen ausgestanden. Samuel Martini de Drazowa, ein muthiger Fechter von der Utraquistischen Parthey, der in England geadelt ist. Johannes a Rokiczana, von eben dieser Parthey, ein unruhiger Kopf,

so

so arg einer es je unter den Geistlichen gewesen ist: Er war von geringen Herkommen, und hatte es, durch seine Beredsamkeit und Cabalen so weit gebracht, daß er zum Erzbischof von Prag erwählet ward, und dem Kaiser Sigismund, der seine Bestätigung zurück hielt, zu drohen wagen durfte. Er hatte im Sinne, die böhmische Kirche mit der Griechischen zu vereinigen. Nach den Tode des Ladislaus Posthumus, daran er Schuld gewesen seyn soll, verhalf er den Georg Podiebrad zum Throne, der aber seine heftigen Anschläge nicht so begünstigte, wie er es gehoft hatte. Der Verdruß darüber beschleunigte vermuthlich seinen Tod, wiewol er ein hohes Alter erreichte. Albicus, Leibarzt des Königs Wenceslaus, der von diesem zum Erzbischof von Prag gemacht ward, in den hußitischen Unruhen aber, da er sich diesem Amte nicht gewachsen befand, es verhandelte. Johannes Florianus Hammerschmidt, der die Geschichte einiger böhmischer Klöster beschrieben. Johann Franz Beczkowsky, von dem Orden der Kreuzherrn, der ausser vielen andern Schriften, als der betrübten Turtelraube, ꝛc. eine Geschichte von Böhmen geschrieben, die aber nur zur Hälfte heraus ist. Franz Anton Graf von Spork, ein vortreflicher, ungewöhnlich grosmüthiger Herr, der aber, ungeachtet seiner Tugenden, empfindliche Kränkungen von dem Neide und der Bosheit erfahren müssen. Es wurde ihm z. E. eine seiner Bibliotheken plötzlich weggenommen, weil er viel verbotene Bücher darinn haben sollte. Wir wollen hoffen, daß man im nächsten Jahrhunderte in Böhmen niemanden seine Bibliothek aus diesem Grunde aus dem Hause schleppen wird. Nach sieben Jahren bekam der Graf seine Bibliothek wieder. Vorher war er auf Anstiften eines spitzbübischen Advocaten, wegen einer nichtsbedeutenden und dazu ungegründeten Schuldforderung, plötzlich bey Nachtzeit gefangen genommen, und in den weissen Thurn, zu Prag gesetzet, welches unerhörte Verfahren dem wackern Grafen bald das Leben gekostet hätte. Er stiftete den Huberts Jagdorden, den verschiedene gekrönte Häupter mit ihrem Beytritte beehret haben. Seine beyden Töchter übersetzten viele Erbauungsbücher aus dem Französischen ins Deutsche. Diese ließ der Graf in seiner eigenen Druckerey drucken, und unter seine Unterthanen vertheilen. Joh. Ant. Jos. Scrinci, der erste Professor der Experimentalphysik und Chymie zu Prag. Er fieng seine Vorlesungen über diese Wissenschaften im Jahr 1745 an, die

schicken, wo manichmal ein guter Schüler mehr Griechisch und Latein versteht, als der neue Lehrer. Beyden Absichten entspricht nun diese Uebersetzung, weil sie den Verstand ihres Autors richtig ausdruckt und sich wohl lesen läßt und noch überdem mit eigenen oder Perigoischen Noten begleitet ist Wir solten nun löblichen Recensenten Gebrauch gemäß einige Stellen derselben nach dem Griechischen Text corrigieren: allein wir haben es nicht nothig. Wir haben aus verschiednen Büchern Erzählungen heraus genommen und mit dem Orginal vergleichen, und haben die Uebersetzung jederzeit, zwar nicht sclavisch aber doch rein und treu befunden; manche kleine Abweichungen mögen eine andre Lesart zum Grund haben: und wo wir einer gewisse Härte, oder etwas freyern Uebersetzung wahrzunehmen glaubten wir, daß es auch uns schwehr hielt solcher auszuweichen. Das Urtheil des U. von dem Werth und Charakter dieser Erzählungen, in der vorgesezten Nachricht von dem Leben und Schriften Aelians ist sehr unpartheyisch und richtig.

Dj.

Πλουταρχου περι της των ελευθερων παιδων αγωγης accedunt bina ejusdem Plutarchi et Marcelli Sidetæ medici fragmenta. Recensuit I. G. Schneider. Strasburg, 1775. 8. 120 Seiten ohne Vorrede.

Diese Ausgabe ist eigentlich für Kenner der Griechischen Litteratur bestimt, die die Alten so richtig und vollkommen zu lesen wünschen, als es uns jetzt die zu ihrer Berichtigung noch übrige Hülfsmittel erlauben. Um diesen Entzweck desto leichter und gewisser zu erreichen hat Hr. S. die Heusingerische Ausgabe zum Grund gelegt, die dort gemachten Verbesserungen nach Beschaffenheit der Umstände bald angenommen, bald verworfen, und bald mit neuen vermehrt. Ausser dieser hat er auch noch eine Augsburgische zu Leipzig befindliche Handschrift des Plutarchs verglichen, und die Varianten daraus angemerkt. Die Lateinische Uebersetzung hat er des wegen weggelassen, weil sie ohne Noth das Buch zu theuer gemacht haben würde, und aus eben dieser Ursache auch seine Anmerkungen

gen

am Fürstl. Gymnasio zu Quedlinburg. Quedlinburg bey Christoph Aug. Reußner. 1775. 1 Alph. 15. Bog. in 8.

Wenn nicht alles übersezt seyn müßte so würden wir fragen, worzu eigentlich eine Uebersetzung des Aelians Nutzen sollte? denn alsdenn halten wir eine gute Uebersetzung eines Griechen für verdienlich oder doch zulässig, wenn sie dentschen Lesern Muster der griechischen Dichtkunst, Beredsamkeit, Philosophie oder ihrer Historischen Kunst in die Hände bringt, oder die einzigen Quellen gewisser Historischen Nachrichte bekannter macht. Welche innere Gründe aber sollten es rathen, die Excerpten und Kollektaneen eines Compilators zu übersetzen, dergleichen doch in Grund *Aeliani variæ historiæ* sind? Jedoch es können äussere Gründe eine solche Uebersetzung rechtfertigen: man kan sagen, daß sie mit zur Vollständigkeit der deutschen Litteratur gehöre, oder weil doch Aelian und das wegen seiner Mannichfaltigkeit und seines grösstentheils reinen Ausdrucks, nicht mit Unrecht mit unter die Griechischen Schulbüchern gerechnet wird, so kan eine deutsche Uebersetzung jungen Leuten, die aus ihn Griechisch lernen sollen, eben den Dienst thun den sonst Noten und lateinische Uebersetzungen thun müssen, nehmlich den Verstand schwerer Stellen zu erleichtern (und diesen Dinst thun auch deutsche Uebersatzungen wenn man sie ehe nicht braucht bis eine Schwierigkeit in Weg uns bringt, fremde Hülfe zu suchen.) diese lezte Absicht ist es, die Hr. M. bey seiner Uebersetzungen gehabt zu haben versichert; doch will er auch zugleich Lehrern damit einen Dienst thun, die weil sie auf Academien nichts als ihr Brodstudium getrieben haben in ihren Griechischen Stunden weiter nichts thun können als das sie analysiren lassen (auch das können sie nicht immer, wo die Noten oder der Index ihnen nicht voranalysiren. Dergleichen geschieht aber nur in solchen Schulen, die Geistliche zu Vorstehern haben, die bey sich ereignden Vacanzen nur darauf bedacht sind, einen fertigen Prädicanten zu ihrer eigenen Bequemlichkeit einzuschieben oder wo die Consistorien den löblichen Grundsatz haben, daß Candidaten des Ministerii auch Candidaten für Schulämter sind, welches doch ganz heterogene Dinge sind, und nun wenn es die Reihe trift, einen Menschen der kaum für eine Dorfkanzel gut gewesen wäre, als Lehrer in eine Schule schicken,

ſchicken, wo manichmal ein guter Schüler mehr Griechiſch und Latein verſteht, als der neue Lehrer. Beyden Abſichten entſpricht nun dieſe Ueberſetzung, weil ſie den Verſtand ihres Autors richtig ausdruckt und ſich wohl leſen läßt und noch überdem mit eigenen oder Perigoiſchen Noten begleitet iſt. Wir ſolten nun löblichen Recenſenten Gebrauch gemäß einige Stellen derſelben nach dem Griechiſchen Text corrigieren: allein wir haben es nicht nothig. Wir haben aus verſchiednen Büchern Erzählungen heraus genommen und mit dem Orginal vergleichen, und haben die Ueberſetzung jederzeit, zwar nicht ſclaviſch aber doch rein und treu befunden; manche kleine Abweichungen mögen eine andre Lesart zum Grund haben: und wo wir einer gewiſſe Härte, oder etwas freyern Ueberſetzung wahrzunehmen glaubten wir, daß es auch uns ſchwehr hielt ſolcher auszuweichen. Das Urtheil des U. von dem Werth und Charakter dieſer Erzählungen, in der vorgeſezten Nachricht von dem Leben und Schriften Aelians iſt ſehr unpartheyiſch und richtig.

Dj.

Πλουταρχου περι της των ελευθερων παιδων αγωγης accedunt bina ejusdem Plutarchi et Marcelli Sidetæ medici fragmenta. Recenſuit I. G. Schneider. Strasburg, 1775. 8. 120 Seiten ohne Vorrede.

Dieſe Ausgabe iſt eigentlich für Kenner der Griechiſchen Litteratur beſtimt, die die Alten ſo richtig und vollkommen zu leſen wünſchen, als es uns jetzt die zu ihrer Berichtigung noch übrige Hülfsmittel erlauben. Um dieſen Entzweck deſto leichter und gewiſſer zu erreichen hat Hr. S. die Heuſingeriſche Ausgabe zum Grund gelegt, die dort gemachten Verbeſſerungen nach Beſchaffenheit der Umſtände bald angenommen, bald verworfen, und bald mit neuen vermehrt. Auſſer dieſer hat er auch noch eine Augsburgiſche zu Leipzig befindliche Handſchrift des Plutarchs verglichen, und die Varianten daraus angemerkt. Die Lateiniſche Ueberſetzung hat er des wegen weggelaſſen, weil ſie ohne Noth das Buch zu theuer gemacht haben würde, und aus eben dieſer Urſache auch ſeine Anmerkungen

gen so kurtz und gedrungen zu machen gesucht, als es die Sache nur erlauben wollte. Mit Recht giebt er im Vorbeygehen denjenigen Auslegern der Alten einen Verweis, die durch weit gesuchte und sehr oft übel angebrachte Gelehrsamkeit ihre Anmerkungen zur großen Quaal des Lesers, oft auch mehr zur Verdunklung als Aufklärung des Textes, übermässig anschwellen. Die Verbesserungen des Hr. S. zeugen von kritischen Scharfsinn, und verdienen gröstentheils Beyfall, nur sind zuweilen die Beweise ein wenig zu kurtz geworden. Uns dünkt immer ein Mann, der es auf sich nimmet gewöhnliche Lesearten zu verwerfen und neue einzuführen, sollte da wo der Sache nicht gantz einleuchtend ist, doch ein paar Worte zu seiner Vertheidigung sagen, und den Leser nicht immer mit den nichts bewelsenden Worte bene, male, abfertigen. Das Papier ist schöner und der Druck richtiger, als man es gewöhnlich bey den Ausgaben der Alten findet, und überhaupt hat Hr. S. nichts gespart diese Ausgabe so annehmlich als möglich zu machen.

Um unser Urtheil zu bestätigen wollen wir einige Stellen näher betrachten. Die bisher gewöhnlich gewesene Aufschrift dieses Buchs schickt sich wie Hr S. Seite 1 richtig angemerkt nicht zu seinem Inhalte, und daher hat er sie sehr gut in περὶ τῆς τῶν ἐλευθέρων παίδων ἀγωγῆς verwandelt. S. 2 Z. 13 wird gelesen καὶ μὲν δὴ καὶ τὰ φρονήματα u. s. w. des letzte καὶ erkennt Hr. S. in der Anmerckung für untergeschoben ohne jedoch den Grund davon anzugeben; der darin liegt daß im Vorhergehenden noch von keiner andern Sache geredet worden ist, die gleichfals durch eine befleckte Geburt verschlimmert würde. Das ὅτι S. 3. Z. 6. ist vieleicht durch einen Druckfehler für ὅτι gesetzt, denn das letzte erfordert der Sinn, und auch die Xylandrische Ausgabe hat es. Ebendaselbst Z. 9. scheint uns zwischen κἀγκωμίοις und πάνυ eine Lücke im Texte zu seyn, denn im vorhergehenden hat Plutarch gezeigt daß eine unrechtmässige Geburt auch auf die Gemüther der Kinder einen großen Einfluß hat, und nun kommet er auf einmahl auf die Lacedämonier, die ihren König deswegen tadelten weil er ein zu kleines Frauenzimmer heyrathete. Gerne hätten wir Hr. S. Meynung hierüber vernommen, er sagt aber in der Anmerckung nichts davon. Für τί ποιοῦν S. 4. Z. 5. billigt Hr. S. nach Heusinger τὸ ποιοῦν, und bestätiget dies in den Amerckungen mit einigen Beyspielen.

Wir

Wir geben ihn gerne hierinn Beyfall; aber die Ausschweifung auf den Ocallus Lucarus können wir, so klein sie sie auch ist, nicht ganz billigen; weil sie hier weder zur Erklärung noch zur Bestätigung der Leseart etwas beyträgt. die aus einer Voßischen Handschrift genommene Verbesserung des και δη in ηδη S. 5. Z. 5. ist dem Zusammenhange sehr angemessen. In der lezten Zeile ebendaselbst schiebt Hr. S. die Worte αι δε προκοπαι nach φυσεως ein, beweist diese Leseart aus der Augsburgischen Handschrift, und merkt dabey sehr richtig an, daß diese Worte zur Ergänzung des Sinnes nothwendig erfordert werden. Nicht völlig so hat uns den S. 6. Not. 16. gethane Vorschlag καθ' ὁ τι δ' αν λειφθη τουτων, κατα τουτο u. s. w. gefallen wollen, denn die Absicht Plutarchs ist, zu zeigen, daß in so fern eins von den oben erwähnten Stücken fehlt, in so fern die Vollkommenheit (αρετη) eines Menschen nicht ganz erreichet werde, und dies drückt die gewöhnliche Leseart καθ' ὁ δ'αν λειφθη τι τουτων, κατα ταυτ' αναγκη χωλαν γιγνεσθαι την αρετην gut aus. Die gewöhnlichen Lesearten hat Hr. S. ebendaselbst Z. 6. und 15. mit Recht den der Augsburgischen und Voßischen Handschriften vorgezogen. Die gewöhnliche Leseart αγαθη γη S. 8. Z. 6. scheint uns schicklicher in αγαθη τις γη verwandelt zu werden, denn es ist nicht von dem Erdreiche überhaupt, sondern von einem grossen Erdreiche die Rede, und daher ist auch im folgenden das τις hinzugesezt worden. Hr. S. hat aber vermuthlich, weil seine Aufmerksamkeit anders wohin geleitet werde, hiebey nichts angemerkt. Die ebendaselbst nach dem Heusingerischen Vorschlage gemachte Veränderung des γινονται in γινεται ist sehr schicklich, auch die Anmerkung zu dem Worte παιδαγωγια, das hier in einer etwas ungewöhnlichen Bedeutung vorkommt, gut, aber ein wenig zu kurz. Nicht die ganze Seele, sondern nur ihr unvernünftiger Theil, in dem die Affekten und Begierden ihren Sitz haben, wird, wie wir aus dem Simplicius (in Epectet. cap. 10.) sehen, deswegen παις genannt, weil theils die Unbeständigkeit der Affekten und Begierden etwas kindisches ist, theils auch weil dieser Theil der Seele sich wie ein Kind von seinem Lehrmeister der Vernunft regiern lassen muß. Auf der lezten Zeile eben daselbst hat Hr. H. für εξαμβλουτου noch eine aus der Augsburgischen Handschrift hergeleiteten Vermuthung dem Sinne gemäß εξαμβλυνεται gesezt. Die gewöhnliche Leseart S. 16. Z. 5. αδομενοις, die der Handschriften, αδομενων u. s. w. giebt, wie

wie Hr. S. nach andern Auslegern anmerkt, keinen Sinn, daher ist die von ihm gemachte Verbesserung ἐνιοτε ἡγαε ἡ ἐιδοτας, ἡ ακουομενον, ἀλλων αυτοις τουτο λεγοντων, immer werth, beybehalten zu werden. Bey dem ὁτι S. 17. Z. 3. merkt Hr. S. richtig an, daß es hier sehr hart klingt, und daß vielleicht einige Worte ausgefallen sind. Eine kleine Veränderung des ὁτι in διον scheint uns den Zusammenhang ziemlich erträglich darzustellen; denn dadurch kommt folgender Sinn heraus: hat nicht oft jener alte Crates sehr treffende Dinge gesagt, z. B. wenn es möglich wäre, so u. s. w. S. 18 macht Hr. S. zu dem επιδεξιος eine zu kurze und nicht recht passende Anmerkung; die Kinder, sagt er, werden gewöhnt mit der rechten Hand zu essen, und hierauf zielt Plutarch, wenn er von λογοις επιδεξιοις redet. Plutarchs Gleichniß ist dieses: ist es nicht ungereimt, die Kinder zu gewöhnen, daß sie mit der rechten Hand ihre Speise zu sich nehmen, ihnen Verweise zu geben, wenn sie es mit der linken thun, und sich doch gar nicht darum zu bekümmern, daß sie guten Unterricht bekommen? πως ουκ ατοπον τη μεν δεξια συνεθιζειν τα παιδια δεχεσθαι τας τροφας, καν προτεινειε την αριστεραν επιτιμαν, μαθημασιν δε ποιεισθαι προνοιαν του λογων επιδεξιων και νομιμων ακουειν; hieraus ist offenbar, daß die metaphorische Bedeutung des επιδεξιος nicht aus dem Ausdrucke τη δεξια δεχεσθαι τας τροφας hergenommen seyn und erläutert werden kan, weil es widernatürlich ist, erst zwo Sachen mit einander zu vergleichen, und dann den Begriff der einen etwas verändern, um das Gleichniß vollständig zu machen. Das unverständliche bisher gewöhnlich gewesene κιτναφορουντες verwandelt Hr. S. dem Sinne gemäß in κοιτοφθορουντες (S. 19. Z. 10.). Da man aber bisher, wie er selbst bemerkt, dieses Wort noch in keinem Alten gefunden hat: so klingt es immer ein wenig verdächtig. Sollte es nicht besser seyn, ακοφθορουντες dafür anzunehmen, welches nach Hrn. S. Bemerkung (S. 53.) eben diese Bedeutung hat, gewöhnlich ist, und von der jetzigen Leseart nicht weit abgeht? φορτικως wird S. 20 durch mit etwas zu starken Worten erklärt, und Heusinger widerlegt, weil er es durch unanständig hat erläutern wollen. Darinn, daß in den Worten des Diogenes nichts unanständiges liegt, hat Herr S. Recht, nicht aber darinn, daß sie zu stark sind; sie sind vielmehr zu niedrig und eben dadurch anstößig. Die Stelle S. 24. Z. 12. ist Hrn. S. mit Recht anstößig vorgekommen, er führt aber keinen Grund davon an. Es kommt uns vor,

daß hier eine dreyfache Lücke sey; die erste nach πρὸς δὲ τοῦτοις, denn Plutarch scheint noch fortfahren zu wollen, den oben angeführten Satz: die Gespräche, die in den meisten Gesellschaften geführt werden, und die Reden, die vorgebracht werden, um dem grossen Haufen zu gefallen, gereichen mehr zum Schaden als Vortheile auch selbst derer, die sich ihrer bedienen, zu bestätigen. Die andere nach παρέντων καιρὸν, denn hier fehlt offenbar der Nachsatz; es sollte heissen: was wollen wir die Kinder anderes gutes lehren, als schön und zweckmäßig reden? Hierauf bezieht sich alles folgende. Die dritte nach πέφυκεν, denn im andern Theile des Perioden heißt es: nach dem Sprüchworte ist alles Gute oder Vorzügliche schwer, welches mit dem ersten Theile, in welchem von keinen schweren Sachen geredet worden ist, nicht zusammenhängt. Die Sätze: es ist schön, nichts wer der vergeblich reden noch thun, denn nach dem Sprüchworte ist alles Schöne schwer, sind so unzusammenhängend, als sich nur immer welche denken lassen. Die S. 25. Z. 12. aus der Augsburgischen Handschrift genommene Verbesserung des ἀντεβαινε in ἀνεβαινε ist dem Sinne völlig gemäß; so ist auch S. 29. eine Lücke sehr gut bemerkt. Durch einen Druckfehler ist ohne Zweifel nach παρόντων ein Punkt gesezt, und τα mit grossen Buchstaben geschrieben.

Um die beyden Fragmente Plutarchs, die zuerst in London herausgekommen sind, bekannter zu machen, hat sie Hr. S. hier angehängt. Sie betreffen zwo psychologische Fragen, ob Begierde, Betrübniß, Furcht und Vergnügen dem Körper oder der Seele eigenthümlich angehören, und, ob die unvernünftigen Wirkungen unserer Seele einen Theil oder eine Kraft der Seele ausmachen. Wegen der Erläuterung, die sie uns über einige Punkte der alten Seelenlehre geben, verdienen sie aufbehalten zu werden, und es ist Schade für die philosophische Geschichte, daß es nur Fragmente sind. Ohngeachtet des so wol vom Hrn. S., als auch vom englischen Herausgeber angewanndten kritischen Scharfsinnes haben uns noch manche Stellen dunkel und unzusammenhangend geschienen; es wäre daher nicht übel gewesen, wenn Herr S. den Zusammenhang in einigen kurzen Anmerkungen gezeigt hätte.

Daß das zulezt angehängte Stück aus dem Marcellus Sideta zur Erklärung und Bestimmung der Namen der Fische, und folglich auch der alten Naturgeschichte vieles beytragen kan, darinn pflichten wir Hrn. S. vollkommen bey,

und

und wünschen ihm Muse und günstige Gelegenheit, die noch vorräthigen Anmerkungen nebst dem ganzen Marcellus bekannt zu machen. Aus den angeführten wenigen Beyspielen wird man schon zur Genüge gesehen haben, was man sich von seinem Fleiße und hellsehendem kritischen Auge versprechen könne. Sonderbar und fast widersinnig ist es, daß wir nach so vielen Jahren und nach so vielen großen Forschern der Alten doch noch nicht einmal die Hauptschriftsteller so richtig und rein haben, als man es billig erwarten sollte. Zu einem verbesserten Aristoteles macht uns Hr. S. Hofnung. Möchte er sie doch erfüllen!

Πλουταρχου περι παιδων αγωγης, in usum scholarum recensuit, selectas virorum doctorum suasque adnotationes et indicem adjecit *Abrahamus Kall*, Prof. Graec. Ling. ord. Copenhagen und Leipzig, 1774. ohne Vorrede und Register. 118 Seiten. 8.

Theils um die jungen Leuten auf Schulen mehr schädliche als nützliche Junkersche Ausgabe dieses Buchs zu verdrängen, theils auch, um die Seltenheit anderer guten Ausgaben zu ersetzen, hat Hr. K. dieses Buch vornemlich zum Gebrauche auf Schulen herausgegeben. Er bemerkt in der Vorrede sehr richtig, daß die lateinischen Uebersetzungen zwar jungen Leuten die Mühe des Lernens erleichtern; aber ihnen auch fast immer Veranlassung geben, sich auf sie allein zu verlassen, und die gründliche Kenntniß des Griechischen zu vernachläßigen. Er hat es also für besser gehalten, sie ganz wegzulassen, und dafür in dem angehängten Register die schweren oder in einer seltenern Bedeutung vorkommenden Worte zu übersetzen; und auf diejenigen Stellen in den Anmerkungen hinzuweisen, wo von ihnen weitläuftiger gehandelt wird. Diese Arbeit hat allerdings ihren Nutzen, denn junge Leute können durch dieses Mittel die an mehreren Orten vorkommenden, aber nur an einem einzigen erklärten, Worte leicht auffinden. Zur Erreichung dieser Absicht aber wäre es genug gewesen, nur die merkwürdigsten Worte in das Register zu bringen, Hr. K. aber hat eine grosse Anzahl bekannter, und in den Lexicis leicht zu findender Worte, wir wissen nicht warum, darinn aufgenommen. Die dem Texte angehängte Anmerkungen betreffen theils Idiotismen, theils Erklärungen der Ellipsen

und den Plan dieses Werks dadurch vor Augen zu legen, theils auch, um die Asche dieses Märtyrers der griechischen Litteratur und unermüdeten Verbesserers der Alten zu segnen. Seine Absicht war, wie auch der Titel zeigt, den ganzen Plutarch nach diesem Plane herauszugeben, wenn ihm seine Gesundheit, über deren Hinfälligkeit er an verschiedenen Stellen sehr rührend klagt, und seine übrigen vielen Geschäffte es erlauben würden. Deutschlands Schicksal hat es nicht gewollt, daß von ihm auch die moralischen an vielen Orten so sehr verdorbenen Schriften des Plutarchs verbessert und wieder hergestellt würden, wir haben also weiter nichts als die verglichenen Lebensbeschreibungen in diesen Bänden von ihm erhalten. Mit einer edlen Bescheidenheit erzählt er dem Leser, daß er nie an eine Ausgabe dieses Schriftstellers gedacht habe, und nur zufälliger Weise durch das Anhalten des Verlegers, und die Furcht, sie möchte einem dieser Last nicht Gewachsenem aufgelegt werden, zu der jetzigen bewogen worden sey. Hierdurch bahnt er sich den Weg, die Mängel zu entschuldigen, die etwa noch aus nicht zu ändernden Umständen in dieser Ausgabe anzutreffen seyn möchten. Handschriften zu suchen und zu vergleichen hat ihm die Eile des Druckes nicht erlaubt, die auch daran Schuld gewesen ist, daß er einige der ältesten Ausgaben sich nicht hat anschaffen können. Um jedoch seinen Hauptzweck, diese Ausgabe richtiger zu machen, als alle vorhergehenden, zu erreichen, legte er die Londonsche Ausgabe des Bryanus zum Grunde, und ließ sich von seiner würdigen Gattin die Juntinische vorlesen. Darauf verglich er diese Lesearten mit den Stephanischen und Aldinischen, endlich mit den Anmerkungen und Verbesserungen der Herausgeber und Ausleger des Plutarchs, und suchte so zu bestimmen und genau abzuwägen, welches unter allen die beste Leseart, die beste Verbesserung wäre. So ist also diese Ausgabe mit den darinn befindlichen Verbesserungen und Varianten aus der Vergleichung der Stephanischen, die er die Vulgate nennt, der Aldinischen und Juntinischen entstanden. Vor die Richtigkeit des Druckes hat der seel. Mann vorzügliche Sorge getragen, und wir sehen, daß sie nicht ohne Wirkung gewesen ist, denn wir haben keinen Druckfehler zu bemerken Gelegenheit gehabt. Nach dieser Erzählung seiner Bemühungen folgt ein historisch kritisches Verzeichniß der verschiedenen Hauptausgaben des Plutarchs, das ist derjenigen, in welchen etwas vorzügliches zur Verbesserung

dieſes Schriftſtellers geleiſtet iſt. Diejenigen, die künftig einmahl zur Berichtigung der übrigen Hälfte Plutarchs etwas werden unternehmen wollen, werden es Hrn. Reiske Dank wiſſen, daß er ihnen hier einen Leitfaden in die Hand gegeben hat. In den Anmerkungen hat er auf folgende vier Stücke ſein Augenmerk gerichtet gehabt 1) anzuzeigen, wenn er von der gewöhnlichen Leſeart abweichen zu müſſen glaubte. 2) Seine Muthmaſſungen und Verbeſſerungen, die er gleich in den Text aufgenommen hatte, zu bezeichnen. 3) Auch diejenigen bekannt zu machen, die er nicht für gut fand, gleich in den Text einzurücken, 4) endlich die ſchwerſten Stellen zu erläutern. Auſſer ſeinen eigenen hat er auch noch die Anmerkungen des Stephanus, Cruſerius, Xylander und Palmerius, aber vollſtändiger, als in der Londner Ausgabe, hinzugefügt. Daß der ſeel. Mann dies alles geleiſtet habe, was er verſprochen hat, davor iſt ſeine Gelehrſamkeit und ſeine übrigen kritiſchen Arbeiten Bürge. Es würde alſo überflüßig ſeyn, Proben von den häufigen und ſtandhaften Berichtigungen und Muthmaſſungen anzuführen. Nur dies ſetzen wir noch hinzu, daß auch am Drucke und Papiere nichts geſchont iſt, was dieſe Ausgabe empfehlungswürdig machen konnte.

P.

Johann Gottfried Röchling's, Collegen des fürſtl. akad. Pädagogii zu Gieſen, lateiniſche Chreſtomathie, zum Unterricht und Vergnügen der Anfänger. Mit einer Vorrede Herrn Magiſter Rambachs. Gieſen, bey J. Ph. Krieger, 1774. 288 Seit. 8.

Bald wird, wo nicht jede einzelne Stadt oder jede einzelne Schule, doch jedes geſchloſſene Land ſeine eigene Chreſtomathien erhalten, und dergleichen Bücher werden, wie Calender, aus anderen Ländern ausgeſchloſſen, oder wie ausländiſche Waaren mit Acciſe beleget werden. Wir waren mit dergleichen Excerptenſammlungen bereits in guter Anzahl verſorget, da ſie anfiengen, wenigſtens von keinen neuen mehr verdrängt zu werden: aber ſeit einigen Jahren nimmt der Chreſtomathien-Unfug wieder recht überhand. Faſt jeder alte Schriftſteller wird in eine Chreſtomathie verwandelt, jedes Alter bekommt ſeine Chreſtomathie und jede

Schule sucht ihre Aufnahme oder Reformation durch dergleichen Werkgen sichtbar zu machen. Daß indessen die Vervielfältigung dergleichen Bücher merklichen Schaden thun sollte, glauben wir eben so wenig, als sich hoffen läßt, daß sie die Studien merklich erleichtern und befördern sollte. Zum ersten Anfange im lateinischen Sprachunterricht haben freylich die Alten selbst keine Bücher geschrieben; aber wir hatten schon durch die Bemühung anderer, Bücher genug dieser Art, mit welchen man sich gar wohl behelfen konnte. Vielleicht lernen unsere Schullehrer nach und nach den akademischen Lehrern die kleine Eitelkeit ab, daß Jeder selbst sein Compendium geschrieben haben will. Und macht er es nicht gar zu schlecht, kann man ihm diese unschuldige Freude gar wohl zu gute halten.

Etwas ganz eigenthümliches hat die Röchlingische Chrestomathie darinn, daß sie theils in einer beständigen Beziehung auf die zu Giesen eingeführte Rambachische Grammatik stehet, indem durchaus auf die Regeln derselben verwiesen, und diesfalls die Nummer und Seite angezeiget worden ist, theils auch durch die beygesetzte Wörter der einzelnen Stücke mehr für die Erleichterung der ersten Anfänger und für die Ersparung der Zeit gesorget ist. Denn die sonst nöthige Vorhersagung und Aufschreibung der Wörter, ohne welche Kinder gar nicht fertig werden können, ziehet allemal die übele Folge nach sich, daß ganze Stunden blos mit dem Dictiren der Wörter zugebracht und gar zu kleine oder manchen Tag gar keine Pensa gelesen werden.

Die übrige Einrichtung des Buches ist folgende. Den Anfang macht 1) eine vorläufige Anweisung zur gründlichen Kenntniß der Wörter, die auf einem Bogen Erklärungen der einzelnen Gattungen von Wörtern, worunter der ganze Vorrath einer Sprache gebracht wird, d. i. der sogenannten 8 partium orationis, enthält, und in Fragen und Antworten bestehet. Die Begriffe sind richtiger und für Kinder faßlicher, als gewöhnlich, entwickelt; aber doch immer zu wenig Socratisch. Was wir damit sagen wollen, können wir hier nicht erklären, ob wir gleich leider! wissen, daß die wenigsten Kinderlehrer, von denen es doch erwartet werden müßte, sich zu bemühen pflegen, die ihnen so unentbehrliche Socratische Kunst aus den Mustern im Xenophon zu studiren, wie man nemlich durch Unterredungen, Veranlassungen und Handreichungen Ideen aus der jungen Seele,

als Geburtshelfer, hervorzubringen im Stande sey. Darauf folgt z) die Chrestomathie selbst, welche aus zwey Theilen bestehet, davon einer prosaisch, der andere aber poetisch ist.

Der prosaische Theil hat folgende Classen: a) Vermischte Fragen. Sie stehen darum vorn, weil fast noch gar nichts periodisches darinn wahrgenommen wird. Gröstentheils sind es Brocken aus der Mythologie, zum Theil auch aus der Historie, doch aber alle für Knaben ganz schmackhaft. b) Die biblische Geschichte bis zur Babylonischen Gefangenschaft. Sie ist in sehr reinem und ungemein leichtem Latein erzählet, welches allerdings nach der Absicht des ganzes Buches schätzbar ist. c) Allerley witzige Einfälle und nachdenkliche Sprüche. Auch diese sind alle recht gut ausgesucht, um durch Neugierde den Fleiß der Knaben zu reizen. d) Einige kleinere Briefe aus dem Cicero und Plinius. Diese sind vielleicht in der ganzen Sammlung das trockenste Stück; zum Beweise, daß beyde Römer nicht für Knaben geschrieben haben. Die reichhaltigsten und schönsten Briefe setzen zu viele Kenntnisse voraus; die so genannten epistolae selectae hingegen enthalten fast nichts, als das ewige si vales, bene est. e) Einige Erzählungen aus der Naturgeschichte. Der V. hat die Gegenstände, welche er beschreibet, aus den drey Reichen der Natur gewählet, und ist nicht blos dem Plinius, oder überhaupt den Alten gefolget, sondern hat einiges aus den neueren hinzugesetzet. Die Beschreibung selbst ist mahlerisch, im Ausdrucke leicht, und für jeden sehr unterrichtend. Wir glauben, daß dieses Stück dem V. am meisten Ehre machen, obgleich auch die übrigen allen Beyfall verdienen. f) Eine kurze Beschreibung der vornehmsten Reiche in der alten Welt. Weiter nichts als die Geschichte der vier so genannten Monarchien. Im einzelnen ganz gut, aber überhaupt darum verwerflich, weil der V. einen längst weggeräumten Irrthum wieder herstellet und fortpflanzet; das System von vier Monarchien. So gar, daß er gleich Anfangs die Einleitung machet: „Quatuor summa exstiterunt imperia sive Monarchiae — — *quarum typum atque indolem egregia pictura exhibet Daniel vates cap. II. VII. VIII.* (S. 152.). g) Eine Beschreibung der vornehmsten Götter und Göttinnen. Ein magerer Theil, so wie das ganze Buch ist, daraus es der V. entlehnet hat. Es ist aus dem Pomey genommen.

S. 205 fängt der poetische Theil des Buches an. Voran auserlesene, d. i. Vierzig der leichtesten Fabeln aus dem Phädrus; — dann ein und sechzig Räthsel in lateinischen Versen; — drittens einige von Cato's Distichis; — viertens Sinngedichte aus dem Martial und Owen; — endlich einzelne Stellen aus dem Ovid, Tibull und Properz. Hinter jeder Classe von Materien steht immer ein Vocabelweiser.

An sich ist die Sammlung zu ihrer Bestimmung nicht zu verwerfen; aber wir wissen nicht, ob das erste lateinische Alter der Knaben nicht schon hinreichende und auch gute Speise in Büschings und Millers Büchern gefunden haben sollte?

Oratorische Chrestomathie, oder Sammlung auserlesener Stellen in deutscher und lateinischer Sprache, zum Gebrauche der vierten und fünften Schule der Gymnasien im Hochstifte Münster, zusammengetragen von Caspar Zumkley, Director des Paulinischen Gymnasiums zu Münster, und Prof. der Mathem. ꝛc. Münster, bey Ph. H. Perrenon, 1774. 218 Seiten und eine kurze Vorrede machen den ersten oder deutschen Theil aus; der lateinische Theil enthält 182 Seiten, 8.

Es gehöret dies Buch mit in die Reihe mehrerer Lehrbücher, die, nach der in den Münsterschen Landen vorgenommenen Schulverbesserung, zum Besten der dasigen Schulen veranstaltet worden sind. Um dieser Verbindung willen mit mehreren Büchern führt es auf der ersten Seite jedes Bogens die Rubrik unten am Rande Pars III. Der Recensent, dem es nicht aufgetragen ist, die ganze Suite der Münsterschen Schulschriften anzuzeigen, bleibt bey diesem einzelnen Buche allein stehen und erinnert nur im Vorbeygehen, daß es zu einer ganzen Familie gehöre, damit die Leser, bey der Anzeige der übrigen Schulbücher, das gegenwärtige nicht übersehen sondern in die Reihe der übrigen mit einschalten mögen. Eine poetische Chrestomathie, auch in beiderley Sprachen, wird als zunächst mit

dies

dieſer proſaiſchen verſchwiſterte, in der Vorrede angekündigt.

Die deutſche Chreſtomathie beſtehet aus Charakteren, aus Beſchreibungen, aus kürzeren Reden, die in alten Geſchichtſchreibern vorkommen, aus einzelnen Stücken, die der H. aus einigen Reden des Cicero und Demoſthenes herausgeriſſen und ins Deutſche überſezt hier mitgetheilt hat. Die Charaktere ſind aus Wielands Agathon, aus Robertſons Geſchichte Carl V. und aus Hume's Geſchichte von England genommen. Die Beſchreibungen beſtehen in Überſezungen aus dem Salluſt, Tacitus und Thucydides: ganze aber mitten aus der Geſchichte herausgeriſſene Reden ſind, als dem Salluſt, Livius, Tacitus und Thucydides gewählet worden; die Stellen aus Reden ſind alle antik, bis auf die Rede des jezigen Königs von Schweden an die Reichsſtände, die den Beſchluß macht, und ohnfehlbar in einer Sammlung deutſcher Muſter noch am beſtehen dürfte. — Hr. Zumkley ſcheinet nichts weiter als abgeſchrieben zu haben. Wenigſtens, wo er dies gethan hat, iſt ihm das Ding am beſten gelungen. Bey dem Demoſthenes haben wir gefunden, daß er die Sellerſche Überſetzung excerpiret hat; ob er bey dem Salluſt dem Ketz Abbt, und bey dem Thucydides dem ſel. Hellmann gefolget ſey, haben wir uns nicht die Mühe genommen, nachzuſehen; hier und da ſind wir auf Stellen geſtoßen, bey denen wir zweifeln, daß ſo vortrefliche Männer die urſprüngliche Verfaſſer ſeyn ſollten. Wo wir auf die Vermuthung gekommen ſind, der Hr. Herausgeber habe ſelbſt überſezt, da iſt das mitgetheilte Stück weder des Namens ſeines urſprünglichen Verfaſſers, noch des Titels eines Muſters der Beredſamkeit würdig. Wir ſchreiben zum Beyſpiele nur den Anfang der Rede des Hannibals an den Scipio (aus dem Livius) ab: „Hat das Verhängniß gewollt, daß ich, der ich zuerſt die Römer bekriegt und oftmals den Sieg faſt in Händen gehabt, doch endlich von freyen Stücken habe um Frieden bitten ſollen. (Punctum.) So freue ich mich, daß eben du zu demjenigen erkohren worden, von welchen ich denſelben erbitten muß u. ſ. w. „ Daß die aus der Mitte der Geſchichte herausgeriſſene Reden, auch ohne das mörderiſche Mittel einer ſchlechten Ueberſetzung, einzig durch das Abreiſſen aus dem Zuſammenhange, vieles an ihrer Kraft, ſelbſt vieles an ihrer Deutlichkeit verlohren haben, das wird jeder Leſer, der die Sache verſtehet, ohne unſere Erinnerung

rung verunstalten. Die solche Chrestomathien machen, sind Verderber der vollkommensten Meisterstücke. Der Unterricht in der Beredsamkeit erfordert ein so unglückliches Mittel gar nicht, da es dem L. frey stand, einzelne Reden vorzulesen, zu zergliedern und im Zusammenhange zu erklären.

Die lateinische Chrestomathie ist auf dem Schlag der deutschen, nur daß alles in der lateinischen Ursprache beybehalten worden ist. Ein in der That höchst überflüssiges Buch!

Chrestomathia graeca; in usum lectionum adornavit M. *Christ. Godofr. Schütz*. Pars tertia, e Dionysio Halicarnassensi, Diodoro Siculo, Plutarcho & Herodiano collecta. Halae Magdeburgicae, ap. J. C. Hendel, 1774. 344 S. 8.

Bey dem dritten Theile dieses Werkes finden wir nicht mehr, als bey den beyden ersten, anzuzeigen. Er enthält Excerpten aus den auf dem Titul schon namentlich angeführten Schriftstellern, ohne einige Beyhülfe für den jungen Leser hinzu zu fügen, weder durch Uebersetzung, noch durch beygefügte Anmerkungen, oder durch ein im neuesten Geschmacke angehängtes Wörterbuch, das wir nur bey dem ersten Theile gefunden haben, und uns als unzureichend, und besonders darum als ganz unnütz vorgekommen ist, weil es die Bedeutungen der bekanntesten Wörter nicht so gut oder belehrend angiebt, als sie der Schüler in den trivialesten Lexicis finden kann.

Der ersten Anlage nach, welche der L. in der Vorrede zu dem ersten Theile bekannt gemachet hat, sollte der zweyte Theil Excerpten aus Geschichtschreibern, und der dritte Theil Reden enthalten, womit er die ganze Sammlung beschliessen wollte. Allein, wie nun der Erfolg lehret, sind dem L. die Excerpten aus Geschichtschreibern unter den Händen gewachsen, und haben ihn genöthiget, zwey Theile ganz den Geschichtschreibern zu widmen. Die Vollführung des angelegten Plans würde nunmehro noch einen vierten Band erfordern, der einzelne Stücke aus griechischen Rednern enthielte: aber, wie es scheinet, ist sich der Hr. Sammler selbst untreu geworden; wenigstens kündiget er in der Vorrede zum dritten Bändchen, das wir jetzt angezeiget haben, selbst an,

an, daß kein viertes folgen, sondern dieß als das letzte angesehen werden sollte. Und die Sache beym Lichte betrachtet, sind eigentliche Auszüge aus Rednern ganz zu widerrathen, so wie der Abdruck einzelner Reden hingegen als entbehrlich angesehen werden kann, da die Herren Morus und Harles ganz neuerlich recht brauchbare Ausgaben einzelner Reden aus dem Isocrates und Demosthenes veranstaltet haben; ältere Ausgaben sowol einzelner Reden, als der ganzen Werke, nicht zu erwähnen, die auch ohne vieles Geld in ziemlicher Anzahl aufgetrieben werden können.

Der Text scheint nach den besten Ausgaben und correct abgedruckt zu seyn. Indessen hätte Hr. Schütz gar wohl die Editionen melden können, nach welchen er seine Excerpten abgeschrieben hat. Es läßt sich freylich dieß bald auffinden; aber wissen muß es doch immer der Lehrer im Voraus, wenn er seiner Schule oder seinem Auditorio diese Sammlung empfehlen soll.

Ein Vorzug dieser Chrestomathie, gegen andere betrachtet, bestehet darinn, daß die ausgezogene Stücke immer eine zusammenhängende Geschichte ganz enthalten, und überhaupt sämmtlich einen solchen Umfang haben, daß der junge Leser in eine ziemliche Bekanntschaft mit der Schreibart eines jeden Schriftstellers kommen muß, wenn er die Excerpten aufmerksam gelesen hat. In dem gegenwärtigen dritten Theile nimmt Dionysius und Diodor von Sicilien den meisten Raum ein; aus dem Plutarch sind die vergliechene Leben des Philopömens und Quintus Flaminius eingerücket worden; das Excerpt aus dem Herodian ist das kürzeste. Der V. würde unseren ganzen Beyfall gefunden haben, wenn er fortgefahren hätte, ausser den mitgetheilten Auszügen zugleich den Innhalt und Zusammenhang der ganzen Werke und einzelnen Bücher jedes excerpirten Schriftstellers anzuzeigen. Bey dem Herodot hatte es Hr. S. angefangen. Es würde keinen vollen Bogen mehr Papier gekostet haben, wenn der V. bey den folgenden Geschichtschreibern eben so verfahren hätte.

Ef.

Phlegontis Trallíani opuscula græce & latine, e recensione Joannis Meursii, accesserunt ejusdem, & Guilhelmi Xylandri animadversiones, atque Joannis

nis Meibomii de longævis epiſtola, iterum edidit, animadverſiones indicesque adjecit *Joannes Georg. Fried. Franzius.* Halle, bey Joh. Chriſt. Hendel, 1775. in 8. 263 Seiten ohne Vorrede und Zueignungsſchrift.

Neue Ausgaben alter Schriftſteller ſollen Erläuterungen über dunkle Stellen, den eigenen Sprachgebrauch ihrer Verfaſſer, die Wahrheit oder Unwahrheit ihrer Vorgeben enthalten, ſo dachten wir, als wir dieſes Buch in die Hände bekamen, und ſuchten begierig nach einigen von dieſen Stücken, fanden uns aber in unſerer Erwartung größtentheils betrogen. Aus den wenigen Anmerkungen Æylanders und Meurſius erhellet zur Genüge, daß über dieſen Schriftſteller, der für ſich wenig oder keinen Werth hat, noch wenig, und vornemlich wenig philologiſches geſagt iſt; hier hätte alſo Hr. F. ein ziemlich unbearbeitetes Feld vor ſich gefunden, wenn er es hätte gehörig bearbeiten wollen. Der Anmerkungen über die Bedeutungen der Worte ſind wenige von ihm, dazu noch ſolche, die ohnehin ſchon bekannt ſind; über viele dunkle Stellen iſt gar nichts geſagt; überhaupt alſo läßt ſich von dieſer Arbeit des Hrn. F. nicht viel rühmliches ſagen. Die Namen der Städte und Länder ſind in einem eigenen Regiſter erklärt, warum aber nicht lieber in den Anmerkungen unter dem Texte, wo ſie weit bequemer geſtanden hätten? In einem Regiſter ſucht man ja nur den Innhalt des Werks, nicht Theile des Werks ſelbſt. Auch zu dieſen Erläuterungen ſind manche Dinge gefügt, die zur Hauptſache gar nicht gehören, als, Erklärungen mancher Sprüchwörter, Derivation der geographiſchen Worte, die alle mit einander um kein Haar beſtimmter und deutlicher die Frage beantworten, welches Land, welche Stadt war das?

Daß wir der Ordnung nach das Buch durchgehen, und unſer Urtheil zu beweiſen ſuchen ſollten, iſt das ganze Werk und Hrn. F. Arbeit nicht werth. Alſo nur einiges zur Probe: S. 3 ſteht eine Anmerkung Æylanders über die Glaubwürdigkeit des Phlegons, freylich erbaulich genug für ſein Zeitalter, für das unſrige aber ziemlich lächerlich. Er erklärt Phlegons Erzählungen deßwegen für unglaublich, weil ſie dem Teufel zu ſehr das Wort reden, und ihn gar zu fürchterlich vorſtellen. An den Teufel denkt man

jezt

jetzt wol so leicht nicht bey solchen Hilfchen. Hr. F. hätte also hier eine gute Veranlassung gehabt, über die innere Wahrscheinlichkeit dieser Erzählungen, und den grossen Hang der meisten Alten zu Fabeln, manches Brauchbare zu sagen. Auf der vierten Seite ist die Redensart βοησασα μεγαλη τη φωνη deutlich genug, Hr. F. aber macht dem ohngeachtet eine Anmerkung dazu, mit der sich nichts anfangen läßt, denn das Beyspiel aus dem Maximus Tyrius βοαν τας φωνας gehört nicht hieher. Doch dieß mag allenfalls ein Druckfehler seyn. Ueber das ωλο auf eben dieser Seite, welches in einer sehr ungewöhnlichen Bedeutung vorkommt, ist nicht ein Wort gesagt, die Uebersetzung drückt es durch justit aus; aber wie kann ειδεναι jubere heissen? Zu der an sich verständlichen Redensart διαι τινα θειαν βουλησιν führt Hr. F. einige Stellen aus dem Neuen Testamente an, in denen aber nicht einmahl dasselbe Wort vorkommt, und die sie folglich nicht im geringsten deutlicher machen, als sie es schon vorher war. Besser wäre es wohl gewesen, einige Bemerkungen über den nicht sehr häufigen Gebrauch des Wortes βουλησις bey alten Schriftstellern, vorzüglich den Stoikern, anzuhängen. Darüber, daß die Charito durch die wunderbare Begebenheit in Erstaunen gesetzt wird, macht Hr. F. die Anmerkung: παραδοξος und εκπλαγη γινεσθαι werden von den Alten gewöhnlich zusammen verbunden, das war es aber nicht, was hier gerade hätte gesagt werden müssen, denn es ist sehr natürlich und begreiflich, daß wunderbare Dinge Erstaunen hervorbringen; sondern 1) über die Bedeutung des Wortes παραδοξος und seine individuelle Bedeutung an dieser Stelle hätte etwas angemerkt werden müssen, weil παραδοξος hier nicht überhaupt sonderbar, widersinnig, unerwartet, sondern vielmehr auf eine fürchterliche Art unglaublich bedeutet. 2) Ueber die Redensart πολυπραγμων την ψυχην, die gleichfalls in verschiedenen Verbindungen sehr verschiedene Bedeutungen haben kann, und 3) über die besondere Zusammensetzung des Wortes πολυπραγμων mit der Seele, da es eigentlich nur auf Körper gehen kann, und von Körpern am meisten gebraucht wird, hätten einige Anmerkungen gemacht werden müssen. Zu der Redensart καταγνωναι της περιβοητου μωρίας S. 6 setzt Hr. F. die Anmerkung, daß μωρία so viel als τροφος bedeute, dies ist erstlich aus dem Homer bekannt genug, es ist aber auch zweytens ganz und gar überflüßig, weil μωρία hier auf keine Weise stehen kann. Καταψηφισασθαι τινος τι heißt einen einer

Sa-

Sache beſchuldigen, zu etwas verdammen, aber was heißt κατεγινωσκειν τινος μαιειν, und κατεγινωσκειν της προβατιδος μαιειν? ein altes Weib zur Amme verdammen? Offenbahr hat Hr. F. als er die Anmerkung machte, nicht auf den Text und die Ueberſetzung Acht gegeben, ſonſt würde er geſehen haben, daß hier durchaus μαινειν muſte geleſen werden, er inſanire nutricem dixit ſagt die Ueberſetzung. Die Erläuterung des λεγειν μετα παιζοντος hätte ganz gut wegbleiben können, weil ſie nichts mehr ſagt, als was man aus jedem Wörterbuche lernt. Das zu αναβοησαντων geſezte μεγα S. 14. Anmerkung e, erklärt Hr. F. für pleonaſtiſch, uns dünkt, daß es den Begrif noch mehr vergröſſert, denn wenn gleich αναβοαν ſtark ſchreyen heißt, ſo kan doch darum αναβοαν μεγα noch ſehr ſtark ſchreyen, bedeuten. Die auf eben dieſer Seite gemachte Anmerkung, daß διατεταγμενος τοπος ſo viel iſt, als beym Evangeliſten Lucas ιδιος τοπος, trägt zur Erläuterung der Hauptſache nichts bey, hier iſt nicht die Frage, was Lucas, ſondern was Phlegon ſagt. Beſſer wäre es geweſen, dem Leſer einen Wink zu geben, daß der angewieſene Ort hier der ιδιος iſt, und zu erklären, warum er ein τοπος διατεταγμενος genannt wird. Δια το παθος wird auf eben dieſer Seite durch ob iſtam rem erklärt, welches aber den ganzen Begrif bey weitem nicht erſchöpft, fürchterliche und betrübte Begebenheit wäre die genauere Erläuterung geweſen. Doch man verliert die Geduld eines Commentators, wie Hr. F. iſt, Begleiter zu ſeyn.

Das Regiſter über die vom Phlegon angeführten Schriftſteller enthält zur Erläuterung der Namen ſehr viel überflüßiges. Daß Anakreon ſupra modum laſcivus geweſen iſt, und den Bathyllus gelobt hat, daß Dicäarch ein Materialiſt geweſen iſt, und den Anfang des menſchlichen Geſchlechts geleugnet hat, daß der Name Ησιοδος von ησειν αδειν herkommt, und andere dergleichen Dinge mehr hätten füglich übergangen werden können, da es hier der Ort nicht war, alles von einem Schriftſteller zu ſagen, was ſich von ihm ſagen läßt. Weil Hr. F. doch weiter nichts thut, als Meynungen anderer anführen, ohne ſelbſt zu entſcheiden: ſo hätte er einen groſſen Theil ſeines Regiſters weglaſſen können, und nur auf die Quellen, aus denen man weitere Nachrichten ſchöpfen kan, verweiſen dürfen. Eben ſo verhält es ſich auch mit dem geographiſchen Regiſter, welches allerdings ſeinen Nutzen haben könnte, wenn es mit mehr kritiſchem Fleiße und Scharfſinne verfertigt wäre. Man

ſehe

sche z. B. gleich zuerst den Artikel Abdera, es ist eine Stadt in Thracien, heißt es, nicht weit vom Ausflusse des Nessus, (Nestus hätte er sagen sollen, so nennt ihn Pausanias) von den Tagern erbaut. Dann kommt ein Sprüchwort μελη τηιων αποικια, weiter, die Gelehrten sind über ihren Erbauer nicht einig, so wie Demokrits, Protagoras u. s. w. Vaterland, nun von der Abderitischen Narrheit, die Abderiten legten sich auf Musik und Poesie, nun wieder ein Sprüchwort, endlich, bey Abdera war eine Weide, wodurch die Pferde rasend gemacht wurden, zum Beschluß noch ein Sprüchwort. Ferner: Aegypten liegt in Asien, es hieß vor Alters Chemia, Chamia, u. s. w., αιγυπτος ist so viel als απυπτος, von απο γυπος, nach Aegypten sind viele der Gelehrsamkeit wegen gereiset, es war ein fruchtbares Land, da gab es auch Pyramiden, Obelisken, und es blizte daselbst nicht. Nun wissen wir, was Abdera und Aegypten sind: aber wie geht es doch in der Welt zu, daß Aegypten in Asien liegt? Wir wollen einmal weiter nachsehen. Im Artikel Asien wird gesagt, daß der Nil die Grenze zwischen Asien und Afrika ist, hier also fällt schon ein grosser Theil Aegyptens nach Afrika. Im Artikel Europa steht, die Alten hätten Afrika zu Europa gerechnet; wo liegt nun Aegypten? Das geographische System des H. F. scheint noch nicht gar zu gut in Ordnung gebracht zu seyn, sonst hätte es mit mehrerer Präcision sich ausgedruckt.

P.

Ακτουαριου περι ενεργειων και παθων του ψυχικου πνευματος, και της κατ' αυτο διαιτης λογοι β edidit *Jo. Frid. Fischerus.* Leipzig, 1774. 8. 130 Seiten ohne Zueignungsschrift.

Aktuarius, eigentlich, Johannes, Zacharias Sohn, Leibarzt des Johannes Cantacuzenus, beschreibt im ersten Buche den Einfluß der verschiedenen Beschaffenheit der Lebenssäfte auf die Denkungsart und Gesinnungen der Menschen, und im andern giebt er diätetische Vorschriften, wie man der Verderbung der Säfte vorbeugen, oder die schon verdorbenen Säfte wieder herstellen soll. Beyde Bücher sind zuerst zu Paris 1557 bey Martinus Juvenis ohne Vorrede und Uebersetzung herausgekommen, und nach dieser Ausgabe hat sich Hr. Fischer im ersten Buche gerich-

tet, im andern aber ist er einer Münchenschen Handschrift, die vom Hrn. Cober abgeschrieben war, gefolgt. In kurzen Anmerkungen zeigt er die Abweichungen des Textes von der lateinischen Uebersetzung des Julius Alexandrinus, die verschiedenen Lesearten der Pariser Ausgabe und seiner Handschrift im zweyten Buche, und sucht an manchen Orten den Text durch Verbesserungen der Lesearten richtig und deutlich zu liefern. Eine Uebersetzung hat Herr F., vermuthlich weil er seinen Autor für leicht und deutlich hielt, nicht beygefügt. Wir haben die Pariser Ausgabe verglichen, die verschiedenen Lesearten fast durchgänzig genau angegeben, die Verbesserungen meistens glücklich angebracht, und den Druck, bis auf einige wenige Fehler, sehr correkt gefunden. Beydes, so wol was geleistet ist, als was nach unserer Einsicht noch hätte geleistet werden können, wollen wir mit einigen Beyspielen, die uns beym Durchlesen aufgefallen sind, erläutern. Seite 6. Zeile 5. wird gelesen προσετιθης δε τοις λογοις, αξιων βιβλιον εκδοθηναι σοι περι του εν ημιν ψυχικου πνευματος, ὁπως αν καθαρον διατελοιη επικουρια τεχνης, και εις τισι κεχρηθαι δοκοι εστι τουτω διαιταις, ουκ αν γε δικαια δραφαιμεν, μη ὑπειξαντες σου ταις αξιωσεσι· και εν ὑποθηκης μερει τουτι σοι το βιβλιον συνταξαντες. Aus der Betrachtung der Periode erhellet deutlich, daß bey διαιταις der Nachsatz anfängt, und daß· και εν ὑποθηκης μερει mit dem vorhergehenden Satze verbunden werden muß·; es hätte also nach διαιταις ein Colon, und nach αξιωσεσι ein Comma gesezt werden müssen. Eben dieser Fehler findet sich S. 7. Z. 17, wo nach τουτοις ein Colon stehen muß. Beyläufig merken wir an, daß an statt τουτων hier durch einen Druckfehler τουεων gesetzt ist. S. 9. Z. 19. macht Hr. F. eine sehr gute Verbesserung, da er an statt εν θεων, welches keinen Sinn giebt, ανθρωπων lesen will. S. 10. Z. 10. hat Hr. F. den Zusammenhang des Raisonnements nicht vor Augen gehabt, sonst würde er das ει in ου verwandelt haben. Aktuarius will zeigen, daß die unvernünftigen Thiere keine der menschlichen ähnliche Seele haben, nicht nur, sagt er, sind sie unvollkommen, sondern man kan auch nicht zugeben, daß sie eine der vernünftigen ähnliche, oder von ihr abstammende Seele haben, ου μονον ημιτελες αν ευτενθεν εκαστον των κατ' ειδος ζωων ὑφεθη, αλλα σχολη γ' αν ου συγχωρηθειη, βραχυ τι αποστομα, η τινα απορροιαν του εν ημιν λογικου ταυτα εχειν. S. 11. Z. 27. wird gelesen ουκ εστιν ουδεν ουκ εστιν ιδιον τι εν ζωοις πλεονεκτημα, wo das ουκ εστιν einmahl offenbar überflüssig ist, weil es den Sinn weder

deut-

deutlicher noch stärker ausdruckt. S. 24. Z. 15. kömmt es noch einmal auf eine eben so unbedeutende Art doppelt vor. Zur Erläuterung der Lesart S. 12. Z. 4. τοσουτῳ δε διαφερουτα φαινεται τα ἡμετερα των ὀθεν δη που προηλθεν εις μιαν μιμησιν, ὁσῳ γε u. s. w. führt Hr. F. die Uebersetzung des Julius Alexandrinus an, die dieses auf folgende Art ausdruckt: ac tanto magis excellere videntur nostra, quoties ad unam cum aliis imitationem se conferunt. So wol Text als Uebersetzung ist dunkel. Die Rede ist von den Vorzügen unserer künstlichen Erfindungen vor den Kunstwerken der Thiere, und Aktuarius will sagen, daß, wenn wir auch den Thieren manches abgelernet haben, doch unsere Nachahmung das Original übertrift. Wir hätten also gewünscht, daß Hr. F., an statt die Uebersetzung zur Bestätigung der Lesart anzuführen, das völlig überflüßige und hinderliche μιαν mit einem οβελῳ bezeichnet hätte. In der letzten Zeile S. 13. hat Julius Alexandrinus την αρχην durch jam primum übersetzt, den Hr. F. in der Anmerkung verbessert, und richtig bemerkt, daß der Sinn omnino oder prorsus erfordert. S. 15. Z. 12. steht πνευματος, ein offenbarer Druckfehler! Ebendaselbst Z. 28. merkt Hr. F. bey συδεμια an, daß der lateinische Uebersetzer συδεμια gelesen habe; und billigt diese Lesart. Der griechische Text erfordert den Dativus, denn der Sinn ist, daß die einfachen Arzneyen, die zwo oder drey verschiedene Eigenschaften haben, durch keine derselben, der andern hinderlich oder schädlich sind: των ἁπλων φαρμακων ενια δυο που η τρεις ποιοτητας εχοντα, συδεμια τουτων παραλυμαινεται την ἑτεραν. In der letzten Zeile S. 18. wird interpungirt προσηκει σκεψασθαι· ὀδεν δε. Hr. F. verbessert mit Recht, σκεψασθαι ὁδεν. Eine ähnliche Verbesserung hätte er auch S. 19. Z. 5. machen können, wo nach λογος offenbar ein Colon stehen muß. S. 24. Z. 24. wird gelesen τα εμπροσθεν δυ, ἀπαλωτερας τας απουσεις εχει, ισχυροτερας δε γε τας οπισθεν, dieses letzte τας verändert Hr. F. sehr gut in τα. In seiner Pariser Ausgabe fand Herr F. S. 27. Z. 12. eine Lücke, die er durch Anführung der Worte des lateinischen Uebersetzers zu ergänzen sucht. Auch in unserer Ausgabe scheint diese gewesen zu seyn, sie ist aber, wir wissen nicht woher, durch folgende beygeschriebene Worte sehr gut ausgefüllt, λογος, ου παυ τοι κεμαζων κεγοθει, ὡδε την κοιλιγετω, ὁτι μεν γαρ. Dieses stimmt mit der lateinischen Uebersetzung vollkommen überein, und wir zweifeln nicht, daß es Hr. F. in seine Anmerkung würde aufgenommen ha-

ben, wenn er diese Ausgabe gehabt hätte. Das S. 54. Z. 15. zweymal nach einander gesetzte η ist einmal überflüssig, und hätte die heilende Hand des Hrn. F. erfordert, die er Z. 21. sehr gut angewandt hat, wo er αυτῆ in αυτη verwandelt haben will. S. 55. finden wir verschiedene nöthige Erinnerungen gemacht, als daß an statt τοπωτερα, ατοπωτερα; an statt καλως, ου καλως; und an statt περιουσια, περιουσιᾳ gelesen werden muß.

Im zweyten Buche sind die Anmerkungen und Verbesserungen häufiger angebracht, weil die Coberische Abschrift von der Pariser Ausgabe in manchen Stellen abweicht, und die eine aus der andern sich gut verbessern läßt. Die angemerkten Varianten sind fast alle richtig angegeben, und die Verbesserungen, die Hr. F. vorschlägt, verdienen Beyfall. Nur ein paar Erinnerungen wollen wir auch hieraus noch anführen, denn neue Bestätigungen haben wir nicht nöthig. S. 59 sagt Hr. F. daß die Pariser Ausgabe an statt περι λαχανων και οπωρων, οσπριων habe. Wir haben dies nicht gesehen, vielmehr gefunden, daß beyde Ausgaben genau mit einander übereinstimmen. Die Variante S. 61, Z. 4. ist auch nicht völlig genau angegeben, denn die Pariser Ausgabe hat nicht ὁυτως, sondern ὁυτως δε. Die fünfte Anmerkung auf eben dieser Seite kommt uns ein wenig zu gedrungen vor, um die ganze Schwierigkeit, das von hier die Rede ist, deutlich genug zu erkennen zu geben und zu heben. In H. F. Ausgabe wird gelesen του γαρ δη λογου περι την ενιςαμενην ὑποθεσιν μεθοδους εξευρηκοτος δια τινος ψυχη συναπτεται τω σωματι, και ὁπως δε αὐτου τας καθ' αυτην ἡμιν ενεργειας ενιησι. Daß diese Leseart verdorben ist, ist offenbar, denn die μεθοδοι, die mit δια τινος construirt werden müssen, harmoniren nicht, auch denn nicht, wenn man δια τινων lesen wollte, denn μεθοδοι, durch die die Seele mit dem Körper verbunden ist, sind unschicklich. Die Pariser Ausgabe lieset: του γαρ δη λογου ταις περι την ενιςαμενην ὑποθεσιν μεθοδοις εξευρηκοτες δια τινων ψυχη συναπτεται σωματι, και ὁπως τας καθ' αυτην ἡμιν ενεργειας ενιησι. Auch diese Leseart ist verdorben, die uns am besten hergestellt werden zu können scheint, wenn wir aus Hr. F. Ausgabe das εξευρηκοτος nehmen, und das übrige unverändert lassen. Denn so ist der Sinn: da wir durch die bey der vorhergehenden Materie gebrauchten Methoden diejenigen Dinge gefunden haben, durch die die Seele mit dem Leibe verknüpft ist, und wie sie durch diese ihre Wirksamkeit dem Körper mittheilt, u. s. w.

ſ. w. Auf dieſe Art hängt alles zuſammen, und man hat nicht nöthig, wie Hr. F. will, das αυτων der Pariſer Ausgabe in αυτου zu verwandeln, welches er mit σωματι conſtruirt, da es doch auf τινων, nemlich die Mittel geht, durch die die Seele mit dem Körper vereinigt iſt. Einen Druckfehler haben wir noch S. 74 auf der letzten Zeile bemerkt, wo für εξωθεν εξωθει geſetzt iſt. Ein wenig zu ſehr gewiſſenhaft hat Hr. F. auch ſo gar die Abweichungen der Accentuation, die keinen verſchiedenen Sinn geben, angemerkt, als S. 83. κατα σε, und κατά σε, und ſo an vielen Orten mehr. Zwar ein Beweis der groſſen Genauigkeit, mit welcher er die beyden Bücher verglichen hat, aber auch des zu ſehr an Kleinigkeiten gewendeten Fleißes.

Dionyſii Halicarnaſſenſis opera græce & latine. Cum annotationibus *Henr. Stephani*, *Frid. Sylburgii*, *Franc. Porti*, *Iſ. Caſauboni*, *Fulv. Urſini*, *Henrici Valeſii*, *Joh. Hudſoni* & *Joh. Jac. Reiske*. Lipſiæ, ſumtibus Gotth. Theoph. Georgii, 1774. 1775. V. Volumina. gr. 8.

Es waltet doch immer ein beſonderes Schickſal bey unſern Ausgaben und Abdrücken der alten Schriftſteller, inſonderheit der Griechen. Bald iſt ein Gelehrter bereit dazu, der etwas rechtes leiſten könnte, und ſieht ſich vergeblich nach einem Verleger um. Bald fällt es einem Buchhändler ein, einen alten Schriftſteller wieder abdrucken zu laſſen, und es fehlt ihm der Gelehrte, der ihn leiten könnte. Ohne jetzt andere Leipziger Abdrücke der Alten, bey denen es ſo gegangen iſt, anzuführen, ſo iſt Dionys Beyſpiels genug. Herr Georgi will griechiſche Schriftſteller abdrucken laſſen. Wie er an den Dionys gekommen iſt, wiſſen wir nicht. Man rühmt ihm die Hudſonſche Ausgabe: ſie muß gut ſeyn, denn ſie iſt in England zu Oxford gedruckt. So gleich wird ſie abgedruckt (denn des prächtigen Titels ungeachtet, iſt es nichts mehr, als die Hudſonſche Ausgabe) mit allen Unvollkommenheiten, Fehlern, Nachläſſigkeiten, ſelbſt mit den unzähligen gröbſten Druckfehlern. Erſt gegen Ende des erſten Bandes kömmt der Mann zum ſeel. Prof. Reiske, und ſtaunt nicht wenig, als er unterm Reden ohngefähr hört, daß ſo viel Druckfehler im Hudſonſchen Dionys ſeyn ſollen. Der gute Reiske läßt ſich, bey

allen seinen Lasten, die er auf den Schultern hatte, und denen er nach einem höchstmühseeligen Leben endlich vor der Zeit unterliegen mußte, überreden, noch die neue Last zu übernehmen, die Druckbogen durchzusehen; aber dieß geht nicht früher, als mit Seite 464 im ersten Bande, an. Hudsons Verdienste in der Kritik, und insonderheit um den Dionys, sind die mittelmäßigsten. Die Varianten aus der Vaticanischen Handschrift sind das Schätzbarste bey seiner Ausgabe; aber der Mann hat sie gar nicht zu gebrauchen gewußt. Alle die verwerflichen Lesearten stehen im Texte nach wie vor, bis dahin, wo Herr Reiske die Verbesserung übernommen hat. Um den vorhergehenden Schaden, so viel möglich, gut zu machen, hat Hr. Reiske die Druckfehler auf den vorher abgedruckten Bogen, und die Lesearten, welche im Texte stehen sollten, in der Vorrede nach den Seitenzahlen angezeigt. Hätte indessen der seel. Reiske mehr nicht geleistet, als daß er die Vorrede zu dem Dionys geschrieben hätte, so verdiente er schon dadurch Dank: Er hat viel nützliche Wahrheiten darinn, sowol überhaupt, als besonders in Ansehung der englischen Ausgaben der classischen Schriftsteller gesagt: und für einen künftigen Bearbeiter des Dionys sind Fingerzeiger genug darinn. Allein er hat mehr geleistet. Ausser der Durchsicht des griechischen Textes und dessen Berichtigung hat er am Ende jedes Bandes ein Paar Bogen Erläuterungen und kritische Verbesserungen angehängt. Vier Bände enthalten die römische Geschichte; der fünfte die kleinen rhetorischen Schriften; vermuthlich wird also ein sechster Band das Werk schliessen.

Glossarium manuale ad scriptores mediæ & infimæ latinitatis ex magnis Glossariis Car. du Fresne & Carpentarii in compendium redactum — Tomus tertius. Halle, bey Gebauers Vater und Sohn, 1774. gr. 8.

Unsere Gedanken und Wünsche an diesem Werke sind schon beym ersten und zweyten Bande beygebracht worden. Dieser Band enthält D bis G.

Maximi Tyrii Dissertationes e recensione *Jo. Davisii* — Editio altera — Recudi curavit & annotationum

tatiunculas de suo addidit *Jo. Jac. Reiske.* T. I. II. Leipzig, bey Gotth. Theoph. Georgi, 1775. gr. 8.

Wären die Aufsätze dieses Schwätzers von einem Sophisten verlohren gegangen, so wäre der Gelehrsamkeit ein sehr geringer Schade zugefügt worden. Daß in der neuen Zeit Davis und Markland ihren kritischen Ausputz an ihm verschwendet haben, giebt ihm nun freylich einen Werth; aber deßwegen war Maximus doch nicht der griechische Schriftsteller, dessen Abdruck am meisten zu wünschen war, und der, welcher Herrn Georgi dazu rieth, konnte ihm wohl einen bessern Vorschlag thun. Der gute seel. Reiske, der doch in seiner Vorrede die verächtlichste Meinung von dem Sophisten selbst hat, war so treuherzig, daß er sich auch in dieß Joch spannen, und bewegen ließ, die abgedruckten Bogen durchzulesen, und aus seinem Exemplar die ehemals beygeschriebenen oder ihm beyfallenden Kritiken aufzuzeichnen, damit sie am Ende beyder Bände angedruckt werden könnten. Das heißt nur recudi curavit.

P.

12) Erziehungsschriften.

Der Freund der Jugend, in kleinen moralischen Aufsätzen. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich, 1775. 16 Bogen in 8.

Ein Flickwerk von 28 Lappen verschiedener Farbe: von Schulchrien, die über die gemeinsten Materien die gemeinsten Gedanken herplaudern; von einer zu der witzlosesten Allegorie ausgedehnten weltbekannten Metapher, dem Ocean des Lebens; und einer dem de La Motte entlehnten Erzählung, Jupiter und der unzufriedne Bauer.

Von der Besetzung dieses Flickwerks, den Beyspielen, sind die historischen schon sehr abgenutzt; (Als ein Beyspiel der Freundschaft füllt gleich in dem ersten Aufsatz die Erzählung von Damon und Pythias ganze 6 Seiten) und die selbsterfundnen zum Theil fade (Almeria, ein schönes reiches Frauenzimmer, das den armen, aber praven Alanzo lie-

lieber um sich haben mag, als eine ganze Schaar verstandloser, aber reicher Bewunderer, wird zum Muster in der Wahl der Gesellschaft angepriesen. Klug! sehr klug!) zum Theil schielend (Unter andern werden die Braminen als ein Muster des Mitleids gegen Thiere aufgestellt. Es giebt doch auch wol fühllose Braminen; und selbst diese tödten kein Würmchen, weil die Lehre der Transmigration es will).

Unser Engelländer hat auch die Citirsucht. Seite 25 findet man, „Leute, die, wie Cicero sagt, ihre Lust in Zwietracht finden.„ Warum dem Cicero, nicht jedem alten Mütterchen, diesen Alltagsgedanken entlehnt?

Woher aber diesem moralischen Schwätzer der Titel eines Freundes der Jugend? Ihm, der sich in den meisten Stücken um kein Alter, in einem so gar bloß um Aeltern, und in wenigen nur um die Jugend bekümmert?

Mit dem despotischen Nationalisiren der Uebersetzer muß es eine Herzensfreude seyn! Sie vergütet diesen Patronen alle die gähnenden Stunden, die die Bildung ihrer Creaturen ihnen oft kostet. Bis auf die Wahl des Buches mag hier der Deutsche das Seinige gethan haben.

Az.

Populärer Religionsbegriff für evangelische Schulen und Gymnasien. Zwote Auflage. Nördlingen, gedruckt und verlegt von C. G. Becken, 1774. 8. 180 Seiten.

Der Rec. bezieht sich auf sein Urtheil in der Bibl. XIX. 2. 100 folg. Diese zweyte Auflage scheint ein unveränderter Abdruck der ersten zu seyn.

T.

Des Segnischen Prälaten Johann Ignaz von Felbiger zwo Reden bey Versetzung der Wiener Normalschule nach St. Anna, am 1. May 1775. 14 S. in 8.

Die Eine dieser Reden ist an die Schüler, und die andre an die Lehrer gerichtet. Jenen zeigt er, wie sie sich gegen

gegen Gott, in Absicht auf das Lernen, gegen ihre Lehrer und gegen ihre Mitschüler zu verhalten haben; diesen hält er die Gesinnungen vor, die der Jugendlehrer hegen soll, und beweist es, daß sie von Liebe zu ihrem Amte, und von Eifer, dessen Pflichten zu erfüllen, beseelt seyn müssen. Was die Welt an dem Verf. verehrt, nemlich Fähigkeit und Eifer, der Jugend gemeinnützige Kenntnisse zu verschaffen, und sie durch wahre Gottesfurcht und Tugend glücklich zu machen, leuchtet auch aus diesen kleinen Reden hervor.

G.

Unterredungen zum Unterrichte lehrbegieriger Kinder, von D. Friedr. Heinr. Wilh. Martini. Siebentes und achtes Gespräch. Berlin, bey D. L. Bossen, 1774. 80 Seiten. 8.

Was die Einrichtung und den Werth dieses Werkchens überhaupt betrift, verweisen wir auf Band *XV.* St. 1. S. 323. und *XXI.* St. 2. S. 608. besonders auf den letzteren Ort, wo der Recensent sich selbst zum Theil verbessert, zum Theil durch bestimmtere Anmerkungen über den besten Gebrauch dieser Gespräche, deutlicher erkläret hat.

Jetzt fahren wir fort, den Innhalt dieser angezeigten zwey neu hinzugekommenen Gespräche zu beschreiben und freymüthig zu beurtheilen.

Das siebente Gespräch führt die Aufschrift: das Gewitter. Die gewöhnliche junge Gesellschaft, die in der einmal festgesetzten Verschiedenheit der Charactere sich immer gleich bleibet, kommt von der Mahlzeit in den Garten, um die (im sechsten Gespräche) angefangene Betrachtung der Pflanzen fortzusetzen; wird aber durch ein aufsteigendes Gewitter in diesem Geschäfte unterbrochen, und statt dessen auf eine Unterredung über die Ursachen der Gewitter geleitet. Dem wilden und doch gutherzigen, dem minder unterrichteten und widersprechenden, aber doch lehrbegierigen und leichtfassenden Leopold bringt die übrige gesetztere, weisere und besser unterrichtete Gesellschaft, — Fräulein Concordia, Carl und Cölestinchen, — gemeinschaftlich minder schreckliche und der Natur gemässere Begriffe vom Gewitter bey. Leopold verräth, so bald er das aufsteigende Gewitter wahrnimmt, eine Aengstlichkeit, die durch keiner-

ley Gegenvorstellungen besieget werden kann. Der Schreck vor einem unerwarteten Blitz tödtet ihn fast, daher die übrigen aus Gefälligkeit nachgeben, und ihn auf das Gartenhaus begleiten. Indem sie zusammen auf der Stube sind, zieht allmählich das Gewitter an der Seite vorbey, und hinterläßt einen erquickenden und fruchtbaren Regen. Der Held Leopold bekommt hierauf seine Farbe wieder, da dann die Unterredung über den nemlichen Gegenstand weit lebhafter fortgesetzet wird, nachdem indessen Leopold ruhiger, und folglich auch fähiger, die bessere Belehrung der übrigen zu begreifen, geworden war. Sehr vorsichtig läßt der V. diese kleinen Philosophen, so oft sie die fürchterlichen Gewittererscheinungen erklären, sich auf das berufen, was ihnen ihr Papa gesaget hat, da sonst die ganze Unterredung etwas sehr unnatürliches würde bekommen haben. Für Kinder wüßten wir übrigens ein Gewitter nicht leichter, nicht faßlicher zu erklären, als es hier geschiehet. Man liebt den V., wenn man selbst fühlet, mit wie viel Geschicklichkeit er sich zu der Sphäre und den Fähigkeiten der Kinder herabzulassen gewust hat; aber zur innigsten und zärtlichsten Verehrung wird man hingerissen, wenn man siehet und an sich selbst empfindet, welchen großen Einfluß der V. zugleich auf das Herz, auf Empfindungen und Gesinnungen der Tugend und Religion äussere. Derjenige verstehet nicht, was Kindersprache heisse, hat noch nicht gelernet, worinn Erziehung zur Religion bestehe, und wie fern die Natur mit ihren so mancherley Auftritten die faßlichste Schule sey, der die Stelle S. 34. als einen Ausbruch kindischer Pietisterey und erzwungener oder angenommener Frömmigkeit tadelt. Carl, nachdem er alles, was er von der Beschaffenheit und dem Ursprunge der Gewitter gehöret hatte, zur Belehrung des Leopolds gebraucht hatte, bricht ganz voll von Frölichkeit in folgende Rede aus: „Sieh einmal, Vetterchen, wie gut es der liebe Gott mit uns meinet. Was für Angst, was für Beklemmungen würden wir den ganzen lieben Sommer hindurch auszustehen haben, wenn wir immer so viel Schwefel- Salpeter- und andere faulende Dünste, die sich allmählich im Dunstkreis anhäufen, einathmen sollten! Wie unzählich viel Menschen und Thiere würden, aus Mangel einer nöthigen Erfrischung, elendiglich ersticken, oder vom Schlage gerühret werden. Das hat der liebe Gott alles voraus gesehen. Da jammerten ihn die armen Menschen und die armen Thiere.

Aus

Aus Liebe also, wahrhaftig Leopoldchen, aus überschwenglicher Liebe machte dieser barmherzige Vater aller seiner Geschöpfe die Veranstaltung in der Natur, daß alle diese schädlichen Dünste sich bey der geringsten Gelegenheit entzünden, und folglich selbst wieder verzehren musten. O Leopoldchen! du wirst gewiß eine solche Wohlthat nicht ohne Rührung empfinden. Komm, preise mit mir den Namen des Herrn, der so viel herrliche Wunder thut!„

Die Erdschnecken und Flußkonchylien. So ist das achte Gespräch betitelt. Immer die nemliche Gesellschaft, die jetzt auf ihren Spaziergängen durch einen Zufall auf Schnecken geleitet wird, die sie am Wasser und auf dem Felde zusammen suchen und betrachten. Leopold ist der Unwissende, der eben durch seine Unwissenheit Gelegenheit giebt, daß die übrige Gesellschaft, die schon viel mehr weiß, alles, was ihnen ihr Führer vorhin erkläret hatte, ihre ganze Kenntniß, zur Belehrung des Leopolds anwenden. Der kleine Gegenstand macht vielleicht, daß dieses Gespräch minder wichtig zum Unterrichte scheinet. Vielleicht daß es einige mit stolzer Miene als läppisch tadeln. Das ist es aber gewiß nicht. Was kann mehr das Nachdenken und die Aufmerksamkeit in dem Alter, das am wenigsten darzu aufgeleget ist, befördern und stärken, als wenn Kinder gewöhnet werden, auch bey kleinen Gegenständen, das Einzelne zu unterscheiden und zu betrachten? Hier ist ohnedem nur Zeitvertreib auf dem Spaziergang. Und welches Spielwerk ist edler, als womit der V. seine kleine Gesellschaft sich belustigen und zugleich unterrichten läßt? Ueberdieß wird zuletzt die Anwendung sehr rührend dahin gemacht, daß in dem geringsten Wurme der Schöpfer, dessen Allmacht und Weisheit sichtbar sey. „Die genaue und fleißige Betrachtung der Natur ist ein wahrer Gottesdienst, und ein sicherer Weg, Gottes Weisheit, Macht, Liebe und Fürsorge täglich mehr zu bewundern, und ihn selbst von Grunde des Herzens immer aufrichtiger zu verehren.„

So sehr wir mit dem liebenswürdigen Verf. dieser Unterredungen zufrieden sind, so wenig können wir dem Künstler, der die Kupferstiche entworfen hat, unsern völligen Beyfall geben. Sie haben viele Schönheiten. Aber wir fragen jeden, der sie betrachtet, ob nicht die Personen, welche Kinder vorstellen sollen, vollkommen die Proportion und das Ansehen von 18 bis 24jährigen Burschen und Dirnen haben? M.

13) Kriegs-

13) Kriegswissenschaft.

Neue Kriegsbibliothek, oder gesammelte Beyträge zur Kriegswissenschaft. Erstes Stück. Breßlau, 1774. 8. 404 Seiten.

Diese Beyträge haben schon vor dem Feldzug von 1756 ihren Anfang genommen, und kamen damals in 4 heraus. Wie aus der Vorrede dieser neuen Fortsetzung zu erhellen scheinet, so haben beyde einerley Herausgeber. Allerdings muß eine solche Sammlung denen Militairs, welche ihre Kenntnisse in der Kriegskunst erweitern wollen, sehr willkommen seyn. Besonders wenn die Wahl der Materien unterrichtend und gemeinnützig ausfället, und der Herausgeber die ihm zugeschickten Aufsätze diesem Zwecke gemäß beurtheilet, dabey aber dem Leser keine Lieblingsmaterien aufdringet. Die Uebersetzungen und Auszüge müssen aus solchen Werken gewählet werden, welche nicht in jedermanns Händen sind. Da die mehresten Aufsätze dieser Sammlung Uebersetzungen sind, so gehören sie eigentlich nicht zur deutschen Litteratur, und überheben uns einer genauen Beurtheilung. Dieser erste Band der neuen Kriegsbibliothek enthält.

1) Auszug aus des Hrn. Robins Werken. a) Entwurf zur Verbesserung der englischen Marine. b) Aufsatz, die Fehler derer Canons, welche man die Schwedischen nennet, betreffend. Dieser ist nicht von Robins, sondern aus der Yverdoner Encyclopedie. c) Brief des Hrn. Robins an den Hr. Folgues ꝛc. über die Weise, die gehörige Ladung für die Canons zu bestimmen. d) Zusatz des Uebersetzers, welcher einen Auszug aus dem Artikel *Charges* in der Yverdoner *Encyclopedie* enthält. e) Brief des Hrn. Robins an den Lord Anderson über die Ladung des Geschützes. f) Ueber die Kunst, Canonen auf entfernte Gegenstände zu richten. g) Natur und Vorzüge der gezogenen Canons. Die Auszüge aus Robins Werken sind aus der Französischen Ausgabe der H. Du Pie genommen. Der Uebers. saget das mit den algebraischen Anmerkungen des Hrn. Eulers über die bekannte Uebersetzung des 1. Theils der Robinschen Artillerie, damit viele militairische Personen nicht zufrieden gewesen, und gleich bey dem Titel der Algebra erschrocken sind — Vermuthlich waren dieses

ses keine Artillerieofficiere, denn davor hat man gesorget, daß dieselben in neuern Zeiten nicht vor die Algebra erschrecken, und für diese hat Hr. Euler besonders geschrieben; sollten aber ja noch einige seyn, welche des Hrn. Robins Werke nicht kennen, so könnten ihnen diese Auszüge angenehm seyn, und sie vielleicht, die Werke des Hrn. Robins durchzustudieren, ermuntern. 2) Von dem Französischen Vegez des Hrn. von Bilistein Abhandlung, die Verpflegung betreffend. Das Interessanteste darinn ist der Entwurf über die Art, wie die Armeen am Niederrhein mit Hart- und Rauchfutter zu versehen sind. 3) Vermischte Beyträge. a) Beschreibung einer Feldroßmühle aus dem Joutnal encyclopedique. b) Züge aus dem Character des Hrn. von Turenne aus einer Handschrift, aus dem Journal Encyclopedique. Man findet diese Züge alle in der Hist. de Turenne par Ramsey. c) Etwas für die Hrn. Artilleristen aus dem Journal oeconomique Oct. 1756. Vortheile der Lavette des Hrn. Lannay de Villers, nach einer neuen Manier in ihren Handgriffen. Der Vortheil bestehet darinn, daß wenn man einmahl getroffen, so kann man, es sey bey Tage oder bey Nacht, ohne Zurichten eben dahin schiessen. Der Bau der Lavette ist nicht beschrieben, denn der Leser muß wissen, daß dieses ein französisches Geheimniß ist. d) Beschreibung einer neuen Pulverprobe aus dem Journal Encyclopedique. e) Recension aus dem Journal Encyclopedique von dem Werke *Observations historiques et critiques sur les Commentaires de Folard et sus la Cavallerie par le Comte de Brezé.* 2 Vol. 8. Turin, 1772. Der V. vertheidiget den Nutzen der Cavallerie gegen die Meynungen des Folards wider dieses Corps. Die ist in jetzigen Zeiten eben nicht das Interessanteste. Der V. hat einen irrigen Begrif vom Chor der Cavallerie, seine Stellung der Cavallerie Schwadronsweis mit Intervallen und kleinen Trupps hinter jedem Flügel der Schwadron, ist für die Cavallerie vortheilhaft. Der zweyte Theil handelt von der Zäumung der Pferde und vom Exerciren der Reuter. f) Bemerkungen über allerhand bewegliche Schanzwerke, besonders das Netzprisma und die Lyonnesen. Das Netzprisma soll anstatt der spanischen Reuter dienen, es ist eine Erfindung aus dem 16ten Jahrhundert von Fronsberger. Die Beschreibung und Abbildung der Lyonnese ist aus dem, dem Titel nach, viel versprechenden Werke des Hrn. von Bonneville genom-

nommen. Les Lyonnoiſes protectrices des Etats ſouverains, et conſervatrices du genre humain, au traité d'une decouverte importante et nouvelle ſur la ſcience militaire et politique. Die Maſchine beſtehet aus einer breiten 3 ſpitzigen Klinge, welche an einer Axe befeſtiget iſt, die auf zwey Rädern lieget, und als eine Karre vor die Bataillons, vermittelſt einer Deichſel, geſchoben werden ſoll, auf der Axe lieget ein Bund Schilf, welches die darhinter ſtehenden Soldaten vor Flinten- und Cartetſchenkugeln ſichern ſoll. Sollte dieſe Conſervatrice du genre humain, auf den Marſch in engen und gebürgichten Gegenden, bey dem Anrücken auf einem mit Graben und Buſchwerk durchſchnittenen Boden, bey dem Angriff der Anhöhen von etwas ſteiler Abdachung und in andern Fällen mehr, nicht eine deſtructrice du genre humain werden? 3) Roßmühle in ein Lager. 4) Auszug aus des Hrn. D. Büſchings Magazin VI Theil. Aufſatz über das Kriegsweſen der Schweden, beſonders die Einrichtung deſſelben unter Carl XI. betreffend. 5) Betrachtung über die Werbung. In dieſer Abhandlung zeiget ſich der Herausgeber der Kriegsbibliothek als Verfaſſer. Seine Abſicht mag ganz gut ſeyn, denn man ſiehet, daß er ſich das Beſte des Soldatenſtandes eifrig angelegen ſeyn läſſet, und dieſes iſt zu loben, ob wir gleich in ſeinen Vorſchlägen nichts neues, und wenig verhältnißmäßiges mit der neuern Staatsverfaſſung finden; ſie ſind den Gedanken des Marſchalls von Sachſen über die Werbung in einigen Stücken ähnlich, auſſer daß die Vorſchläge des Franzöſiſchen Generals unſern Zeiten angemeſſener zu ſeyn ſcheinen. Nach des V. Meynung ſollen alle Unterthanen, welche geſund ſeyn, vom 21 bis 26 Jahr dienen. Prieſter und Parlementsrath müſſen Soldaten geweſen ſeyn. Wenn ein Soldat im Regiment 15 Jahr gedienet hat, ſo kann er Unterofficier werden, oder er kann auch zu allen andern Bedienungen (S. 204) gebraucht werden, ſoll vermuthlich an ſtatt allen einigen heiſſen. Der Adel ſoll auch fünf Jahr dienen, nach denſelben können ſie in der Rathsſtube, Gerichtshöfen, in auswärtigen Verſchickungen gebraucht werden. Auf den Exercierplatz, Wachen und in andern Soldatendienſten, können ſie ſich nicht in dieſen Fächern geſchickt machen. Der Verf. hätte alſo ſagen müſſen, ob ſie vor oder nach der Zeit ihrer Kriegsdienſtjahre die Wiſſenſchaften, welche zu dieſen Aemtern nach jetziger Verfaſſung erfordert werden,

erkennen sollen? Seite 207 fähret er fort: „Einer anderen „Gattung von Menschen, die Geld und Titel erworben, „und ihren Söhnen ihren Stolz und Renten für drey „stiftsmäßige Junker, aber keine Ahnen hinterlassen, und „die man nicht gerne auf die hohen Stuffen der Officiers „lässet, überlasse man die kleinen, zufolge des Dienstes ge„hörigen Bedienungen. Man hat Soldaten wieder auf „der Kanzel stehen sehen —„ Wir wollen uns nicht bey dem übertriebenen, und was diese Stelle dem wahren Interesse des Kriegsdienstes zuwider laufendes enthält, aufhalten, weil es ohnedem einleuchtend genug ist. Nur wundert uns, daß sich der V. in dieser Stelle so sehr von den Maximen der Römer entfernet, welche er doch in seinen Vorschlägen zur Bußale angenommen hat. Der Vorschlag, daß jeder Soldat, nach Art der Römer, einen Theil seines Handgeldes bey den Fahnen niederlegen solle, könnte vielleicht von Nutzen seyn. b) Auszug aus der Pariser *Encyclopedie*. Artikel Kriegsschule, enthält einen Aufsatz von der Einrichtung der feanzösischen Kriegsschule. 7) Ein Auszug aus des Obersten Bouquets Beschreibung des Feldzuges gegen die Ohioindianer im Jahr 1764. 8) Betrachtung über den Krieg mit den Wilden in Nord„amerika. („Ein Anhang zu der Beschreibung des Feld„zuges des Obersten Bouquets„) Beyde Aufsätze können einen aufmerksamen Leser zu mancher nützlichen militärischen Bemerkung Anlaß geben. 9) Auszug aus der Pariser Encyclopedie, Artikel Marodörs, Artikel über die Streitbarkeit (valeur) 10) Von den Zeichen in der Kriegskunst. Diese Abhandlung ist von dem Uebersetzer der italienischen Kriegesgeschichte des Castruccio, welchen der Herausgeber der K. B. Hr. v. Rohr nennet. Man findet diese Materie fast bey allen alten militairischen Schriftstellern abgehandelt. Wer die Werke des Fueas, Polykius, Onosander, Leo und andere nicht gelesen hat, wird in dieser Abhandlung das Hauptsächlichste, was die Alten von dieser Materie geschrieben haben, in einer guten Ordnung abgefasset finden. Der V. thut Vorschläge, wie man auch in neuern Zeiten den Armeen durch gewisse sichtbare Zeichen, und durch Thöne Befehle bekannt machen könnte. Im Lager und auf den Märschen würden sie vielleicht mit Nutzen anzuwenden seyn. Wir zweifeln aber, daß sie in der Hitze des Gefechtes mit Vortheil gebraucht werden können.

Neue

Neue Kriegsbibliothek oder gesammelte Beyträge zur Kriegswissenschaft. Zweytes Stück. Breßlau, bey Korn, 1775. 8. 412 Seiten.

Der Herausgeber der K. B. beschweret sich in der Vorrede zu diesem zweyten Stück über die Beurtheilungen seiner Recensenten, er hoffet, sie werden bescheiden seyn, und damit sie nicht über ihre Bestallung, welche sie, seiner Meinung nach, von dem Publiko erhalten, gehen, so schläget er eine Policey vor, um selbige in Schranken zu halten, denn sie überschreiten, saget er, das ihnen vom Publico überlassene Amt der Ausruffer, und beweisen sich vielmehr als Taxatores. Damit würde aber schwerlich das Publicum zufrieden seyn, welches gewiß etwas mehreres als ein bloßes Ausruffen von einem Recensor verlanget, um sich sowohl vom Zustand der Litteratur zu unterrichten, als auch unter einer Menge Büchern eine gute Auswahl zur Lectüre zu treffen. — Dieses zweyte Stück enthält folgende Aufsätze: Abhandlung von der Verpflegung, zweytes Stück. Der Sold. Diese Abhandlung hat den Herausgeber der K. B. zum Verfasser. Sollte eine Abhandlung, welche zwey Drittel dieses Bandes anfüllet, für den Entzweck eines solchen Werckes als die K. B. nicht zu stark seyn? Uns dünket, der V. handelte zweckmäßiger, wenn er alles das, was er über das Verpflegungswerck der jetzigen oder der Nachwelt zu sagen hat, in ein besonder Werck abfassete, welches nach seinem weitläuftigen System gewiß mehr als einen Band ausmachen würde. Denn zum Verpflegungswerk rechnet er den Sold, Kleider, Feldgeräth, Rüstung, Quartiere, Lebensmittel, Pferde, Reit- und Saumsattel und was dazu gehöret; ferner Futter- Lagerstroh, Holtz, Werkzeug Wagen und Geschirr zum Troß, Werkzeug für die Artillerie, Schanzwerk, Materialien zum Feuerwerk, Marsch- und Schiffbrücken, Hebezeuge Utensilien und das Behörige zur Beckerey u. s. w. auch eine Menge anderer Sachen, worunter manche ist, die man schwerlich unter den Artikel Verpflegung suchen würde. Um diese Materie nach der Erklärung des Verfassers mit Ordnung abzuhandeln, würde es nothwendig seyn, verschiedene Abtheilungen davon zu machen. Der V. zeiget in Ausarbeitung dieser Abhandlung vom Solde eine richtige Beurtheilung und viel Belesenheit, und sie kann solchen Männern, welchen die Einrichtung des Kriegswesens oblie-

obliget, zu manchen guten Gedanken Anlaß geben. (S. 9) beweiset der Verfasser, daß die Armeen, welche aus Nationaltruppen und Ausländern bestehen, die besten seyn. Im zweyten Abschnitt zeiget er, wie man den Sold einrichten müsse, damit er zureichend sey, von Erhöhung desselben, von der Bahrlauhung als ein Mittel, den Soldstand zu erleichtern. Er schläget eine Casse zu leichterer Verpflegung der Truppen vor, und zeiget, was vor einen Gebrauch man zum Besten der Soldaten von den Anschreibungen in feindlichen Ländern machen könne. (S. 56) redet er von der Plünderung als einem sehr verwerflichen Mittel, den Muth der Soldaten dadurch aufzumuntern. (S. 58) setzet er die Grundregel feste, wonach der Sold einzurichten ist — Es muß der Soldat sich davor alles das anschaffen können, was ihm zu seinen Unterhalt, zum Dienst in seinen Umständen nöthig ist, und ihm sonst nicht durch andere Liferungen gereichet wird — Die Abschaffung des unnöhtigen Putzes bey dem Soldaten, und die Auszahlung des Soldes in schicklichen Summen und Terminen, würden ebenfals den Soldstand des Officiers und Soldaten verbessern. Der Vorschlag zu Errichtung eines algemeinen Officiertisches ist werth, in Erwegung gezogen zu werden. Der V. schläget auch dergleichen Speisung in den Casernen bey den Gemeinen vor. Zu den Fond einer Casse, welche die leichtere Verpflegung der Truppen zur Absicht hat, fliessen die Gelder, welche man durch Abschaffung der Hautboisten erspahren könnte, ferner der Degen, das Paradepferd jedes verstorbenen Officiers fallen auch zur Casse; jeder Officier, der zu einer höhern Stuffe gelanget, lässet einen Monath die Verbesserung seines Soldes stehen; deßgleichen fliessen Beute und Brandschatzung zu dieser Casse. Die Gelder werden auf sichere Fonds ausgethan. Aus dieser Casse kann jeder Officier, welcher seine Equipage verliehret, leihen, und sich nach und nach abziehen lassen. Es werden dafür Lehrmeister in der Mathematik und in ritterlichen Uebungen gehalten. Der Fond zu dem algemeinen Officiertisch wird aus dieser Casse genommen und dergleichen mehr. Im dritten Abschnitt zeiget der V. daß der Sold sicher seyn müsse, Folgen einer unrichtigen Zahlung — Mittel bey dem Geldmangel — vom Sold in schlechtem Geld, als es gangbahr gewesen — Hier untersuchet der V. die Frage, ob Papier zu geben, nicht besser sey, als schlechtes Geld? — Von der Musterung — von der Sicherheit des Soldes für

den Feind. Im 4ten Abschnitt redet der V. von den Vortheilen, welche sich ein Soldat durch gute Dienste und Wohlverhalten verdienen kann. Der V. urtheilet ganz recht, daß es besser sey, dem Soldaten gewisse Vortheile zufliessen zu lassen, als demselben den Sold zu erhöhen, welches seine Cameraden zum Dienst unwillig machen würde.

II. Beyträge zur Geschichte der Befestigungskunst. Erster Abschnitt, Auszug aus des H. Hauptmann Rytschkovs Tagebuch, enthält Beschreibungen von alten Ruinen, von verschanzten Wohnplätzen, im Kasanschen Gebiete. Zweyter Abschnitt. Auszug aus den im funfzehnten und 20ten Bande der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften in Frankreich befindlichen Abhandlungen von einigen Uberbleibseln von Lagern in Frankreich, welche dem Cäsar zugeschrieben werden durch den Abt Fontenü. Der Abt untersuchet die Ueberbleibsel des Lagers bey Dieppe, welches er für neuer hält, das bey St. Lieu d'Esseran setzet er bis zu den Zeiten des Cäsars herauf. Liebhaber militairischer Alterthümer werden diese Abhandlungen mit Zuziehung der dabey befindlichen Plans mit Vergnügen lesen, ob wir gleich zweifeln, daß sie in allen Stücken der Meinung des Verfassers seyn werden, dessen Fach eben nicht die Lagerkunst ist. III) Versuch über die Policey der Armeen, aus dem Französischen übersetzet. Vielleicht wird mancher durch Lesung dieser Abhandlung einen bessern Begrif von den Werth des Amtes eines Generalgewaltigers bekommen, als man sich gemeiniglich davon zu machen pfleget.

Neue Kriegsbibliothek oder gesammelte Beyträge zur Kriegswissenschaft. Drittes Stück. Breßlau, bey Korn, 1775. 8. 338 Seiten.

Enthält. 1) „Auszug aus dem Tagebuch des Ruß. Hauptmans Rytschkovs, betreffend die Verfolgung der Kalmuken, so von ihren Wohnsitzen aus Wolga 1770 entwichen sind, drittes Stück„ Diesen Auszug hätte der Herausgeber ohne Bedenken weglassen können, weil man denselben fast von Wort zu Wort in dem am Ende dieses Stückes eingerückten Auszuge aus dem Tagebuch des H. Rytschkovs findet. 2) Vermischte Beyträge: a) verschiedene die Verpflegung betreffende Aufsätze; 1) des Feldmarschall

schall G. v. Schmettau Aufsaz über die Unternehmungen im Feldzuge von 1744 an den französischen Hof. 2) Ebendesselben Aufsatz an den französischen Hof den 22. Sept. 1744 übergeben. Der G. v. Schmettau entwirft hierinn einen Operationsplan zum künftigen Feldzuge. Schwerlich wird man Operationsplans unter den Artikel Verpflegung suchen. Folgende Abhandlungen sind diesem Artikel angemessener. 3) Bemerkungen des K. franz. Conseils über die vom Grafen von Schmettau eingeschickte Erfordernisse und Eintheilung der Kaiserl. Armee u. s. w. nebst der Beantwortung, so er darüber ertheilet. 4) Berechnung des Kriegsstaats Sr. Kaiserl. Majest. im Jahr 1744. Diese Aufsätze sind interessant zur Kriegsgeschichte von 1744. 5) Kurze Beschreibung der Anstalten, nebst Berechnung der Kosten und Einkünfte des Königl. Invalidenhauses in Paris durch den Ritter d'Eon in seinen Loisirs 12ten Band. Die Berechnung der Einnahme und Ausgabe ist gut detailliret. Man hat so gar das wohlriechende Wasser für die franz. Invalidenofficiers nicht vergessen in Ausgabe zu bringen. Die Einkünfte des Invalidenhauses betragen 1. 919964 Livres; die Ausgabe 2. 572345 Livres; das fehlende schiesset der König zu. 6) Verzeichniß der Großbritannischen Landmacht nebst der Berechnung der Kosten vors Jahr 1772. 7) Contributionsartikel aus der Yverdoner Encyclopädie. 8) Vom Futtergeld in der Provinz Elsas, aus den Loisirs des Ritter Eon. In diesem Aufsatz findet man einige Kunstgriffe entdecket, welche sich die Proviantbediente, wenn der Landmann das Futter liefert, bedienen. Deßhalb schläget der V. vor, das Land nicht in Natura liefern zu lassen, sondern in Gelde, und Liferanten die Verpflegung mit Futter aufzutragen. b) Nachricht von der englischen Marine im Jahr 1772. aus dem Ritter d'Eon seinen Loisirs. c) Zustand der K. Dänschen Flotte am Ende des Jahres 1770, aus H. D. Büschings Magazin. d) Allgemeines Verzeichniß der Landtruppen, welche das Königreich Frankreich im Jahr 1772 auf dem Fuß gehabt, überhaupt 312186 Mann. e) Verzeichniß der neapolitanschen Landmacht im J. 1772, in Summa 42237 Mann. f) Nachricht von Empörung der Sclaven in holländischen Colonien, besonders 1772. u. s. w. aus dem encyclopädischen Journal 4tes Stück. Seite 201 — 217. g) Eine Anekdote aus den Reisen des Herrn Ives nach Indien, die Eroberung des Forts Bugee Bügee

in Bengala betreffend. Das Fort wurde durch einen beſoffenen engliſchen Matroſen eingenommen, welcher, an ſtatt nach Hauſe zu gehen, auf die Breſche gieng; auf dem Lermen, ſo er mit der mohriſchen Wache machte, geſelleten ſich einige ſeiner Cameraden zu ihm, bis endlich die Mohren überwannet wurden. Der Admiral verwieß dem Matroſen ſein Unternehmen, und belohnete ihn, ohngeachtet der Eroberung des Forts, nicht. b) Einrücken (*Emboitement*). Dieſer Artikel hätte ohne des Leſers Nachtheil wegbleiben können. Es ſoll eine Erklärung von den Ueberrucken ſeyn, wenn das hinterſte Glied bey dem Chargiren, indem es fertig machet, auf die Zwiſchenräume ihrer Vodermann rücken. Wer einen Soldaten hat anſchlagen ſehen, wird wiſſen, daß er in dieſer Stellung mehr als 1 Fuß Raum einnehmen muß, wie der V. ſaget, auch irret er ſich, wann er glaubet, ein Gewehr von 5 Fuß lang rage, wann der Soldat damit anſchläget, noch 4 Fuß vor das Glied heraus, u. ſ. w. 3) Auszug aus des Herrn Homes Verſuche über die Geſchichte des Menſchen; des 2ten Buches neunter Verſuch, das Kriegesweſen der Regierung. Der Herausgeber der K. B. ſaget in einer kurzen Einleitung, welche er dieſem Auszuge vorgeſetzet hat, daß er ſich freue, einerley Gedanken mit Home über die Werbung zu hegen, obgleich einige Recenſenten mit ziemlicher Uebereilung geſaget, es wäre in ſeinem Verſuche über die Werbung (ſiehe 1. St. K. B.) nichts neues. Da wir faſt eben ſo darüber geurtheilet haben, ſo wäre es noch Zeit geweſen, dem Unwillen des V. vorzubeugen, den wir uns vermuthlich dadurch zuziehen werden; es thut uns aber leid, daß wir in unſerm Urtheile, des V. Verſuch über die Werbung betreffend, nichts ändern können, da wir daſſelbige, ohne uns übereilt zu haben, dem Werth der Sache angemeſſen finden. Dieſer Aufſatz des Herrn Home über die Werbung hat zwar in einigen Stücken eine Aehnlichkeit mit dem, wovon wir in der Recenſion des 1. St. der K. B. geredet haben, jedoch gehet Home nicht ſo weit, und ſchränket ſich mehr auf die Engliſche Staatsverfaſſung ein. Es dünket uns auch, daß es nothwendig ſey, bey dergleichen Vorſchlägen die neuere Staatsverfaſſung in Erwegung zu ziehen, wenn ſie anders nützlich und keine leere Entwürfe, ſeyn ſollen. 4) Beyträge zur Geſchichte der Befeſtigungskunſt. a) Fortſetzung der Abhandlungen über einige ſogenannte Läger des Cäſars in Frankreich, durch den Abt Fontenu. Die Läger, welche der Abt hier unterſuchet,

ſind

sind bey Etoile 5 Meilen von Amiens, das Lager bey Wessan zwischen Calais und Boulogne, Lager bey Neufchatel ohnweit Wessan, ferner zwischen Clairmont und Pont St. Maxent., und bey Brienne in Champagne. Er beweiset, daß die Brücke bey Ce über die Loire nicht vom Cäsar sey. — 2) Aus der Yverdoner Encyclopädie, Artikel Fortification. Hierin haben wir nichts gefunden, als was in jedem Buche von der Kriegesbaukunst zu finden ist. — 3) Zusatz aus dem Artikel Fortifier en dehors eben dieses Wörterbuches. Der Verfasser ist sehr für den Nutzen der Vestungen eingenommen. Ein Reich, wie Frankreich, saget er, müßte nicht zu erobern seyn, wenn alle seine Städte fest wären. Dieses heißt die Rechnung ohne den Wirth machen! 5) Auszug aus dem Tagebuch des russ. kaiserl. Hauptmann v. Ryeschkow. Tagebuch über die Reise in die Kirgis Kosackische Steppe, im Jahr 1771. Der V. beschreibet darinn die Gegenden, wodurch er gereiset, die Sitten der Kirgis Kosaken, und den Marsch, den die Rußen gethan, um die entwichenen Kalmücken, wovon wir oben geredet haben, einzuholen. Dieser Auszug ist interessant; man siehet mit Vergnügen, wie die Gebräuche der Kosaken noch viel ähnliches mit den Gebräuchen der alten Griechen haben; besonders die Wettrennen, bey den Begräbnissen. Der V. erwähnet eines weissen Schießpulvers, dessen sich die Kosaken bedienen, und einer Brücke von zusammen gebundenen Schilfbünden, vermöge welcher die Kalmücken über einen Fluß gesetzet haben; dergleichen Lektüre kan einem aufmerksamen Leser zu guten Bemerkungen Anlaß geben.

Y.

Coup d'oeil militaire, oder kurzer Unterricht, wie man sich ein militairisch Augenmaaß erwerben, nach demselben Charten aufnehmen und leicht verstehen könne, nebst der Beschreibung von einem zu diesem Behuf erfundenen Instrumente, zum nützlichen Gebrauch auch derer, die die Mathematik nicht erlernet haben. Practisch beschrieben von J. D. C. Pirscher, mit 4 Kupfertafeln. Berlin, 1775. 8vo. 4½ Bogen.

Coup d'oeil militaire, ou courte Instruction pour se procurer, le point de vuë militaire, &c. a la quelle est jointe la Description pratique d'un instrument inventé, &c. par *J. D. C. Pirscher.* Berlin, 1775.

Viele der noch jetztlebenden Preußischen Officiers kennen die Verdienste des in der Belagerung von Dreßden gebliebenen Preuß, Ingenieurhauptmann Markard. Seine Schriften, welche er mehr zum Unterricht seiner Cameraden, als aus Ehrgeitz aufgesetzet hatte, sind bey seinen Lebszeiten nicht öffentlich bekannt gemacht worden. Schon vor dem letzteren Feldzuge mußte derselbe auf höchsten Befehl eine Anweisung ausarbeiten, was ein Officier von der Infanterie von der Feldbevestigung zu wissen nöthig habe. Damals wurden nur wenig Exemplare von dieser Anweisung gedrucket, und an die Potzdammische Guarnison und andere Infanterieregimenter ausgetheilet. Zufälliger Weise kam ein solches Exemplar in die Hände des Buchführers Rothe zu Koppenhagen, welcher es im Jahr 1765 in 8vo unter den Titel: Kurze Anweisung, was ein Officier von der Infanterie von Absteckung der im Felde vorkommenden Verschanzungen zu wissen nöthig hat, heraus gab, und es dem General St. Germain dedicirte; jedoch ohne auf dem Titel, oder anderswo, den eigentlichen Verfasser zu nennen. Gegenwärtige Abhandlung vom Coup d'oeil militaire, welcher Hr. Pirscher seinen Namen vorgesetzet hat, hat ebenfalls gedachten Hauptmann Markard zum Verfasser, welches Hr. Pirscher auch in der Vorrede saget. Seinem Vorgeben nach hat Hr. P. dieses Werk umgearbeitet; da wir es aber mit dem Manuscript des verstorb. Capit. Markard verglichen haben, so finden wir, daß diese Umarbeitung bloß in einer geringen Veränderung der Schreibart, und in einigen Abkürzungen bestehe, welche nicht immer vortheilhaft für die Uhrschrift ausgefallen sind. Z. E. im 1. Kapit. giebt der Capit. Markard zwey Erklärungen, was Coup d'oeil und Coup D'oeil militaire sey, und welches Hr. P. in seiner Ausgabe ganz unrecht für einerley hält, und davon nur eine Erklärung giebt. Ebenfalls ist bey den Erklärungen des 3ten Kapitels manches aus dem Original, was zur genauern Bestimmung und Deutlichkeit dienen konnte, weggelassen. Die Zeichnungen befinden sich zum Theil auch bey dem Manuscript, und sind ziemlich gut im Abdruck gerathen, bis auf die Zeichnung der Berge,

die

die wir eben nicht zum Muster im Nachzeichnen vorschlagen wollen. Einige Anmerkungen, welche sich bey dieser Abhandlung befinden, sind zwar von dem Hrn. Pirscher, sie sind aber von so weniger Erheblichkeit, daß sie, ohne daß der Leser dabey etwas verlöhre, hätten wegbleiben können, und sie berechtigen ihn so wenig, als seine vorgegebene Umarbeitung, dieses Werk mit Vorsetzung seines Namens bekannt zu machen. Unserm Bedünken nach, hätte er besser gethan, den Namen des Verfassers der Abhandlung vorzusetzen, und sich, wenn er gewollt, in der Vorrede zu nennen, so würde man ihm das Lob, den Militairs ein brauchbares Werk bekannt gemacht zu haben, ohne Vorwürfe beylegen können. Der Capit. Markard hat diese Anweisung zum Coup d'oeil in sieben Kapitel eingetheilet: das 1, handelt vom Kenntniß des Coup d'oeil. 2. Anweisung, was nöthig ist, das Coup d'oeil zu erlernen. 3. Beschreibung einer Gegend durch Characters. 4. Anweisung, eine Situation aufzunehmen, zum Unterricht des Coup d'oeil. 5. Anweisung, sich zu orientiren. 6. Von der Absicht und dem Augenmerk bey einer Situation, in Beurtheilung nach den verschiedenen Kriegsoperationen. 7. Wornach man bey einem jeden Theil der Situation stückweis insbesondere zu sehen. Der Verf. ist nicht der Meinung des Ritter Folards, daß die Jagd viel zu Erlernung des Augenmaasses beytrüge, vielmehr siehet er sie als ein sehr unvollkommenes Mittel hierzu an, weil ein Jäger nur stückweis und nicht im Zusammenhang die Gegend kennet. Dieses kann nach Beschaffenheit der Jäger richtig seyn; wer aber ein grosses Jagen oder Behängen anstellen will, muß die Gegend gewiß im Zusammenhange kennen, und, um die Oerter, wo das Wildpret wechselt, zu wissen, ist eine Kenntniß der Forste nothwendig; wie dann auch das Schiessen im Flug und Laufen das Auge vortrefflich in Beurtheilung der Weiten übet. — Zu dem Aufnehmen nach dem Augenmaaß nimmt der V. eine Standtlinie an, welche er abschreitet, auf derselben bildet er sich so viel senkrechte Linien ein, als Objecte rechter und linker Hand dieser Standlinie liegen, und schätzet mit den Augen, oder misset mit Schritten diese angenommene Perpendickel. Sowol das Aufnehmen, als auch das Auftragen auf dem Papier, ist im 4ten Kapit. deutlich beschrieben. Es ist nicht zu zweifeln, daß, wenn man sich im Aufnehmen nach der vorgeschriebenen Art übet, man mit der Zeit noch manche vortheilhafte

Hülfsmittel zu dieser Arbeit finden wird. Das 6te Kapitel ist sehr interessant. Der V. ziehet auf wenig Seiten die nöthigsten Regeln zu den vornehmsten Kriegesverrichtungen zusammen. Und das 7te Kapitel ist nicht weniger zu empfehlen, weil darinn jeder Officier lernet, worauf er bey einer Situation hauptsächlich zu sehen hat, welches bey dem Recognosciren von dem grössesten Nutzen ist.

Hr. Pirscher hat dieser Abhandlung des Ingen. Capit. Markards eine Beschreibung eines Meßtisches von seiner Erfindung beygefüget. Er soll die Mängel des gewöhnlichen ersetzen, besonders das Verrücken des Visirpunctes, und die Abweichung von der horizontalen Stellung. An diesem Meßtisch sind zwey Tubi, ein Mikrometer, nebst Boußole und Wasserwaage angebracht. Wir wollen ihm bey so vielen Apparaten nicht seine Vorzüge vor den gewöhnlichen Meßtisch absprechen; wir zweifeln aber, daß sich viele Officiers dieses componirte Instrument, um es im Felde zu gebrauchen, anschaffen werden. Denn wenn man mit dem Erfinder zum Maaßstab einen rheinl. Zoll vor 300 Schritt annimmt, p. 68. (vermuthlich ist in der französischen Uebersetzung, a 300 par *le pied*, ein Druckfehler p. 54.) so kann man auf diesem Meßtische höchstens 1/9 einer Quadratmeile aufnehmen, also sind zu einer Quadratmeile 9 dergleichen Blatten nöthig. Alles dieses aber ist, wenn man geschwinde arbeiten will, sehr aufhaltend, und man würde sich in den mehresten Fällen genöthiget sehen, den Meßtisch zu verlassen, um andere Mittel zu ergreiffen. Bey Gelegenheit der Beschreibung dieses Meßtisches ist Hr. P. sehr übel mit einem Landescollegio einer gewissen Provinz zufrieden, welche den Feldmessern aufgegeben, alle Vermessungscharten im Kleinen zu reduciren, und dazu einen Rheinländischen Decimalzoll vor 2000 Ruthen zum Maaßstab anzunehmen. Dieser Maaßstab ist zwar, so wie H. P. meinet, zu klein; allein wenn sich derselbe hätte erkundigen wollen, so würde er leicht erfahren haben, daß dieses gewiß nur ein Fehler des Canzelisten gewesen, und daß die Sache an sich eine sehr löbliche, und für die Erdbeschreibung sehr nützliche Angabe bleibet.

Die französische Uebersetzung dieses Werkes wird in Ansehung der Schreibart nicht einen besondern Aufzug unter den Franzosen machen. Sie ist durchgängig ziemlich hart gerathen, und manche Stellen sind zweydeutig und unverständlich. Z. B. Auf dem Titel ist militairisches Ausgang

gemmaaß point de vue militaire übersetzet; um zu verstehen, daß point de vue Augenmaaß heissen soll, wird jeder Leser gewiß das Deutsche zu rathe ziehen müssen: les plans devoient tout etre dessines sur de la toile soll heissen: „Diese Plans müßten durchgängig auf Leinewand gezogen seyn„ u. s. w.

IV.

Neue Verfassung des Kriegswesens, nebst einer neuen Stellungskunst, die den Grundsätzen der erstern gemäß eingerichtet, und auf zwanzig Plans erklärt ist. Aus dem Französischen übersetzt. Zwey Theile. Danzig, bey Jobst Herrman Flörke, 1775. gr. 8. 24 Bogen.

Der Verfasser dieses Werks, welches 1760 unter dem Titel Nouvelle constitution militaire, avec une Tactique adaptée à ses Principes &c. herausgekommen, ist der Graf de la Noue du Vair, Königl. Französischer Obrister und Chef eines Freycorps gewesen, und bey Verfolgung des Corps, welches unter dem General Herken, sich in der Nacht vom 24. zum 25. Junii von Volkmissen im Paderbornschen nach Wolfshagen zurück ziehen mußte, im Jahre 1760 geblieben. Da er in den Feldzügen, die er im vorigen Kriege mit beygewohnt hat, Gelegenheit gehabt, die Würkung der Verfassung des französischen Kriegswesens genauer kennen zu lernen, so ist er damit gar nicht zufrieden, sondern erklärt es in allen seinen Theilen für fehlerhaft. Um die Mängel desselben zu heben, und seine Nation zu Sieger über alle Nationen in Europa zu machen, will er die innere Verfassung völlig verändert, und bey den Truppen sogar bis auf die Namen eine gänzliche Vergessenheit von dem eingeführt wissen, was sie zeithero ausgeübt haben. Nach seiner Meinung kann dieses in Frankreich keinen Schwierigkeiten unterworfen seyn, da der Militairstand ohne Widerrede dem Willen des Königs gehorcht.

Ueberhaupt gefällt ihm die heutige Stellart der Infanterie gar nicht, sie ist, seiner Meinung nach, viel zu schwach, und zu Bewegungen ungeschickt. Man wird leicht errathen, daß er ein großer Freund der Alten und Anhänger des Folards ist. In der That legt er bey der Veränderung, die er einfüh-

ren will, die römische Einrichtung der Legionen zum Grunde. Jedes Regiment will er aus zwey Cohorten zusammen setzen. Jede Cohorte soll aus vier Centurien schwerer, einer Centurie leicht bewaffneter Infanterie und einer Centurie Dragoner bestehen. Ein jeder Soldat soll einen Helm nach römischer Art, und der Schwerbewaffnete einen Brustharnisch bekommen, der vom Achselbein bis unter den Nabel geht, und einer Flintenkugel widersteht. Die Leichtbewaffneten sollen keine andere Schutzwaffen haben, als den Helm, und einen Schild, der 2 Fuß lang, einen breit, und vier Zoll hohl rund ist.

Die Angriffswaffen der Dragoner sind eine Flinte, ein Bajonet, beyde so lang, als möglich, ein gerader zweyschneidiger, 3 1/2 Fuß langer Degen, und auf der rechten Seite ein Pistol. Die Leichtbewaffneten haben eine Flinte, Bajonet, und einen 18 bis 20 Zoll langen geraden Säbel. Drey Viertel der Schwerbewaffneten in jeder Centurie führen eine Flinte, die mit dem Bajonet 7 Fuß lang seyn soll, und einen Säbel, wie die Leichtbewaffneten; der übrige vierte Theil bekommt eine leichte Flinte ohne Bajonet, eine 12 Fuß lange Pique, und einen Säbel. Ausser dieser Infanterie will er auch schwere Cavallerie haben. Jedes Cavallerieregiment soll aus vier Schwadronen schwerer Cavallerie, und zwey Centurien Dragoner bestehen: Diese Dragoner sind in allen denen gleich, die bey den Cohorten stehen. Die Angriffswaffen der schweren Cavallerie sind ein vier Fuß langes Stuprohr, nach Art eines Carabiners, ein Degen mit Griff 4 1/2 Fuß lang, und eine Lanze. Die Schutzwaffen sind ein Helm, ein schußfreyes Bruststück, ein Koller von dichtem Leder, der über den Wamms bis an den Hosenknopf geht, und Beinschienen. Alles dieses beschreibt der V. sehr weitläuftig, und was noch mehr zur völligen Bewaffnung gehört.

Die Stellordnung bey seinen Cohorten ist folgende: Die schwerbewaffneten Centurien werden jederzeit 16 Mann in Front, und 8 Mann hoch gestellt. Das vierte und fünfte Glied besteht aus lauter Pickenträgern. Die Centurie der Dragoner und Leichtbewaffneten steht 64 Mann in Front, und 2 Mann hoch. Wenn die Cohorte formirt wird, so stehen die vier Centurien der Schwerbewaffneten in der Mitte. Zwey Divisions von der Centurie der Dragoner stehen auf dem rechten Flügel der Schwerbewaffneten in einer Entfernung von 8 Schritten, und zwey auf dem linken

linken Flügel, und halten unter ſich Intervallen, die der halben Front der Diviſion gleich ſind. Die Centurie der Leichtbewaffneten ſtellet ſich 40 bis 50 Schritt vor die Schwerbewaffneten, und bedeckt ſie völlig. Beyläufig wollen wir bemerken, daß, wenn wir auf 3 Mann Infanteriſten 2 Schritte, und auf 2 Dragoner 3 Schritt in Front nehmen, die ganze Front der Cohorte 180 Schritte iſt. Und wenn zwey Cohorten neben einander ſtehen, ſo iſt der Raum zwiſchen den Schwerbewaffneten 150 Schritt, in dem 4 Diviſions Dragoner ſtehen.

Dieß iſt die gewöhnliche Formirung der Cohorte. Wenn ſie aber feuern ſoll, ſo machen die drey hinterſten Glieder halb rechts und halb links um, und ſetzen ſich auf den rechten und linken Flügel. Neben dieſen ſetzen ſich zwey Züge der Leichtbewaffneten auf den rechten, und zwey auf den linken Flügel; die Dragoner aber marſchiren ſo weit zu mit, daß ſie aus dem Flintenſchuß ſind, und ſetzen ſich gerade den Intervallen über, auf welche ſie ſtehen würden, wenn ſie mit der Cohorte in gleicher Front ſtünden.

Wenn die Cohort in den Feind einbrechen ſoll, ſo formiren die Schwerbewaffneten einen Keil, indem ſie ſich mit rechts um kehrt, halb rechts halb links ſchwenken. Dieſer Keil iſt gerade die Folardſche Colonne, deren Front 16 und die Tiefe 32 Mann iſt.

Im erſten Theile entwickelt der V. die Evolutions ſeiner Cohorten und ſchweren Cavallerie und übrigen Manöver mit vieler Beredſamkeit, und ſehr vollſtändig. Man kann ſich leicht vorſtellen, daß die Verbindung ſeiner Cohorten eine militairiſche Univerſalmedicin giebt, durch deren Gebrauch ſich ein General in allen Fällen helfen kann. Beſonders iſt ſein Keil die fürchterlichſte Stellung, die man denken kann. Dieſer ſchmeißt alles über Haufen, und überſteigt alle Schwürigkeiten. Eine Cohorte, die ihn macht, marſchirt durch eine Menge feindlicher Cavallerie, die ſie unaufhörlich angreift, ſo ruhig und ſicher, wie durch eine Heerde Schaafe; und wenn 6 Bataillons Infanterie, die um 3 Mann hoch geſtellt ſind, ſo verwegen ſind, ſie anzugreiffen, ſo können ſie nichts ausrichten, ſondern müſſen mit einer langen Naſe abziehen.

Alles dieſes glaubt der Verfaſſer ſo einleuchtend und mathematiſch bewieſen zu haben, indeſſen müſſen doch gute Gründe da geweſen ſeyn, dieſen Vorſchlag nicht anzunehmen. Und in der That ſcheint das Gemengſel von ſchwer- und

und leichtbewaffneter Infanterie und Dragonern in einer Linie, die abentheuerlichſte Stellart zu ſeyn, die man nur denken kan. Werden die Dragoner geſchmiſſen, welches ſehr leicht iſt, ſo entſtehen zwiſchen den Cohorten Lücken von 150 Schritt. Im Grunde beſteht die ganze Front eines Treffens nach dem Entwurf des V. gröſtentheils aus lauter Dragonern, und die Cohorten liegen unter dieſen zerſtreut, wie die Inſeln im Weltmeere. Eine brave Cavallerie wird ſich aus ſo hin und hergeſtreuten Trupps Infanterie nicht viel machen, und wenn ſie auf die Dragoner los jagt und ſie wirft, ſo faßt ſie die armen verlaſſenen Cohorten von allen Seiten, und wird ſie, der hohen Meynung, die der V. von ihrer Stärke und Unüberwindlichkeit hat, ohngeachtet, ſo zuſammen hauen, daß kein Gebein übrig bleibt.

Im zweyten Theile unterſucht der V. die groſſen Manövers, und bringt ſeine Schlachtordnungen in verſchiedenen Geſtalten vor. Wenn man das Chimäriſche überſieht, ſo kommen hin und wieder gute Lehren vor, und das Werk läßt ſich wohl leſen, beſonders da die Ueberſetzung ſehr wohl gerathen iſt.

Ö.

14) Finanzwiſſenſchaft.

Des Churfürſtenthums Sachſen allgemeine und der Reſidenzſtadt Dresden beſondere Policeyverfaſſung, in einem auf die Landesgeſetze und andere Verordnungen ſich gründenden Zuſammenhange dargeſtellet von Gottfried Schmieder, Churf. Sächſ. würkl. Kriegsrath und Regimentsſchultheis zu Dresden. Dresden, in der Walther. Hofbuchhandlung, 1774. gr. 8. 674. S. mit einem vollſtändigen Regiſter.

Die Eintheilung der Materien iſt folgende: 1) Erhaltung guter Zucht und Ordnung, 2) öffentliche Ruhe und Sicherheit, 3) öffentliche Geſundheitsſorge, 4) Nahrungsſtand, 5) bürgerliche Gewerbe, 6) Wohlfeilheit, 7) Baus

Baumesen, Reinlichkeit, Bequemlichkeit. Gut genug, um einen Gegenstand, den man suchet, wo nicht unter der ersten, doch unter der zwoten oder 7ten Abtheilung zu finden; aber warum findet man eine solche Sammlung, die der Katechismus eines ganzen Landes seyn sollte, nicht des Nachdenkens werth, um ihr eine der menschlichen Natur und Gesellschaftsgeschichte angemessenere Struktur zu geben, die allein durch sich selbst von dem natürlichen stufenmäßigen Zusammenhang der bürgerlichen Ordnung und Wohlfarth die Leser belehren könnte? Warum fängt man nicht von dem Menschen, von seiner Geburt, von der Sorge für Schwangere, für ihre Entbindung, für die Erziehung der Kinder und Waisen an, und geht nicht fort auf Schulen, auf Religion, auf die Vorbereitung zum künftigen Nahrungsstand, auf Gewerb, Künste, Handwerker, Wissenschaften, auf den Ehe- und Haußstand, auf die grössern Gesellschaften, auf das gemeine Wesen, auf die Wohlfarth desselben, Bequemlichkeit der Einwohner, Reizung für die Fremden, Erhaltung des Landescapitals, Einführung der Frugalität, Einschränkung der Pracht und Verschwendung, ohne dem Geize die Thüre zu öffnen, Ergötzlichkeit, Gesundheit, Sicherheit gegen krisgerische Feinde und gegen die Elementen, gegen Hunger und Armuth, Beförderung des Landbaues, der Viehzucht, vernünftige Grundsätze des Commerzes; Tod, Begräbniß, Trauer ꝛc.? Wenn nicht solche unterrichtende Plane bey Verfertigung der Systeme zum Grunde liegen, so sehen wir nicht, warum man nicht lieber eine alphabetische Ordnung annimmt. Von den innerlichen Verdiensten der Policeyverordnungen haben wir nichts zu sagen, geht über unsern kritischen Jurisdictionskreiß hinaus. Wir begnügen uns, ein und andere Gesetze zu bemerken, die wir Bemerkungswürdig gefunden haben:

S. 21. Ein Adelicher, wenn er seine Kinder zu Gaste hat, soll nicht mehr als höchstens 26 Personen haben, und 24 Schüsseln, 6 Einschiebessen, und noch die Commentgen geben, eine Hochzeit soll nicht über 4 Tage lang dauern. S. 27. Der Brautkranz soll höchstens nicht über 10 Thaler werth seyn. S. 44. Grafen, Adeliche auch bürgerliche in der Hofordnung begriffene Räthe und Diener nebst ihren Weibern und Töchtern mögen in der Trauer Pleureusen, Poignets und über das Gesicht herabhangende Kappen und Witwenröcke tragen. S. 46. Diese alle bis

auf

auf die geheimen Registratoren und Rathsherren in den Landstädten eingeschlossen, sollen zwar ganz seidene Kleider und reiche Westen, aber auf den Oberkleidern, die Knöpfe ausgenommen, weder Gold noch Silber tragen, überhaupt auch in keine andere als inländische Waare sich kleiden, (NB. diese Verordnungen sind schon über 30 Jahr alt.) Dem männlichen Bauerstand ist Gold, Silber und Seide verboten, Bürgerweiber aber, deren Männer oder Väter nicht zum wenigsten Notarien, Krämer oder adeliche Kammerdiener sind, sollen keine Andriennes, wohl aber andere lange Kleider und Contouches, und die gemeinen Dienstmägde mögen zwar Gold und Silber auf den Hauben und Corsetten haben, aber Fischbein- und Reifenröcke sollen sie nicht tragen. Herren können Ungehorsam, Trotz, Widerspenstigkeit, Müssiggang, Auslaufen, mit Scheltworten und Ohrfeigen oder gemäßigten Stockschlägen corrigiren. Wer in Sachsen einen Jagdzug sich anschaffen und ein Posthorn dabey gebrauchen will, der fällt in 10 Thaler Strafe; Bettelpässe sind bey eben so hoher Strafe mitzutheilen verboten; fremde Bettler sollen den einheimischen Bettlern nicht in das Handwerk greifen, sondern das Land räumen, darunter gehören Exulanten und Converst, auch Brandbettler, fremd und einheimisch. Die Brandkasse ist der Waisen- und Armenhaußcommißion einverleibt; die Einrichtung ist aber sehr schwankend, die Häuser werden erst nach dem Brand und auch die Mobilien eydlich taxirt, die ganze Einrichtung ist in Sächsische Fristen und andere gerichtliche Formeln eingeschränkt. Die Juden haben keine Synagog, wohl aber ein jeder Jude für sich Privatgottesdienst. Die Zusammenkünfte und Herbergen der Handwerker werden nicht in den Wirthshäusern geduldet. In den Kaffeehäusern zu Leipzig werden keine Frauensleute zur Aufwartung, keine Würfel und keine Karten geduldet oder vielmehr sollen, vermög Rescripts vom J. 1716, nicht geduldet werden. Alle Hazardspiele, namentlich Treschack, Pharao, Quindeci &c. sind bey Confiscation seit 1766 verboten; alle Spielschulden und darüber ausgestellte Wechselbriefe oder eidliche Verbindungen sind ipso jure null; Spieler von Profession sollen in Verhaft genommen werden; Degen soll kein Page, kein Lakey, kein Schreiber, kein Bürger, kein Handwerkspursche tragen. Eine Maulschelle präscribirt in Jahr und Tagen, aber ein entzwey oder lahm geschlagenes Bein erst nach 30 Jahren.

Ein

Ein jeder flüchtiger Duellant, wenn er gleich seinen Feind nicht entleibt hat, ist ipso iure ewig infam (2 Th. 7 Abth. §. 11.)

Alle Privatmalzdarren sollen abgeschafft, und Schornsteine sollen nicht durch kleine Jungen gefeget, bey Feuersbrünsten sollen die stehenden nächsten Gebäude, zu Verhütung der Ausbreitung des Feuers, niedergerissen werden. Zu Nachts sich mit Laternen vorleuchten zu lassen, wie auch der Gebrauch der Fackeln bey Beerdigungen, ist verboten. In Dresden kann niemand, auch der geringste, anders als mit Schellengeläute Schlitten fahren. Keine Bärenführer werden mehr geduldet seit 1766. Für einen ertrunkenen, erfrornen oder erstickten Menschen, wieder zum Leben gebracht zu haben, dafür sind zehen Thaler Belohnung versprochen. Bey der Theurung der Früchte, wenn der Scheffel Rocken mehr als 3 Thlr. gilt, wird die Ausfuhr bey Confiscation und Zuchthausstrafe verboten; kein Mutterkorn soll bey Festungsbaustrafe gemahlen werden. Interessen werden von 5 bis auf 12 pr. Ct. zugelassen; fremde Lotterien und auch einheimische Zahlenlotterien sind verboten. Die Churſächsischen Buchhandelsprivilegia für einzelne Verleger sind nicht schlechterdings nothwendig, um gegen den Nachdruck zu klagen, sondern blos, um den Beweis des Verlagsrechts geschwinder führen zu können. Der Dorfhändel ist verboten, Leinöl, Pfeffer, Stricke, Theer, Heringe ꝛc. ꝛc. ausgenommen, Thee und Kaffee aber mögen die Bauern aus den Städten holen. Handwerksmißbräuche, Hobeln, Taufen ꝛc. sollen abgestellt werden. Die Schneiderpurschs sollen bey 10 Thl. Strafe keine Willkommbecher mehr austrinken, die mit Bier und Pfeffer angefüllt sind. Eine ausführliche Taxe von Handwerks- und Arbeitslohnen, auch Kaufmannswaaren giebt diesem Buch eine vorzügliche Brauchbarkeit nicht nur für Sachsen, sondern auch für alle deutsche Hauswirthe, um das Ebenmaas der Preise daraus zu studiren. Kein Becker und kein Stärkhändler soll bleyern Gewicht führen. Alle Landstrassen sollen 10 Ellen breit, und wo sie sich krümmen 18 Ellen breit seyn. Breite Steine vor den Häusern pflastern zu lassen, ist nur in Dresden eingeführt.

Fi-

Die

Die Schädlichkeit der Zahlenlotterie. Ein Geschenk an das Publikum. 1774. 32 Seiten. 8.

Ein gewisser alter Heiliger stahl das Leder und gab den Armen die Schuhe um Gottes willen. Weil man sich aber in unsern Tagen wenigstens öffentlich nicht gerne gestohlne Sachen schenken läßt; so müssen wir dem Publiko, dem diese Bogen zum Geschenke überreicht werden, doch sagen, daß derjenige Theil davon, welcher von den Lotterien überhaupt handelt, aus den im 24. 50 und 51 Stücke des Hannöverschen Magazins vom Jahre 1770 befindlichen von Hrn. Klockenbring abgefaßten Briefen über die Lotterien, beynahe von Wort zu Wort ausgeschrieben sey. Das Uebrige ist denn eine Anwendung jener allgemeinen Sätze auf die Zahlenlotterien und ihre Folgen, vornemlich in Schweden. Traurig und häufig genug sind freylich die Folgen der Zahlenlotterien an manchen Orten und Enden. Alle Lotterien sind Uebel, aber oft, und vornemlich in Deutschland, unvermeidliche Uebel. Kann ein Staat es dahin bringen, daß seine Unterthanen, in Ermanglung einer eignen, in fremde Lotterien nicht einsetzen: so ist er glücklich und darf nicht auf die Errichtung dieser öffentlichen Glücksspiele denken. Kann der Einsatz in fremde Lotterien nicht gehemmt werden, welches leider gemeiniglich der Fall ist; so wird es freylich am rathsamsten seyn, eine eigene Lotterie zu errichten; aber alles, was dieses Spiel zur Leidenschaft machen kann, halten wir dennoch für das wahre Wohl, besonders des Mittelstandes und gemeinen Mannes, höchst bedenklich.

Tr.

15) Haushaltungskunst.

Berliner Beyträge zur Landwirthschaft. Zweyter Band. gros 8. Berlin, 1775. 2 Alphab. 9 Bogen.

Diese gute periodische Schrift enthält in gegenwärtigem zweiten Bande abermals zwölf Stücke, davon die sechs ersten von dem Erndte- und Dreschergeschäfte, und von

von der Anwendung der gewonnenen Ackerfrüchte, und die sechs letzteren von dem Landgartenbau handeln. Der V. sagt in der Vorrede, daß seinem ersten Plan nach in diesem zweyten Bande bereits die Viehzucht hätte mit vorkommen sollen, der Reichthum der Materie aber habe dies unmöglich gemacht, dahero solche in dem dritten Bande benebst den Obstgärten und Baumschulen, als ein Nachtrag zum zweyten Bande, erscheinen würde.

Erstes Stück. Enthält I) die Erörterung der Frage, ob es, die Saaten in dem Winter mit den Schaafen zu behüten, rathsam sey? — Schon vor Alters ist dies Mode gewesen, und man hat gar nicht auf die Schädlichkeit gedacht S. 2 — S. 5., auch jezt noch sind die Meynungen der Landwirthe darüber getheilet S. 6. Die Vertheidiger des Saathütens behaupten: 1) daß die Blätter der Saat, welche von den Schaafen abgefressen würden, ohnehin im Winter verfaulen S. 9. Dies wird S. 10 bis S. 14. widerlegt, und gezeigt, daß die Blätter allen Pflanzen zum Wachsthum nützlich sind, und jede Verstümmlung derselben, sonderlich der Herzblätter, ihnen äusserst schädlich sey; 2) daß bey einer geilen Saat das Behüten so gar nutzbar sey, und die Stelle des so genannten Schreppens vertrete S. 15., allein dies ist irrig, und allemal schädlich, ob es gleich bey einer fetten Saat nicht so in die Augen fället S. 16 — S. 19. Selbst das Schreppen des Getraides will dem V. nach seiner Theorie nicht gefallen S. 25. In der Folge wird S. 26 — S. 36. sehr praktisch gezeiget, wie selten auch selbst für die Schaafe ein wahrer Nutzen aus der Saathütung, wol aber viel Gefahr und oft der gröste Schaden für selbige daraus entstehet. II) Zufällige nützliche Anmerkungen bey den Erndtegeschäften S. 37. u. f. f. 1) Man muß nicht ehender mit der Erndte den Anfang machen, bis das Getreide völlig reif ist S. 39. Hievon werden beym Winter- und Sommergetraide die bekannten Kennzeichen der Reife desselben angegeben S. 40 — S. 57. Desgleichen bey den Hülsenfrüchten S. 58, und beym Leinsaamen S. 60.

Zweytes Stück. Hier werden die zufälligen Anmerkungen bey der Erndte fortgesetzet; als: 2) man muß zwischen den Erndtearbeitern und der Grösse der Felder ein richtiges Verhältniß festsetzen S. 67. Ein starker fleißiger Arbeiter kan schwaches und starkes Getraide in einander gerechnet, bequem drittehalb kleine Morgen zu 180 Qua-

dratruthen in einem Tage abmähen S. 77. Nach dieſem Grundſatz kan jeder Wirth ſein Feld berechnen, und die Dauer des Mähens feſtſetzen S. 79, und thut wohl, ſein Feld nach der Morgenzahl zu verdingen S. 82, wenn er Lohnmäher halten muß. 3) Man muß tüchtige Leute zu Arbeitern haben S. 84. Hat man ſtarke und ſchwache Arbeiter in einem Haufen, ſo macht dies lauter Verſäumniß, folglich muß man ſie nicht zuſammen laſſen S. 86. Hiebey gehet der V. ſehr ins Detail, ſonderlich was das Mähergeſchäfte anlanget, woraus ſelbſt mancher praktiſche Landwirth noch lernen kan. Das Harken, Garbenbinden, Aufmandeln u. ſ. w. wird bis zu Ende dieſes Stücks mit gleicher Genauigkeit abgehandelt, die um ſo mehr zu loben iſt, als man ſie in den meiſten Wirthſchaftsbüchern nicht leicht antrift.

Drittes Stück, ſetzt dieſe Materie noch weiter fort. Der V. will hier S. 152, daß, um die Erndtearbeiter tüchtig und bey gutem Willen zu erhalten, man ihnen einen Mitgenuß verſtatten müſſe, und führet die Schleſiſche Methode an, da ihnen die zehente oder eilfte Mandel zum Lohne gegeben wird, welcher nach S. 161. der dortigen Verfaſſung nach gar nicht zu hoch iſt, wohl aber nach der hieſigen S. 163., daher S. 164 u. f. f. ein Vorſchlag gethan wird, wie man die ganze hieſige Ackerwirthſchaft nach dem Muſter der ſchleſiſchen Erndteverfaſſung einrichten, und dadurch noch mehrere Vortheile, als die Schleſier, ziehen könne. Dieſer Vorſchlag gehet bis Seite 186. iſt neu und dreiſte, nichtsdeſtoweniger aber in der Natur der Sache gegründet, und folglich gar wohl ins Werk zu richten. Der Leſer muß ihn im Zuſammenhang mit der vierten Abhandlung des erſten Bandes leſen, darauf ſich der V. beziehet.

S. 192. dieſes Stücks fängt ſich die 14te Abhandlung an, welche wirthſchaftliche Erinnerungen enthält, wegen der bey den Dreſchergeſchäften vorzubeugenden Betrügereyen und Unordnungen. Dieſe Betrügereyen ſind vor Alters ſchon im Schwange gegangen, und hat man noch in Sachſen ordentliche Zunftartikel aus den alten Zeiten S. 193. Davon ſind 39 an der Zahl voller Richtigkeit, ob man gleich ſie ohne Lachen nicht leſen kan. Sie ſind hier zu Ende des Stücks eingerückt.

Viertes Stück. Fortſetzung der Abhandlung vom Dreſchen. Das beſte Mittel, die Dreſcher anzuhalten, daß ſie rein ausdreſchen, iſt, daß man ein unrein gedroſchenes

Stroh

Stroh Ke ein paar mal ausdreschen lässet S. 218. Die übrigen Mittel, ihren mannigfaltigen Betrügereyen vorzubeugen, findet der Leser bis S. 234. angeführet.

S. 235. Oekonomische Betrachtung über die rechte Zeit, sein Getraide zu verkaufen, und wie weit bey sehr wohlfeilen Zeiten damit ein Umsatz und anderweitiges Verkehr vorzunehmen rathsam sey. Nur allein die baare Einnahme eines Landgutes bestimmt dessen wahren Werth S. 236. Der Ackerbau ist bey den meisten Landgütern die vornehmste Abnutzungsrubrik S. 237. folglich ist der Verkauf des Getraides der wichtigste Vorwurf des Oekonomen S. 238. Diese ganze Abhandlung enthält von der Theurung und Wohlfeilheit des Getraides und von dem Verhalten des klugen Landwirths dabey, von den Mitteln gegen die erstere, und von Erhaltung der Mittelpreise in einem Lande zum Besten aller Stände u. d. g. gar richtige Anmerkungen, wobey sich der V. auf des gelehrten Herrn Präsidenten Philippi vertheidigten Kornjuden, ein vortreffliches Buch, Seite 247 beziehet. Am Schluß dieses Stücks ziehet der V. aus allem dem, was er vorher gründlich ausgeführet, die Folge, daß der Landwirth, so bald der Roggen einen Thaler gilt, ohne Anstand verkaufen solle, weil er hiebey bestehen könne, und dieses die richtige Proportion unserer Zeiten, mit dem alten gewöhnlichen Preise zu sechzehn Groschen sey.

Fünftes Stück. Enthält den Beschluß obiger schönen Abhandlung; worauf S. 325. folgt: Oekonomischer Vorschlag wegen Errichtung so wol eines Wirthschafts- als auch Dorfmagazins, zur Erleichterung der bey dem Ackerbau sich öfters ereignenden Unglücksfälle, und zur Verhütung des Brodt- und Saatmangels auf dem Lande. Hier werden der Reihe nach die Hauptunglücksfälle erzählet, welche den Landmann treffen können, und vornehmlich von den Heuschrecken viel Lesenswürdiges beygebracht.

Sechstes Stück. Der V. führet obigen oekonomischen Vorschlag fort, und handelt in zwey Abschnitten die Anlegung eines Wirthschafts- und Dorfmagazins ab. So neu diese Materie ist, und mit wie vielen Schwierigkeiten selbige begleitet zu seyn scheinet, so kan man doch nicht in Abrede seyn, daß der Nutzen einer solchen Anstalt ausserordentlich groß seyn würde. Der Leser wird hier kein windiges Projekt, sondern einen sehr genau geprüften und auf sichern Gründen beruhenden Vorschlag finden, davon die

Regeln richtig, und in jeder Verfaſſung, wo nicht in totum, doch in tantum, anzuwenden ſind.

Siebentes Stück, betrift den ökonomiſchen Gartenbau, und iſt zur Anlegung der Küchengärten vorzüglich nutzbar.

Achtes Stück, ſetzt die Abhandlung vom Gartenweſen fort.

Neuntes, zehntes, eilftes und zwölftes Stück deßgleichen, und begreift in zwey Abhandlungen die Erzeugung, Wartung und Gebrauch der verſchiedenen Kohl- Wurzel- und Knollengewächſe, Küchenkräuter, Hülſenfrüchte und anderer Gartengewächſe in ſich.

Wir haben ſehr wenig Bücher von der Landwirthſchaft, die ein ſo genaues und richtiges Detail bey ökonomiſchen Gegenſtänden enthalten, welches das eigentliche Inſtructiviſche für ſolche Leſer iſt, die noch ſelbſt keine practiſche Oekonomen ſind, und auch dieſe, welche die Landwirthſchaft täglich treiben, werden noch an vielen Orten bemerken, daß der V. ihr Lehrmeiſter in manchen Stücken ſeyn kann, beſonders was dieſen und jenen kleinen Vortheil bey einem landwirthſchaftlichen Geſchäft betrift, den ſie bisher vielleicht nicht gewußt, oder doch überſehen haben, und der oft im Ganzen von nicht geringer Erheblichkeit iſt.

L.

Romanſ, eines edlen Wallachens, landwirthſchaftliche Reiſe durch verſchiedene Landſchaften Europens. Eine getreue Ueberſetzung mit Anmerkungen von Johann Friedrich Mayer, Pfarrer zu Kupferzell — 8. Nürnberg, 1775. 1 Alphab. 13 Bogen.

Noch haben wir aus der Feder des Herrn Paſtor Mayers nichts ſchlechtes erhalten, und das vor uns liegende Buch iſt ſeines Verfaſſers vollkommen würdig. Es iſt dieß eine Ueberſetzung ohne Original; und daß Romanſ auch weder der Verf. noch Geſchlechtsname des Reiſenden ſey, der hier ſchreibt, können wir unſern Leſern auf Treue und Glauben verſichern. Unter einer Maske laſſen ſich indeſſen viel Dinge ſagen, die man, ſo wahr, ſo nützlich ſie auch ſind, dennoch oft Bedenken trägt, mit freyer Stirn und of[fe]nem Angeſicht vorzubringen. Der mannigfaltige Innhalt

die-

dieses schönen Buchs kann Lesern allerley Art vortheilhaft seyn. Der Verstand und das Herz gewinnen gleich viel, und wie vielen Dank verdienet ein Schriftsteller, der seine Talente und seine Zeit zum Nutzen seines Nebenmenschen so gut anwendet.

Se.

Einige physikallische Bemerkungen über die Bienen und eine ihrer Krankheiten, die Faulbrut, von D. J. Ch. Voigt — 8. 47 S.

Diese des Herrn Ministers Grafen von Werthern Excellenz, in Berlin, dedicirte Schrift enthält zwar hin und wieder richtige Bemerkungen, aber auch noch manche Sätze, die erst durch eine Reihe von Erfahrungen entschieden werden müssen, bevor man sie bevestigen, oder verwerfen darf. Wir loben den Eifer des Herrn Doctors, und ermuntern ihn, ferner practisch, und mit vorsichtigen Wiederholungen dieses Fach zu bearbeiten.

Fundamentalgesetze zu einer perennirenden Coloniebienenpflege in zusammengesetzten Halbwohnungen, zum Nutzen aller Landesgegenden, von Johann Riem, der Churpfälz. ökonom. Gesellschaft ordentlichem und mehr anderen Gesellschaften Mitgliede. Mit Kupfern, als eine zweyte vervollkommnete Auflage. Mannheim und Berlin, bey C. F. Schwan u. G. J. Decker, 1775. 8. 1 Alph. und 4 Bogen.

Daß die Riemische neuere Bienenlehre, die längst für ein Originalwerk erkannt worden, und in unsern Buchläden nicht mehr zu haben war, bereits die zweyte Auflage erfordert hat, dieß ist schon ein gutes Vorurtheil und besondere Empfehlung für dieses Buch, das den ganzen Haufen unserer Bienenbücher verdrängen kann: und wir hoffen, bey dem Verlangen, dem Publicum eine Recension darüber vorzulegen, unsere Pflicht hinlänglich zu erfüllen, wenn wir uns auf das beziehen, was im XVIII. Bandes I. Stücke unserer Bibliothek von der ersten Auflage gesaget

worden. Wenn wir überdieß den Lesern anzeigen, daß der Verfasser diese neue Auflage, Kapitel für Kapitel, in der Ordnung der ersten gelassen; daß er solche um vieles vermehret, mit neuern Erfahrungen bereichert, und wirklich vervollkommnet habe; so ist uns nichts weiter übrig, als das ganze Werk, welches um 10 Bögen stärker, denn das erste ist, für Fundamentalgesetze zur beßten und vernünftigsten Bienenzucht allen Gegenden von ganzem Herzen zu empfehlen. Schade ist es nur, daß der Verleger die alten Kupferplatten bey einem so wohl aufgenommenen Werke bloß aufstechen lassen: sonsten entspricht Druck und Papier der Güte des Innhalts vollkommen.

Zs.

Johann Riems — vollständige praetische Anleitung, das aufgeblähete Vieh durch untrügliche innerliche und äusserliche Mittel zu retten; zum Nutzen aller Landesgegenden. Mit einer Kupferplatte. 8. Berlin, 1775. 4 Bogen.

Ist anjetzt in unsern Brandenburgischen Gegenden um so nützlicher, da seit der angefangenen Aufhebung der Gemeinheiten vieles Rindvieh mit frischem Klee und Luzerne in den Ställen gefüttert wird, welches mit der Unerfahrenheit der Landleute in dieser neuen Fütterungsart vereinbaret, sehr oft die gefährliche Krankheit erreget, welche in diesen Bogen beschrieben, und ihre sichere Heilungsart deutlich gelehret wird.

So.

Abhandlung vom Haaken, als einem vorzüglichen Ackerwerkzeuge, anstatt des Pfluges. Mit vielen Kupfern. 8. Berlin, 1774. 12 Bogen.

Die vielen Kupfer bestehen in vier Stück, welche die verschiedenen Theile des Haakens und andere Sachen vorstellen. Dieser kleine Tractat ist indessen sehr gründlich abgefasset, und sind der Bau, die Theorie, die Anspannung und der Gebrauch des Haakens, die Mittel, ihn zu stellen u. d. g. in den ersten vier Abschnitten wirklich meist erhaft beschrieben, und allenthalben die wichtigsten Anmer-

Anmerkungen eingestreuet, welche dem practischen Landwirth, der aber zugleich etwas mehr als pflügen verstehen muß, sehr angenehm seyn werden. Was von der Anspannung des Haakens gesagt wird, ist vorzüglich lehrreich, und kann viel Gelegenheit zum weitern Nachdenken geben. Der fünfte und sechste Abschnitt, darinn nach Berechnung des Raums, der in einer gesetzten Zeit durch den Haaken bestellet werden kann, dieser mit dem Raum verglichen wird, den der Pflug bestellet, sind die wichtigsten, und der Haaken behält hier, wie auch in aller übrigen Absicht, den Preiß. Der Herr Verfasser, der sich am Ende der Dedication Schumacher nennet, ist ein Amtmann im Meklenburgischen. Ein solcher geschickter Mann ist unter seinen Collegen, um in der Sprache des Landvolks zu reden, so selten, wie ein weisser Sperling, oder wie eine bunte Krähe.

L.

Herrn Heinrich Christian von Brocken Abhandlung und Beantwortung der Frage: Wie ohne Nachtheil der Festigkeit des Holzes das Wachsthum der Forsten beschleuniget werden kann? welche den von dem Königl. Preuß. Generaldirectorio darauf gesetzten Preis erhalten, nebst einem eben die Frage betreffenden Schreiben des — Herrn Reichspostmeisters Hildebrandt — welchem eine extraordinaire Belohnung zuerkannt worden. 4. Berlin, 1774. 5 Bogen.

Was auch der Neid oder Stolz nur immer dawider sagen mag, so ist der Herr von Brocke, was den Anbau des Holzes betrift, immer noch der erste Forstmann in Deutschland; sein vortreffliches Buch von der Forstwirthschaft bezeugt dieses, und gegenwärtige Preißschrift ist ein neuer Beweis davon. Er hat für die letztere 200 Reichsthaler erhalten, und Herr Hildebrand für sein gründliches Schreiben halb so viel. Und wenn es so viel tausend Reichsthaler wären, so ist diese Belohnung in Rücksicht auf den grossen Nutzen, den diese beyde Anweisungen durch ihre Befolgung gewähren können, eine wahre Kleinigkeit, wie der Kenner gestehen wird, dem wir diese wenige Bogen, wie

allen Forstliebhabern, ganz zu lesen anrathen, und hier nichts weiter davon sagen wollen.

Neues Verfahren, kalte, nasse und unfruchtbare Ländereyen vornemlich — thonartige Grundstücke zu verbessern; besonders eine Anweisung, den Klai, Torf und die Maulwurfshaufen auszubrennen. Nebst einem Anhange, welcher die in dem Feld- und Gartenbaue gemachten allerneuesten und vorzüglichsten Entdeckungen der Deutschen und Ausländer überhaupt enthält. Aus dem Englischen. Mit 3 Kupferplatten. 8. Münster und Leipzig, 1775. 17 Bogen.

Der Innhalt erhellet aus dem langen Titel; lasset uns also sehen, wie die Ausführung desselben beschaffen ist. Der V. sagt S. 3, er habe sich deßhalb nur einen ganz kleinen Theil des Hauswesens (soll wol Landwirthschaft heissen) auszuführen vorgenommen, weil er nicht gern in den Fehler so vieler ökonomischer Schriftsteller verfallen wollen, welche immer den ganzen Umfang der gesammten Landwirthschaft abzuhandeln sich unterfangen, und weil sie unmöglich allenthalben eigene Erfahrungen haben, sich genöthiget sehen, andere auszuschreiben, und daher tausend Irrthümer ins Publikum verbreiten, und den unerfahrnen Leser verführen. Er habe demnach bloß seine eigene oder anderer Erfahrungen bey seinem Gegenstand zu Rathe gezogen, und von Schriftstellern niemand, als den Columella und Virgil dabey gebraucht, S. 4.

1. Hauptstück. Von solchen Grundstücken das Wasser abzuleiten, welche mehrentheils horizontal sind S. 14. Wenn das Feld mit einer Hecke umgeben ist, so machet man innerhalb derselben auf allen Seiten einen proportionirlichen tiefen und breiten Graben, oder an dem niedrigerm Theile gar einen Teich, der das überflüssige Wasser sammlet S. 14. Dieß ist denn nun wol keine Hexerey.

2. Hauptstück. Das Wasser abzuleiten, wenn der Boden sehr uneben ist S. 16. Man misset die verschiedenen niedrigen Stellen mit der Wasserwaage, legt an den niedrigsten Orten einen Teich an, und leitet das Wasser

von

von dem übrigen Felde daselbst hin S. 17. 18. Auch nichts sonderlich Neues!

3. Hauptstück. Wie das Wasser von einem Boden abzuleiten ist, in welchem sich Quellen befinden S. 19. Ist etwas umständlich beschrieben, ohne daß es nach unserer Meinung die gehörige Wirkung haben kann.

4. Hauptstück. Wie die gemeinen Marschfelder getrocknet werden müssen S. 22. Die hier befindliche Anweisung, den Böden mit Gräben in einer gewissen Entfernung zu durchschneiden, ist ganz gut ausgefallen; wenn aber der V. S. 25 u. f. die tiefen physikalischen Beobachtungen und Ausrechnungen eines Townley, Derham und Hales von der Menge des Regens und des Thaues, und wie viel Wasser zum Wachsthum erfordert werde, anführet, und hiernach für jede Landesgegend die Größe der Teiche und Gräben bestimmen will, so mögten wir wol das Amtsgesicht unserer Pachter bey diesen Vorschriften sehen.

5. Hauptstück. Ein neues und wohlfeiles Verfahren, trockenen Torf und Maulwurfshaufen zu verbrennen S. 27. beschreibt eine Art von Ofen, oder vielmehr Kohlenmeiler, welcher nicht uneben ausgedacht, und mit einer Kupferplatte erläutert ist.

6. Hauptstück. Neues Verfahren, den feuchten Kläy in einem Haufen oder Meiler zu verbrennen S. 33. hat vieles mit dem vorigen gemein, wie auch aus dem beygefügten Kupfer erhellet.

7. Hauptstück. Wie in dem mitternächtigen Britannien die unfruchtbaren Ländereyen gebrannt werden S. 55. solches ist hier mit vielen gelehrten Anmerkungen begleitet, welche zugleich darthun, wie gründlich Columella und Virgil vom Landbau geschrieben haben, deren Kentnisse von der Fruchtbarkeit der Erden und deren Mitteln, selbige zu befördern, weit ausgebreiteter gewesen, als die Einsichten unserer Physiker von diesem Gegenstand.

8. Hauptstück. Wie die Weiden, Ellern, Zachweiden, Linden und Quittenbäume in dem feuchten Boden, welcher mit Quellen angefüllet ist, gepflanzet und gezogen werden müssen S. 70. hat nichts Besonders.

9. Hauptstück. Wie Fischteiche gemacht werden müssen S. 77. enthält zwar manches Gute; wir haben aber Schriften, darinn diese Materie ungleich gründlicher abgehandelt wird.

10. Hauptstück. Vermischter Dünger für nassen, klayigten oder leimigten Boden Seite 85. ist das Wichtigste im ganzen Buche, und zeuget von der großen Sorgfalt der Engländer bey diesem Hauptpunkt des Landbaues, von welcher Sorgfalt die deutschen Landwirthe noch wenig oder gar nichts wissen, und leider noch weniger in Uebung bringen.

11. Hauptstück. Von dem Gebrauche einiger Pflüge und anderer Ackergeräthe, welche auf der fünften und sechsten Kupferplatte vorgestellet bisher aber noch von keinem Schriftsteller beschrieben sind S. 102. Hier wird 1) ein Pflug beschrieben, um damit Wasserfurchen zu machen. 2) Ein leichter Pflug, zwischen den Gewächsen, nach Art der Tullischen Methode, die Erde aufzulockern und das Unkraut wegzuschaffen. 3) Ein sogenannter Teichrechen um Gräben und Teiche vom Schilf und Schlamm zu reinigen. 4) Einige Kärsten oder Harcken zu mancherley Gebrauch.

12. Hauptstück. Wie steifes oder klayigtes Land zu Gartenlande geschickt gemacht, und so wohl auf einem nassen als trockenen Boden Fruchtbäume gezogen und gewartet werden müssen S. 112. Das erstere gründet sich auf seine im Anfang dieses Buchs gegebene Regeln. Bey Anlegung eines Gartens thut der V. in einer langen Note einen hämischen Ausfall auf das Englische Gärtnerlexicon, darüber der Leser selbst urtheilen mag. Vom Anbau der Fruchtbäume kommt nichts besonders vor, ausser daß er lehret, den Englischen Pepin, der selbst in England anjezt durch die Unwissenheit vieler Gärtner ausartet, bey seiner vormaligen Güte zu erhalten, wozu er das doppelte Pfropfen empfiehlet, davon er überhaupt ein grosser Freund zu seyn scheinet.

13. Hauptstück. Anmerkungen über die Berge S. 132. Hätte ganz wegbleiben können.

Der Anhang des Herrn Uebersetzers ist lesenswerth, denn ausser, daß er manche von dem V. vorgebrachte Sachen verbessert, handelt er verschiedene Materien z. E. von den Blättern, von der Nahrung der Pflanzen u. d. g. sehr gründlich ab, prüfet davon die Meinungen der neuern Naturforscher und tadelt sie in den meisten Fällen nicht ohne Grund.

Von der Uebersetzung können wir zwar in Ermangelung des Originals nichts sagen, glauben indessen doch keine Irrthümer bemerkt zu haben Z. E. S. 1. S. 2. u. s. w.

Haus

Landwesen, wo im Englischen sicherlich das Wort Husbandry stehet, und hier durch Landwirthschaft gegeben werden muß; ferner S. 90. Riedgras ist das in England sehr bekannte Raigras (Raigrais)

V.

Oekonomische Nachrichten der Patriotischen Gesellschaft in Schlesien. Zweyter Band auf das Jahr 1774. 4. Breslau. 2 Alphab. 12 Bogen.

Wir hoffen, in der ausführlichen Recension des ersten Theils dieses nutzbaren Werckes dem oekonomischen Leser Gründe genug vorgestellet zu haben, um solches seiner vorzüglichen Aufmerksamkeit werth zu halten, daher wir wegen des engen Raums in dieser und der grossen Anzahl merkwürdiger und meistens durchaus praktischer Abhandlungen in jener Schrift es diesmahl bey der bloßen Anzeige müssen bewenden lassen.

Karl — von Meidinger — ökonomisch-praktische Abhandlung von dem Torfe, oder der brennbaren Erde; welchergestalt in einem Lande die morastigen Gegenden zu untersuchen, und wegen Mangel, als auch Ersparung des theuren Brennholzes ein guter Torf ausfindig zu machen sey. 8. Prag. 1775. 3 Bogen.

Der Verfasser kennet seinen Gegenstand vollkommen, und ist es also sehr Schade, daß er nicht weitläuftiger von dieser wichtigen Sache geschrieben hat.

So.

Heinrich Christian von Brocke — wahre Gründe der physikalischen und Experimental-allgemeinen Forstwissenschaft — als ein Handbuch für Forstbediente zu gebrauchen. Vierter Theil. 8 Leipz. 1775. 1 Alph. 10 Bogen.

Ist ein Nachtrag zu den vorigen drey Theilen dieses Werks, dessen wir schon in dieser Bibliothek mit allem dem Lobe gedacht haben, das ein so gründliches und nützliches Buch verdienet. Die schöne Abhandlung, welche das Preuß. Generaldirektorium vor zwey Jahren als eine Preisschrift gekrönet hat, stehet hier vorne an, und ihr folgen verschiedene andere, unter welchen uns diejenige, welche den Titel führet: Bestrittene Vorurtheile am besten gefallen hat. Manches Unnütze findet man zwar auch in diesem Bande, z. E. den Brief von H. aus Hydria; allein das Meiste ist gut und sehr brauchbar.

— Nützlicher Unterricht für den Land- und Bauersmann auf das Jahr 1775 — oder Landwirthschaftskalender. Sechster Jahrgang — 4. Stuttgart. 6 Bogen.

Haben wir schon verschiedenemal als eine nützliche Schrift empfohlen, und erhält sich noch bey seinem ersten Werth.

Die Fischjagd für einzelne Liebhaber in zwey Abtheilungen. 8. Hamburg und Flensburg. 1774. 9 Bogen.

Beschreibt die verschiedenen Arten, Fische zu fangen, kurz und für den Liebhaber angenehm. Es sind deren 26 an der Zahl. Der Krebsfang, das Laichen der Fische und das Verschneiden derselben sind die drey lezten Aufsätze und sehr gut beschrieben.

L.

Anleitung für die Landleute über die Wässerung der Wiesen, als ein Beförderungsmittel, den Graswuchs zu befördern. Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. gr. 8. Zürich, 1774. 4 Bogen.

Ist aus den Beantwortungen über diese ausgeschriebene Preisfrage zusammengetragen, ausserhalb der Schweiz und

und andern bergigten Ländern, wenig nutzbar. Hat denn aber eine ganze Gesellschaft nicht bemerken können, daß Beförderungs-Mittel und Befördern einen grossen Uebelstand auf dem Titel macht?

Abhandlungen der freyen ökonomischen Gesellschaft in St. Petersburg — Fünfter Theil. Aus dem Russischen übersetzt, gr. 8. St. Petersburg, Riga und Leipzig, 1775. 8 Bogen.

Zehn Aufsätze von verschiedenem Innhalt, aber auch diesmahl von verschiedenem Werthe, machen diesen fünften Theil aus, der denen vier vorhergehenden Theilen, in Absicht der Gründlichkeit und des Gemeinnützigen, weit nachstehen muß. Vielleicht behaupten die folgenden Theile wieder ihren alten Werth.

B.

Von Vorzügen, Mängeln und Verbesserungen des Ackerbaues. 8. Frankfurth, Hanau und Leipzig, 1775. 9 Bogen.

Enthält zwar lauter bekannte Sachen, die aber gut und dreiste vorgetragen sind; gehöret indessen mehr in das Fach der Staats- als der Landwirthschaft. Richtig ist die Anmerkung S. 17. „Ist das Land reich an Früchten und die Unterthanen sind arm, so ist die Schuld an der Policey. „Deutschlands Armuth an den meisten Orten wäre in „Reichthum zu verwandeln, wenn man dessen Verfassung „überhaupt änderte u. s. w.

L.

Allerbeste Art, den Hopfen anzulegen — aus eigener Erfahrung des — Herrn Christian Reicharts — Neue Auflage, 8. Düsseldorf, 1775. 3 Bogen.

Wer die Verdienste eines Reicharts um den Gartenbau und das Ackerwesen und seine grösseren gründlichen Schriften kennet, wird diesen Traktat ohne unsere Empfehlung lesen.

Jos

Johann Baptist Michael Sagars — Abhandlung von dem Mehlthau, als der größten Ursache der Hornviehseuche; und derselben Curart, Landwirthen ein sehr nützliches Werk — 8. Wien. 1776. 5 Bogen.

Ja freylich, „den Landwirthen ein sehr nützliches Werk — ein Werk fünf Bogen stark.

Zwey neue ökonomische Abhandlungen — mit Kupfern. Herausgegeben von einem Liebhaber nützlicher Wissenschaften. 8. Berlin und Leipz. 1775. 2 Bogen.

Diese sind 1) neu erfundene Angaben, wie man zur Ersparung des Holzes und des Raumes in Wirthschaftsgebäuden, den Ofen, Camin und Küchenheerd nebst einer Obstdarre in Eines bauen und zum bequemen Gebrauch beysammen haben kann. 2) Kurze Anweisung, wie man den Kalk mit einem Drittheil Holz in drey bis vier Tagen brennen kann. Der V. sagt, daß solches alles schon verschiedene mahle probiret worden sey.

So.

Die in den Briefen über die Bestellung eines Küchengartens vorkommende Küchengewächse — in eine Tabelle zusammen gefasset von F. H. H. Lueder — 4. Leipzig, 1775. 2 Bogen.

Die Briefe des Hrn. V. von Küchengewächsen sind bekannt, und ist ihrer bereits in dieser Bibliothek rühmlichst gedacht worden. In dieser Tabelle übersiehet der Leser mit einem Blick 110 Arten der Küchengewächse, Kräuter u. s. w. nach 1) der Dauer der Pflanzen selbst; 2) den Jahren der Dauer des Saamens; 3) der gewöhnlichen Zeit des Aussäens; 4) der Beschaffenheit des für sie erforderlichen Erdreichs; 5) der Weite der Aussaat; 6) der Tiefe, in welcher der Saame unter die Erde kommen muß; 7) der frühesten Zeit des Aufgehens des Saamens; 8) der Zeit der Verpflanzung; 9) der Weite der Verpflanzung; 10) der botanischen Benennungen nach Linnäischem Sy-

stem

stem, und nach dem Caspar Bauhinus. Warum haben wir nicht von der Holzsaat, Bestellung eines Blumengartens u. s. w. ähnliche Tabellen? —

V.

Kurze Anweisung für das Landvolk zur Anpflanzung und Besorgung der Wälder. Nebst einem Waldkalender — von J. L. M. gr. 8. Zürich, 1775. 5 Bogen.

Ist in eben dem Geschmack geschrieben, als verschiedene andere kleine Traktate von einzelnen Gegenständen der Landwirthschaft, welche seit einigen Jahren in der Schweiz herausgekommen sind, und von deren grossen Nutzen wir schon öfters geredet haben. Schade, daß die Schreibart sehr schweizerisch undeutsch ist.

So.

16) Vermischte Nachrichten.

Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen, zur Aufnahme der Mathematik, der vaterländischen Geschichte und der Naturgeschichte. Zum Drucke befördert von G. v. Born. Erster Band. 1775. 8. Prag, in der Gerlischen Buchhandlung. 25 Bogen. 8 Kupferbl. nebst einem Titelkupfer.

Auch kleine Universitäten in Deutschland haben ihre gelehrten Gesellschaften. Warum sollte nicht ein Königreich, wie Böhmen, auch solche haben? Schon Lobkowitz von Hassenstein hatte gelehrte Zusammenkünfte veranlaßt, und schon ehemals machten die böhmischen Dichter ihre Farragines poeticas bekannt, wozu Hodejonski sie aufmunterte. So muntert nun Hr. v. Born die Verfasser gegenwärtiger Abhandlungen auf. Jeder Band soll mit einem Titelkupfer, und zwar mit dem Bildniß eines jetztlebenden böhmischen Gelehrten geziert seyn, und der erste Band fängt mit dem Grafen von Waldstein, Bischof

zu

zu Leutmeritz, als einem Gönner der Wissenschaften, an. Alles dieses ist ganz gut, und verdienet fernere Aufmunterung. Die Abhandlungen selbst sind folgende. 1). Hrn. Tessanek Methode, die vollkommenen Theiler einer gegebenen Zahl zu finden. Hier hätte der Beweis der Methode, die Theilbarkeit einer Zahl durch 3 zu finden, als bekannt genug wegbleiben können. Der Verfasser legt eine Tafel zum Grunde, wie z. E. die von Ajema ist, welche die Theiler der Zahlen von 1 bis 10000 angiebt, und zeigt sodann, wie man mittelst derselben auch die Theiler der Zahlen finden könne, die zwischen 10000 und 20000 fallen. Diese Aufgabe findet sich bereits in Herrn Lambert Zusätzen zu den Logarithmischen und trigonometrischen Tabellen, wo des Anjema zu dieser Absicht angeführt werden. Hierauf folgt die Art, den Gebrauch dieser Methode auf Zahlen zu erstrecken, die bis 10 mal weiter als die Tabellen reichen. Auch diese hat Hr. Lambert in gedachtem Zusatze angegeben. Hier geht aber der Verfasser darinn ab, daß er die Theiler nach ihrem Ueberschusse über ein Vielfaches von 10 in Classen ordnet, und mit jeder Classe den Versuch besonders vornimmt. Die Arbeit wird dadurch nicht kürzer. Endlich dehnt Hr. T. die Methode auch auf 100fach grössere Zahlen, und ordnet die Theiler nach der Form $100x + 10y + z$. Dabey ist nun des Versuchens kein Ende. Um die Anfänger zu üben, wird eine Tafel der Theiler der Zahlen von 1 bis 1000 beygefügt, und endlich Krafts Methode Nov. Comment. Acad. Petropol. T. 3. angeführt, und angemerkt, daß sie eben nicht alle Vollkommenheiten hat. Freylich gehen noch bisher alle Methoden durch Versuche, die bey sehr grossen Zahlen gewöhnlich alle Gedult erschöpfen. Die 2. Abhandlung fängt S. 65 an, und ist ein Auszug aus Hrn. Steplings Werke, worinn der Inhalt und die Fläche einiger von Cylindern, auch höherer Grade abgehauenen Keil- und Klauförmigen Stücke, abgehandelt werden. Auch hier hätte viel als bekannt voraus gesetzt werden können. Halley, Wolf und Kästner, welche solche ungulas cylindricas bey der Berechnung der Sonnenwärme gebrauchen, und in so fern eine Integralgrösse durch das Bild eines solchen Klauens eigentlich nur sinnlicher und faßlicher machen, hätten wohl verdient, angeführt zu werden. Dieser Abhandlung hat 3) Hr. Tessanek einen Anhang beygefügt, worinn er zeigt, wie die Integralien haben können gefunden werden, nemlich algebraisch, oder mittelst der Quadraturen, der Kegels

gefchnitte oder auch mittelſt unendlicher Reyhen. In der 4ten Abhandlung S. 125. liefert Hr. Teſſanek Betrachtungen über die arithmetiſche Regel zweyer falſchen Sätze. Der Verfaſſer hat noch nirgends einen ächten Beweis dieſer Regel gefunden, und iſt dadurch bewogen worden, einen zu ſuchen, glaubt aber, daß er dazu die Algebra brauchen müſſe, um alle Ausſchweifungen zu vermeiden. Er beſinnt ſich hiebey nicht, daß, wer die Algebra verſteht, der Regel Falſi entbehren kan, und daß, ſo fern man dieſe Regel als das non plus ultra der gemeinen Rechenkunſt anſieht, ſie weiter nichts, als eine etwas verwickelte Anwendung der Regel de Tri iſt, und ihr Beweis eigentlich hierauf ſich gründen müſſe. Wir wollen dem Verfaſſer zur Aufmunterung Wenzens *demonſtrative* Rechenkunſt nachzuſehen anrathen, weil eben Wenz ſich einige Mühe gegeben, die Regel Falſi auf die Regel de Tri zurücke zu führen, und noch verſchiedenes hinzu zu fügen. In der 5ten Abhandlung giebt Herr Steepling Beweiſe einiger Eigenſchaften des Neuners. S. 141. Der Verfaſſer nimmt erſtlich die Eigenſchaft vor, daß, wenn die Ziffern einer Zahl z. E. 21 verſetzt werden, ſo daß 12 geſchrieben wird, ſodann der Unterſchied 21 — 12 entweder 9 oder durch 9 theilbar ſey. Dieſe Eigenſchaft hat Mairan 1726 bey der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vorgetragen und angemerkt, daß ſie auch bey der Differenz der Dignitäten vorkommt. Herr Clemm hat einen Beweis davon gegeben. Der Verfaſſer ſagt nur, daß die Aufgabe ihm von einem ſeiner Freunde vorgelegt worden. Er löſet ſie auch nur für den einfachſten Fall, nemlich für die bloſſe Differenz auf. Endlich fügt er noch die Eigenſchaft bey, daß, wenn die Ziffern einer Zahl zuſammen addirt werden, und man die Summe von der Zahl ſelbſt abzieht, der Ueberreſt allemale durch 9 theilbar ſey. Die Sache iſt für ſich klar, weil z. E. (a + 10 b + 100 c + etc.) — a — b — c — etc. = 0 + 9 b + 99 c + etc. iſt. In der 6ten Abhandlung ſtellt Hr. Dembſcher Betrachtungen über die Grubenprofile an, wie dieſelben zu verfertigen. Wir ſehen daraus eigentlich nur ſo viel, daß die Markſcheider ihre Kunſt noch immer handwerksmäßig und ſtümpermäßig lernen, anſtatt daß ſie von der Geometrie mehr, als der geübteſte Feldmeſſer verſtehen ſollten. Der Unterſchied der Kunſtwörter mag viel dazu beytragen, daß ſie meynen, die Geometrie ſey eine von den Markſcheiden verſchiedene oder vollends unabhängige Wiſſenſchaft. 7)

Hr. Siegel liefert Vorschläge zur Verbesserung des Gradbogens, dessen sich die Markscheider bedienen. Der Verfasser verwirft das an einem Faden herabhängende Senkbley, und macht den ganzen Senkel von Blech. Dieses sollte aber doch nur das Futteral von dem Fadensenkel seyn. 8) Hrn. Voigt Untersuchung über die Einführung, den Gebrauch und die Abänderung der Buchstaben und des Schreibens in Böhmen. Die böhmischen Apostel Cyrillus und Methodius haben für die Böhmen neue Buchstaben erfunden, die aber bald nachher durch die lateinischen verdrengt und dann im Anfang des 16. Jahrhunderts zwischen lateinischen und böhmischen Buchstaben wiederum ein Unterschied eingeführt worden. Auch wünscht der Verfasser, daß die Russen, Polacken, Böhmen ꝛc. Kurz alle slavischen Mundarten einerley und zwar die lateinischen Buchstaben, nemlich nach gehöriger Art durch- und überstrichen, gebrauchen möchten. Ob die vorerwähnten Apostel Ketzer gewesen, wird hier auch untersucht, so wenig es zur Sache gehört. Der Verfasser wechselt mit Text und Noten ab, und liefert beydes fast zu gleichen Theilen. An Beweisen, Gegenbeweisen, Repliquen, Dupliquen ꝛc. läßt er es auch nicht fehlen, trägt sie auch gleich stark und gleich matt vor, wie es kömmt. Die folgende 9te Abhandlung ist auch von ihm, und handelt von dem Alterthum und Gebrauche des Kirchengesanges in Böhmen. Er geht nicht über die Zeiten des in Böhmen eingeführten Christenthums hinaus. Die böhmischen Apostel mußten erst die böhmische Sprache lernen, ehe sie die Bekehrung anfangen konnten. Mit dem Unterrichte wurde dann zugleich auch der Gottesdienst, und mit diesem der Gesang auf böhmisch verrichtet. Zur Probe führt der Verfasser S. 211. ein böhmisches Kyrie Eleison mit den Noten aus dem 14ten Jahrhundert an. Die Sänger hiessen Litteraten und waren den Meistersängern sehr ähnlich. Die Hußiten hatten ebenfals ihre Kirchengesänge, und zwar sehr gute und gut in das Gehör fallende. Diese Abhandlung ist ebenfalls in Text und Noten vertheilt. Man kan über den Noten den Text, und beym Textlesen die Noten wieder vergessen. Wir wollen ihm zur Aufmunterung und Uebung eines bessern Vortrages die nächste folgende 10. Abhandlung vorschlagen. Sie ist vom Herrn Pelzel, und betrift den Samo, einen slavischen König und Helden, in Rücksicht auf die Fragen, ob derselbe ein Franke oder Slave, ein Kaufmann oder ein Krieger gewesen, und

ob

ob er in Pommern, oder in Böhmen, oder in Kärnten die Slavon beherrscht habe. Die Entscheidung fällt so aus, daß er ein Slave und ein Kriegsmann (ein Händelmacher heißt eigentlich das von Fredegar gebrauchte Wort, negotians) gewesen, und über die Böhmen zu Dagoberts Zeiten geherrscht habe. 11) Schreiben des Grafen von K. an Hrn. D. Born, über einige mineralogische und lithologische Merkwürdigkeiten. Einige kleine Reisen durch Böhmen gaben dazu Anlaß. Er traf unweit Ginez Flußkiesel kauf gut mineralogisch abgegründete kleine Quarzstücke, in einem Bache an, und gieng ihrem Ursprunge nach, fand mehrere Quarzsäulen als Ueberreste von Felsen, die Ritzen hatte, welche durch die Kraft des Eises mögen gespalten worden seyn. Auch fand er ganze Entomolithen, und fing bei Anlässe, mit der kunstlosen Art in Böhmen Erze zu gewinnen, Mitleiden zu haben. 12) Des Hrn. v. Born Antwort hierauf. Ganze Entomolithen hat er bey Prag herum lange vergebens gesucht. Das böhmische Eisen wird ohne Vernunft geschmolzen, wenn es gleich gut zum Drat ziehen ist. 13) Hrn. v. Born mineralogische Bemerkungen aus den neuesten Reisebeschreibungen, fürnemlich aus Hrn. Pallas seiner gezogen. Eigentlich Klägden, daß man zu nachläßig ist. Man kan aber auch nicht so leicht aller Orten in die Erde graben, als man auf deren Fläche Kräuter sammlet, und hat doch die Ungedult, alles so gleich erklären, oder auch Meynungen mit Meynungen vereinigen zu wollen. Nur immer mehr gesammelt und weniger raisonirt, ist das beste Mittel, die Mineralogie zu erweitern. 14) Hrn. Dobner Beweis, daß die Urkunde Bolislaw des zweyten in dem Kloster Brzweniow ächt, und die älteste bisher aufbehaltene Urkunde sey. Es ist eine Streitschrift wider Hrn. Pubitschka, welcher nebst einigen Witzlingen Einwürfe gemacht hat. Wir werden es bey dieser Anzeige bewenden lassen; denn in solchen Fällen kann man nicht nur von beyden, sondern von vielen Seiten her Zänkereyen anfangen und nie zu Ende bringen. 15) Hrn. Stepling Beobachtung von der Magnetnadel in Prag. Im Febr. 1775 war ihre Neigung 71 Gr. $37\frac{1}{2}$ Minuten ungefehr. Eigentlich will dies sagen $71\frac{5}{8}$ Gr. ungefehr, denn sonst hätte die halbe Minute wohl wegbleiben können. Die Nadel ist von Hrn. Brander nach Hrn. Dr. Bernoulli Methode verfertigt. 16) Hrn. Strnad